Lehr- und Lesebuch

oder die

Vaterlands- und Weltkunde

für die

Oberklassen katholischer Volksschulen.

Von

Albert Haesters,
erstem Lehrer an der katholischen Knabenschule in Werden a. d. Ruhr.

Eigene Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern.

(Stereotyp-Ausgabe.)

Preis: roh à 39 kr.

Essen,
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1863.

Vorwort.

„Die Welt liegt uns als ein in einander fliessendes Meer verwirrter Anschauungen vor Augen; die Sache des Unterrichts ist es, dass er die Verwirrung, welche in dieser Anschauung liegt, aufhebe, die Gegenstände unter sich sondere, die ähnlichen und zusammengehörigen in in ihrer Vorstellung wieder vereinige, sie alle in uns zu deutlichen Begriffen erhebe. Und dieses thut er, indem er uns die in einander fliessenden, verwirrten Anschauungen einzeln vergegenwärtigt, dann uns diese vereinzelten Anschauungen in verschiedenen wandelbaren Zuständen vor Augen stellt, und endlich dieselben mit dem ganzen Kreise unseres übrigen Wissens in Verbindung bringt."

Pestalozzi.

„So lange die Lesebücher, die eigentlichen Unterrichtsbücher der Schule, nicht mit dem nächsten Anschauungskreise anheben und in gehöriger Stufenfolge denselben, von Anschauung zu Anschauung fortschreitend, erweitern, so lange wird es um unsere Schulen nicht besser. Die Lesebücher müssen mit eisernem Bande Lehrer und Schüler nöthigen, den Weg der Anschauung zu verfolgen. Das ist die Aufgabe der Lesebücher. Es ist eine schwierige, vielfach versuchte, aber bis zur Stunde nicht gelös'te."

M. Wagner.

Am Schlusse des Vorwortes zur ersten Auflage des „Lehr- und Lesebuchs für die Mittelklassen" wurde bereits bemerkt, daß die Bearbeitung eines Lesebuches für Oberklassen, welches sich eng an das für Mittelklassen anschließen, nach denselben Grundsätzen den geistigen Gesichtskreis der Schüler über den unmittelbaren Anschauungskreis hinaus von Stufe zu Stufe immer mehr erweitern und den noch übrigen grammatischen Sprachübungsstoff: die Musterstücke aus dem II. und IV. Theil des Praktischen Lehrganges für den gesammten deutschen Sprachunterricht von **L. Kellner** enthalten werde, bereits begonnen sei. Die freundliche Aufnahme und die vielen anerkennenden Beurtheilungen, welche dem „Lehr- und Lesebuche für die Mittelklassen" in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zu Theil geworden, haben den Verf. nicht wenig ermuntert, die Bearbeituug des 2c. Buches für die Oberklassen rüstig zu fördern, und indem derselbe das Vergnügen hat, es hiermit unter dem Titel **„Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule"** der deutschen Jugend und deren Lehrern schon so bald übergeben zu können, möge ihm hier nur die Bemerkung gestattet sein, daß er sich nach besten Kräften bestrebt hat, das Eingangs bezogene Versprechen zu lösen.

Das vorliegende „Lehr- und Lesebuch" zerfällt in 4 Abschnitte: **I. das Vaterland, II. die Erde, III. die Welt** und **IV. der Mensch.** Vor allem war bei Anordnung des Stoffes der Grundsatz leitend, „vom Bekannten zum Unbekannten" — „vom Nähern zum Entferntern" fortzuschreiten — das Unbekannte an das Bekannte anzuknüpfen und damit zu vergleichen, um so alles über den unmittelbaren Anschauungskreis Hinausliegende: fremde Gemeinden, Kreise, Bezirke, Provinzen, Staaten, Länder, Erdtheile — fremde Thiere, Pflanzen, Mineralien — fremde Menschen 2c. auf den unmittelbaren Anschauungskreis zu beziehen und durch denselben klar zu machen: fremde Gemeinden durch die eigene — unbekannte Thiere durch bekannte u. s. w. — Von ausgezeichneten Schulmännern ist seit Pestalozzi wiederholt der Grundsatz ausgesprochen worden, „daß der Mensch — das Kind — vor allen Dingen in seinen nächsten Verhältnissen zur Natur und zur Menschheit einheimisch werden müsse, bevor man ihm einen weitern Kreis der Erkenntniß giebt." Verf. hat sich bemüht, diesen Grundsatz in Anlage und Durchführung seiner beiden „Lehr- und Lesebücher", welche ein zusammengehörendes, organisches Ganze bilden, strenge zu befolgen. Denn nachdem das Kind an der leitenden Hand des Lehrers durch das „Lehr- und Lesebuch für die Mittelklassen" in dem unmittelbaren Anschauungskreise, der **Gemeinde,** sich in seinen Verhältnissen zur Natur und Menschheit hinlänglich orientiren gelernt hat, soll es nun in dem „Lehr- und Lesebuche für die Oberklassen" von diesem kleinen Kreise aus, und an ihn anknüpfend, zunächst seinen geistigen Gesichtskreis erweitern zur Übersicht über **das Vaterland.** Nichts ist natürlicher, als daß die Geographie des Vaterlandes hier als die Grundlage, die Nr. I. alles weitern Unterrichts, erscheint; denn die folgenden Theile desselben ruhen auf ihr und werden durch sie in naturgemäßer Weise zusammengehalten, was sich um so vortheilhafter erweis't, als leider in den meisten Volksschulen Schülerzahl, Lehrkraft und Zeit zu der Masse der einzelnen Fächer der sogenannten „gemeinnützigen Kenntnisse, der Realien", in so gar argem Mißverhältnisse stehen, daß unmöglich jedes dieser Fächer einzeln mit lohnendem Erfolge betrieben werden könnte. Und eben diesem Übelstande soll in dem vorliegenden Lehr- und Lesebuche durch eine organische Combination dieser einzelnen Fächer zu einem einzigen Lehrgegenstand: der **Vaterlands-** und **Weltkunde** auf geographischer, räumlicher Grundlage, begegnet werden. Ist nämlich unter Nr. I. des I. Abschnittes eine räumliche Übersicht über das Vaterland gewonnen, so entsteht naheliegend die Frage nach dem, was der neuüberblickte Raum, der Boden (außer den Menschen) trägt, hervorbringt und birgt; es folgt sonach: II. die Natur des Vaterlandes. Hieran schließt sich: III. das Vaterland und seine Bewohner (die Deutschen), und nachdem in dieser Unterabtheilung das Gegenwärtige des deutschen Landes und Volkes vor den Augen des Kindes entrollt ist, folgt demnächst natürlich die Frage nach dem Vergangenen, wie es in frühern Zeiten im Vaterlande war; darum zum Schlusse: IV. Geschichten aus der Geschichte der Deutschen.

Ganz auf dieselbe Weise entstehen in dem II. Abschnitt: **„die Erde"** die Unterabtheilungen: I. Die Erdtheile. II. Die Natur der Erde. III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit). IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Vorwort.

„Die Welt liegt uns als ein in einander fliessendes Meer verwirrter Anschauungen vor Augen; die Sache des Unterrichts ist es, dass er die Verwirrung, welche in dieser Anschauung liegt, **aufhebe**, die Gegenstände unter sich **sondere**, die ähnlichen und zusammengehörigen in ihrer Vorstellung wieder **vereinige**, sie alle in uns zu deutlichen **Begriffen** erhebe. Und dieses thut er, indem er uns die in einander fliessenden, verwirrten Anschauungen **einzeln vergegenwärtigt**, dann uns diese vereinzelten Anschauungen **in verschiedenen wandelbaren Zuständen vor Augen stellt**, und endlich dieselben mit dem ganzen Kreise unseres übrigen Wissens in Verbindung bringt.“

Pestalozzi.

„So lange die Lesebücher, die eigentlichen Unterrichtsbücher der Schule, nicht mit dem **nächsten** Anschauungskreise **anheben** und in **gehöriger Stufenfolge** denselben, von Anschauung zu Anschauung fortschreitend, **erweitern**, so lange wird es um unsere Schulen nicht besser. Die Lesebücher müssen mit eisernem Bande Lehrer und Schüler nöthigen, **den Weg der Anschauung zu verfolgen.** Das ist die Aufgabe der Lesebücher. Es ist eine schwierige, vielfach versuchte, aber bis zur Stunde nicht gelös'te.“

M. Wagner.

Am Schlusse des Vorwortes zur ersten Auflage des „Lehr- und Lesebuchs für die Mittelklassen“ wurde bereits bemerkt, daß die Bearbeitung eines Lesebuches für Oberklassen, welches sich eng an das für Mittelklassen anschließen, nach denselben Grundsätzen den geistigen Gesichtskreis der Schüler über den unmittelbaren Anschauungskreis hinaus von Stufe zu Stufe immer mehr erweitern und den noch übrigen grammatischen Sprachübungsstoff: die Musterstücke aus dem II. und IV. Theil des Praktischen Lehrganges für den gesammten deutschen Sprachunterricht von **L. Kellner** enthalten werde, bereits begonnen sei. Die freundliche Aufnahme und die vielen anerkennenden Beurtheilungen, welche dem „Lehr- und Lesebuche für die Mittelklassen“ in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zu Theil geworden, haben den Verf. nicht wenig ermuntert, die Bearbeitung des rc. Buches für die Oberklassen rüstig zu fördern, und indem derselbe das Vergnügen hat, es hiermit unter dem Titel **„Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule“** der deutschen Jugend und deren Lehrern schon so bald übergeben zu können, möge ihm hier nur die Bemerkung gestattet sein, daß er sich nach besten Kräften bestrebt hat, das Eingangs bezogene Versprechen zu lösen.

Das vorliegende „Lehr- und Lesebuch“ zerfällt in 4 Abschnitte: **I. das Vaterland, II. die Erde, III. die Welt** und **IV. der Mensch.** Vor allem war bei Anordnung des Stoffes der Grundsatz leitend, „vom Bekannten zum Unbekannten“ — „vom Nähern zum Entferntern“ fortzuschreiten — das Unbekannte an das Bekannte anzuknüpfen und damit zu vergleichen, um so alles über den unmittelbaren Anschauungskreis Hinausliegende: fremde Gemeinden, Kreise, Bezirke, Provinzen, Staaten, Länder, Erdtheile — fremde Thiere, Pflanzen, Mineralien — fremde Menschen rc. auf den unmittelbaren Anschauungskreis zu beziehen und durch denselben klar zu machen: fremde Gemeinden durch die eigene — unbekannte Thiere durch bekannte u. s. w. — Von ausgezeichneten Schulmännern ist seit Pestalozzi wiederholt der Grundsatz ausgesprochen worden, „daß der Mensch — das Kind — vor allen Dingen in seinen nächsten Verhältnissen zur Natur und zur Menschheit einheimisch werden müsse, bevor man ihm einen weitern Kreis der Erkenntniß giebt.“ Verf. hat sich bemüht, diesen Grundsatz in Anlage und Durchführung seiner beiden „Lehr- und Lesebücher“, welche ein zusammengehörendes, organisches Ganze bilden, strenge zu befolgen. Denn nachdem das Kind an der leitenden Hand des Lehrers durch das „Lehr- und Lesebuch für die Mittelklassen“ in dem unmittelbaren Anschauungskreise, der **Gemeinde,** sich in seinen Verhältnissen zur Natur und Menschheit hinlänglich orientiren gelernt hat, soll es nun in dem „Lehr- und Lesebuche für die Oberklassen“ von diesem kleinen Kreise aus, und an ihn anknüpfend, zunächst seinen geistigen Gesichtskreis erweitern zur Übersicht über **das Vaterland.** Nichts ist natürlicher, als daß die Geographie des Vaterlandes hier als die Grundlage, die Nr. I. alles weitern Unterrichts, erscheint; denn die folgenden Theile desselben ruhen auf ihr und werden durch sie in naturgemäßer Weise zusammengehalten, was sich um so vortheilhafter erweis't, als leider in den meisten Volksschulen Schülerzahl, Lehrkraft und Zeit zu der Masse der einzelnen Fächer der sogenannten „gemeinnützigen Kenntnisse, der Realien“, in so gar argem Mißverhältnisse stehen, daß unmöglich jedes dieser Fächer einzeln mit lohnendem Erfolge betrieben werden könnte. Und eben diesem Übelstande soll in dem vorliegenden Lehr- und Lesebuche durch eine organische Combination dieser einzelnen Fächer zu einem einzigen Lehrgegenstand: der **Vaterlands-** und **Weltkunde** auf geographischer, räumlicher Grundlage, begegnet werden. Ist nämlich unter Nr. I. des I. Abschnittes eine räumliche Übersicht über das Vaterland gewonnen, so entsteht naheliegend die Frage nach dem, was der neuüberblickte Raum, der Boden (außer den Menschen) trägt, hervorbringt und birgt; es folgt sonach: II. die Natur des Vaterlandes. Hieran schließt sich: III. das Vaterland und seine Bewohner (die Deutschen), und nachdem in dieser Unterabtheilung das Gegenwärtige des deutschen Landes und Volkes vor den Augen des Kindes entrollt ist, folgt demnächst natürlich die Frage nach dem Vergangenen, wie es in frühern Zeiten im Vaterlande war; darum zum Schlusse: IV. Geschichten aus der Geschichte der Deutschen.

Ganz auf dieselbe Weise entstehen in dem II. Abschnitt: **„die Erde“** die Unterabtheilungen: I. Die Erdtheile. II. Die Natur der Erde. III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit). IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Der III. Abschnitt: „**die Welt**" enthält: I. Die Weltkörper. II. Unser Sonnensystem. III. Das Weltall (Universum). IV. Betrachtung über das Kleinste und Größte im Weltall.

Der IV. Abschnitt: „**der Mensch**" zerfällt in die Unterabtheilungen: I. Der Körper des Menschen. II. Die Sinne des Menschen. III. Die Seele des Menschen. IV. Der Mensch und seine Bestimmung — Gott.

Den Schluß eines jeden Abschnittes bilden auf den Inhalt desselben bezügliche Lieder*).

Schon aus diesen Haupt-Überschriften ist ersichtlich, daß der Unterricht grundsätzlich nicht allein vom Einfachen zum Zusammengesetzten, sondern auch vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet und zwar Letzteres, indem er allmählich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Körperlichen zum Geistigen, vom Sinnlichen zum Sittlichen hinüberführt.

Was nun das Lehrverfahren hinsichtlich des weltkundlichen Unterrichts anbetrifft, so kann selbstredend nicht gemeint sein, daß die bezüglichen Lektionen bloß gelesen werden sollen; denn so wie man Kinder durch bloßes Dociren stumpf, ja geistig todt machen kann, so nicht minder durch bloßes Lesen und wieder Lesen dessen, was sie nicht durch Vorhergegangenes und aus dem Zusammenhange alsbald verstehen. Die Grundlage, das erste Bedingniß geographischer Erkenntniß, ist die klare, innere Anschauung des Raumes. Diese kann aber — so weit sie über den unmittelbaren Anschauungskreis hinausgeht — keineswegs durch bloßes Lesen, sondern nur durch möglichst vielseitige Benutzung von Veranschaulichungsmitteln gewonnen werden: durch das lebendige Wort des Lehrers, durch Vergleichung, durch Zeichnung, durch die Karte**). „Aber" — sagt W. **Prange*****) in dieser Beziehung sehr treffend — „der Lehrer muß die Kinder Karten lesen lehren und zu diesem Behufe dergleichen zeichnen lassen. Hier bedarf es: vormachen, auf die Spur helfen, Blick und Urtheil dirigiren, das Finden und Treffen vermitteln. Wer gut zu zeigen, zu betrachten, zu gliedern, zu folgern, anzuwenden, jeden Schüler ins lebendige Interesse zu ziehen, alle im Geist an der Hand mit offenen Augen auf der Erde herumzuführen versteht, so daß jedem das Herz fröhlich und das Auge bohrend wird: der trifft im geographischen Unterricht das Rechte in seinen Mittheilungen." Und — fügen wir hinzu — erst dann, wenn dieses „Rechte" — nicht bloß im geographischen, sondern im weltkundlichen Unterricht überhaupt — bereits getroffen ist, d. h., wenn der bezügliche Unterrichtsgegenstand wenigstens in seinen Hauptzügen und Beziehungen schon vorher von den Schülern aufgefaßt ist — erst dann sollen (können) die entsprechenden Lektionen im Lesebuche mit lohnendem Erfolge gelesen werden. Denn nur in dem Grade, in welchem es hierbei von Seiten des Lehrers weniger zu zeigen, zu erklären, ins Gedächtniß zurück zu rufen giebt, in eben dem Grade wird der Schüler auch nur befähigt sein, durch das Lesen selbst im Zusammenhange zu empfinden, zu verstehen, (nach-) zu denken und sich für die neuen Erkenntnisse möglichst richtige Formen anzueignen — sich sprachlich zu vervollkommnen. Der beste Probirstein, ob das „Rechte" getroffen ist oder nicht, ist wohl der, die Kinder am Schlusse eines jeden Ganzen nicht bloß den neuüberblickten Erdraum nach dem vor ihren Augen durch die Hand des Lehrers entstandenen Bilde auf ihre Schiefertafel oder in ein dazu bestimmtes Heft zeichnen, sondern auch über jede in diesem Raume gewonnene neue Erkenntniß sich mündlich und dann schriftlich aussprechen zu lassen — und eben in dieser Weise benutzt, trägt der weltkundliche Unterricht wieder wesentlich zur Vereinfachung des ganzen Unterrichtswesens bei, indem er das geeignetste Material für die Aufsatzübungen der Volksschule liefert, in welcher man am sichersten durch Reproduciren zum Produciren gelangt. Die unter den 2c. Lektionen stehenden Fragen und Aufgaben enthalten Fingerzeige zu diesem Zwecke. — Ein Schüler, der im weltkundlichen Unterricht über Natur und Menschheit sich geordnet und klar auszudrücken gelernt hat, der wird sich in seinen spätern Berufsverhältnissen auch in den sogenannten Geschäftsaufsätzen: Zeugnissen, Quittungen 2c. schon zurechtzufinden wissen. Diese sind für gut geführte Schüler ja nur neue Formen, und da im letzten Schuljahre von dem Lehrer leicht über jede Art derselben Musterbeispiele gegeben werden können, so ist ein Anhang von dergleichen Geschäftsaufsätzen, wie ihn noch manche Lesebücher liefern, hier für überflüssig erachtet worden.

Anlangend den Sprachunterricht, so sind die Musterstücke von **L. Kellner** an denjenigen Stellen, wo sie mit dem weltkundlichen, dem Real-Unterricht in Beziehung stehen, aufgenommen. Sie enthalten eine Grundlage für den gesammten Sprachunterricht und bieten die zur Entwickelung der Sprachgesetze erforderliche lebendige Anschauung. Eine fruchtbringende Behandlung dieser Musterstücke setzt aber freilich für den Lehrer eine genaue Bekanntschaft mit der Methode des Sprachunterrichts von L. Kellner, wie er solche in seinem „Praktischen Lehrgang" dargelegt hat, voraus, und kann hier, der Kürze halber, nur auf das hierüber im Vorworte des „Lehr- und Lesebuchs für die Mittelklassen" bereits Gesagte verwiesen werden. Ein besonderes Inhaltsverzeichniß der 2c. Musterstücke in derjenigen Reihenfolge, wie sie, ohne Rücksicht auf ihre Stellung im weltkundlichen Unterricht, beim Sprachunterricht nach einander vorgenommen werden, enthält nicht allein die nähere Angabe dessen, was in jedem Musterstücke entwickelt werden soll, sondern auch rücksichtlich der Behandlung des 2c. Materials die jedesmalige Hinweisung auf die entsprechenden §§. in dem II. und IV. Theil†) des 2c. „Lehrganges" von **L. Kellner.**

---

*) Diese Lieder sind auch besonders, unter dem Titel: „Melodien zu den Liedern in Haesters' Lehr- und Lesebuch für die Oberklassen 2c. mit beigedruckten Texten" — in derselben Verlagshandlung erschienen.

**) An den nöthigen Karten: des engern und weitern Vaterlandes, des Erdtheils und der Erde (in Ermangelung eines Globus) darf es selbstverständlich nicht fehlen.

***) In seinem „Der Unterricht in der Geschichte und Geographie".

†) In der neuesten Auflage sind beide Theile „Zweiter Band — erste und zweite Abtheilung" benannt

So wie aber diese Musterstücke nicht bloß einen einseitigen sprachlichen Zweck haben, sondern nach des Herrn Verfassers eigenen Worten „auch zur Natursinnigkeit hinführen und der religiösen Bildung förderlich sein sollen" — so bezweckt das übrige gesammte Unterrichtsmaterial des „Lehr- und Lesebuches" nicht so sehr nur die Übereignung sogenannter Realien: der Geographie, der Naturbeschreibung, Naturlehre, der Geschichte, der Himmelskunde, der Anthropologie und Psychologie, sondern es tritt dieses Material vielmehr auch in den Dienst des höhern Zweckes der Geistesbildung des Schülers; denn, alles Materielle soll dem Jugendunterrichte nur als Mittel dienen, die Geisteskräfte der Schüler zu wecken, zu entwickeln und zu üben. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß die Aneignung genannter Realkenntnisse als solche unnütz und daher überflüssig sei. Nein — aber eben diese Aneignung wird — auch ohne absichtliche Gedächtniß- ꝛc. Übungen — in dem Grade um so besser gleichsam von selbst erfolgen, in welchem beide Zwecke alles Unterrichts: die formale und reale Bildung Hand in Hand gehen. Das thun diese aber nur dann, wenn die Auswahl, Anordnung und Behandlung des Stoffes die rechte ist: wenn der Unterricht überhaupt in den Schülern den ganzen Menschen erfaßt — wenn er wahres, lebendiges, allseitiges Interesse an dem Lehrobjekte weckt, wenn er für das Wahre, Schöne, Rechte und Gute die Köpfe hell, die Herzen warm und den Willen stark macht — wenn er die heranwachsende Jugend schauen, erkennen und empfinden lehrt das richtige Verhältniß zu den Dingen der **Außenwelt,** zu dem **Nächsten** und zu dem Urquell alles Daseins — zu **Gott,** und so hinführt zu dem höchsten Ziele alles Unterrichts: der **religiös-sittlichen Erziehung**.

Daß das vorliegende „Lehr- und Lesebuch" hierzu das Seine beitragen möge, war der Zweck, der dem Verfasser bei Auswahl, Bearbeitung und Anordnung des Stoffs stets vorgeschwebt. Ob, oder in wie weit es ihm gelungen, hier das Rechte getroffen zu haben, darüber mag das Urtheil der stimmfähigen Kritik und — der richtige praktische Gebrauch des ꝛc. Buches entscheiden; denn: „Erfahruug ist (auch hier) die beste Lehrmeisterin!" —

Werden, am Neujahrstage 1853.

Haesters.

Vorwort zur Bayerischen Ausgabe.

Durch die günstige Aufnahme, welche die Haesters'schen Schulbücher im Königreiche Bayern gefunden haben, sowie durch die Wünsche mehrerer Lehrer und Schulkonferenzen, hat sich die Verlagshandlung bewogen gefunden, eine besondere Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern zu veranstalten.

Hauptsächlich haben in dem Buche für Oberklassen die ersten Bogen (Seite 1—50), welche die Geographie und Landschaftskunde behandeln, und sodann „die Geschichten aus der Geschichte der Deutschen" (Seite 198—247), unter dankenswerther Mitwirkung landes- und ortskundiger Schulinspektoren und Lehrer in Bayern, eine völlige Umarbeitung erfahren.

Möchte das Buch in dieser neuen Gestalt noch brauchbarer befunden werden und dem Unterricht in den Königl. Bayerischen Schulen zum Segen gedeihen!

Essen, im Oktober 1862.

G. D. Bädeker.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt: Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

B. Die übrigen Staaten Deutschlands.

II. Die Natur Deutschlands.

A. Das Thierreich.

I. Säugethiere.

II. Vögel.

III. Amphibien.

IV. Fische.

V. Insekten.

VI. Würmer.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt: Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

B. Die übrigen Staaten Deutschlands.

II. Die Natur Deutschlands.

A. Das Thierreich.

I. Säugethiere.

II. Vögel.

III. Amphibien.

IV. Fische.

V. Insekten.

VI. Würmer.

Zweiter Abschnitt: Die Erde.

I. Die Erdtheile.

A. Europa.

B. Die übrigen Erdtheile.

II. Die Natur der Erde.

A. Die Reiche der Natur.

B. Grundstoffe (Elemente), Hauptkräfte und Erscheinungen der Natur.

III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit).

IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Lieder.

Dritter Abschnitt: Die Welt.

Vierter Abschnitt: Der Mensch.

Besonderes Inhaltsverzeichniß der Musterstücke von L. Kellner
in derjenigen Reihenfolge, wie sie beim Sprachunterrichte vorgenommen werden.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung:
Der einfache, der einfach erweiterte und der zusammengezogene Satz.

I. Der einfache, nackte Satz.

Seite

II. Der einfache, erweiterte Satz.

III. Der zusammengezogene Satz.

Zweite Abtheilung:
Der zusammengesetzte Satz oder die Satzverbindung und das Satzgefüge.

I. Die Satzverbindung.

Seite

II. Das Satzgefüge.

---

*) Die in ( ) stehenden Zahlen bedeuten die Nummern der Musterstücke in der neuern Aufl. von Kellner's Sprachwerke.

Anm. Daß die dem grammatischen Verständniß eines Musterstücks in dem 2c. Lehrgang vorhergehenden — das logische Verständniß desselben bezweckenden Übungen —, auch wirklich vor den grammatischen Übungen durchgenommen werden müssen, versteht sich von selbst. Sie bereiten das grammatische Verständniß vor und bieten einen reichen Schatz für geistbildende Aufsatzübungen.

Erster Abschnitt.

Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

1. Die Gemeinden.

Der Ort, in welchem wir wohnen, ist unser Wohnort. Wohnen wir in einer Stadt, in einem Dorfe oder in einem Weiler? — Die Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes und der dazu gehörigen Weiler und Höfe bilden zusammen eine **bürgerliche Gemeinde.** Die Menschen haben sich zu Gemeinden vereinigt, um einander besser helfen, beistehen und sich so in einem großen Vereine dasjenige verschaffen zu können, was dem einzelnen Menschen und einer einzelnen Familie nicht möglich wäre. (Z. B.) Gegenseitige Hülfleistung und Unterstützung ist also Zweck der Gemeinde. Wie nun aber in dem kleinsten Vereine, der Familie, der Vater dazu bestimmt ist, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu besorgen, damit es der Familie wohlergehe, so sind auch in der Gemeinde Personen angeordnet, welche dafür zu sorgen haben, daß der Zweck der Gemeinde um so besser erreicht werde. Diese Personen sind der **Bürgermeister** oder **Ortsvorsteher** und die **Gemeindebevollmächtigten** oder der **Gemeinderath**, welche zusammen auch **Magistrat** genannt werden. Der Bürgermeister oder Ortsvorsteher verwaltet die Gemeindeangelegenheiten. Wo viele Menschen nahe zusammenwohnen, da muß für gute Ordnung gesorgt und darauf gesehen werden, daß ein Mensch dem andern an seiner Person oder an seinem Eigenthum keinen Schaden zufüge, daß keiner die Rechte des andern störe, und jeder seine Pflicht thue. Hierfür sorgt der Bürgermeister oder Ortsvorsteher und in den Städten der **Stadtkommissär** oder **Polizeikommissär**. Diese Personen sehen darauf, daß die Straßen und die Feuerlöschgeräthe in gutem Zustande sich befinden, daß jeder beim Verkaufe das gehörige Maß und Gewicht gebrauche, und daß niemand Eßwaaren verkaufe, welche verdorben und der Gesundheit schädlich sind. Die genannten Personen wachen über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, oder sie handhaben die Polizei. Ein oder mehrere Polizeidiener, Feldhüter und Nachtwächter sind ihnen zunächst hiebei behülflich und stehen unter ihren Befehlen.

Alle öffentlichen Gebäude in der Gemeinde: die Kirche, die Schule, das Gemeinde-, Stadt- oder Rathhaus, das Feuerspritzenhaus, ferner die Gemeindewege, Brücken, Brunnen und Pumpen u. s. w. werden auf Kosten der Gemeinde gebaut und unterhalten, und für die Verpflegung der Armen und Waisen wird gesorgt. Hierzu ist aber sehr vie[l] Geld erforderlich, und deswegen muß jeder Einwohner der Gemeind[e]

Lehr= und Lesebuch

oder die

Vaterlands= und Weltkunde

für die

Oberklassen katholischer Volksschulen.

Von

Albert Haesters,

erstem Lehrer an der katholischen Knabenschule in Werden a. d. Ruhr.

Eigene Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern.

(Stereotyp=Ausgabe.)

Preis: roh à 39 kr.

Essen,

Druck und Verlag von G. D. Bädeker.

1863.

<36633491840016

Lehr- und Lesebuch

oder die

Vaterlands- und Weltkunde

für die

Oberklassen katholischer Volksschulen.

Von

Albert Haesters,
erstem Lehrer an der katholischen Knabenschule in Werden a. d. Ruhr.

Eigene Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern.

(Stereotyp-Ausgabe.)

Preis: roh à 39 kr.

Essen,
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1863.

Vorwort.

„Die Welt liegt uns als ein in einander fliessendes Meer verwirrter Anschauungen vor Augen; die Sache des Unterrichts ist es, dass er die Verwirrung, welche in dieser Anschauung liegt, aufhebe, die Gegenstände unter sich sondere, die ähnlichen und zusammengehörigen in in ihrer Vorstellung wieder vereinige, sie alle in uns zu deutlichen Begriffen erhebe. Und dieses thut er, indem er uns die in einander fliessenden, verwirrten Anschauungen einzeln vergegenwärtigt, dann uns diese vereinzelten Anschauungen in verschiedenen wandelbaren Zuständen vor Augen stellt, und endlich dieselben mit dem ganzen Kreise unseres übrigen Wissens in Verbindung bringt."

Pestalozzi.

„So lange die Lesebücher, die eigentlichen Unterrichtsbücher der Schule, nicht mit dem nächsten Anschauungskreise anheben und in gehöriger Stufenfolge denselben, von Anschauung zu Anschauung fortschreitend, erweitern, so lange wird es um unsere Schulen nicht besser. Die Lesebücher müssen mit eisernem Bande Lehrer und Schüler nöthigen, den Weg der Anschauung zu verfolgen. Das ist die Aufgabe der Lesebücher. Es ist eine schwierige, vielfach versuchte, aber bis zur Stunde nicht gelös'te."

M. Wagner.

Am Schlusse des Vorwortes zur ersten Auflage des „Lehr- und Lesebuchs für die Mittelklassen" wurde bereits bemerkt, daß die Bearbeitung eines Lesebuches für Oberklassen, welches sich eng an das für Mittelklassen anschließen, nach denselben Grundsätzen den geistigen Gesichtskreis der Schüler über den unmittelbaren Anschauungskreis hinaus von Stufe zu Stufe immer mehr erweitern und den noch übrigen grammatischen Sprachübungsstoff: die Musterstücke aus dem II. und IV. Theil des Praktischen Lehrganges für den gesammten deutschen Sprachunterricht von **L. Kellner** enthalten werde, bereits begonnen sei. Die freundliche Aufnahme und die vielen anerkennenden Beurtheilungen, welche dem „Lehr- und Lesebuche für die Mittelklassen" in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zu Theil geworden, haben den Verf. nicht wenig ermuntert, die Bearbeitung des rc. Buches für die Oberklassen rüstig zu fördern, und indem derselbe das Vergnügen hat, es hiermit unter dem Titel **„Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschule"** der deutschen Jugend und deren Lehrern schon so bald übergeben zu können, möge ihm hier nur die Bemerkung gestattet sein, daß er sich nach besten Kräften bestrebt hat, das Eingangs bezogene Versprechen zu lösen.

Das vorliegende „Lehr- und Lesebuch" zerfällt in 4 Abschnitte: **I. das Vaterland, II. die Erde, III. die Welt** und **IV. der Mensch.** Vor allem war bei Anordnung des Stoffes der Grundsatz leitend, „vom Bekannten zum Unbekannten" — „vom Nähern zum Entferntern" fortzuschreiten — das Unbekannte an das Bekannte anzuknüpfen und damit zu vergleichen, um so alles über den unmittelbaren Anschauungskreis Hinausliegende: fremde Gemeinden, Kreise, Bezirke, Provinzen, Staaten, Länder, Erdtheile — fremde Thiere, Pflanzen, Mineralien — fremde Menschen rc. auf den unmittelbaren Anschauungskreis zu beziehen und durch denselben klar zu machen: fremde Gemeinden durch die eigene — unbekannte Thiere durch bekannte u. s. w. — Von ausgezeichneten Schulmännern ist seit Pestalozzi wiederholt der Grundsatz ausgesprochen worden, „daß der Mensch — das Kind — vor allen Dingen in seinen nächsten Verhältnissen zur Natur und zur Menschheit einheimisch werden müsse, bevor man ihm einen weitern Kreis der Erkenntniß giebt." Verf. hat sich bemüht, diesen Grundsatz in Anlage und Durchführung seiner beiden „Lehr- und Lesebücher", welche ein zusammengehörendes, organisches Ganze bilden, strenge zu befolgen. Denn nachdem das Kind an der leitenden Hand des Lehrers durch das „Lehr- und Lesebuch für die Mittelklassen" in dem unmittelbaren Anschauungskreise, der **Gemeinde,** sich in seinen Verhältnissen zur Natur und Menschheit hinlänglich orientiren gelernt hat, soll es nun in dem „Lehr- und Lesebuche für die Oberklassen" von diesem kleinen Kreise aus, und an ihn anknüpfend, zunächst seinen geistigen Gesichtskreis erweitern zur Übersicht über **das Vaterland.** Nichts ist natürlicher, als daß die Geographie des Vaterlandes hier als die Grundlage, die Nr. I. alles weitern Unterrichts, erscheint; denn die folgenden Theile desselben ruhen auf ihr und werden durch sie in naturgemäßer Weise zusammengehalten, was sich um so vortheilhafter erweis't, als leider in den meisten Volksschulen Schülerzahl, Lehrkraft und Zeit zu der Masse der einzelnen Fächer der sogenannten „gemeinnützigen Kenntnisse, der Realien", in so argem Mißverhältnisse stehen, daß unmöglich jedes dieser Fächer einzeln mit lohnendem Erfolge betrieben werden könnte. Und eben diesem Übelstande soll in dem vorliegenden Lehr- und Lesebuche durch eine organische Combination dieser einzelnen Fächer zu einem einzigen Lehrgegenstand: der **Vaterlands-** und **Weltkunde** auf geographischer, räumlicher Grundlage, begegnet werden. Ist nämlich unter Nr. I. des I. Abschnittes eine räumliche Übersicht über das Vaterland gewonnen, so entsteht naheliegend die Frage nach dem, was der neuüberblickte Raum, der Boden (außer den Menschen) trägt, hervorbringt und birgt; es folgt sonach: II. die Natur des Vaterlandes. Hieran schließt sich: III. das Vaterland und seine Bewohner (die Deutschen), und nachdem in dieser Unterabtheilung das Gegenwärtige des deutschen Landes und Volkes vor den Augen des Kindes entrollt ist, folgt demnächst natürlich die Frage nach dem Vergangenen, wie es in frühern Zeiten im Vaterlande war; darum zum Schlusse: IV. Geschichten aus der Geschichte der Deutschen.

Ganz auf dieselbe Weise entstehen in dem II. Abschnitt: **„die Erde"** die Unterabtheilungen: I. Die Erdtheile. II. Die Natur der Erde. III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit). IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Der III. Abschnitt: „**die Welt**" enthält: I. Die Weltkörper. II. Unser Sonnensystem. III. Das Weltall (Universum). IV. Betrachtung über das Kleinste und Größte im Weltall.

Der IV. Abschnitt: „**der Mensch**" zerfällt in die Unterabtheilungen: I. Der Körper des Menschen. II. Die Sinne des Menschen. III. Die Seele des Menschen. IV. Der Mensch und seine Bestimmung — Gott.

Den Schluß eines jeden Abschnittes bilden auf den Inhalt desselben bezügliche Lieder*).

Schon aus diesen Haupt-Überschriften ist ersichtlich, daß der Unterricht grundsätzlich nicht allein vom Einfachen zum Zusammengesetzten, sondern auch vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet und zwar Letzteres, indem er allmählich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Körperlichen zum Geistigen, vom Sinnlichen zum Sittlichen hinüberführt.

Was nun das Lehrverfahren hinsichtlich des weltkundlichen Unterrichts anbetrifft, so kann selbstredend nicht gemeint sein, daß die bezüglichen Lektionen bloß gelesen werden sollen; denn so wie man Kinder durch bloßes Dociren stumpf, ja geistig todt machen kann, so nicht minder durch bloßes Lesen und wieder Lesen dessen, was sie nicht durch Vorhergegangenes und aus dem Zusammenhange alsbald verstehen. Die Grundlage, das erste Bedingniß geographischer Erkenntniß, ist die klare, innere Anschauung des Raumes. Diese kann aber — so weit sie über den unmittelbaren Anschauungskreis hinausgeht — keineswegs durch bloßes Lesen, sondern nur durch möglichst vielseitige Benutzung von Veranschaulichungsmitteln gewonnen werden: durch das lebendige Wort des Lehrers, durch Vergleichung, durch Zeichnung, durch die Karte**). „Aber" — sagt W. Prange***) in dieser Beziehung sehr treffend — „der Lehrer muß die Kinder Karten lesen lehren und zu diesem Behufe dergleichen zeichnen lassen. Hier bedarf es: vormachen, auf die Spur helfen, Blick und Urtheil dirigiren, das Finden und Treffen vermitteln. Wer gut zu zeigen, zu betrachten, zu gliedern, zu folgern, anzuwenden, jeden Schüler ins lebendige Interesse zu ziehen, alle im Geist an der Hand mit offenen Augen auf der Erde herumzuführen versteht, so daß jedem das Herz fröhlich und das Auge bohrend wird: der trifft im geographischen Unterricht das Rechte in seinen Mittheilungen." Und — fügen wir hinzu — erst dann, wenn dieses „Rechte" — nicht bloß im geographischen, sondern im weltkundlichen Unterricht überhaupt — bereits getroffen ist, d. h., wenn der bezügliche Unterrichtsgegenstand wenigstens in seinen Hauptzügen und Beziehungen schon vorher von den Schülern aufgefaßt ist — erst dann sollen (können) die entsprechenden Lektionen im Lesebuche mit lohnendem Erfolge gelesen werden. Denn nur in dem Grade, in welchem es hierbei von Seiten des Lehrers weniger zu zeigen, zu erklären, ins Gedächtniß zurück zu rufen giebt, in eben dem Grade wird der Schüler auch nur befähigt sein, durch das Lesen selbst im Zusammenhange zu empfinden, zu verstehen, (nach-) zu denken und sich für die neuen Erkenntnisse möglichst richtige Formen anzueignen — sich sprachlich zu vervollkommnen. Der beste Probirstein, ob das „Rechte" getroffen ist oder nicht, ist wohl der, die Kinder am Schlusse eines jeden Ganzen nicht bloß den neuüberblickten Erdraum nach dem vor ihren Augen durch die Hand des Lehrers entstandenen Bilde auf ihre Schiefertafel oder in ein dazu bestimmtes Heft zeichnen, sondern auch über jede in diesem Raume gewonnene neue Erkenntniß sich mündlich und dann schriftlich aussprechen zu lassen — und eben in dieser Weise benutzt, trägt der weltkundliche Unterricht wieder wesentlich zur Vereinfachung des ganzen Unterrichtswesens bei, indem er das geeignetste Material für die Aufsatzübungen der Volksschule liefert, in welcher man am sichersten durch Reproduciren zum Produciren gelangt. Die unter den ꝛc. Lektionen stehenden Fragen und Aufgaben enthalten Fingerzeige zu diesem Zwecke. — Ein Schüler, der im weltkundlichen Unterricht über Natur und Menschheit sich geordnet und klar auszudrücken gelernt hat, der wird sich in seinen spätern Berufsverhältnissen auch in den sogenannten Geschäftsaufsätzen: Zeugnissen, Quittungen ꝛc. schon zurechtzufinden wissen. Diese sind für gut geführte Schüler ja nur neue Formen, und da im letzten Schuljahre von dem Lehrer leicht über jede Art derselben Musterbeispiele gegeben werden können, so ist ein Anhang von dergleichen Geschäftsaufsätzen, wie ihn noch manche Lesebücher liefern, hier für überflüssig erachtet worden.

Anlangend den Sprachunterricht, so sind die Musterstücke von **L. Kellner** an denjenigen Stellen, wo sie mit dem weltkundlichen, dem Real-Unterricht in Beziehung stehen, aufgenommen. Sie enthalten eine Grundlage für den gesammten Sprachunterricht und bieten die zur Entwickelung der Sprachgesetze erforderliche lebendige Anschauung. Eine fruchtbringende Behandlung dieser Musterstücke setzt aber freilich für den Lehrer eine genaue Bekanntschaft mit der Methode des Sprachunterrichts von L. Kellner, wie er solche in seinem „Praktischen Lehrgang" dargelegt hat, voraus, und kann hier, der Kürze halber, nur auf das hierüber im Vorworte des „Lehr- und Lesebuchs für die Mittelklassen" bereits Gesagte verwiesen werden. Ein besonderes Inhaltsverzeichniß der ꝛc. Musterstücke in derjenigen Reihenfolge, wie sie, ohne Rücksicht auf ihre Stellung im weltkundlichen Unterricht, beim Sprachunterricht nach einander vorgenommen werden, enthält nicht allein die nähere Angabe dessen, was in jedem Musterstücke entwickelt werden soll, sondern auch rücksichtlich der Behandlung des ꝛc. Materials die jedesmalige Hinweisung auf die entsprechenden §§. in dem II. und IV. Theil†) des ꝛc. „Lehrganges" von **L. Kellner.**

*) Diese Lieder sind auch besonders, unter dem Titel: „Melodien zu den Liedern in Haesters' Lehr- und Lesebuch für die Oberklassen ꝛc. mit beigedruckten Texten" — in derselben Verlagshandlung erschienen.

**) An den nöthigen Karten: des engern und weitern Vaterlandes, des Erdtheils und der Erde (in Ermangelung eines Globus) darf es selbstverständlich nicht fehlen.

***) In seinem „Der Unterricht in der Geschichte und Geographie".

†) In der neuesten Auflage sind beide Theile „Zweiter Band — erste und zweite Abtheilung" benannt

So wie aber diese Musterstücke nicht bloß einen einseitigen sprachlichen Zweck haben, sondern nach des Herrn Verfassers eigenen Worten „auch zur Natursinnigkeit hinführen und der religiösen Bildung förderlich sein sollen" — so bezweckt das übrige gesammte Unterrichtsmaterial des „Lehr- und Lesebuches" nicht so sehr nur die Übereignung sogenannter Realien: der Geographie, der Naturbeschreibung, Naturlehre, der Geschichte, der Himmelskunde, der Anthropologie und Psychologie, sondern es tritt dieses Material vielmehr auch in den Dienst des höhern Zweckes der Geistesbildung des Schülers; denn, alles Materielle soll dem Jugendunterrichte nur als Mittel dienen, die Geisteskräfte der Schüler zu wecken, zu entwickeln und zu üben. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß die Aneignung genannter Realkenntnisse als solche unnütz und daher überflüssig sei. Nein — aber eben diese Aneignung wird — auch ohne absichtliche Gedächtniß- 2c. Übungen — in dem Grade um so besser gleichsam von selbst erfolgen, in welchem beide Zwecke alles Unterrichts: die formale und reale Bildung Hand in Hand gehen. Das thun diese aber nur dann, wenn die Auswahl, Anordnung und Behandlung des Stoffes die rechte ist: wenn der Unterricht überhaupt in den Schülern den ganzen Menschen erfaßt — wenn er wahres, lebendiges, allseitiges Interesse an dem Lehrobjekte weckt, wenn er für das Wahre, Schöne, Rechte und Gute die Köpfe hell, die Herzen warm und den Willen stark macht — wenn er die heranwachsende Jugend schauen, erkennen und empfinden lehrt das richtige Verhältniß zu den Dingen der **Außenwelt**, zu dem **Nächsten** und zu dem Urquell alles Daseins — zu **Gott**, und so hinführt zu dem höchsten Ziele alles Unterrichts: der **religiös-sittlichen Erziehung**.

Daß das vorliegende „Lehr- und Lesebuch" hierzu das Seine beitragen möge, war der Zweck, der dem Verfasser bei Auswahl, Bearbeitung und Anordnung des Stoffs stets vorgeschwebt. Ob, oder in wie weit es ihm gelungen, hier das Rechte getroffen zu haben, darüber mag das Urtheil der stimmfähigen Kritik und — der richtige praktische Gebrauch des 2c. Buches entscheiden; denn: „Erfahruug ist (auch hier) die beste Lehrmeisterin!" —

Werden, am Neujahrstage 1853.

Haesters.

Vorwort zur Bayerischen Ausgabe.

Durch die günstige Aufnahme, welche die Haesters'schen Schulbücher im Königreiche Bayern gefunden haben, sowie durch die Wünsche mehrerer Lehrer und Schulkonferenzen, hat sich die Verlagshandlung bewogen gefunden, eine besondere Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern zu veranstalten.

Hauptsächlich haben in dem Buche für Oberklassen die ersten Bogen (Seite 1—50), welche die Geographie und Landschaftskunde behandeln, und sodann „die Geschichten aus der Geschichte der Deutschen" (Seite 198—247), unter dankenswerther Mitwirkung landes- und ortskundiger Schulinspektoren und Lehrer in Bayern, eine völlige Umarbeitung erfahren.

Möchte das Buch in dieser neuen Gestalt noch brauchbarer befunden werden und dem Unterricht in den Königl. Bayerischen Schulen zum Segen gedeihen!

Essen, im Oktober 1862.

G. D. Bädeker.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt: Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

II. Die Natur Deutschlands.

Zweiter Abschnitt: Die Erde.

I. Die Erdtheile.

A. Europa.

B. Die übrigen Erdtheile.

II. Die Natur der Erde.

A. Die Reiche der Natur.

B. Grundstoffe (Elemente), Hauptkräfte und Erscheinungen der Natur.

III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit).

IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

Lieder.

Dritter Abschnitt: Die Welt.

Vierter Abschnitt: Der Mensch.

Besonderes Inhaltsverzeichniß der Musterstücke von L. Kellner

in derjenigen Reihenfolge, wie sie beim Sprachunterrichte vorgenommen werden.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung:

Der einfache, der einfach erweiterte und der zusammengezogene Satz.

I. Der einfache, nackte Satz.

II. Der einfache, erweiterte Satz.

III. Der zusammengezogene Satz.

Zweite Abtheilung:

Der zusammengesetzte Satz oder die Satzverbindung und das Satzgefüge.

I. Die Satzverbindung.

II. Das Satzgefüge.

*) Die in ( ) stehenden Zahlen bedeuten die Nummern der Musterstücke in der neuern Aufl. von Kellner's Sprachwerke.

Anm. Daß die dem grammatischen Verständniß eines Musterstücks in dem 2c. Lehrgang vorhergehenden — das logische Verständniß desselben bezweckenden Übungen —, auch wirklich vor den grammatischen Übungen durchgenommen werden müssen, versteht sich von selbst. Sie bereiten das grammatische Verständniß vor und bieten einen reichen Schatz für geistbildende Aufsatzübungen.

Erster Abschnitt.

Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

1. Die Gemeinden.

Der Ort, in welchem wir wohnen, ist unser Wohnort. Wohnen wir in einer Stadt, in einem Dorfe oder in einem Weiler? — Die Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes und der dazu gehörigen Weiler und Höfe bilden zusammen eine **bürgerliche Gemeinde.** Die Menschen haben sich zu Gemeinden vereinigt, um einander besser helfen, beistehen und sich so in einem großen Vereine dasjenige verschaffen zu können, was dem einzelnen Menschen und einer einzelnen Familie nicht möglich wäre. (Z. B.) Gegenseitige Hülfleistung und Unterstützung ist also Zweck der Gemeinde. Wie nun aber in dem kleinsten Vereine, der Familie, der Vater dazu bestimmt ist, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu besorgen, damit es der Familie wohlergehe, so sind auch in der Gemeinde Personen angeordnet, welche dafür zu sorgen haben, daß der Zweck der Gemeinde um so besser erreicht werde. Diese Personen sind der **Bürgermeister** oder **Ortsvorsteher** und die **Gemeindebevollmächtigten** oder der **Gemeinderath**, welche zusammen auch **Magistrat** genannt werden. Der Bürgermeister oder Ortsvorsteher verwaltet die Gemeindeangelegenheiten. Wo viele Menschen nahe zusammenwohnen, da muß für gute Ordnung gesorgt und darauf gesehen werden, daß ein Mensch dem andern an seiner Person oder an seinem Eigenthum keinen Schaden zufüge, daß keiner die Rechte des andern störe, und jeder seine Pflicht thue. Hierfür sorgt der Bürgermeister oder Ortsvorsteher und in den Städten der **Stadtkommissär** oder **Polizeikommissär.** Diese Personen sehen darauf, daß die Straßen und die Feuerlöschgeräthe in gutem Zustande sich befinden, daß jeder beim Verkaufe das gehörige Maß und Gewicht gebrauche, und daß niemand Eßwaaren verkaufe, welche verdorben und der Gesundheit schädlich sind. Die genannten Personen wachen über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, oder sie handhaben die Polizei. Ein oder mehrere Polizeidiener, Feldhüter und Nachtwächter sind ihnen zunächst hiebei behülflich und stehen unter ihren Befehlen.

Alle öffentlichen Gebäude in der Gemeinde: die Kirche, die Schule, das Gemeinde-, Stadt- oder Rathhaus, das Feuerspritzenhaus, ferner die Gemeindewege, Brücken, Brunnen und Pumpen u. s. w. werden auf Kosten der Gemeinde gebaut und unterhalten, und für die Verpflegung der Armen und Waisen wird gesorgt. Hierzu ist aber sehr viel Geld erforderlich, und deswegen muß jeder Einwohner der Gemeinde,

Besonderes Inhaltsverzeichniß der Musterstücke von L. Kellner
in derjenigen Reihenfolge, wie sie beim Sprachunterrichte vorgenommen werden.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung:
Der einfache, der einfach erweiterte und der zusammengezogene Satz.

Zweite Abtheilung:
Der zusammengesetzte Satz oder die Satzverbindung und das Satzgefüge.

*) Die in ( ) stehenden Zahlen bedeuten die Nummern der Musterstücke in der neuern Aufl. von Kellner's Sprachwerke.

Anm. Daß die dem grammatischen Verständniß eines Musterstücks in dem 2c. Lehrgang vorhergehenden — das logische Verständniß desselben bezweckenden Übungen —, auch wirklich vor den grammatischen Übungen durchgenommen werden müssen, versteht sich von selbst. Sie bereiten das grammatische Verständniß vor und bieten einen reichen Schatz für geistbildende Aufsatzübungen.

Erster Abschnitt.

Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

1. Die Gemeinden.

Der Ort, in welchem wir wohnen, ist unser Wohnort. Wohnen wir in einer Stadt, in einem Dorfe oder in einem Weiler? — Die Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes und der dazu gehörigen Weiler und Höfe bilden zusammen eine **bürgerliche Gemeinde.** Die Menschen haben sich zu Gemeinden vereinigt, um einander besser helfen, beistehen und sich so in einem großen Vereine dasjenige verschaffen zu können, was dem einzelnen Menschen und einer einzelnen Familie nicht möglich wäre. (Z. B.) Gegenseitige Hülfleistung und Unterstützung ist also Zweck der Gemeinde. Wie nun aber in dem kleinsten Vereine, der Familie, der Vater dazu bestimmt ist, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu besorgen, damit es der Familie wohlergehe, so sind auch in der Gemeinde Personen angeordnet, welche dafür zu sorgen haben, daß der Zweck der Gemeinde um so besser erreicht werde. Diese Personen sind der **Bürgermeister** oder **Ortsvorsteher** und die **Gemeindebevollmächtigten** oder der **Gemeinderath**, welche zusammen auch **Magistrat** genannt werden. Der Bürgermeister oder Ortsvorsteher verwaltet die Gemeindeangelegenheiten. Wo viele Menschen nahe zusammenwohnen, da muß für gute Ordnung gesorgt und darauf gesehen werden, daß ein Mensch dem andern an seiner Person oder an seinem Eigenthum keinen Schaden zufüge, daß keiner die Rechte des andern störe, und jeder seine Pflicht thue. Hierfür sorgt der Bürgermeister oder Ortsvorsteher und in den Städten der **Stadtkommissär** oder **Polizeikommissär**. Diese Personen sehen darauf, daß die Straßen und die Feuerlöschgeräthe in gutem Zustande sich befinden, daß jeder beim Verkaufe das gehörige Maß und Gewicht gebrauche, und daß niemand Eßwaaren verkaufe, welche verdorben und der Gesundheit schädlich sind. Die genannten Personen wachen über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, oder sie handhaben die Polizei. Ein oder mehrere Polizeidiener, Feldhüter und Nachtwächter sind ihnen zunächst hiebei behülflich und stehen unter ihren Befehlen.

Alle öffentlichen Gebäude in der Gemeinde: die Kirche, die Schule, das Gemeinde-, Stadt- oder Rathhaus, das Feuerspritzenhaus, ferner die Gemeindewege, Brücken, Brunnen und Pumpen u. s. w. werden auf Kosten der Gemeinde gebaut und unterhalten, und für die Verpflegung der Armen und Waisen wird gesorgt. Hierzu ist aber sehr viel Geld erforderlich, und deswegen muß jeder Einwohner der Gemeinde,

wenn diese nicht zur Bestreitung aller Bedürfnisse hinreichendes Vermögen in Wald, Grundstücken ꝛc. besitzt, nach seinem Vermögen **Gemeindesteuer** bezahlen. Der Gemeindeeinnehmer ist dazu bestimmt, die Gemeindesteuer zu empfangen und die Gemeindekasse zu verwalten. Der Bürgermeister, der Ortsvorsteher, der Gemeindeeinnehmer, der Polizeidiener ꝛc. haben ein Amt in der Gemeinde, sie sind **Gemeindebeamte**. Jeder brave Einwohner der Gemeinde befolgt pünktlich die Anordnungen der **Gemeinde-Obrigkeit**. Er bezahlt gern die ihn treffende Gemeindesteuer und ist überall bereit, für das Gemeinwohl nach seinen Kräften mitzuwirken; denn jeder gute Mensch freut sich darüber, wenn es allen Gemeindegliedern wohlergeht. In unserer Gemeinde wohnen wie viel Menschen und sind wie viel Häuser? —

Befindet sich in einer bürgerlichen Gemeinde eine **Kirche**, so bildet dieselbe auch eine **kirchliche Gemeinde** oder eine **Pfarre**. Es giebt aber auch bürgerliche Gemeinden, welche aus mehreren Pfarren bestehen. Die Kirchengemeinden sind entweder katholische oder protestantische Gemeinden; an einigen Orten giebt es aber auch israelitische oder jüdische Gemeinden, deren Kirchen Synagogen heißen. Jeder katholischen Kirchengemeinde ist ein Geistlicher als **Pfarrer** (Pastor) vorgesetzt. Der Pfarrer ist die **geistliche Obrigkeit** in seiner Gemeinde. Er unterrichtet die Kinder in der Religion, verkündigt von der Kanzel Gottes Wort, hält den öffentlichen Gottesdienst, spendet die Heilsmittel der Kirche, die heiligen Sacramente, besucht und tröstet die Kranken, und begleitet die Todten zu ihrer Ruhestätte, zum Grabe, wo er betend und segnend der Erde übergiebt, was von ihr genommen worden. Die Lebenden führt er zum Guten, und für die Verstorbenen betet er: das ist sein hoher und heiliger Beruf. Der Pfarrer sorgt für das Seelenheil seiner Gemeindeglieder, und darum ehren und lieben diese ihn mit Recht als ihren Seelsorger. Sie hören und befolgen gern seine Belehrungen und Ermahnungen, eingedenk der Worte des Herrn: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh. 20, 21.) „Gehet hin und lehret alle Völker.“ (Matth. 28, 19.) „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ (Luc. 10, 16.) Die Gemeindeglieder besuchen daher auch, so oft sie nur können, besonders aber an Sonn- und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst. „Du sollst an allen Sonn- und Feiertagen die heilige Messe mit Andacht hören!“ — „Gedenke, daß du den Sabbath heiligst.“

Jede Pfarre hat auch ihre eigene **Schule** mit einem oder mehreren **Lehrern**. In der Schule werden die Geisteskräfte der Kinder geweckt und geübt. Durch Unterricht und Erziehung sollen sie hier zu guten Menschen, zu frommen Christen herangebildet werden. Kinder, welche ihre Jugendzeit gut anwenden, durch

regelmäßigen Schulbesuch, Fleiß und gutes Betragen ihren Eltern und Lehrern Freude machen, werden dereinst nützliche Mitglieder der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde.

Die Schulen in der Gemeinde stehen unter der Aufsicht einer **Ortsschulkommission**, welche aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister und einem Mitgliede des Gemeinderaths besteht.

Wie heisst unser Wohnort? — Nennt die bedeutendsten Gebäude unseres Wohnortes! — Gebt an, nach welcher Himmelsrichtung sie von unserer Schule liegen! — Wie führt die Strasse an unserer Schule vorbei? — Von — nach —! Gebt die Richtung der übrigen Strassen unseres Wohnortes an! — In welcher bürgerlichen Gemeinde leben wir? — In welcher kirchlichen Gemeinde? — Wer ist die Obrigkeit in der bürgerlichen Gemeinde? — Wie heisst unser Herr Bürgermeister? — Welche Pflichten haben wir gegen die Obrigkeit? — Wie heisst unser Herr Pfarrer? — Welche Pflichten haben wir gegen unsern Herrn Pfarrer? — Wer gehört zur Ortsschulkommission? — Was wisst ihr von der Entstehung unseres Wohnortes? —

Zeichnet jetzt unsere Schule und die Hauptgebäude unseres Wohnortes mit ▭, die Strassen aber mit Linien auf eure Schiefertafeln! —

Schreibet auf, wie diese Gebäude von unserer Schule liegen und nach welchen Richtungen die Strassen führen! —

2. Die Nachbargemeinden — die Wege und Landstraßen*).

Wenn wir von unserem Wohnorte hinausgehen, so kommen wir in jeder Himmelsrichtung endlich an eine Linie, wo unsere Gemeinde aufhört, und eine andere Gemeinde anfängt. Diese Linie auf der Erde, wo zwei Gemeinden an einander stoßen, bildet die **Grenze** zwischen denselben. Denn so wie ein Garten an den andern oder ein Stück Ackerland an das andere grenzt, so grenzt auch eine Gemeinde an die andere. Wenn wir ein paar Stunden weit von hier gehen, so können wir schon einige Nachbarorte oder **Nachbargemeinden** erreichen. In welchem Nachbarorte seid ihr schon gewesen? — Die Nachbarorte liegen nicht alle in derselben Richtung von unserm Wohnorte, sondern nach dem einen geht man hier hinaus, und nach dem andern dort hinaus. —

Von einem Orte zum andern führen **Wege**. Sie sind entweder Fußwege oder Fahrwege. Die breiten Fahrwege, welche schön geebnet, fest und an beiden Seiten mit einem Graben versehen sind, heißen **Landstraßen** oder Chausseen (spr. Schosseen). Einige Orte liegen nahe zusammen, andere weit von einander entfernt. Die Entfernung eines Ortes von dem andern wird nach der Zeit berechnet, die ein mäßig schreitender Mensch gebraucht, um den Weg von dem einen Orte nach dem andern zurückzulegen. Diese Entfernung wird in Stunden

---

*) Ehe Nr. 2 gelesen wird, müssen die Lage der Nachbargemeinden vom Wohnorte aus, und deren Lage zu einander durch Punkte, so wie die Grenzen der Gemeinde und die vom Wohnorte nach den Nachbarorten führenden Hauptwege durch Linien auf der Schultafel veranschaulicht werden.

ausgedrückt. An einer Seite der Landstraßen sieht man steinerne, mit Zahlen beschriebene Säulen, welche gewöhnlich eine Viertelstunde weit von einander entfernt stehen und Stundensteine heißen. Wer's versteht, kann nach den darauf stehenden Zahlen berechnen, wie viele Stunden die Entfernung eines Ortes vom andern beträgt. Da, wo zwei oder mehrere Wege auseinandergehen, steht gewöhnlich ein Handzeiger oder Wegweiser, worauf man lesen kann, wohin jeder Weg führt, und wie weit man noch von dem nächsten Orte entfernt ist.

Auf den Landstraßen sieht man viele Fußgänger, Karren und Wagen. Hier rasselt ein Postwagen an uns vorüber, mit 2, 3 oder 4 Pferden bespannt und einem Postillon (spr. Postilljong) auf dem Bocke. Dort kommt ein großer Güterwagen mit breiten Rädern; er ist mit einem weißen Leintuche überzogen. Vier und oft noch mehr Pferde können ihn nur langsam von der Stelle ziehen, so schwer ist er mit Waaren beladen. Das Dröhnen eines solchen Wagens, das Geklingel der Schellen an den Pferden und das Klatschen der Fuhrleute mit ihren Peitschen kann man oft schon in der Ferne hören. Besonders lebhaft ist es aber auf den Landstraßen, wenn in einem benachbarten Orte Wochen- oder Jahrmarkt gehalten wird. Da sieht man Fußgänger, die einen Tragkorb auf dem Rücken haben oder einen Schiebkarren vor sich herdrücken, um ihre Waaren zum Markte zu schaffen. Andere haben Hunde vor einen kleinen Wagen gespannt. Weiber tragen Körbe auf ihren Köpfen, in welchen sie Butter, Eier, Kirschen und andere Sachen zur Stadt bringen; Viehhändler treiben Kühe, Schweine u. s. w. langsam weiter.

Es ist sehr gut, daß man auf guten Wegen von einem Orte zum andern kommen kann. Denn in der einen Gemeinde gewinnen die Bewohner durch Acker- oder Bergbau oft nur **Naturprodukte**, während in anderen Gemeinden meistens nur **Kunstproducte** aller Art verfertigt werden. Nun können die Bewohner der verschiedenen Gemeinden ihre überflüssigen Produkte jeder Art leicht nach denjenigen Orten hinschaffen, wo die Bewohner diese Produkte sich nicht selbst ziehen oder verfertigen können. Hier werden sie verkauft, und so wird mit den Natur- und Kunstprodukten **Handel** getrieben. Für **Geld** können die Menschen sich nun alle Lebensbedürfnisse: ihre Speisen und Getränke, die Stoffe zu ihrer Kleidung und die Materialien zum Bau ihrer Häuser, ihre Brenn-Materialien u. s. w. auch aus weiter Ferne verschaffen. Diejenigen Arbeiten, wodurch die Menschen sich das nöthige Geld erwerben, um sich dafür ihre Bedürfnisse zu kaufen, nennt man die **Erwerbsquellen** der Menschen.

Nennt einen Ort, der von unserm Wohnorte nach Süden liegt! — Wer kann einen Ort nennen, der von uns westlich liegt? — Nördlich? — Östlich? — U. s. w. — An welche Gemeinde grenzt unsere Gemeinde in Osten? — In Süden? — In Westen? — In Norden? — U. s. w. — Nach welcher Himmelsrichtung gehe ich von unserm Wohnorte nach ......? — Führt an unserm Wohnorte eine Eisenbahn vorbei? — Wie heisst diese Eisenbahn, und

welche benachbarten Orte verbindet sie mit einander? — Welche Produkte werden in unserer Gemeinde so reichlich gewonnen, dass sie nach andern Orten hin verkauft werden? — Welche von diesen Produkten sind Naturprodukte? — Welche Kunstprodukte? — Wie heissen die Arbeiten, wodurch diese Produkte gewonnen werden? — Wie heissen also die vorzüglichsten Erwerbsquellen unserer Gemeinde? —

Zeichnet jetzt unsern Wohnort und die Nachbarorte desselben mit Punkten, und die dahin führenden Wege und Landstrassen mit Linien auf die Schiefertafeln! — Wir wollen aber unsere Zeichnung so einrichten, dass Orte, nach welchen hin wir eine Stunde gehen müssen, immer nur so weit von einander gezeichnet werden, wie die Länge des zweiten Gliedes an eurem Mittelfinger beträgt (Zoll). Diese Länge soll aber immer eine Stunde Weges bedeuten („verjüngter Maassstab").

Schreibet auf, wie die Nachbarorte von unserm Wohnorte liegen und nach welcher Himmelsgegend die Wege dahin führen! —

3. Die Bezirke.

Wenn wir auf der Landstraße immer weiter gehen, so kommen wir durch viele Dörfer und Städte; denn hinter unseren Nachbargemeinden fangen wieder andere Gemeinden an, und wo diese aufhören, wieder andere u. s. w. Von jedem Dorfe und von jeder Stadt gehen wieder Wege oder Landstraßen nach anderen Orten, und da ist immer noch kein Ende. Außer unserer Gemeinde und außer unseren Nachbargemeinden giebt es also noch sehr viele andere Gemeinden. Mehrere Gemeinden bilden aber wieder einen größeren Verein, welcher ein **Bezirk** genannt wird. Wie die Gemeindebevollmächtigten oder der Gemeinderath, der Ortsvorsteher oder der Bürgermeister für das Wohl der Gemeinde zu sorgen haben, so sind auch in einem Bezirke mehrere Personen dazu bestimmt, die Angelegenheiten desselben zu verwalten. So wie aber an der Spitze der Gemeindeverwaltung der Bürgermeister oder Ortsvorsteher als höchster Beamte der Gemeinde steht, so steht an der Spitze der Bezirksverwaltung als höchster Beamte des Bezirks: der **Bezirksamtmann.** Von der Stadt, in welcher der Bezirksamtmann seine Amtsstube oder sein Verwaltungs-Büreau (spr. Büroh) hat, bekommt der Bezirk seinen Namen*).

Wenn jedes Kind in der Schule oder zu Hause thun könnte, was es wollte, so würde es in der Schule und in der Familie oft sehr schlimm hergehen. Darum müssen die Kinder ihren Eltern und ihren Lehrern gehorsam sein. Aber wenn alle Leute thun könnten, was sie wollten, dann würde es in jeder Gemeinde noch schlimmer hergehen. Denn nicht alle Menschen denken und thun, was recht ist, sondern einige fügen ihren Nächsten wohl oft Unrecht und Schaden zu. Hiergegen müssen aber die guten Menschen geschützt, und die, welche Böses thun, müssen bestraft werden. Deswegen sind Personen angestellt,

*) Die Gemeinden des heimathlichen Bezirks, die Entfernung der Orte, ihre Lage vom Wohnorte, die Landstraßen — und wo es deren giebt — Eisenbahnen, die Flüsse und Gebirge des Bezirks, so wie die Grenzen desselben werden an der Schultafel veranschaulicht. Auch werden die Kinder mit den wichtigsten Erwerbsquellen und andern Merkwürdigkeiten der übrigen Gemeinden des Bezirks, so wie mit dem Namen, der Größe und Einwohnerzahl des Bezirks bekannt gemacht.

welche die vorkommenden Streitigkeiten in Güte auszugleichen oder durch Urtheilsspruch nach den bestehenden Gesetzen zu beenden haben. Diese Personen heißen **Richter**. Ein oder mehrere Richter, Gerichtsschreiber und noch andere Beamten bilden ein **Gericht**. Die Gerichte befinden sich gewöhnlich in den bedeutenderen Städten des Bezirks und heißen **Land- oder Bezirksgerichte**. — Wie in der Gemeinde der Polizeidiener, so wachen in den Bezirken die Gensdarmes (spr. Schangdarme) über die Befolgung der bestehenden Polizeigesetze und zeigen die Uebertreter derselben dem Gerichte zur Bestrafung an. Diese Strafen sind entweder Geld- oder Gefängnißstrafen. Oft hören wir, daß Diebe, Betrüger und andere böse Menschen in das Gefängniß gesetzt worden sind. Wer aber immer thut, was recht ist, der braucht sich nicht zu fürchten, vor Gericht gebracht — oder gar in das Gefängniß gesetzt zu werden. —

Wie die bürgerlichen Gemeinden zu einem Bezirke vereinigt sind, so bilden die katholischen Pfarren größere Kirchensprengel, welche **Dekanate** heißen. Jedem Dekanate ist ein Pfarrer als **Dechant** vorgesetzt.

Die Schulen in den Verwaltungsbezirken sind zu einem oder mehreren **Schuldistrikten** vereinigt. Jedem Schuldistrikte ist ein **Distrikts-Schulinspector** vorgesetzt, der mit dem Bezirksamtmann die Schulangelegenheiten seines Distriktes leitet.

In welchem Verwaltungsbezirk liegt unsere Gemeinde? — Wie heisst die Bezirks-Hauptstadt? — Wie der Herr Bezirksamtmann? — Wie viele Gemeinden gehören zu unserm Bezirke? — Wie liegt die Bezirkshauptstadt von unserm Wohnorte? — Welche Gemeinden des Bezirks liegen von uns östlich? — Welche südlich? — Westlich? — Nördlich? — Südöstlich? — Südwestlich? — Nordwestlich? — Nordöstlich? — Giebt es Flüsse in unserm Bezirke? — Wie heissen sie? — Nach welcher Himmelsgegend fliessen sie? — Wohin befindet sich also ihre Quelle? — Ihre Mündung? — Giebt es Gebirge im Bezirke? — Wie heissen sie? — Befinden sich im Bezirke auch Eisenbahnen? — Wie heissen sie? — Welche Städte des Bezirks verbinden sie mit einander? — Zu welchem Gerichtsbezirk gehört unsere bürgerliche Gemeinde? — Wie heisst unser Herr Distrikts-Schulinspector? —

Zeichnet jetzt den Verwaltungsbezirk auf die Schiefertafel! —

4. Die Kreise.

Wenn wir nach irgend einer Himmelsgegend über die Grenzen unseres Bezirkes hinaus gehen, so ist da noch kein Ende zu sehen; denn die Erde ist sehr groß. Wir kommen dann abermals in eine neue Gemeinde, welche wieder zu einem andern Bezirke gehört. Wie nämlich eine Gemeinde an die andere grenzt, so grenzt auch ein Bezirk an den andern. Mehrere Bezirke zusammen aber bilden wieder ein größeres Ganze, welches man einen **Kreis** nennt. Ein solcher Kreis wird von mehreren Personen verwaltet, welche zusammen die **Regierung** heißen. Die Regierung besteht aus dem Regierungs-Präsidenten, den Regierungs-Direktoren, den Regierungsräthen und andern Beamten. Der Regierungs-Präsident ist der

höchste Beamte des Kreises. Diejenige Stadt, worin der Regierungs-Präsident mit der Regierung seinen Sitz hat, ist gewöhnlich eine der bedeutendsten Städte des Kreises, und wird daher wohl auch die **Kreis-Hauptstadt** genannt.

Sowie die Pfarren zu Dekanaten vereinigt sind, so gehören die Dekanate wieder zu einem größern Kirchensprengel, welcher **Diöcese** oder **Bisthum** heißt. Jeder Diöcese ist ein **Bischof** vorgesetzt. Das gesammte Schulwesen eines Kreises steht unter der Leitung der Kreis-Regierung.

In welchem Kreise liegt unser Bezirk? — Wie heisst die Hauptstadt des Kreises? — Aus wie viel Bezirken besteht er? — Wie heissen sie? — Welche von diesen Bezirken grenzen an unsern Bezirk? — Welche nicht? — Wie liegen diese Bezirke von unserm Bezirk? — Welche Bezirke liegen an der Grenze unseres Kreises? — Welche nicht? — Welche liegen an der östlichen Grenze? — Gebet von den andern Bezirken an, an welcher Grenze des Kreises sie liegen! — Sind in unserm Kreise Eisenbahnen? — Bei welchen Orten unsers Kreises führen dieselben vorbei? — Wie heisst in unserm Kreise der Herr Regierungs-Präsident? —

Zeichnet jetzt den Kreis auf die Schiefertafel! —

Schlaget jetzt von den folgenden Kreisen denjenigen auf, in dem wir wohnen! *)

5. Kreis Oberbayern.

Oberbayern liegt fast ganz auf dem rechten Ufer der Donau und hat einen Flächenraum von 311 Quadratmeilen und 778,000 Einwohner. Die Oberfläche dieses Kreises ist höchst verschieden. Seine nördlichen Theile enthalten fast durchaus schönes Flachland mit mildem Klima, so daß hier der Ackerbau Haupterwerb ist. In diesen Gegenden, und zwar gerade im Norden der Hauptstadt München, breiten sich aber auch sehr viele und große Moose aus, welche die Kultur (Anbau) hemmen und der Gesundheit schädlich sind. Der Süden des Kreises ist von ganz anderer Naturbeschaffenheit. Hier thürmt sich das **Alpengebirge** auf und verbreitet seine Zweige selbst in das Innere des Kreises. Holz und Viehzucht begründen den Hauptreichthum der südlichen Gegend. Die höchsten Berge in den bayerischen Alpen sind die Zugspitze (10,000 Fuß) und der Watzmann (9200 Fuß). — Die **Donau** ist der bedeutendste Fluß des Kreises; sie durchzieht aber nur auf eine kurze Strecke den nördlichen Theil in der Richtung von Westen nach Osten. Folgende Nebenflüsse durchfließen ganz oder theilweise den Kreis und münden in die Donau, nämlich: der **Lech**, die **Isar** mit der Ammer und Loisach und der **Inn** mit der Mangfall. Oberbayern ist überaus reich an Seen. Die wichtigsten sind: der Wurm- oder Starnbergersee mit einer höchst freundlichen Umgebung, der Tegernsee, der Chiemsee mit drei Inseln und der Königs- oder Bartholomäussee, berühmt

---

*) Bevor die Beschreibung eines jeden Kreises gelesen wird, werden zuerst die ꝛc. Bezirke desselben, seine Gebirge, Haupt- und Nebenflüsse, Hauptstädte, Hauptstraßen und Eisenbahnen — ferner die Lage der bereits durchgenommenen Kreise von der Heimath aus und umgekehrt — an der Schultafel veranschaulicht. Die Wandkarte tritt alsdann in den Dienst des Unterrichts.

durch sein vielfaches Echo. — Die **Bewohner** Oberbayerns treiben größtentheils Ackerbau und Viehzucht. Weltberühmt ist aber der Kunstfleiß der Bewohner von Berchtesgaden in Verfertigung hölzerner und beinerner Waaren. Von den Städten des Kreises sind bemerkenswerth: **Ingolstadt**, eine ansehnliche Festung, mit 19,000 Einwohnern, — **Freising**, ehemals der Sitz eines Bischofs, — **Mühldorf**, in dessen Nähe der berühmte Wallfahrtsort Altötting am Inn, unweit des Dorfes Ampfing, wo Ludwig der Bayer 1322 Friedrich den Schönen von Österreich besiegte — **Berchtesgaden, Reichenhall** und **Traunstein** mit bedeutenden Salzsiedereien — **Aichach**, in dessen Nähe das Schloß Wittelsbach sich befindet. Von allen aber verdient die große und schöne Stadt **München** hier ausführlicher beschrieben zu werden.

6. München.

München, die schöne Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, liegt auf dem linken Ufer der Isar, in einer Ebene, welche östlich von Hügeln umgrenzt ist. Ungeachtet der südlichen Lage der Stadt ist das Klima, wegen der von den bayerischen und tyroler Gebirgen her wehenden Luft, mehr rauh als mild. Die Stadt München besaß schon im 11. und 12. Jahrhundert einigen, doch nur geringen Umfang und war damals unter dem Namen Munichen bekannt. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist sie durch neue Stadttheile und Vorstädte bedeutend vergrößert und hat jetzt über 147,000 Einwohner. In den letzten 30 Jahren ist München durch ausgezeichnete Bauwerke so verschönert worden, daß Fremde von Nah und Fern dorthin reisen, um die vielen Herrlichkeiten zu beschauen. Die meisten dieser Bauwerke sind von König Ludwig I., dem Vater des jetzt regierenden Königs Max, gegründet. Ihm zu Ehren wurde auf dem Odeonsplatz sein schönes **Reiterstandbild** errichtet. Die von ihm ganz neu angelegte **Ludwigsstraße** beginnt mit der **Feldherrn-Halle**, welche die Erzstandbilder der bayerischen Feldherren Tilly und Wrede enthält, und schließt mit dem zu Ehren des bayerischen Heeres erbauten **Sieges-Thor**. Diese ganze Straße besteht fast nur aus Prachtbauten, unter welchen das **Bibliothek-** und **Universitäts-Gebäude** die schönsten sind. An der vom jetzt regierenden Könige ausgebauten **Maximilianstraße** steht das große neue **Regierungsgebäude** und vor demselben das Reiterstandbild des im russischen Kriege (1812) gefallenen bayerischen Generals **Erasmus von Deroy**. Von den übrigen Denkmälern Münchens sind noch zu erwähnen: das **Denkmal des Königs Max I.** (auf dem Max-Josephsplatz) — das **Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I.** (auf dem Wittelsbacher-Platz) — und ein 100 Fuß hoher **Obelisk** (auf dem Carolinen-Platz), eine Säule, welche aus erobertem Geschütz gegossen und zur Erinnerung an die 30,000 Bayern errichtet worden ist, welche im russisch-französischen Kriege (1812) ihren Tod gefunden haben. —

Unter den vielen Kirchen in München ist die schönste die **Auer Kirche**, mit herrlichen Glasmalereien und einem teppichartigen Dach von buntglasirten Ziegeln. Diese Kirche, wie auch die **Basilika** zum heil. Bonifacius (mit schönen Wandgemälden), die **Ludwigskirche** (mit einem großen Altargemälde, das jüngste Gericht darstellend) und die **Allerheiligenkirche** oder **Hofkapelle**, (durch Säulen und Wände von Marmor und Gemälde auf Goldgrund ausgezeichnet) sind sämmtlich auf Veranlassung des Königs Ludwig erbaut. Unter den ältern Kirchen ist die **Liebfrauenkirche** bemerkenswerth; ihre weit hervorragenden Thürme haben eine Höhe von 336 Fuß. Im Chor dieser Kirche befindet sich das marmorne Grabdenkmal des im Jahre 1347 verstorbenen Kaisers **Ludwig des Bayern.**

Unter den Palästen Münchens zeichnen sich aus: das königliche **Residenzschloß**, der **wittelsbacher Palast** — der **leuchtenbergische Palast** — der **Herzog Max-Palast** — der **Ständesaal** u. s. w. An das königliche Residenzschloß reihen sich im Hofgarten überdeckte Gänge oder **Arcaden**, die mit schönen Wandgemälden geziert sind und theilweise prächtige Kaufläden enthalten, welche der Bazar genannt werden. — Drei andere sehenswerthe Gebäude enthalten reiche Kunstsammlungen: die **alte Pinakothek** altdeutsche, altniederländische und altitalienische Gemälde, die **neue Pinakothek** Bilder neuerer Meister seit Anfang dieses Jahrhunderts, die **Glyptothek** altgriechische Bildwerke in Marmor, welche König Ludwig als Kronprinz sammelte. —

Außerhalb der Stadt, am Ende der Theresienwiese, ragt ein riesenhaftes Standbild aus Erz hervor, die berühmte **Bavaria** mit der **Ruhmeshalle.** Auf 66 Stufen steigt man durch das Fußgestell bis zur Figur, und in dieser auf 60 eisernen Sprossen bis in den Kopf, in welchem 6 Personen Platz haben. Die Figur ist 54 Fuß hoch. Sinnbildlich stellt sie die Schönheit des bayerischen Landes dar. Die Ruhmeshalle hinter der Bavaria enthält 75 Büsten berühmt gewordener Bayern. —

In einiger Entfernung von München liegen die königlichen Lustschlösser **Nymphenburg, Schleißheim** und **Fürstenried.**

München ist der Sitz der Ministerien, des Oberappellationsgerichts, des Erzbischofs der Erz-Diözese München, sowie aller obern Behörden. Außer vielen Lehr-, Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt München eine bedeutende Universität und die größte Bibliothek in Deutschland (800,000 Bände) — eine Akademie der Wissenschaften — und eine Akademie der bildenden Künste (für Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei). Kunst und Industrie stehen in München auf einer sehr hohen Stufe der Ausbildung. Am wichtigsten sind die königlichen Anstalten für Bronzegießerei, Porzellanfabrikation und Glasmalerei. Außerdem giebt es Fabriken in Tuch, Leder, Seide, Baumwolle, Gold- und Silberdrath u. s. w. Die

Besonderes Inhaltsverzeichniß der Musterstücke von L. Kellner
in derjenigen Reihenfolge, wie sie beim Sprachunterrichte vorgenommen werden.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung:
Der einfache, der einfach erweiterte und der zusammengezogene Satz.

I. Der einfache, nackte Satz.

Seite

II. Der einfache, erweiterte Satz.

III. Der zusammengezogene Satz.

Zweite Abtheilung:
Der zusammengesetzte Satz oder die Satzverbindung und das Satzgefüge.

I. Die Satzverbindung.

Seite

II. Das Satzgefüge.

---

*) Die in ( ) stehenden Zahlen bedeuten die Nummern der Musterstücke in der neuern Aufl. von Kellner's Sprachwerke.

Anm. Daß die dem grammatischen Verständniß eines Musterstücks in dem 2c. Lehrgang vorhergehenden — das logische Verständniß desselben bezweckenden Übungen —, auch wirklich vor den grammatischen Übungen durchgenommen werden müssen, versteht sich von selbst. Sie bereiten das grammatische Verständniß vor und bieten einen reichen Schatz für geistbildende Aufsatzübungen.

Erster Abschnitt.
Das Vaterland — Deutschland.

I. Die Staaten Deutschlands.

A. Der bayerische Staat.

1. Die Gemeinden.

Der Ort, in welchem wir wohnen, ist unser Wohnort. Wohnen wir in einer Stadt, in einem Dorfe oder in einem Weiler? — Die Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes und der dazu gehörigen Weiler und Höfe bilden zusammen eine **bürgerliche Gemeinde.** Die Menschen haben sich zu Gemeinden vereinigt, um einander besser helfen, beistehen und sich so in einem großen Vereine dasjenige verschaffen zu können, was dem einzelnen Menschen und einer einzelnen Familie nicht möglich wäre. (Z. B.) Gegenseitige Hülfleistung und Unterstützung ist also Zweck der Gemeinde. Wie nun aber in dem kleinsten Vereine, der Familie, der Vater dazu bestimmt ist, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu besorgen, damit es der Familie wohlergehe, so sind auch in der Gemeinde Personen angeordnet, welche dafür zu sorgen haben, daß der Zweck der Gemeinde um so besser erreicht werde. Diese Personen sind der **Bürgermeister** oder **Ortsvorsteher** und die **Gemeindebevollmächtigten** oder der **Gemeinderath**, welche zusammen auch **Magistrat** genannt werden. Der Bürgermeister oder Ortsvorsteher verwaltet die Gemeindeangelegenheiten. Wo viele Menschen nahe zusammenwohnen, da muß für gute Ordnung gesorgt und darauf gesehen werden, daß ein Mensch dem andern an seiner Person oder an seinem Eigenthum keinen Schaden zufüge, daß keiner die Rechte des andern störe, und jeder seine Pflicht thue. Hierfür sorgt der Bürgermeister oder Ortsvorsteher und in den Städten der **Stadtkommissär** oder **Polizeikommissär.** Diese Personen sehen darauf, daß die Straßen und die Feuerlöschgeräthe in gutem Zustande sich befinden, daß jeder beim Verkaufe das gehörige Maß und Gewicht gebrauche, und daß niemand Eßwaaren verkaufe, welche verdorben und der Gesundheit schädlich sind. Die genannten Personen wachen über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, oder sie handhaben die Polizei. Ein oder mehrere Polizeidiener, Feldhüter und Nachtwächter sind ihnen zunächst hiebei behülflich und stehen unter ihren Befehlen.

Alle öffentlichen Gebäude in der Gemeinde: die Kirche, die Schule, das Gemeinde-, Stadt- oder Rathhaus, das Feuerspritzenhaus, ferner die Gemeindewege, Brücken, Brunnen und Pumpen u. s. w. werden auf Kosten der Gemeinde gebaut und unterhalten, und für die Verpflegung der Armen und Waisen wird gesorgt. Hierzu ist aber sehr viel Geld erforderlich, und deswegen muß jeder Einwohner der Gemeinde,

durch sein vielfaches Echo. — Die **Bewohner** Oberbayerns treiben größtentheils Ackerbau und Viehzucht. Weltberühmt ist aber der Kunstfleiß der Bewohner von Berchtesgaden in Verfertigung hölzerner und beinerner Waaren. Von den Städten des Kreises sind bemerkenswerth: **Ingolstadt**, eine ansehnliche Festung, mit 19,000 Einwohnern, — **Freising**, ehemals der Sitz eines Bischofs, — **Mühldorf**, in dessen Nähe der berühmte Wallfahrtsort Altötting am Inn, unweit des Dorfes Ampfing, wo Ludwig der Bayer 1322 Friedrich den Schönen von Österreich besiegte — **Berchtesgaden**, **Reichenhall** und **Traunstein** mit bedeutenden Salzsiedereien — **Aichach**, in dessen Nähe das Schloß Wittelsbach sich befindet. Von allen aber verdient die große und schöne Stadt **München** hier ausführlicher beschrieben zu werden.

6. München.

München, die schöne Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, liegt auf dem linken Ufer der Isar, in einer Ebene, welche östlich von Hügeln umgrenzt ist. Ungeachtet der südlichen Lage der Stadt ist das Klima, wegen der von den bayerischen und tyroler Gebirgen her wehenden Luft, mehr rauh als mild. Die Stadt München besaß schon im 11. und 12. Jahrhundert einigen, doch nur geringen Umfang und war damals unter dem Namen Munichen bekannt. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist sie durch neue Stadttheile und Vorstädte bedeutend vergrößert und hat jetzt über 147,000 Einwohner. In den letzten 30 Jahren ist München durch ausgezeichnete Bauwerke so verschönert worden, daß Fremde von Nah und Fern dorthin reisen, um die vielen Herrlichkeiten zu beschauen. Die meisten dieser Bauwerke sind von König Ludwig I., dem Vater des jetzt regierenden Königs Max, gegründet. Ihm zu Ehren wurde auf dem Odeonsplatz sein schönes **Reiterstandbild** errichtet. Die von ihm ganz neu angelegte **Ludwigsstraße** beginnt mit der **Feldherrn-Halle**, welche die Erzstandbilder der bayerischen Feldherren Tilly und Wrede enthält, und schließt mit dem zu Ehren des bayerischen Heeres erbauten **Sieges-Thor**. Diese ganze Straße besteht fast nur aus Prachtbauten, unter welchen das **Bibliothek-** und **Universitäts-Gebäude** die schönsten sind. An der vom jetzt regierenden Könige ausgebauten **Maximilianstraße** steht das große neue **Regierungsgebäude** und vor demselben das Reiterstandbild des im russischen Kriege (1812) gefallenen bayerischen Generals **Erasmus von Deroy**. Von den übrigen Denkmälern Münchens sind noch zu erwähnen: das **Denkmal des Königs Max I.** (auf dem Max-Josephsplatz) — das **Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I.** (auf dem Wittelsbacher-Platz) — und ein 100 Fuß hoher **Obelisk** (auf dem Carolinen-Platz), eine Säule, welche aus erobertem Geschütz gegossen und zur Erinnerung an die 30,000 Bayern errichtet worden ist, welche im russisch-französischen Kriege (1812) ihren Tod gefunden haben. —

Unter den vielen Kirchen in München ist die schönste die **Auer Kirche**, mit herrlichen Glasmalereien und einem teppichartigen Dach von buntglasirten Ziegeln. Diese Kirche, wie auch die **Basilika** zum heil. Bonifacius (mit schönen Wandgemälden), die **Ludwigskirche** (mit einem großen Altargemälde, das jüngste Gericht darstellend) und die **Allerheiligenkirche** oder **Hofkapelle**, (durch Säulen und Wände von Marmor und Gemälde auf Goldgrund ausgezeichnet) sind sämmtlich auf Veranlassung des Königs Ludwig erbaut. Unter den ältern Kirchen ist die **Liebfrauenkirche** bemerkenswerth; ihre weit hervorragenden Thürme haben eine Höhe von 336 Fuß. Im Chor dieser Kirche befindet sich das marmorne Grabdenkmal des im Jahre 1347 verstorbenen Kaisers **Ludwig des Bayern.**

Unter den Palästen Münchens zeichnen sich aus: das königliche **Residenzschloß**, der **wittelsbacher Palast** — der **leuchtenbergische Palast** — der **Herzog Max-Palast** — der **Ständesaal** u. s. w. An das königliche Residenzschloß reihen sich im Hofgarten überdeckte Gänge oder **Arcaden**, die mit schönen Wandgemälden geziert sind und theilweise prächtige Kaufläden enthalten, welche der Bazar genannt werden. — Drei andere sehenswerthe Gebäude enthalten reiche Kunstsammlungen: die **alte Pinakothek** altdeutsche, altniederländische und altitalienische Gemälde, die **neue Pinakothek** Bilder neuerer Meister seit Anfang dieses Jahrhunderts, die **Glyptothek** altgriechische Bildwerke in Marmor, welche König Ludwig als Kronprinz sammelte. —

Außerhalb der Stadt, am Ende der Theresienwiese, ragt ein riesenhaftes Standbild aus Erz hervor, die berühmte **Bavaria** mit der **Ruhmeshalle.** Auf 66 Stufen steigt man durch das Fußgestell bis zur Figur, und in dieser auf 60 eisernen Sprossen bis in den Kopf, in welchem 6 Personen Platz haben. Die Figur ist 54 Fuß hoch. Sinnbildlich stellt sie die Schönheit des bayerischen Landes dar. Die Ruhmeshalle hinter der Bavaria enthält 75 Büsten berühmt gewordener Bayern. —

In einiger Entfernung von München liegen die königlichen Lustschlösser **Nymphenburg, Schleißheim** und **Fürstenried.**

München ist der Sitz der Ministerien, des Oberappellationsgerichts, des Erzbischofs der Erz-Diözese München, sowie aller obern Behörden. Außer vielen Lehr-, Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt München eine bedeutende Universität und die größte Bibliothek in Deutschland (800,000 Bände) — eine Akademie der Wissenschaften — und eine Akademie der bildenden Künste (für Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei). Kunst und Industrie stehen in München auf einer sehr hohen Stufe der Ausbildung. Am wichtigsten sind die königlichen Anstalten für Bronzegießerei, Porzellanfabrikation und Glasmalerei. Außerdem giebt es Fabriken in Tuch, Leder, Seide, Baumwolle, Gold- und Silberdrath u. s. w. Die

größte Berühmtheit aber besitzen die Bierbrauereien. Die Brauereien in München und ganz Bayern gehören zu den großartigsten Gewerben; die Ausfuhr der bayerischen Biere ist sehr bedeutend.

7. Land und Leute in Oberbayern.

Will man sich eine ächt bayerische Landschaft vorstellen, so denke man sich ein kleines, grünes Thal. Eine nur wenig betretene Straße durchschneidet es; seine Bergwände sind mit dunklen Tannen bewachsen; sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerfeld, zur Hälfte Wiese; hie und da stehen mit halbdürren Aesten die Zeugen vergangener Jahrhunderte, uralte Eichen mit weißbemooster Rinde. Mitten aber in der Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern; ein schlanker, mit bunten Bändern und vielen Figuren geschmückter Kirchweihbaum überragt ihn hoch und grüßt den Wanderer schon aus der Ferne; der Hausthüre gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes, altes Crucifix von Holz; frische Blumen schmücken die Füße des Heilandes; ein Betstuhl steht darunter. Unweit davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, liegt eine kleine weiße Kapelle mit einem Glöckchen; dicht vor dem Hause aber selbst läuft eine lange Kegelbahn hin; die schwere Kugel und der Krug klaren, kräftigen Bieres gehen abwechselnd von Hand zu Hand; eine Kastanie beschattet die Spieler; auf der hölzernen Wand des Hauses stehen einige „Nagerlstöcke“; dahinter auf der Wand unter dem Dache hangen drei von vielen Kugeln durchschossene Scheiben von längst erbleichter Farbe; durch die offenen Fenster des Hauses hört man den hellen, wehmüthigen Klang der Zither; man sieht die Bursche, eine Feder und Blumen auf dem Hut, mit stampfenden Füßen und schnalzenden Händen und Zungen, die lachenden Mädchen in ihrem heitern Feiertagsgewand umtanzen. Dazwischen hört man eine heitere Stimme in fröhlicher Weise singen. So wird getanzt und gesungen, getrunken und gekegelt; die Musik wird lauter, wilder; da erschallt plötzlich das Glöckchen in der kleinen Wiesenkapelle: es läutet zum Ave Maria; jetzt wird auf einmal Alles stille; die Musik schweigt; die Kegel ruhen; Tänzer, Sänger, Trinker und Spieler und Schützen — alle entblößen ihr Haupt und beten bei dem einsamen tönenden Klang der Glocke den jungfräulichen Gruß.

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesenthale des Niederlandes den Bergen zu; folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges, gleich den tanzenden Burschen, die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes! Hier im Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche wird Alles luftiger, großartiger, kühner; steile Berghänge und tiefverborgene Felsenthäler und finstere Schluchten finden wir hier, wo die mächtigen, von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen zu Hunderten, ja zu Tausenden, mit fußhohem Moose überdeckt, dahin modern

und den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen lassen. In dieser wunderreichen Alpenwelt tönt das jubelnde Lied jauchzender Lust durchdringender und heller; allein auch die wehmuthsvollste Sehnsucht singet ihre Klagen hier in schmerzlicheren, herzdurchschneidenden Tönen.

Da steigt der Hirt sichern Fußes die höchste Felsenwand hinan, eine Blume, den Preis seiner Kühnheit, zu pflücken; er steckt sie auf den Hut und singt ein munteres Lied. Auf einer anderen Höhe aber, weit vor ihm, wo seine Lust nicht hindringt, sitzt vielleicht in der todtenstillen Einsamkeit nackter Felsen, wo keine Blumen blühen, eine Sennerin, die in Wind und Wetter ihr Lied in das Thal hinabsingt; der Hirtenknabe der nächsten Alpe hört es; er singt es weiter, und bald erschallt es von Mund zu Mund die Thäler auf und ab.

Je höher wir aber im Hochgebirge hinaufsteigen, um so finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die durch die Gletscher erstarrende und ersterbende Natur. Hier in der stummen Oede, wo kein Baum mehr steht, wo schroffe Felsenwände sich emporthürmen, — hier braucht es allerdings „a Schneid", wenn der Mensch in diesem Schrecken nicht, gleich der Natur, in Trübsinn vertrauern und erstarren will. Aber auch hier schreitet längs den kalten übereisten Felswänden frohen Muths ein Jäger daher.

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draußen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes. Nicht nur von Norden, sondern auch von Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht; es bedarf einer tüchtigen, nachhaltigen Nahrung, und diese gewähren ihm Bier und Knödel, die sein Mark und Bein kräftigen, daß es, starken Knochenbaues, den Mühseligkeiten und den Stürmen des Lebens Trotz bietet. Und daran fehlt es ihm nicht.

Sind ihm aber auch die Tage milden Sonnenscheins nur mit karger Hand zugemessen, so strahlt dagegen sein Himmel an solchen Tagen in dem tiefen Blau des Südens, wie nicht leicht anderwärts in deutschen Landen; ist seine Luft auch rauh und kalt, so ist es doch eine reine Alpenluft, die das Leben erfrischt und erweckt; Alpenblumen wachsen an den Ufern seiner raschen Wasser; die Felsen seiner Berge reizen seinen kühnen Geist, sie zu ersteigen; die Einsamkeit seiner Wälder lockt ihn hinaus und nährt seine Leidenschaft zur Jägerei; kriegerisch ist daher vor Allem sein Sinn und Furcht ihm fremd. Kein deutscher Stamm hat mit mehr Ausdauer die größten Beschwerden und Mühsale des Krieges ausgehalten, und in mehr als in einer Hinsicht ist das Wort wahr, welches König Ludwig dichtend seinem Volke zugerufen: „Bayern! zu verderben seid ihr nicht."

8. Herzog Christophs Stein.

Zu München in dem Bayerland
Da ist's gar hübsch und fein;
Zu München in dem Königsschloß
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Kette dort,
Doch sagen kann ich nicht warum,
Ihn trüg ja keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
Zu München aus und ein,
Doch alle lassen ruhig stehn
Denselben großen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland
Vor Allen keck und kühn,
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und Christoph hieß der Herzog kühn,
Ein Held so wohl bekannt,
Wie weit er warf, wie hoch er sprang,
Das steht dort an der Wand.

Und kömmst du einst nach München hin
Und gehst in's Schloß hinein,
Vergesse nur vor Allem nicht
Des Herzogs großen Stein,

Und wirfst du ihn wie er so weit,
Und springst du so gewandt:
Dann schreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Bayern stets
Von uns gepriesen sein.

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleihn,
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

(G. Görres.)

9. Das landwirthschaftliche Fest bei München.

Auf einer weiten Wiese bei München, die Theresienwiese genannt, wird jährlich, seit 1811 vom 1. Oktober an, das bayerische Landwirthschaftsfest oder Oktoberfest als ein wahres Volksfest in Gegenwart des Königs und des königlichen Hauses gefeiert. Die demselben beiwohnende Volksmenge soll schon öfters die Zahl von 60,000 überschritten haben. Dieses Fest dauert 8 Tage. Am Haupttage ist die ganze Ebene und das große natürliche, dieselbe begränzende Amphitheater (halbrunde, an den Seiten erhöhte Schaubühne) mit Menschen bedeckt. Sobald der König in seinem Pavillon (Lustzelt) auf der Theresienwiese angekommen ist, wird der Reihe nach vorgeführt, was die Landwirthschaft für die Viehzucht Vorzügliches geleistet und was die verschiedenen Preisrichter den Tag zuvor als preiswürdig anerkannt haben. Die Besitzer des besten Viehes erhalten dann gewisse, in Geld bestehende Preise, worauf ein großes Pferderennen stattfindet. Auch wurden neuerlich Preise für diejenigen Landwirthe bestimmt, welche in irgend einer Weise das Ausgezeichnetste in der Landwirthschaft geleistet oder die besten Schriften oder Abhandlungen im ökonomischen Fache herausgegeben haben. Die ganze diesem Haupttage folgende Woche ist dem Volksfeste gewidmet; reger Lebensgenuß herrscht dabei allerwärts; an allen Enden ertönt muntere Musik; große Vogel- und Scheibenschießen mit Büchsen und Pistolen, Bolz- und Armbrustschießen, Stoßbahnen und eigentliche Kugelbahnen, Tanz und Gesang, Zelte und Buden mit Speisen und Getränken vereinigen sich, zum Genusse der verschiedensten Art einladend. Ein zweites Pferderennen und am Abend ein prächtiges Feuerwerk macht am letzten Tage dem Feste ein Ende.

Wie gross ist Oberbayern? — Wie viel Einwohner hat es? — Wie heisst der Hauptstrom des Kreises? — Wie seine Nebenflüsse? — Wie ist der Boden im Norden und wie im Süden beschaffen? — Nennt die Erwerbsquellen des Kreises! — Wie heisst die Hauptstadt des Kreises? — Wie viele Einwohner zählt sie? — Nennt andere wichtige Städte! —
Zeichnet den Kreis Oberbayern auf die Tafel! — Beschreibet diesen Kreis! —

10. Kreis Niederbayern.

Niederbayern liegt zu beiden Seiten der Donau, welche der Hauptfluß des Kreises ist und denselben von Westen nach Osten durchfließt. Die **Donau** nimmt auf dem rechten Ufer die kleine **Laber**, die **Isar**, die **Vils** und den **Inn**, und auf dem linken Ufer die **Altmühl**, die schwarze **Laber**, den **Regen** und die **Ilz** auf. — Der Bodengestalt nach gehört Niederbayern im Norden zum Berglande, der südliche Theil dagegen ist größtentheils eben und wird nur von niedrigen Berg- und Hügelgruppen durchzogen, zwischen welchen sich äußerst reizende und fruchtbare Thäler ausbreiten. Im Norden liegt der **Böhmer-Wald** und der **bayerische Wald**. Der Böhmerwald zieht sich längs der bayerisch-böhmischen Grenze hin und enthält viele hohe Punkte, so den Dreisessel, den Lusen, den Arber, auf welchem sich ein kleiner See befindet rc. rc. Der bayerische Wald zieht sich zwischen der Donau und dem Regen als Wasserscheide hin. — Der Boden Niederbayerns ist im Allgemeinen sehr fruchtbar. Es giebt hier Getreide aller Art im Ueberfluß, ferner sehr viel Hopfen, Obst, Hanf und vorzüglich guten Flachs, auch etwas Wein; im Böhmerwald viel Wildpret; im Regen und der Ilz Perlmuscheln; schönes Rindvieh und vortreffliche Pferde; Steinkohlen, Eisen, Porzellan- und Schmelztiegel-Erde. — Die Bewohner beschäftigen sich größtentheils mit Ackerbau. Handel und Gewerbe werden hier nicht besonders schwunghaft betrieben. — Die Größe Niederbayerns beträgt 195 Quadrat-Meilen, die Einwohnerzahl 575,000.

Landshut mit 12,000 Einwohnern, ist die Hauptstadt des Kreises. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören: die imposante königl. Burg Trausnitz, bekannt durch die Hochzeit Georg des Reichen 1475, das ehemalige Universitätsgebäude und die Pfarrkirche zu St. Martin mit ihrem himmelanstrebenden Thurme, 436 Fuß hoch. Außer Landshut gehören zu den bedeutendsten Städten Niederbayerns: **Passau** mit 12,000 Einwohnern, am Zusammenflusse des Inns und der Ilz mit der Donau, ist der Sitz des Bischofs der Diöcese Passau. Unter den Gebäuden dieser Stadt sind der majestätische Dom und die Festung Oberhaus mit ihrem Zeughause bemerkenswerth; — **Straubing**, eine alte, wohlgebaute Stadt; hier wurde der berühmte Optiker Frauenhofer geboren.

11. Der Fischer am Arbersee.

Der Fischer klimmt wohl den Arber hinan,
Er klimmt wohl hinauf zum See,
Zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
Und kühler als Nordlands Schnee.
  Er birgt sich tückisch im Uferrohr
  Und wirft die Schnur in die Well';
  Bald reißt er ein zappelndes Fischlein empor:
  „Ei grüß dich, du blanker Gesell!“

Das Fischlein, o Wunder! thut auf den Mund
Und redet mit schlauem Sinn:
„Erbarmen! es spielt sich so lustig im Grund;
Was bringt dir mein Sterben Gewinn?
Du weißt, es schwimmen viel Fischlein hold
Tief unten — tief angle hinein;
Die prangen mit Schuppen von purem Gold,
Ihr Auge ist Edelgestein.

Sie schlafen des Nachts in korall'nem Bett,
Von Perlen erbaut ist ihr Haus;
Wer solch ein Fischlein gefangen hätt',
Der lachte wohl Könige aus." *)
„Ha!" sprach der Fischer, „fort, ärmlicher Wicht,
Nur flugs in die Pfütze hinein;
Du sättigst den hungrigen Magen mir nicht;
Mich lüstet's nach Edelgestein."

Und neiget sich vor, und neiget sich sehr,
Will langen bis tief in den Schlund;
Da wird ihm das gierige Herz zu schwer, —
Er stürzt — und sinket zu Grund.
Drob freute das listige Fischlein sich fast,
Rief seine Gespielen all';
Die kamen von Nord und von Süden zu Gast —
Sie kamen zum Leichenmahl.

(A. Müller.)

Wie heisst der Hauptfluss des Kreises? — Wie die Nebenflüsse desselben? — Nennt die bedeutendsten Gebirge Niederbayerns, und gebt an, in welchem Theile des Kreises sie liegen! — Wie heisst die Hauptstadt? — Welche andere bedeutende Städte sind noch in diesem Kreise? — Wie ist der Boden beschaffen, und welche Produkte bringt er hervor? —

Zeichnet Niederbayern auf die Tafel! —

Schreibt Alles auf, was ihr euch von Niederbayern gemerkt habt! —

12. Kreis Pfalz.

Die **Pfalz** liegt, getrennt vom eigentlichen Mutterlande, auf der linken Seite des Rheines. Sie ist ein sehr stark bevölkerter Kreis, da er auf 106 Quadrat=Meilen über 600,000 Einwohner zählt. Vom Spiegel des Rheines angefangen, landeinwärts durch einen Raum von etwa drei Meilen, erhebt sich der Boden kaum bemerkbar. Man sieht hier eine malerisch=schöne, reich gesegnete und mit Städten und Dörfern besäete Landschaft. Aber weiter westwärts erhebt sich das Land und steigt schnell zu einer Höhe von ungefähr 2000 Fuß hinan. Das Hauptgebirge sind die **Vogesen**, deren höchster, nach der Rheinebene abfallender Gebirgswall **Haardt** genannt wird. Dieses Gebirge zieht mitten durch den Kreis und endigt mit dem 2367 Fuß hohen **Donnersberg**. Von der Kuppe dieser kegelförmigen Höhe genießt man eine über alle Beschreibung genußreiche Aussicht über die schönsten und blühendsten Gauen Deutschlands. Das Gebirge enthält sehr gute

---

*) Der kleine Arbersee auf dem Arber in Niederbayern soll in seiner Tiefe von wunderbaren Goldfischlein bewohnt sein, deren eines ein Königreich werth sei.

Bausteine, viel Eisen, auch Quecksilber und namentlich eine Menge Steinkohlen, und wird dadurch eine Nahrungsquelle für viele Bewohner. — Der Hauptfluß des Kreises ist der **Rhein**, welcher in einer Länge von etwa 10 Meilen an der östlichen Grenze hinströmt und manchmal verheerend austritt. Alle übrigen Gewässer des Kreises, welche sämmtlich ihren Ursprung im Haardtgebirge haben, sind Nebenflüsse des Rheines. Die bedeutendsten sind: die Wieslauter, die Queich, der Speierbach, die Isenach, die Eis, die Pfrimm, die Nahe und die Blies. — Zu den besondern Produkten des Kreises gehört der **Wein**, welcher besonders bei Ruppertsberg, Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim und Ungstein von vortrefflicher Güte wächst und eine große Berühmtheit erlangt hat; auch Tabak, edle Obstsorten, selbst Mandeln und Kastanien gedeihen hier ganz vorzüglich.

Die Hauptstadt des Kreises ist **Speyer**. Speyer liegt am Rhein in einer weit ausgebreiteten Ebene, zählt über 11,000 Einwohner und ist der Sitz des Bischofs der Diöcese Speyer. Unter den Gebäuden der Stadt nimmt der Dom, ein ehrwürdiges Denkmal deutscher Baukunst, die erste Stelle ein. Vier hohe Thürme und zwei mächtige Kuppeln überragen das großartige Schiff, und gleich einem Berge ragt der Dom über den Rheinstrom, die umliegende Gegend und die Stadt hervor. Riesengroß steht er da, schon aus der Ferne Staunen und Bewunderung erregend. Unter allen deutschen Kirchenbauten ist der Kaiserdom zu Speyer einer der größten; er umfaßt 69,350 □Fuß, und nur der Kölner Dom wird nach seiner Vollendung 50 □Fuß größer sein. Von rothem Sandstein erbaut, ist er so einer der herrlichsten Dome der Christenheit. Er enthält die Asche von acht deutschen Kaisern und drei Kaiserinnen. Ueber den Gräbern der Kaiser Rudolph von Habsburg und Adolph von Nassau sind herrliche Denkmäler errichtet worden. Von höchster Vollendung sind die Wandgemälde des Domes, welche der kunstsinnige König Ludwig in neuerer Zeit durch den Professor Schraudolph ausführen ließ. Speyer war früher eine freie Reichsstadt und es wurden hier viele Reichstage gehalten. Von den übrigen Städten des Kreises sind zu merken: **Zweibrücken**, ehemals Residenz der Herzoge von Zweibrücken, von welchen die bayerische Königsfamilie abstammt — **Kaiserslautern**, die größte Stadt der Pfalz, mit 12,000 Einwohnern, hat bedeutende Fabriken, gute Bierbrauereien und eine große Schranne in der neu erbauten, imposanten Fruchthalle; die Gewerbschule dieser Stadt genießt einen weit verbreiteten Ruf — Edenkoben und in der Nähe desselben die von König Ludwig erbaute schöne Villa Ludwigshöhe — Ludwigshafen, eine neu von König Ludwig gegründete, rasch emporblühende Stadt mit mehr als 3000 Einwohnern — Landau und Germersheim, zwei Festungen — Neustadt, in dessen Nähe das sogenannte Haardter Schlößchen (Ruine der ehem. Burg Winzingen) mit herrlichen Anlagen und reizenden Aussichten in die mit

Ortschaften reich besäete Rheinebene — Dürkheim, Frankenthal und Oggersheim, der besuchteste Wallfahrtsort der Pfalz.

13. Die Maxburg.

Unter den vielen alten Burgen der Pfalz hat die **Maxburg**, eine Stunde von Neustadt, eine der reizendsten Lagen am ganzen Gebirge. Sie hieß in frühern Zeiten die Kästenburg oder Kastanienburg und war noch bekannter unter dem Namen Hambacher Schloß. Diesen Namen hat sie von den Dörfern Ober-, Mittel- und Unterhambach, welche, schön gruppirt, mitten in Rebengeländen am Fuße des mit Kastanienwaldung bedeckten Berges liegen, dessen Gipfel die Burg ziert. Ihren jetzigen Namen verdankt sie dem Könige Max II., dem sie bei seiner Vermählung als Kronprinz mit der Prinzessin Maria von Preußen, am 12. Okt. 1842 von den Bewohnern der Pfalz nebst einigen Stücken des köstlichsten Weines als Hochzeitsangebinde dargereicht wurde. Seitdem ist sie zum Theil im alterthümlichen Style wieder aufgebaut, jedoch nicht vollendet worden. — Die Kästenburg hat ein hohes Alter. Ihre Erbauung wird dem Kaiser Heinrich II. zugeschrieben (1002 — 1024). Schon 1100 war die Burg Eigenthum der Bischöfe von Speyer. Ihrer Festigkeit wegen war sie stets ein sicherer Zufluchtsort der Bischöfe, wohin sie sich und ihre Schätze in Sicherheit brachten, wenn, wie es nur zu oft geschah, der Oberrhein mit Fehde und Verheerung überzogen wurde. Endlich aber erlag sie auch dem Schicksale der meisten Burgen der Umgegend im Bauernkriege 1525. Die Bauern drangen stürmend in die Burg ein und setzten sich darin fest. Des Bischofs großes Faß von 100 Fudern leerten sie in wildem Gelage; den übrigen Fässern schlugen sie den Boden ein und ließen den Wein auf die Erde laufen. Nach vollständiger Plünderung steckten sie bei ihrem Abzuge die Burg in Brand. Dieselbe wurde zwar auf Kosten der Bauern wieder aufgebaut, fand aber im Laufe stürmischer Zeiten, namentlich im dreißigjährigen und in den französischen Kriegen ihre völlige Zerstörung und seitdem lag sie als Ruine da. Wie früher das Hambacher Schloß, so wird auch jetzt die Maxburg wegen der herrlichen Fernsicht, welche sie über die Rheinebene gewährt, von Pfälzern und Fremden stark besucht. Zwanzig Stunden aufwärts, zwanzig Stunden abwärts am Rhein und zehn Stunden breit, dehnt sich vor den Blicken des Beschauers das herrliche Rheinthal zu beiden Seiten des Stromes aus, jenseit umschlossen von den blauen Bergreihen des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und des Taunus, und diesseit begrenzt von den zu beiden Seiten der Burg sich weit hindehnenden, weinumkränzten Bergen der Haardt und der Vogesen. Unbeschreiblich ist der Eindruck dieser im Sonnenlichte glänzenden, von tausend Städten und Dörfern übersäeten Ebene mit dem Silberbande des Rheines, und noch schöner fast ist der Blick an der untern Haardt hinab und an der obern Haardt hinauf, sowie die nächste Umgebung des Schlosses. Wer wollte es daher den Pfälzern verdenken, wenn sie hier, im Anblick

ihres Ländchens dasselbe als eines der schönsten der Welt erklären! Mit Recht singt der Dichter:

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier Alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag' an des Landes Namen! — Das ist die **Pfalz am Rhein!**

(Aus: „Malerische u. romantische Pfalz".)

14. Die beiden Todten zu Speyer.

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab?
'sist Kaiser Karl der Sechste, er steigt in der Ahnen Grab,
Er selber will es schauen, bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Uebermuth.
Und immer röther färbte seine Wang' gerechter Grimm,
„Beim Himmel! ihr Franzosen, was ihr gethan, ist schlimm!"
Die Väter in den Särgen sieht er des Schmucks beraubt,
Die Krone abgerissen von manchem theu'ren Haupt.
Zertrümmert sind die Särge, die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt in Staub ringsum,
Da blickt manch hohles Auge ihn gar gespenstig an,
Als wollt' es zu ihm sagen: „räch' uns, lebend'ger Mann!"

Und fürder schreitet Karl, erfaßt vom tiefsten Schmerz,
Der Fackelschimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun steht er dort vor zweien, die sind zerschlagen gar,
Und die Gerippe d'runter vermengt gar wunderbar,
Er steht wohl tief erschüttert, die zwei', die kannt' er gut,
Sie haßten sich im Leben, die hier zusamm' geruht,
Nicht konnten sie bestehen, wo Licht und Luft besteht,
Es war der Kaiser Adolph und Albrecht's Majestät.

Nun liegen sie zerbrochen vermischt ihr los' Gebein,
Von Keinem kann man sagen: der Knochen hier war sein;
Nur an dem Einen Scheitel, gefurcht von grimmem Schlag,
Das Haupt des Kaisers Adolph man noch erkennen mag.
Und vor dem Staub der Beiden der Kaiser lange steht,
Es ist ein heilig Ahnen, was seine Brust durchweht;
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zu Haus,
Es löscht in jedem Herzen des Todes Hand sie aus."

D'rauf manchen Kunsterfahr'nen er hin zur Gruft beschied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied,
Und manch ein Bein des Adolph wird Albrechts Eigenthum,
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolph wiederum.
So liegen beide Feinde vereinigt nun gar sehr,
Der Adolph-Albrecht jener, der Albrecht-Adolph der;
So liegen sie und ruhen, bis die Posaune ruft, —
Kein Frevler stör' hinfürder sie mehr in ihrer Gruft!

(J. H. Vogel.)

Wie heisst die Hauptstadt des Kreises? — Nennt andere Städte! — Welches ist das Hauptgebirge der Pfalz? — Wie heisst der Hauptfluss? — Die Nebenflüsse desselben? — Was für besondere Produkte bringt der Boden hervor? —

Zeichnet die Pfalz auf die Tafel! —

Beschreibet diesen Kreis! —

15. Kreis Oberpfalz und Regensburg.

Der Kreis **Oberpfalz** liegt größtentheils nördlich von der Donau, hat einen Flächenraum von 175 Quadratmeilen und zählt 485,000 Einwohner. Der Hauptfluß des Kreises ist die **Donau**, die im Süden strömt und sich durch eine Menge Nebenflüsse vergrößert. Sie nimmt rechts die große Laber und links die Altmühl, die Naab mit der Vils und den Regen auf. Eine kleine Strecke des westlichen Theiles der Oberpfalz liegt im Gebiete des Mains und eine kleine Strecke des nördlichen Theiles gehört in das Gebiet der Elbe. Das südwestliche Gebiet des Kreises durchzieht auf einer fast 4 Meilen langen Strecke der Ludwigs-Kanal bis zu seiner Einmündung in die Altmühl bei Dietfurt. — Der Boden dieses Kreises ist im Allgemeinen hügelig und gebirgig; nur in den südlichsten Gegenden an der Donau finden sich einzelne ebene Strecken mit sehr mildem Klima und äußerst fruchtbarem Boden. Im Norden erhebt sich das **Fichtelgebirge**, wovon jedoch nur der südliche Theil zur Oberpfalz gehört; an der Nord-Ost-Grenze streichen Zweige des **Böhmerwaldes** hin; im Südosten finden sich Theile des **bayerischen Waldes** und im Westen Theile des **fränkischen Landrückens**. — Der Boden der Oberpfalz ist durch den Fleiß der Bewohner wohl angebaut und bringt die gewöhnlichen Produkte des Ackerbaues hervor; an der Donau wächst auch etwas Wein. An Mineralien liefert der Boden sehr vieles und gutes Eisen, auch etwas Blei. Der Bergbau und das Hüttenwesen bringen zahlreichen Menschen ihren Lebensunterhalt.

Die Hauptstadt des Kreises ist **Regensburg**, der Sitz des Bischofs der Diöcese Regensburg. Regensburg liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Die Stadt mit ihren 28,000 Einwohnern besitzt viele Fabriken, treibt bedeutenden Schiffbau, Schifffahrt und lebhaften Handel. Schöne, schattige Alleen und Gartenanlagen umschließen den südlichen Theil der Stadt. Hier erhebt sich das Monument Kepplers, der 1630 starb. Unter den Gebäuden behauptet die erste Stelle der herrliche **Dom**, dessen Anblick von Außen Ehrfurcht und Staunen und von Innen heilige Andacht einflößt. Regensburg war in der Vorzeit die Residenz der deutschen Kaiser und der bayerischen Herzoge und bis 1806 Sitz der deutschen Reichsversammlung. In Regensburg residirt der Fürst von Thurn und Taxis, dessen Vorfahren die Posteinrichtung zuerst in Ausführung gebracht und zum Danke dafür das Recht erhalten haben, in den deutschen Staaten die Posten auf ihre eigene Rechnung

verwalten zu lassen; einige Staaten haben dieses Recht durch Entschädigung abgelöst. — Von Regensburg östlich auf einem Hügel des linken Donauufers bei Donaustauf erhebt sich der Riesenbau der majestätischen **Walhalla**, ein Werk König Ludwig I. In diesem Tempel deutscher Ehre sind nach Auswahl des königlichen Bauherrn die Büsten jener deutschen Männer und Frauen aufgestellt, die sich um das Wohl des Vaterlandes ganz besonders verdient gemacht haben. — Andere bemerkenswerthe Städte dieses Kreises sind: Sulzbach, Amberg und Neumarkt.

16. Die Walhalla bei Regensburg.

So wie man den Flecken Donaustauf verläßt, liegt die **Walhalla** auf eichenumrauschtem Berge nahe vor. In dieser Nähe macht der großartige Bau mit seinem kolossalen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und allmählich bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf den Donaustrom und das Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten aufsteigenden bayerischen Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür in's Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels besteht auf den schmalen Seiten aus je 8, auf den langen Seiten aus je 17 Säulen. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, vertieft in glückliches Anschauen dieses wunderbaren Baues, aus vollem Herzen mit ein in das Lob seines Gründers.

Tritt man nun mit gespanntester Erwartung in das Innere dieser majestätischen Ruhmeshalle, so wird man von der Hoheit, dem Glanz und der kunstsinnigen Harmonie entzückt. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt; drei Inschriften sind ihm eingefügt — das Jahr des Beschlusses 1807 (zur Zeit, als Deutschland in den Banden der Knechtschaft lag), das des Beginnens 1830 und das der Vollendung 1842. Die Decke, welche genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternverzierten Cassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem rothen Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen nun die weißen Büsten der deutschen Männer und Helden, die auf die Entwickelung des Volkes und seine Geschichte einen ausgezeichneten Einfluß geübt haben. Die Büsten sind in Gruppen eingetheilt, welche durch 6 Siegesgöttinnen (von dem Bildhauer Rauch), getrennt werden.

Ueber den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafeln gleichsam in einem zweiten Gesteck, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre Anzahl beträgt 64. Wie nun die unteren Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier 14 kolossale weibliche Statuen in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen das obere Gebälk. Diese Riesenjungfrauen, welche die Walkyren oder kriegerischen Jungfrauen der alten heidnischen Deutschen vorstellen, machen durch Tracht und eigenthümliche Färbung einen seltsamen Eindruck. Ihre Gesichtsfarbe ist nämlich gelblich, die lang herabwallenden Haare sind von bräunlichem Blond; die Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran sind reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf.

Den ganzen Saal umzieht ein Fries, welcher in meisterhaften Sculpturen die Urgeschichte Deutschlands (von Prof. Martin Wagner in Rom) darstellt. Berühmt sind die Rundbilder Schwanthaler's an beiden Giebeln des Tempels. Das gegen Süden gelegene versinnbildlicht die Siegesfeier Germaniens in 15 Figuren, welche symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen; das nördlich schauende die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde.

Das Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das uns an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überrascht, macht auf jedes deutsche Gemüth den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und für diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Theile desselben mit deutschem Sinn und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht haben, verlassen wir diesen deutschen Nationaltempel.

17. Der Dollinger.

Nach Regensburg am Donaustrand
Kam einst ein Riese hingerannt;
Craco ward er geheißen
Und trug einen Helm von Eisen,
Der hat gewogen zwanzig Pfund;
Sein eh'rner Schild war groß und rund,
Sein breites Schwert drei Ellen lang,
Ein Baum die Lanze, so er schwang,
Und einen Panzer hatt' er an,
Da stunden spitze Schuppen d'ran.
Sein Koller war ohn' alle Zier,
Die Haut vom Elephantenthier.
Der Ries' war gräulich anzuschau'n,
Und Keiner mochte sich getrau'n,
Mit ihm zu halten einen Reih'n,
Weil er ein Zaub'rer sollte sein,
Gefei't und fest, so wunderbar,
Als einst zu Worms Herr Siegfried war.
Da trieb er denn mit Allen Spott,
Schlug Mensch und Vieh, verlästert' Gott.
Und forderte den Kühnsten 'raus,
Mit ihm zu kämpfen blut'gen Strauß.
Doch alle Recken blieben stumm
Und wandten ihre Häupter um.
Darüber höhnte Craco sehr,
Rief: „keinen Tapfern gibt es mehr
In Kaiser Heinrich's ganzem Heer!"
Dies freche Wort aus Heidenmund
Ward auch dem Hans Dollinger kund;
Der aber saß in Kerkerhaft,
Weil er Verrath am Herrn geschafft.

Da ließ er nun ihn bitten sehr,
Daß er ihn doch um Deutschlands Ehr'
Sollt' aus dem Kerker lassen geh'n,
Mit Gott den Zweikampf zu besteh'n;
Gleich käm' er wieder dann zurück,
Erwartend sein verdient Geschick.
Als nun der tapfre Kaiser hört,
Daß er allein den Kampf begehrt,
So läßt er gleich ihn freudig los,
Gibt ihm ein Roß auch, stark und groß,
Und eh'rnen Schild u. blankes Schwert;
Das, was zumeist im Kampf ist werth,
Das bringt der Ritter selber mit —
Der Andre läßt ihn warten nit.
Und als nun die Trommet' erklang,
Ein Jeder seine Lanze schwang.
Die Rosse bäumten sich empor,
Den Bügel Dollinger verlor,
Er stürzte nieder in den Sand,
Erhob sich aber gleich gewandt.
D'rauf nahm man andre Lanzen an,
Doch Keiner hat was Recht's gethan.
Das Drittemal mit Löwenkraft
Schwingt Dollinger der Lanze Schaft,
Die saust dem Riesen durch's Visier
Und theilet Helm und Schädel schier.
Da jubeln alle Franken laut,
Und Alles auf den Sieger schaut;
Der aber kniet und danket Gott,
Daß er gesiegt ob Heidenspott.
Dann macht er wieder sich bereit,
Zu geh'n in Kerkernacht und Leid.
Da ruft der Kaiser: „Hans, wohin?
Ich hab' von Herzen dir verzieh'n!
Zieh' nur dem Feind die Waffen aus
Und häng sie in ein Gotteshaus."

(A. Stolterfoth.)

Wie gross ist die Oberpfalz? — Wie viel Einwohner hat sie? — Wie heisst der Hauptstrom des Kreises? — Wie seine Nebenflüsse? — Wie heisst der Kanal, und welche Flüsse verbindet er? — Nennt die wichtigsten Gebirge und gebt an, in welchem Theile des Kreises sie sich befinden! — Wie heisst die Hauptstadt? — Wie viel Kreise kennt ihr jetzt? — Wie heissen sie? —

Zeichnet jetzt den Kreis auf die Tafel! —

Beschreibet ihn! —

18. Kreis Oberfranken.

Oberfranken zählt 125 Quadratmeilen mit 516,000 Einwohnern. Die Oberfläche dieses Kreises ist weit mehr gebirgig, als eben. Die Hauptgebirge sind: das **Fichtelgebirge**, auch das bayerische Schottland genannt, im Osten, der **Frankenwald** im höchsten Norden, Zweige des Steigerwaldes im Südosten, und die fränkische Höhe im Süden. In den Gebirgen Oberfrankens findet man Eisen, Blei, Kupfer, etwas Gold und Silber, Stein- und Braunkohlen, alle Arten Marmor, Bau-, Wetz- und geringere Arten von Edelsteinen. Sehr merkwürdig in diesem Kreise sind die zahlreichen Höhlen mit den seltensten Tropfsteinfiguren. Besonders schön ist die Rosenmüllershöhle bei Muggendorf. Ueber 40 Fuß hoch erhebt sich das Gewölbe kühn empor, welches bei Beleuchtung einem Zauberpalaste gleichet. In tausend gebrochenen Farben spiegelt sich das Licht in den nassen Wänden; die herrlichsten Tropfsteinsäulen, emporstarrende und herabhängende Steingebilde in den mannigfaltigsten Gewinden, Schnörkeln und Wandverzierungen, die seltsamsten Formen von Fahnen, Altären 2c. 2c. — dies Alles, glänzend und funkelnd, macht den wunderbarsten und entzückendsten Eindruck auf den fühlenden Menschen. — Der bedeutendste Fluß Oberfrankens ist der **Main**, welcher aus der Vereinigung des rothen und weißen Mains entsteht. Der

Main durchfließt den Kreis von Osten nach Westen und nimmt rechts die voigtländische Rodach und die Itz und links die Regnitz auf. Auf dem Fichtelgebirge entspringen auch noch die Eger und die voigtländische Saale; erstere durchfließt auf eine kurze Strecke östlich und letztere nördlich den Kreis und münden beide in die Elbe. — Die Bewohner Oberfrankens sind rührige Menschen, und Ackerbau, Bergbau und Industrie erfreuen sich des herrlichsten Gedeihens.

Die Hauptstadt des Kreises ist **Bayreuth.** Diese Stadt ist sehr schön und regelmäßig gebaut, und zählt 17,000 Einwohner. Sie war früher die Hauptstadt des Fürstenthums gleichen Namens. Von der Herrschaft prachtliebender Fürsten zeugen drei sehenswerthe Lustschlösser in der herrlichen Umgebung von Bayreuth: Eremitage, Phantasie und Sanspareil. — Die größte Stadt Oberfrankens ist **Bamberg.** Bamberg zählt 22,000 Einwohner, ist der Sitz des Erzbischofes der Erz-Diözese Bamberg, besitzt mehrere wissenschaftliche Anstalten und eine berühmte Bibliothek. Unter den Gebäuden ragt der prachtvolle Dom mit seinen kühn emporstrebenden Thürmen weit empor. Sehr blühend ist die Gewerbthätigkeit der Bamberger. Die große Zahl der Gärtner, wohl 600, hat sich durch das vorzüglichste Gemüse großen Ruf erworben. Bei Bamberg mündet der Ludwigskanal in die Regnitz. Von den übrigen Städten des Kreises sind noch zu merken: Forchheim, Wunsiedel, Geburtsort Jean Paul Richters, Hof, Kronach und Kulmbach.

19. Das Fichtelgebirge.

Das **Fichtelgebirge,** hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, die seinen Gipfel bedecken. In seiner Mitte erheben sich als höchste Spitzen der Schneeberg (3221 Fuß hoch) und der Ochsenkopf (3122 Fuß hoch), die nur durch das Mainthal von einander geschieden werden. Im Nordwesten stößt es an den Thüringerwald, von diesem nur durch das Thal der Rodach geschieden; gegen Nordosten hängt es mit dem Erzgebirge zusammen; gegen Osten verlaufen sich bis zu seinen Vorbergen heran einzelne Züge des Böhmerwaldes. Seine Bergketten bestehen aus verschiedenen Steinarten. Zwar zählt man im Umkreise des Gebirges gegen 30 Mineralquellen; allein nur wenige davon haben einen Ruf gewonnen. Ueber dem Gebirge wölbt sich ein rauher Himmel, und früh schon fällt der Schnee und bedeckt Gebirge und Thäler mit gewaltigen Massen 7 Monate hindurch. Doch wenn einmal Alles tüchtig verschneit ist, werden die glatten Schlittenbahnen zu sichern Landstraßen, auf welchen sich der Verkehr lebhaft und munter an den Bergen hinbewegt, mitten in der wunderbaren Schöne einer auch in ihrer Erstarrung erhabenen Natur. Da blitzen durch das schwärzliche Grün des Fichtenwaldes die eisigen Kuppen, und im Rieseln des Schnees ziehen Regenbogen ihre sieben Farben am Himmel hin. Aber durch die reizende Winterlandschaft toben häufig von Nord und Osten her unerträgliche Stürme und in ihrem Geleite herrscht mondenlang ein tödtlicher Frost. Die sonnigsten

Tage des Frühlings leiden nicht selten an solchen Stürmen; selbst im Sommer durchwehen sie zuweilen die Thäler und werden den zarteren Pflanzen verderblich. Im Jahre 1809 mußten die Bewohner von Bischofsgrün die Heuernte mit Handschuhen verrichten. Selbst im heißen Sommer drückt der Höhenrauch auf Berg und Thal. Wahrhaft schöne Tage hat man meist nur den August und September hindurch; und alsdann wird die Hitze eben so übermäßig, als es vorher die Kälte war. Trotzdem ist die Luft gesund und den Bewohnern zuträglich.

Im Fichtelgebirge erreichen die Menschen nicht selten ein Alter von 70 bis 80 Jahren, und die Greise arbeiten in Rüstigkeit bis an ihr Ende. Dabei sind die Bewohner kräftig bis zur Rauheit, doch stets bereit zur freundlichen Hülfsleistung, tapfer, kriegsmuthig, in voller Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland. Wo es nur irgend möglich ist, haben die fleißigen Bewohner auf gesprengten Felsen, im gelichteten Walde und in ausgetrockneten Mooren fruchttragenden Boden geschaffen; wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, da muß die Hacke das steinige Feld zur Aussaat bereiten. Und für die unsägliche Mühe gibt die Ernte nur geringen Lohn; denn das Getreide trägt magere Aehren; nur die Kartoffeln sind so ergiebig wie schmackhaft, und der Flachs geräth so wohl, daß er weit und breit mit großem Nutzen verkauft wird. An Obst und Gemüse dagegen baut man wenig, und die ehemals allgemein verbreitete Bienenzucht ist fast auf Nichts herabgekommen. Der wahre Reichthum des Landes sind der Bergbau, die Viehzucht und die Forsten, die dessen größeren Theil bedecken. Die Bergleute sind noch stets ausgezeichnet durch tiefen Ernst, die Hüttenarbeiter durch lebhafte Offenheit der Rede, die Holzhauer und Köhler durch unermüdete Thätigkeit und unzerstörbare Liebe zu ihrem mühseligen Berufe und zum Waldleben. Dabei gewahrt man überall herzliche Gutmüthigkeit und anspruchslose Gastlichkeit.

Welches sind die wichtigsten Gebirge in Oberfranken? — Welche Produkte finden sich in diesen Gebirgen? — Was wisst ihr von der Rosenmüllershöhle bei Muggendorf zu erzählen? — Wie heisst der bedeutendste Fluss dieses Kreises? — Wie seine Nebenflüsse? — Wie heisst die Hauptstadt? — Welches ist die grösste Stadt? — Wie gross ist Oberfranken und wie viel Einwohner zählt es? —

Zeichnet den Kreis auf die Tafel! —

Beschreibet ihn! —

20. Kreis Mittelfranken.

Der größte Theil **Mittelfrankens** enthält ebenes, mitunter auch sandiges Land, und was man hier Berge nennt, sind, mit geringen Ausnahmen, weiter nichts, als mehr oder weniger sanfte Hügel, zwischen denen sich fruchtbare und wohlangebaute Thäler hinziehen. Das Hauptgebirge dieses Kreises ist die sogenannte fränkische Höhe, ein Landrücken, der sich beinahe mitten durch den Kreis hinzieht. — Größere

Flüsse hat Mittelfranken nicht. Die Flüsse desselben gehören theils zum Gebiete der Donau, theils zum Gebiete des Mains oder vielmehr des Rheins. Zur Donau gehen südwärts die Wörnitz und die Altmühl, und nordwärts in den Main fließen die Regnitz und die Tauber. Der Ludwigs-Kanal durchzieht eine große Strecke dieses Kreises. Industrie und Handel sind in Mittelfranken in hohem Flor. Die Geschäfte in der Leinwand-, Damast- und Tuchweberei, die Handschuh-, Strumpf- und Teppich-Manufakturen, die Spiegel- und Nadelfabriken ꝛc. nähren Tausende von Menschen, und die Nürnberger Spielwaaren wandern fast durch alle Theile der Erde. Der Boden dieses Kreises ist von ungemein großer Fruchtbarkeit. Derselbe liefert außer den gewöhnlichen Erzeugnissen des Ackerbaues: Hopfen von vorzüglicher Güte, Tabak, gutes Obst und etwas Wein. Von den Produkten des Mineralreiches sind besonders zu merken der Kalkschiefer, welcher zum Steindruck weit und breit versendet wird. Merkwürdig sind mehrere Höhlen und die zahlreichen Versteinerungen und Abdrücke aus der Pflanzen- und Thierwelt der Vorzeit. — Die Größe Mittelfrankens beträgt 139 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 545,000. —

Die Hauptstadt des Kreises ist **Ansbach** mit 12,000 Einwohnern. Das königliche Schloß, ehemals Residenz der Markgrafen von Ansbach, ist sehenswerth. Die bedeutendste Handels- und Fabrikstadt aber ist **Nürnberg** an der Pegnitz mit 63,000 Einwohnern. Nürnberg war schon vor Jahrhunderten und ist heute noch eine der berühmtesten Fabrikstädte. Jedes Kind weiß ja von Nürnberger Lebkuchen und Spielwaaren zu erzählen. Die tausenderlei Gegenstände, welche hier verfertigt werden, wandern in die entferntesten Gegenden der Erde. Aus Nürnberg sind viele wackere deutsche Männer hervorgegangen: Seyfried Schweppermann, ein berühmter kriegserfahrener Ritter, — Peter Hela, der Erfinder der Taschenuhren, — Albrecht Dürer, ein berühmter Maler, — Hans Sachs, ein ehrsamer Schuhmacher und Meistersänger, der 6048 geistliche und weltliche Gedichte geschrieben hat — und der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der Stammvater des preußischen Königshauses. — Von den übrigen Städten Mittelfrankens können hier noch erwähnt werden: Fürth, eine blühende Handels- und Fabrikstadt mit 19,000 Einwohnern — Spalt, berühmt wegen seines Hopfenbaues — Eichstädt, Sitz des Bischofs der Diöcese Eichstädt und ehemalige Residenz der Herzoge von Leuchtenberg — Dinkelsbühl, Geburtsort des berühmten Jugendschriftstellers Christoph v. Schmid — und die Universitätsstadt Erlangen.

21. Nürnberg.

Von der schönen Stadt Bamberg, in deren Nähe die Regnitz sich mit dem Main verbindet, gelangt man auf der Eisenbahn im Regnitzthale, bei Forchheim und Erlangen vorbei, nach dem alten und

berühmten **Nürnberg** an der Pegnitz, die bei Fürth in die Regnitz sich ergießt. Auf einer sandigen, aber vortrefflich angebauten Ebene liegt die alterthümlich gebaute Stadt mit ihren hohen Giebelhäusern, ihrer hohen Thurmmauer, ihrer alten Burg auf einer Anhöhe, in welcher einst die deutschen Kaiser zeitweise wohnten, und mit ihren schönen Kirchen ausgebreitet. Die St. Sebalduskirche enthält das in Messing gearbeitete Grabmal des heil. Sebaldus und wundervolle Glasmalereien; die St. Lorenzkirche trägt zwei kühne Thürme, und in der St. Johanniskirche findet man die Grabmäler von Hans Sachs und Albrecht Dürer. In alter Zeit war Nürnberg eine freie Reichsstadt. Noch bis auf den heutigen Tag ist sie eine der berühmtesten Fabrikstädte. Ein Kaufmann in Nürnberg schenkte mir ein Verzeichniß von allen den Gattungen von Kinder-Spielzeugen, mit denen er handelte. Dieser Katalog war das mannigfaltigste Waarenverzeichniß, das ich in meinem Leben gesehen habe. Es umfaßte nämlich nicht weniger als 12,000 Nummern von verschiedenen Waaren. Zugleich war ich erstaunt, in dem Kataloge zu sehen, wie gut und bequem man in neuerer Zeit diesen Handelszweig eingerichtet. Jede Gattung Thiere, wilde Thiere, Hausthiere, Pferde, Rinder, Schafe hatten darin ihre eigene Nummer; eben so jede Gattung Menschen, jedes Volk, jede Armee, jede Waffenart, die Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Artilleristen, die Uhlanen, Husaren, die bayerische, die österreichische, die preußische Armee. Alle die tausend und abertausend Dinge waren auch ein jedes wieder zu besondern Preisen, in gemeinerem oder kostbarerem Stoffe in mehr oder weniger großen Formaten zu haben. Bei jeder Nummer war eine kurze Beschreibung der Waare, und Alles war so eingerichtet, daß der auswärtige Spielwaaren-Krämer dem Groß-Händler in Nürnberg nur die Nummer des Katalogs zu nennen braucht, um gerade das Geschöpf zu erhalten, für welches sich die Jugend seiner Gegend am meisten interessirt.

Es giebt Kaufleute in Nürnberg, die 5—6000 Gulden jährlich an Kinderklappern, Noahkasten u. dgl. verdienen. Es gehört aber auch Verständniß und Umsicht dazu. Alle diese Spielwaaren, womit die Nürnberger handeln, werden aber nicht in Nürnberg selbst verfertigt. Die meisten kommen aus Sonnenberg im Thüringerwalde, viele auch aus dem sächsischen Erzgebirge. Jeder Arbeiter fertigt dort seinen ihm eigenthümlichen Gegenstand, der eine Rinder, der andere Löwen, ein dritter preußische Soldaten u. s. w. Hat der einzelne Arbeiter einmal seinen Gegenstand kennen gelernt, so vervielfältigt er ihn mit Leichtigkeit, so oft man es verlangt. Der Nürnberger Großhändler muß dagegen stets den ganzen Handelszweig vor Augen haben. Er muß nicht nur 12,000 Waarengattungen kennen, sondern er muß auch die 12,000 verschiedenen Moden und Arten des Geschmacks, die in den einzelnen Handelsgegenden herrschen, zu beurtheilen wissen. Der Nürnberger Spielwaarenhändler hat daher viel Welt-, Völker- und Menschenkenntniß nöthig und muß in mancherlei Sprachen

zu korrespondiren verstehen. Gewöhnlich leitet er auch den Geschmack und die Wahl des Arbeiters in Sonnenberg und verschafft ihm alle die neuen Hülfsmittel, welche die fortschreitende Kunst zur besseren Nachahmung der Dinge darbietet. Die Nürnberger Industrie gleicht einem Weihnachtsbaum. Sie ist, wie dieser mit allem möglichen Tand der Welt behangen.

Es ist unglaublich, wie mannigfaltig die Beziehung und Verkehrsverbindungen sind, die oft durch einen scheinbar sehr unbedeutenden Artikel veranlaßt werden. So z. B. bezieht ein Nachtlichter-Fabrikant das leichte, weiße Holz, auf dem seine Lichterchen schwimmen, aus Böhmen, das Wachs zu den Lichtern aus Norddeutschland, den Abfall von Spielkarten, aus dem er den kleinen Rand an den Nachtlichtern schnitzen läßt, aus Frankfurt, die Schachtel, in die sie verpackt werden, aus Sonnenberg. Es giebt Schachteln zu 365 Lichtern, die auf ein ganzes Jahr berechnet sind, andere zu 184, noch andere zu 92. Diese Nachtlichter werden weit und breit in alle Welt versandt. Jeder Erdtheil hat aber seine eigenen Ansprüche. Die, welche nach der Türkei gehen, brauchen nur 2 Stunden zu brennen. Nach Amerika gehen die meisten. Ohne Amerika wäre Nürnberg nichts.

In einer Vorstadt Nürnbergs werden fast nur Dosen gemacht, meistens von Papier-Mache*). Dieser Artikel, für welchen ebenfalls Amerika ein Hauptkunde ist, wird zu unglaublich billigen Preisen hergestellt. Es giebt Schnupftabaksdosen, von denen das Dutzend nicht höher als 12 Kreuzer zu stehen kommt. Auch in Bezug auf die Dosen hat jedes Land seinen besondern Geschmack. Auf allen Dosen nach Holland und England müssen vorzugsweise Landschaften, Städteansichten u. dgl. angebracht werden. Nach Italien, Spanien und überhaupt nach dem Süden gehen vorzugsweise Dosen mit heiligen Gegenständen, mit Bildnissen der Jungfrau Maria, biblischen Darstellungen u. s. w., aber auch mit sehr unheiligen Bildern. Man möchte fast sagen, die Nürnberger Industrie sei nicht bloß ein Weihnachtsbaum, sondern ein ganzer Wald von Weihnachtsbäumen, in welchem immer mannigfaltige Veränderungen vorgehen.

Im Ganzen hat Nürnberg in neuerer Zeit sich wieder außerordentlich gehoben, in manchen Dingen ist es aber zurückgegangen. So wurden hier ehemals für die ganze Welt die Kompasse fabricirt. Dies hat jetzt fast ganz aufgehört. Auch mit den Taschenuhren ist man zurückgeblieben, da man doch zur Zeit der Nürnberger Eier schon einen so großen Vorsprung vor den Genfern voraus hatte. Auch das Sanduhren-Gewerbe ist unwiederbringlich verschwunden. Unter den verschiedenen neuen Industriezweigen, welche an die Stelle früherer getreten sind, haben mir besonders die Papier-Mache-Fabriken gefallen. Sie machen äußerst schöne und nützliche Dinge. Zu jenen gehören täuschend nachgeahmte Früchte, Äpfel, Birnen, Kirschen u. dgl., zu

*) Sprich: Papjehmascheh — zerstampftes Papier, Papierteig.

diesen die Darstellungen von inneren und äußeren Theilen des Körpers, die so äußerst naturgetreu nachgeahmt und so billig sind, daß dem Studium des menschlichen Körpers dadurch ein außerordentlicher Vortheil erwächst.

Südlich von Nürnberg liegt eine andere bedeutende bayerische Fabrikstadt, das ist Schwabach, der Hauptsitz der Nadelfabrikation. Wöchentlich werden etwa 4 Millionen gewöhnliche und 100,000 andere Nadeln geliefert und in alle Welt versendet.

22. Der Ludwigs-Kanal.

Die Altmühl und die Regnitz sind wie ein Paar Nachbarskinder, die mit einander eine Heimath haben, aber schon in früher Jugend von einander getrennt werden. Das eine wandert gegen Abend, das andere gegen Morgen und sehen sich ihr Lebtag nimmer. Beide Flüsse haben ihre Heimath auf der fränkischen Höhe — der eine diesseits, der andere jenseits des Berges. Nach kurzem nachbarlichem Laufe trennen sie sich. Der Eine wendet sich der Donau zu und macht mit diesem seine Reise in's schwarze Meer. Der Andere lenket aber nordwärts und vereinigt sich mit dem Maine, mit dem er links und rechts in großen Krümmungen ausbeugt, um nur recht lange im lieben Franken zu bleiben und recht viele freundliche Thäler und rebenreiche Hügel beschauen zu können. Dann schmiegt er sich an den guten Vater Rhein und macht mit ihm die Reise in die Nordsee. Wenn nun die beiden Nachbarflüsse Regnitz und Altmühl mit einander verbunden wären, dann könnte man zu Wasser von der Nordsee bis in's schwarze Meer kommen.

Karl der Große faßte diesen großartigen Gedanken auf und ließ, da die Ausführung desselben für seine Völker großen Vortheil zeigte, Hand anlegen.

Es war im Friedensjahre 795 — vielleicht dem einzigen während seiner Regierung — als er befahl, seine in Bayern kantonirenden Soldaten sollten das Schwert mit der Schaufel vertauschen. Er selbst begab sich an den Ort, wo der Kanal gegraben wurde. Bis spät in den Herbst hinein ward gearbeitet und bereits ein Graben zu Stande gebracht von 2000 Schritt Länge, 300 Fuß Breite und mehr als 10 Fuß Tiefe. Nun brach aber wieder neuerdings der Sachsenkrieg aus; Karl mußte fort zu seinem Heere. Er ließ nun wohl Arbeiter zurück; allein diese waren nicht muthig und nicht fähig, den großen Plan zu durchschauen. Auch mochte es an Männern gefehlt haben, welche die zu einem solchen Baue nöthigen Kenntnisse besaßen. Und so geschah es denn, daß die Arbeit in's Stocken gerieth und das Werk nur begonnen, aber nicht vollendet wurde.

Mehr denn tausend Jahre verstrichen, bis wieder ein Fürst diesen Gedanken des großen Karl erfaßte und ihn auch glücklich zur Ausführung brachte. Und dieser Fürst ist Ludwig I., Bayerns großer König und dieses sein Werk heißt deshalb der Ludwigs-Kanal.

Derselbe ist von Kehlheim bis zur Einmündung in die Regnitz bei Bamberg 23 Meilen lang, oben 54 und unten 34 Fuß breit und 5 Fuß tief. Zur Uebersteigung der Höhen dienen 103 Kammerschleusen und zur Ueberschreitung von Thälern und Flüssen mehrere gemauerte Brückenleitungen. Nach neunjähriger Arbeit wurde der Kanal im Jahre 1845 vollendet. Die gesammten Kosten des Baues betrugen 16 Mill. Gld.

Wie viel Kreise haben wir jetzt kennen gelernt? — Wie ist der Boden Mittelfrankens beschaffen? — Wie heisst das in diesem Kreise befindliche Gebirge? — Welche Flüsse sind da? — Welche besondere Produkte finden sich hier? — Was habt ihr von den Städten Mittelfrankens behalten? — Was von der Industrie und dem Handel? —

Zeichnet jetzt den Kreis auf! —

Beschreibet ihn! —

23. Kreis Unterfranken und Aschaffenburg.

Unterfranken zählt 170 Quadrat=Meilen mit 601,000 Einwohnern. Der Boden des Kreises ist von sehr abwechselnder Beschaffenheit. Die mittlern Theile bilden ein wellenförmiges Frucht= und Weinland, das von den Gebirgen an den Grenzen eingeschlossen und wohlthätig geschützt ist. Im Norden erhebt sich das **Rhöngebirge**, im Nordosten das Haßgebirge, im Südosten der Steigerwald; im Westen liegt der waldreiche und rauhe **Spessart**, vom Main in Hufeisenform umgeben, und den südwestlichen Theil durchstreichen einige Zweige des **Odenwaldes**. — Der Main ist der Hauptfluß des Kreises; er durchfließt denselben in zwei gewaltigen Krümmungen und verstärkt sich mit einer Menge von Nebenflüssen, unter welchen die fränkische Saale der stärkste ist. Von den übrigen Nebenflüssen sind noch zu bemerken: die Itz, die Kinzig und die Tauber. — Das Klima im Maingrunde ist überaus mild und angenehm, so daß hier der Wein vortrefflich gedeiht; von vorzüglicher Güte ist der Stein=, Leisten= und Harfenwein. Sehr rauh hingegen sind die Berggegenden und namentlich der Spessart und das Rhöngebirge; diese beiden Gebirge liefern eine große Menge Holz. Reich ist Unterfranken an Kochsalz; es befinden sich Salinen zu Kissingen, Orb und Neustadt an der Saale. Sehr berühmte Badanstalten und Heilquellen sind zu Brückenau, Kissingen, Ludwigsbad und Wippfeld.

Würzburg ist die Hauptstadt von Unterfranken, Sitz des Bischofs der Diöcese Würzburg, und zählt gegen 36,000 Einwohner. Die Stadt Würzburg hat zahlreiche palastähnliche Gebäude, reich geschmückte Kirchen und viele großartige Wohlthätigkeits=Stiftungen. Die königliche Residenz, früher bischöfliches Schloß, ist einer der prachtvollsten Paläste Europa's, mit Marmor und Vergoldung ausgestattet. Ein weiterer Prachtbau ist das Juliusspital mit dem botanischen Garten. Zahlreich sind die Anstalten für Wissenschaft und Unterricht. Auf der 400 Fuß über dem Main aufsteigenden Felsenhöhe erhebt sich kühn die Festung Marienberg. — Weltberühmt ist der bei Würzburg wachsende Stein=

und Leistenwein. Von den übrigen Städten sind noch zu merken: **Aschaffenburg**, mit einem königl. Schlosse, der ehemaligen Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz — Kissingen, berühmter Badeort mit einem herrlichen Curgebäude — Schweinfurt — Orb, Brückenau und Dettelbach, berühmter Wallfahrtsort.

24. Das Julius-Hospital zu Würzburg.

Eine der trefflichsten Anstalten für die leidende Menschheit ist das Julius-Hospital, wozu der Bischof Julius 1573 den Grund legte. Das jetzige solide und prächtige Haus, mehrere Stockwerk hoch, einen geräumigen Hofplatz einschließend, wurde 1764 erbaut, hat eine einfache schöne Kapelle mit Altar und Kanzel aus Marmor, und enthält gewöhnlich 1000 Kranke, Alte und Wahnsinnige, nebst 100 Personen, die als Aufwärter, Bäcker und Brauer 2c. dabei thätig sind. Drei Viertel der Kranken werden gewöhnlich als geheilt entlassen. Jede Gattung derselben, z. B. die chirurgischen, d. h. die an äußerlichen Verletzungen leidenden, die epileptischen 2c., ist von der andern abgesondert.

Einen betrübenden Anblick gewähren die zahlreichen, größtentheils durch ungemäßigte Leidenschaften, Trunk, Ausschweifung 2c. ihres Verstandes beraubten, und daher kaum der Gestalt nach den Menschen noch ähnliche Personen. Einige saßen beim Besuche des Erzählers still, ohne sich um ihre Umgebung zu bekümmern, in einem Winkel; Andere zeichneten sich durch ein widriges Lachen, wieder andere durch Weinen aus. Die Tobenden befanden sich in einem Käfige von starken hölzernen Latten, worin sie weder sich, noch Andere beschädigen können. Diejenigen Mannspersonen, welche am stillen Wahnsinn litten, gingen des Tages über frei auf dem Hofe herum, spalteten Holz und verrichteten andere häusliche Geschäfte. Fast alle hatten den stieren thierischen Blick und die flache Stirn, wodurch sich die Irren bemerkbar machen. Außerdem hat die Stadt noch 11 andere Hospitäler.

Nennt die bedeutendsten Gebirge Unterfrankens! — In welchem Theile des Kreises liegen sie? — Wie heisst der Hauptfluss und in welcher Richtung fliesst er? — Nennt die wichtigsten Nebenflüsse! — Wie ist der Boden und wie das Klima beschaffen? — Wie heissen die bedeutendsten Städte Unterfrankens? —

Zeichnet jetzt den Kreis Unterfranken auf die Tafel! —

Schreibet alles auf, was ihr euch von Unterfranken gemerkt habt! —

25. Kreis Schwaben und Neuburg.

Die Oberfläche dieses Kreises ist von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der nördliche und mittlere Theil enthält größtentheils üppiges Futter- und Getreideland. An der Donau giebt es einige tiefe, sumpfige Stellen, so das Donaumoos. Eine ganz unfruchtbare, trockene und dürre Fläche ist das Lechfeld bei Augsburg. Dasselbe ist durch den großen Sieg, den Kaiser Otto I. über die Ungarn erfocht, von

geschichtlicher Bedeutung. Der südliche Theil des Kreises ist gebirgig. Die Gebirge des Südens sind Fortsetzungen des Alpengebirges, unter dem Namen **Allgauer Alpen** bekannt. Der höchste Berg in denselben ist der Hochvogel (9300 F. hoch). — Der Hauptfluß Schwabens ist die **Donau**, welche im Norden hinfließt und von Süden die Iller, die Günz und den Lech mit der Wertach und von Norden her die Wörnitz aufnimmt. Im südwestlichen Theil des Kreises befindet sich der **Bodensee**. Auf einer Insel desselben liegt die Stadt Lindau. Die Einwohner Schwabens treiben größtentheils Ackerbau, der sie, da der Boden im Allgemeinen fruchtbar ist, reichlich ernährt. Die Bewohner des Südens finden den Haupterwerb in ihrer blühenden Viehzucht und Alpenwirthschaft. — Schwaben hat einen Flächenraum von 174 Quadratmeilen und 578,000 Einwohner.

Augsburg mit 45,000 Einwohnern ist die Hauptstadt des Kreises und der Sitz des Bischofs der Diöcese Augsburg. Außerordentlich stellt sich das Rathhaus dar; so hoch, groß und geräumig ist wohl keines weit und breit zu finden; sehr großer Prunk zeigt sich in dem sogenannten goldenen Saale desselben. Augsburg war in früheren Zeiten eine der wichtigsten Handelsstädte in Süddeutschland, in welcher die deutschen Fürsten mit den deutschen Kaisern zu den Reichstagen sich oft versammelten. — In neuerer Zeit ist Augsburg zwar immer noch ein bedeutender Fabrik- und Handelsplatz, aber an die frühere Bedeutung der Stadt reicht das jetzige Leben nicht. Eine der merkwürdigsten Erinnerungen an Augsburgs vormaligen Reichthum ist die Fuggerei, eine kleine Stadt in der Stadt; sie besteht aus 51 Häusern, hat 3 Thore und ihre eigene Kirche. Die Häuser aber alle dienen dazu, unbemittelten Bürgern freie Wohnung zu geben. Diese Stiftung ist von den Grafen von Fugger gemacht, die von dem armen Leinweber Johannes von Fugger abstammten, welcher 1370 nach Augsburg zog und Leinwandhandel zu treiben anfing. Seine Nachkommen erweiterten durch seltenen Fleiß, große Geschicklichkeit und Redlichkeit ihre Handelsgeschäfte so sehr, daß sie sich unermeßliche Reichthümer und ausgebreiteten Ruhm erwarben. Unter Kaiser Karl V. wurden 2 Brüder aus dieser Familie in den Grafenstand erhoben und in ihrem Hause wohnte der Kaiser während des Reichstages. Als er später noch einmal bei einem Grafen Fugger zum Besuche war, ließ dieser das Kaminfeuer durch Zimmetholz, welches damals noch sehr theuer war, unterhalten, und als der Kaiser sich entschuldigte, daß er die von Fugger geliehenen Summen jetzt nicht zurückbezahlen könne, warf dieser die Schuldverschreibungen über Hunderttausende in das Feuer. Er wurde jedoch dadurch keineswegs arm, wie man daraus ersieht, daß seine Nachkommen jetzt noch ansehnliche Grafschaften besitzen. — Andere bedeutende Städte des Kreises sind: Neuburg — Donauwörth — Nördlingen — Dillingen — Kempten — Lindau, das deutsche Venedig genannt — Füßen, in dessen Nähe das herrliche königliche Lustschloß Hohenschwangau in Oberbayern.

26a. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit!
Nur was in Gott gegründet,
Besteht in Ewigkeit.

Es war im Haus der Fugger
Das Weben einst im Brauch,
Hans Fugger war ein Weber,
Die Söhne woben auch.

Sie woben unverdrossen
Am Stuhle Tag und Nacht,
Das reinste, feinste Linnen
Hat still ihr Fleiß gemacht.

Da kaufte jeder gerne
Von ihrem Tuch so rein,
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein.

Die Treue und der Glaube,
Der fromme Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe,
Die mehrten den Gewinn.

Da ward an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus,
Es gingen mit dem Kaiser
Dort Fürsten ein und aus.

Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit,
Sie woben mit dem Kaiser
Am Webestuhl der Zeit.

Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Der armen Weber nie.

Was hilft uns alles Weben?
So dachte stets ihr Sinn,
Der Himmel nur ist einig,
Sein Segen nur Gewinn.

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand,
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Sie sprachen zu einander:
Die Güter dieser Zeit
Vorrechnen muß sie jeder
Einst Gott in Ewigkeit.

So laßt uns freudig gründen
Ein Werk vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Ihm einstens Rechenschaft.

Zu Augsburg bei St. Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein,
Es sollte Sohn und Enkel
Ein stetes Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu,
Im Kirchlein bei St. Anna,
Dort ist der Fugger Ruh.

Wohl kamen arge Zeiten,
St. Anna ward zerstört,
Die Messe wird nicht fürder
Auf ihrem Grab gehört:

Doch in der Armen Herzen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit.
Der Fugger Namen preiset
Noch heut' die Fuggerei.

(G. Görres.)

26b. Der Glockengießer zu Augsburg.

Kochend ist die Glockenspeise,
Weiße Blasen springen auf.
In des Künstlers stolzer Weise
Fällt des Meisters Blick darauf.
Kurze Frist ist noch gegeben
Und es wird der heiße Fluß,
Reif zum ruhmgekrönten Leben,
Reif zum kühnen Glockenguß.

„Lehrling", spricht der Meister, „wache!
Wache ob des Feuers Glut!
Stiller Blick sei deine Sache,
Sich're und getreue Hut.
Rühre nicht den Zapfen, Knabe!
Schüre nur das Feuer an.
Eines wenn vollbracht ich habe,
Sei dann rasch das Werk gethan." —

Und der Lehrling ist alleine. —
Unverwandten Blicks er schaut
Auf des Gusses zarte Reine,
Den der Meister ihm vertraut.
All sein Sinnen ist verloren
In dem wogenden Metall,
Und er hört in seinen Ohren
Tönen schon der Glocke Schall.
Und ihm ist's, als ob die Glocke
Eins mit seinem Leben sei,
Und als ob die Fluth ihn locke,
Endlich sie zu machen frei.
Und er sieht die Masse wogen, —
Es erfaßt ihn Angst und Graus —
Und der Zapfen ist gezogen —
Strömend dringt der Guß heraus!

Und er sprühet, frei gelassen
In die Glockenform hinein; —
Sieh! da stürzet in Erblassen
Bang der Meister nun herein;
Sieht den kühnen Knaben stehen
Mit dem Zapfen in der Hand,
Da begreift er, was geschehen
Und ihn faßt des Zornes Brand.
Es erbeben seine Glieder,
Wilden Blickes, sinnberaubt
Schwingt er seinen Hammer nieder
Auf des Knaben schwaches Haupt;
Und des Lehrlings Todesbeben
Ist der Glocke erster Gruß,
Ist ihr erster Blick im Leben, —
Denn gelungen ist der Guß. —

In des Thurmes hohem Bogen
Man die prächt'ge Glocke schaut,
Doch kein Strang hat sie gezogen
Noch zu ihrem ersten Laut,
Denn mit ihrer ersten Stunde
Hat vermählet sich der Tod:
Lehrling schläft im Erdengrunde,
Meister bangt in Todesnoth. —
Meister muß die Schuld bezahlen,
Die der blut'ge Mord begehrt,
Doch in seines Todes Qualen
Ist ein Wunsch ihm noch gewährt:
Und bei seinem letzten Gange,
Den er zum Schafote wallt —
Nun mit ihrem ersten Klange
Mächtig seine Glocke schallt.

(J. Braun.)

Wie ist der Boden in den verschiedenen Theilen dieses Kreises beschaffen? — Welches ist das Hauptgebirge? — Nennt den Hauptfluss mit seinen Nebenflüssen! — Wovon nähren sich die Bewohner? — Wie viel Kreise habt ihr kennen gelernt? —

Zeichnet Schwaben auf die Schiefertafel! —

Beschreibet es! —

27. Das Königreich Bayern.

(1.)

1. Die acht Kreise, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben, bilden zusammen wieder ein größeres Ganze, einen Staat: das **Königreich Bayern.** Der bayerische Staat ist also ein Verein von sehr vielen Menschen, welche einen beträchtlichen Flächenraum auf der Erde bewohnen; denn die Größe dieses Staates beträgt 1400 Quadratmeilen mit 4,690,000 Einwohnern. Der bayerische Staat ist aber kein zusammenhängender Flächenraum, sondern besteht aus zwei getrennten, an Größe sehr ungleichen Theilen: dem Hauptlande **Bayern** und der **Pfalz.** Das Hauptland besteht aus sieben Kreisen: **Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken** und **Schwaben.** Nicht immer hat der bayerische Staat in seiner jetzigen Größe bestanden. Derselbe hat in Betreff seiner Länder gar vielfache Veränderungen erlitten, war bald größer, bald kleiner und hat seine jetzige Gestalt und Ausdehnung von 1802 an, besonders in den Jahren 1814, 1815 und 1816 erhalten.

2. **Die Oberfläche des Bodens** im Staate ist sehr verschieden. Im Süden von Schwaben und Oberbayern erheben sich die **Alpen.** Sie trennen Bayern von Vorarlberg, Tyrol und Salzburg und heißen: westlich die Allgauer, in der Mitte die Bayerischen, und östlich die Salzburger Alpen. Im Osten Bayerns zieht sich der an Metallen reiche **Böhmerwald** hin, von welchem der rauhe **bayerische Wald**, der an der Donau hinstreicht, eine Fortsetzung ist. Im Nordosten Bayerns befindet sich das **Fichtelgebirge**, das genau im Mittelpunkte Deutschlands in Gestalt eines Hufeisens emporsteigt und auch das bayerische Schottland genannt wird. Es ist ein Hauptgebirgsstock, von welchem mehrere Bergreihen nach verschiedenen Richtungen auslaufen und vier Flüsse nach den vier Himmelsgegenden abfließen. Nördlich vom Fichtelgebirge ist der **Frankenwald**, ein Schiefergebirge im nördlichsten Bayern; nordwestlich hiervon erhebt sich das **Rhöngebirge** mit dem 2850 Fuß hohen Kreuzberg; südwestlich von der Rhön ist der **Spessart**, ein aus bunten Sandsteinen gebildetes, waldreiches Gebirge. Von diesem südöstlich liegt der **Steigerwald**, zwischen dem Main, der Tauber und der Aisch. Den mittleren Theil Bayerns durchzieht die **fränkische Höhe**, ein mäßiger Landrücken. In der Pfalz befindet sich das **Haardtgebirge**, welches den westlichen Theil dieses Kreises gebirgig macht. Es ist somit nur der Norden und Süden Bayerns eigentliches Gebirgsland, der mittlere Theil von dem Hauptlande des bayerischen Staates ist ein weit ausgebreitetes, wellenförmiges Flachland, das von der Donau majestätisch durchströmt wird. Nord- und südwärts von diesem Flusse breiten sich große **Ebenen** aus, die überaus reich an Getreide sind; so die Ebene zwischen Regensburg und Straubing, welche auch Bayerns Kornkammer genannt wird; das Vilsthal bei Vilshofen an der Donau und der Vils; das Ries an der Wörnitz; der Altmühlgrund bei Gunzenhausen; die Ebenen bei Nürnberg und Bamberg. Die Ebenen gehen allmählich in Hügelland über, das dann endlich im Süden und Norden zu hohen Gebirgen hinaufsteigt. Reiche Waldungen, blühende Viehzucht, namentlich in den Alpen, und viele Schätze des Mineralreichs ersetzen hier die geringe Fruchtbarkeit des Bodens.

3. Zwei Ströme bewässern und befruchten den bayerischen Staat, nämlich: die **Donau** und der **Rhein.** Diese beiden Ströme nehmen auf ihrem Laufe durch Bayern sehr viele Nebenflüsse auf, von denen der Main, der in den Rhein mündet und den nördlichen Theil Bayerns durchfließt, der bedeutendste ist. Diese Flüsse befruchten nicht nur das Land, sondern dienen auch der Schifffahrt, dem Handel und den Gewerben und sind dadurch von großem Nutzen; freilich verursachen manche dieser Flüsse, besonders zur Zeit des Eisganges, oft in Gärten, Aeckern und Wohnungen durch das Austreten aus ihren Ufern beträchtlichen Schaden und bringen die Uferbewohner in große Noth. Im Süden Bayerns befindet sich auch eine große An-

zahl Seen, von welchen der **Bodensee**, der Ammersee, der Wurm- oder Starnbergersee, der Tegernsee, der Chiemsee und der Königs- oder Bartholomäus-See die bedeutendsten sind.

4. Die **Bewohner** des Staates sind fleißige Menschen; denn außer dem Ackerbau und der Viehzucht ist die Betriebsamkeit (Industrie) derselben sehr bedeutend. In den größern Städten ist man fort und fort beschäftigt, aus den Rohstoffen der Natur Waaren der verschiedensten Art zu verfertigen. Nach dieser großen Verschiedenheit in der Beschäftigung kann man die Bewohner des Staates in verschiedene **Berufsarten** oder **Stände** eintheilen. Da giebt es Bauern und Bürger, Handwerker und Kaufleute, Künstler u. s. w. Einfacher aber ist die Eintheilung aller Bewohner in drei Hauptstände: den **Nähr-**, **Lehr-** und **Wehrstand**.

Der **Nährstand** ist der zahlreichste, denn zu ihm gehören alle diejenigen Bewohner des Staates, welche sich entweder mit der Gewinnung oder mit der Verarbeitung der **Naturprodukte** oder mit dem Verkaufe der Natur- oder Kunstprodukte beschäftigen. Die Gewinnung der Naturprodukte besorgen: die Bauern und Viehzüchter, die Obst-, Wein- und Blumengärtner, — die Jäger, Fischer und Vogelfänger, — die Berg- und Hüttenleute, die Steinbrecher, die Steinkohlen-, Torf- und Lehmgräber. — Mit der Verarbeitung derselben beschäftigen sich die verschiedenen Handwerker, als: Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Schlosser, Schuster, Schneider u. s. w.; ferner die Fabrikanten, die Fabrik- und Manufakturarbeiter, wie: Branntweinbrenner, Bierbrauer, Zuckersieder, Eisengießer, Glasblaser, Papiermacher und Gerber — die Weber und andere Arbeiter in Leinen-, Tuch-, Seiden- und Baumwollenzeug- oder in Kattunfabriken; endlich die Künstler, nämlich: Gold- und Silberarbeiter, Metallgießer, Maler, Zeichner, Kupferstecher, Lithographen, Bildhauer, Baumeister, Maschinenbauer u. s. w. Sie alle heißen Gewerbetreibende, und diejenigen Produkte, die sie durch ihre Arbeiten hervorbringen, sind Kunsterzeugnisse oder **Kunstprodukte**. — Mit dem Verkaufe der Natur- und Kunstprodukte aber beschäftigen sich die Kauf- und Handelsleute, welche auch zu den Gewerbetreibenden gehören. — Während also die Einen in Feld, Flur und Wald, im Wasser oder gar im Schooße der Erde thätig sind, die Naturprodukte zu gewinnen — und während die Anderen in ihren Werk- und Fabrikstätten beschäftigt sind, diese Produkte durch den Fleiß und die Kunst ihrer Hand zu verarbeiten, sind die Kauf- und Handelsleute rastlos bemüht, mit den gefertigten Waaren Handel zu treiben und sie zu diesem Zwecke von einem Ort zum andern zu schaffen. Dieses geschieht zu Wasser durch die Schifffahrt, und zu Lande auf Landstraßen und Eisenbahnen. Eine Maschine, Lokomotive genannt, eilt auf den Schienen der Eisenbahn

dahin wie ein Vogel in der Luft und zieht eine lange Reihe von Wagen hinter sich her. Sie wird durch Wasserdampf bewegt, den man unterwegs durch ein wohl unterhaltenes Feuer fort und fort erzeugt. — Die Wasser- und Landstraßen, sowie die Eisenbahnen verbinden die entferntesten Theile des Staates mit einander, und die an den Ufern und Mündungen der Flüsse oder an Landstraßen und Eisenbahnen gelegenen großen Städte treiben gewöhnlich bedeutenden Handel. Die Haupthandelsplätze des Staates sind: **München, Passau, Ludwigshafen, Bamberg, Regensburg, Hof, Nürnberg, Fürth, Würzburg, Augsburg** und **Lindau.** Im Handel wird überall im Staate nach Gulden, Kreuzern und Pfenningen gerechnet und außer dem Gelde in Kupfer und Silber ist auch Gold (Kronen) und Papiergeld in Umlauf. Das Letztere nützt sich zwar leicht ab, kann aber von Reisenden leicht fortgebracht werden und ist für Kaufleute ein bequemes Zahlungsmittel, da ein kleines Papier von 10 oder 100 Gulden leicht in einem Briefe weiter geschickt werden kann. Denn ein wichtiges Beförderungsmittel für Handel und Verkehr sind noch die Postwagen, welche nach allen Richtungen hin mit Geldsendungen, Briefen, Packeten und Reisenden das Land durcheilen. — Ja, überall ist reges Leben, überall ist man bemüht, durch Arbeit, durch Gewerbe und Handel das nöthige Geld zu verdienen zur Beschaffung von **Nahrung, Kleidung** und **Wohnung,** und der Nährstand ist es also, der ganz besonders für die leiblichen Bedürfnisse des Menschen sorgt.

Aber der Mensch hat nicht allein leibliche, er hat auch geistige Bedürfnisse; die Kräfte seines Geistes sollen in seiner Jugend geweckt, geübt und ausgebildet werden, und diejenigen Personen, welche für die Ausbildung der Geisteskräfte der Jugend im Staate sorgen, bilden den **Lehrstand.** Zu ihm gehören: die Lehrer in den Volks- und Gelehrtenschulen oder den Gymnasien, in den Gewerbeschulen und auf den Hochschulen oder Universitäten. In den Volksschulen werden die Kinder vom 6. bis zum zurückgelegten 13. Jahre unterrichtet und erhalten diejenige Bildung, die keinem Menschen fehlen sollte, um ein nützliches Mitglied in der Familie, in der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde und im Staate zu werden — eine Bildung, welche für jede höhere die Grundlage enthält. In den Gewerbeschulen und Realgymnasien wird diese Bildung für solche gesteigert, welche sich den höheren Gewerben, der Kaufmannschaft oder dem Handel u. s. w. widmen wollen. Die Gymnasien werden von denjenigen jungen Leuten besucht, die einst Beamte, Richter, Aerzte, Geistliche u. s. w. werden wollen. Nach ihrer Entlassung vom Gymnasium besuchen diese die Universität und bereiten sich hier für ihren bestimmten Beruf vor; sie heißen dann Studenten und ihre Lehrer heißen Professoren. Außer den genannten Unterrichtsanstalten giebt es noch Seminarien für Geistliche und Lehrer. Die Geistlichen gehören vorzugsweise zum Lehr-

stande; sie sind im höhern Sinne zu lehren berufen durch die Worte des Heilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker.“ (Matth. 28, 19.) Darum unterrichten sie nicht allein die Jugend in der Religion, sondern verkündigen von der Kanzel auch den Erwachsenen Gottes Wort und spenden ihnen die Heilsmittel der Kirche. In Schule und Kirche ist also der Lehrstand unablässig thätig, die Mitglieder des Staates das Wahre vom Falschen — das Rechte vom Unrechten — das Gute vom Bösen unterscheiden zu lehren: sie zu unterweisen in ihren Pflichten gegen sich selbst, gegen ihren Nächsten und gegen Gott, kurz, sie durch Unterricht und Erziehung geistig tüchtig zu machen, daß sie in ihrem Lebensberufe das erkannte Gute überall thun und das Böse überall meiden. Dem bayerischen Staate gebührt der Ruhm, seit einer Reihe von Jahren durch Gründung neuer Unterrichtsanstalten, namentlich durch Vermehrung und Verbesserung der Volksschulen, so wie durch Einführung eines regelmäßigen Schulbesuchs aller Kinder sehr viel gethan und edle, menschenwürdige Bildung unter seinen Bewohnern verbreitet zu haben. Aber trotz Kirche und Schule giebt es im Staate leider noch viele Menschen, welche nicht thun, was recht und gut ist, die wohl gar die Rechte Anderer: das Leben, die Ehre und das Eigenthum ihrer Nebenmenschen vielfach gefährden, sei es durch Nachlässigkeit, durch Betrug oder durch Gewaltthat. Damit solches Unrecht nicht geschehe, damit vielmehr Recht und Gesetz bestehe und die Uebertreter desselben bestraft werden, giebt es **Beamte** im Staate: polizeiliche, richterliche und verwaltende — und damit endlich keine äußeren Feinde in den Staat eindringen, giebt es eine bewaffnete Macht, das **Militär.** Alle diese Personen sollen dem Unrecht und dem Bösen wehren und bilden daher den **Wehrstand.** Die Polizeibeamten haben solche Personen, welche den Gesetzen zuwider handeln, Unordnungen anstiften, oder sich an dem Leben oder Eigenthum ihrer Mitbürger vergreifen, zur Anzeige zu bringen oder zur Überlieferung an das Gericht in Verhaft zu nehmen. Die Richter haben über die einer Übertretung oder eines Vergehens Angeklagten nach den bestehenden Gesetzen Recht zu sprechen, und die eines Verbrechens Angeklagten zu verurtheilen oder freizusprechen, je nachdem die Geschwornen das „Schuldig“ oder „Nichtschuldig“ über dieselben ausgesprochen haben. — Die Verwaltungsbeamten: die Ortsvorsteher, die Bürgermeister, die Bezirksamtmänner, die Regierungs-Präsidenten haben die bestehenden Gesetze zur Ausführung zu bringen und über ihre Beobachtung zu wachen. Die bewaffnete Macht, das Militär oder das Heer hat den Staat gegen Aufruhr oder Empörung im Innern, so wie gegen den Angriff äußerer Feinde zu schützen.

5. Ihrer **Religion** nach sind die Bewohner des bayerischen Staates Christen; doch leben zerstreut unter diesen auch etwa 60,000 Ju-

den. Die Christen unterscheiden sich nach dem Bekenntnisse ihrer Religion in **Katholiken** und **Protestanten.** Die Mehrzahl, mehr als $^2/_3$ der Bevölkerung, bekennt sich zur katholischen und nicht ganz $^1/_3$ zur protestantischen Religion. Die Kreise Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Unterfranken und Schwaben sind größtentheils von Katholiken, dagegen die Pfalz, Oberfranken und Mittelfranken vorherrschend von Protestanten bewohnt. Juden wohnen in allen Kreisen. — Die Katholiken stehen unter den **Erzbischöfen** von München und Bamberg und unter den **Bischöfen** von Speyer, Passau, Regensburg, Eichstädt, Würzburg und Augsburg.

Die Leitung des gesammten Kirchen- und Schulwesens im Königreiche Bayern besorgt das **Staatsministerium** für Kirchen- und Schulangelegenheiten.

6. An der Spitze des bayerischen Staates und der gesammten Verwaltung desselben steht als Regent, Fürst oder Landesherr der **König von Bayern, Maximilian II.**, geb. 28. November 1811, vermählt mit **Maria,** Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Oktober 1825. Alle Mitglieder der königlichen Familie, mit Ausnahme der Königin, welche protestantisch ist, bekennen sich zur katholischen Kirche. Der König hat seinen Sitz oder seine Residenz in **München,** und darum ist diese Stadt die **Haupt-** oder **Residenzstadt Bayerns.** — Weil der König nicht überall persönlich gegenwärtig sein und daher den Staat nicht allein verwalten, regieren kann: so sind die in der vorhergehenden Darstellung genannten Veranstaltungen und Beamten des Staates nöthig, welche alle ihre Amtsgewalt im Namen des Königs ausüben. Unter dem Könige stehen als die höchsten **Staats-Beamten** die **Minister,** welche, wie der König, ihren Sitz in München haben. Unter den Ministern stehen für die Kreise die **Regierungs-Präsidenten** — und unter den Kreisregierungen die **Bezirksamtmänner.** Es giebt im Staate 7 Minister, 8 Regierungen und für die 154 Verwaltungsbezirke eben so viele Bezirksamtmänner. Leicht ist nun einzusehen, daß durch die große Zahl der Beamten und anderen Veranstaltungen die Verwaltung des Staates sehr viel Geld kostet. Zur Bestreitung dieser Kosten und somit zur Erhaltung der Ordnung, des Rechtes, des Gesetzes, kurz zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt ist jeder Bürger verpflichtet, nach seinem Vermögen Abgaben oder **Steuern** an den Staat zu entrichten. Diese Steuern heißen Staatssteuern und sind entweder 1. Grundsteuer, die von Grund und Boden, oder 2. Häusersteuer, die von den Häusern, oder 3. Kapitalrentensteuer, die von zinstragenden Kapitalien, oder 4. Einkommensteuer, welche von dem Einkommen oder Vermögen, oder 5. Gewerbesteuer, die von den einzelnen Gewerben erhoben werden. Jeder brave Staatsbürger zahlt gerne die ihn treffenden Steuern und ist auch sonst überall bereit, für die Wohl-

fahrt des ganzen Staates nach Kräften mitzuwirken. Denn der Staat ist nächst der Familie und Gemeinde die große Gesellschaft, in welcher Gott unsern Vätern ihren Wirkungskreis angewiesen hat, in welcher sie mit ihren Familien Schutz finden für ihr Leben, ihre Ehre und ihre Habe — er ist das Land, worin wir geboren worden, worin wir unsere Kindheit verleben und für unsern dereinstigen Lebensberuf in so vielen nützlichen Dingen unterrichtet werden: er ist unser **Vaterland.** Wie, sollten wir unser Vaterland durch die That nicht lieben!? — Jeder aber, der sein Vaterland liebt, besitzt Vaterlandsliebe oder mit einem fremden Worte: **Patriotismus.**

Der bayerische Staat ist ein Theil von Deutschland und die Bewohner reden die deutsche Sprache. Darum ist er ein deutscher Staat und seine Bewohner sind **Deutsche.**

Aus wie vielen Kreisen besteht der bayerische Staat? — Wie heissen sie? — In welchem Kreise wohnen wir? — In welchem Verwaltungsbezirk? — In welcher Gemeinde? — Wie liegen die übrigen Kreise von unserm heimathlichen Kreise? — Welche grenzen an unsern Kreis und welche nicht? — Gieb die Grösse und Einwohnerzahl des Staates an! — Wie heissen die bedeutendsten Gebirge des Staates? — Wo? — Wie heisst das höchste Gebirge? — Gebt jetzt an, was ihr vom Thier-, Pflanzen- und Mineralreich im Staate wisst! — Welcher Kreis hat viele Landseen? — Wie heissen die Hauptflüsse des Staates? — In welcher Richtung und durch welche Kreise fliessen sie? — Wie heissen die Hauptstände der Bewohner des Staates? — Wofür sorgt der Nährstand? — Der Lehrstand? — Der Wehrstand? — Wie heisst unser König? — Wie heissen die höchsten Beamten für den ganzen Staat? — Für die Kreise? — Für die Bezirke? — Für die Gemeinden? — Wer ist die geistliche Obrigkeit in der kirchlichen Gemeinde? — Im Dekanate? — In der Diöcese? — Wie viel Erzbischöfe giebt es in Bayern? — Wie viel Bischöfe? — Zu welchem Bisthum (Erzbisthum) gehört unsere Pfarre? — Zu welchem Dekanate? — Warum ist jeder Staatsbürger verpflichtet, Staatssteuern zu zahlen? — Welche Steuern kennt ihr? — Was heisst, und wer besitzt Patriotismus? — In welchem Lande liegt der bayerische Staat? — Welche Sprache reden die Bewohner des Staates? — Was sind sie deswegen? —

Zeichnet den Staat! —

Beschreibet ihn nach der Reihenfolge vorstehender Fragen! —

B. Die übrigen Staaten Deutschlands.

28. Das Kaiserreich Österreich.

(2.)

Außer dem Königreich Bayern giebt es in Deutschland noch viele andere Staaten. Oestlich von Bayern liegt das **Kaiserreich Österreich.** Es hat seinen Namen von dem Erzherzogthum Österreich, welches sich von der bayerischen bis zur ungarischen Grenze auf beiden Ufern der **Donau** hinzieht. Das Kaiserthum selbst aber erstreckt sich nicht bloß über die in Deutschland liegenden Provinzen: über das **Erzherzogthum Österreich** — **Böhmen** — **Mähren mit österreichisch Schlesien** — **Steyermark** — Krain,

Kärnthen und Triest oder das Königreich **Illyrien** — und **Tyrol**, welche zusammen 3800 Quadratmeilen mit 12 Millionen Einwohnern enthalten, sondern auch über mehrere außer Deutschland gelegene Länder: über **Venetien** in Italien — über die ungarischen Lande: **Ungarn** — **Kroatien** — **Slavonien** — **Dalmatien** — **Siebenbürgen** und die **Militärgrenze** — und über das ehemals polnische Land **Galizien**. An der Spitze aller dieser Länder, welche mehr als 12,000 Quadratmeilen mit 38 Millionen Menschen enthalten, steht als Regent der **Kaiser von Österreich**, welcher dieselben von der Haupt- und Residenzstadt **Wien** aus regiert. Wien ist eine große, berühmte Stadt, und das Sprüchwort: „Es giebt nur ein Wien" — ist in mancher Hinsicht wahr. Wien hat viele Vorstädte, mehr als 450,000 Einwohner und 4-, 5-, ja 6stöckige Häuser. Unter seinen Bauwerken ragt die herrliche St. Stephanskirche hervor. Die Vorstädte, welche neuer und viel größer sind, als die eigentliche Stadt, haben schönere Straßen und sind, weil sie von einem Arm der Donau durchflossen sind, für den Handel geeigneter. Aber auch das Vergnügen hat da noch mehr seinen Sitz, denn der Wiener belustigt sich gern im Freien, und an den Vorstädten, auf einer Insel zwischen den Armen der Donau liegt ein berühmter Park mit den herrlichsten Anlagen für Spaziergänge: der Prater. Dort strömt bei schönem Wetter an Sonntagen eine ungeheure Menge Menschen zusammen, und während die Vornehmen in prächtigen Equipagen (spr. Ekipahschen) die Alleen durchfahren, vergnügt sich das Volk unter Zelten und in Buden, und jeder Fremde befindet sich unter den heiteren Wienern behaglich.

Außer Wien giebt es aber noch viele große Städte in dem Kaiserreiche: **Linz** und **Salzburg** im Erzherzogthum Österreich — **Prag** in Böhmen — **Olmütz** in Mähren — **Grätz** in Steyermark — **Laibach, Klagenfurth, Idria, Adelsberg** und **Triest** im Königreich Illyrien — **Insbruck** und **Trient** in Tyrol — **Venedig** in Venetien — **Agram** in Kroatien — **Essek** in Slavonien — **Zara** in Dalmatien — **Peterwardein** und **Semlin** in der Militärgrenze — **Preßburg, Pesth, Ofen** und **Komorn** in Ungarn — **Hermannstadt, Kronstadt** und **Klausenburg** in Siebenbürgen — und **Lemberg** in Galizien.

Die **Natur** hat den österreichischen Staat vorzugsweise begünstigt. Er ist zwar von hohen Gebirgen, in Tyrol, Steyermark und Illyrien von den **Alpen**, in Böhmen und Schlesien von den **Sudeten** und in Mähren von den **Karpathen** durchzogen, hat aber dazwischen die trefflichsten Ebenen und außer der Donau noch zahlreiche Flüsse zur Bewässerung und Schifffahrt. Aber nur in einer kleinen Ecke, in Süden, stößt Österreich an das **Meer**. Wie heißt dieses Meer? —

An **Erzeugnissen** des Bodens hat Österreich fast allenthalben Überfluß. Getreide, Wein und Obst mehr, als es bedarf und von der besten Beschaffenheit. An Waldung fehlt es nicht, eben so wenig an Tabak, Hopfen, Flachs u. s. w. Salz wird nicht

bloß im Salzburgischen bei Hallein und im Salzkammergut bei Ischl und Hallstadt aus reichen Salzquellen gesotten, sondern auch, besonders bei Wieliczka in Galizien, als Stein aus der Erde gebracht. Dieses merkwürdige Steinsalzbergwerk stellt im Innern unermeßlich hohe Gewölbe dar, die auf starken Säulen von Salzstein ruhen, welche überall von angezündetem Lampenlichte im prächtigen Farbenglanze zurückstrahlen, und wie zahllose Krystalle und Edelsteine schimmern. Die mehr als tausend Arbeiter haben da unten ihre Hütten, die ein Dorf mit einer langen Straße bilden, auf welcher beständig Wagen hin- und herfahren; denn es werden unten in dem Bergwerke wohl 60—80 Pferde gebraucht, um das gewonnene Salz in die unterirdischen Magazine zu bringen. Gegen 700,000 Centner Steinsalz werden jährlich durch Schächte hinauf an's Tageslicht gefördert. In diesem Salzbergwerke steht auch eine Kapelle, welche 30 Fuß hoch ist und auf Säulen von Salzstein ruht. Alles was man sieht, ist von Salzstein: Altar, Kanzel, Leuchter, Bänke u. s. w. Diese Kapelle ist wirklich zum Gottesdienste bestimmt, und so steigen auch aus der Tiefe der Erde Gebete und Gesänge zum Himmel empor. — Sehr reich ist Österreich ferner an **Metallen:** an Eisen und Kupfer, auch Silber und Gold kommt in Ungarn vor, selbst das seltene Quecksilber wird in einem Bergwerke bei der Stadt Idria in Illyrien gewonnen. An **Thieren** findet man zahlreiche Rinder- und Schafheerden, und ungarische Pferde werden weithin ausgeführt.

Die **Bewohner** des österreichischen Staates sind einander nicht allein an Sprache, sondern auch an Bildung und Sitten sehr unähnlich. Der Bewohner von Wien mit seiner gutmüthigen Freundlichkeit, der lebhafte Italiener aus Venedig ist ein ganz anderer Mensch, als der wilde Kroate oder der schmutzige Galizier. Wenn wir aber von den eigentlichen, von den deutschen Österreichern in den zu Deutschland gehörenden Provinzen sprechen, so sind diese ein kräftiger, gutmüthiger Menschenschlag, der zwar von anderen deutschen Stämmen an Gewandtheit, aber schwerlich an Treuherzigkeit und Diensteifer übertroffen wird. Sie reden die deutsche Sprache, die zwar bei ihnen hart und breit, dabei aber doch recht gemüthlich klingt. An Kenntnissen, Kunstfertigkeiten und Gewerbsbetriebsamkeit stehen die Österreicher den andern Deutschen nicht nach. Von den 38 Millionen Bewohnern des österreichischen Gesammtstaates bekennen sich 30 Millionen mit der kaiserlichen Familie zur katholischen Kirche.

29a. Böhmisches Land und Volk.

Böhmen ist von der Natur selbst nach außen hin zu einem streng abgeschlossenen, nach innen zu einem eigenthümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von seinen vier Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als eine große Terrasse mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowohl ein Kessel, als vielmehr eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen

des Gebirgsrandes zu einem Ganzen zusammengefaßt ist. Der tiefste Punkt des gewaltigen Kessels ist da, wo die Eger in die Elbe tritt. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes ist eine drei Meilen breite Lücke, theilweise durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Eben so sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfters bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet. Im Übrigen ist aber Böhmen auf höchst merkwürdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergzaune da, wie eine Insel auf dem Festlande.

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerthe Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet und die Gestalt des Ganzen im Kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten, mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich nicht im märkischen Sande träumen läßt.

Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen so auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieses Land in seltener Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, zahlreiche Mineralquellen, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Österreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges, wie der noch höhere der Sudetenkette, schützt das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beste.

Unter den österreichischen Landestheilen steht auch Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger“ Leinwand ist auch in der nicht böhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Spitzengarn wird von solcher Feinheit gesponnen, daß ein Faden von 16,000 böhmischen Ellen Länge nur $1^1/_2$ Loth wiegt. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit Langem entschieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschleifereien.

Wie im Lande, so zeigt sich auch im Charakter des Böhmen noch

mannigfach eine gewisse Natürlichkeit. Ein hervorstechender Zug im Charakter des ganzen böhmischen Volkes ist jene unterthänige Höflichkeit. Wenn der Preuße einfach „guten Morgen" sagt, so spricht schon der Sachse: „schönen guten Morgen", der Böhme aber kann es dabei nicht bewenden lassen, und vollendet den Satz: „guten Morgen wünsch' ich", „guten Abend wünsch' ich"; damit indessen noch nicht zufrieden, nennt er auch noch den gehorsamsten Diener und ein vollständiger Nachtgruß lautet: „Gute Nacht wünsch' ich, Ihr gehorsamster Diener, schlafen Sie wohl!"

Die Bevölkerung Böhmens besteht aus zwei grundverschiedenen Nationen. Von den fünftehalb Millionen derselben sind 2,500,000 Czechen (Tschechen), der übrige Theil Deutsche.

Die Hauptstadt von Böhmen ist **Prag** (mit 120,000 Einw.), in einer hügeligen Gegend, zum Theil auf Bergeshöhen erbaut an den malerischen Ufern der Moldau. Prag ist eine alterthümliche Stadt mit vielen prachtvollen Kirchen und Palästen, krummen, eckigen Straßen und unregelmäßig gebauten Häusern mit gewölbten Vorbauen und Laubengängen. — In Prag nahm der blutige 30jährige Krieg seinen Anfang (1618).

29b. Die Tyroler.

Die Tyroler sind ein schöner Schlag Menschen von gutem Wuchs und großer Körperkraft; und man sieht hier noch Greise ohne alle Beschwerde bergauf, bergab steigen. Die Tracht der Tyroler ist ausgezeichnet, doch nicht allenthalben gleich. In den Hauptthälern trägt der Landmann gern schwarze Beinkleider, die oberhalb des Knie's enden, grüne Hosenträger über der Weste und einen spitzen Hut mit Bändern. Die Tyroler sind ein treuherziges und biederes Volk, das jeden, selbst den Kaiser duzt; sie sind fleißig und genügsam, hochherzig und muthig, den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren gewachsen, freimüthig, scharfsinnig, fröhlich und Freunde des Gesangs und der Musik, ihre Berge und Freiheiten über alles liebend, anhänglich an den Landesfürsten und voll Vaterlandsliebe.

Die Abgeschlossenheit in ihren Thälern hat ihnen Sprache, Sitten und Sinn herrlich bewahrt. Singen, Pfeifen, Musik, Tanz und Kampfspiele gehören zu ihren vorzüglichsten Belustigungen. Kaum erschallt die schlechteste Tanzmusik, so ergreift der Tyroler ein „Dirndl" und beginnt mit ihm den gewaltigen Tanz, der dem Fremden eher eine ermüdende Arbeit, als eine Belustigung zu sein scheint. Nebst dem ungemein anstrengenden Stampfen mit den Füßen, machen die Tänzer ganz besondere Sprünge und gewaltsame Leibesbewegungen, worunter sich heftiges Händeklatschen mischt. Bei jeder Arbeit pflegt der stets muntere und fröhliche Tyroler zu pfeifen; bei dem mindesten Anlasse, zumal im Wirthshause, beginnt er mit den Füßen zu trappeln, und wenn er etwas klimpern hört, das einer Musik ähnelt, mit den Händen zu klatschen oder an die Schenkel und Knie zu schlagen. Besondere

Freunde des Gesanges sind die Bewohner der hohen Alpen, deren Lieder selbst in der Ferne vielen Beifall finden.

Sehr allgemein ist das Scheibenschießen, meist zur Kurzweil, aber auch als Kriegsübung, und als Aufmunterung zur Vaterlandsliebe, daher man die Tyroler zu den besten und geübtesten Schützen zählt. Da sie schon als Knaben mit dem Stutzen umzugehen und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit das weit entfernte Ziel zu treffen wissen, so ist auch die Jagdlust unter allen Ständen die allgemein herrschende Leidenschaft. Die tausend halsbrechenden Gefahren der Gemsenjagd schrecken den Schützen nicht ab, Tage lang auf Felsen herum zu klettern, die kältesten Winternächte, oft hungernd und durstend, auf Klippen zuzubringen, sich im Schnee zu vergraben und schlaflos auf seine Beute zu lauern und alles dies, um ein armseliges Thier von der Größe einer Ziege zu erbeuten.

Obwohl den Ackerbau zahlreiche natürliche Hindernisse beschränken, so weiß der Tyroler doch durch seinen außerordentlichen und unermüdlichen Fleiß selbst dem unfruchtbarsten Boden einen Ertrag abzugewinnen, und die beschränkte Ausdehnung des Ackerlandes zwingt ihn, jedes Fleckchen Erde auf die beste und den Umständen angemessenste Art zu benutzen. Kaum giebt es einen Zweig der Landwirthschaft, der nicht in irgend einer Gegend des Landes mit Erfolg betrieben würde. Viehzucht ist im nördlichen Tyrol, so wie in den Gebirgsgegenden Südtyrols die Hauptbeschäftigung, insbesondere die Rindviehzucht, begünstigt durch die trefflichen Wiesen und Alpenweiden. Das Vieh wird, sobald es die Jahreszeit zuläßt, auf das Gebirg zur Weide getrieben und mit dem Auf- und Abzuge sind gewisse Feierlichkeiten verbunden. Die Sennhütten, welche den Hirten zur Wohnung dienen, sind im Allgemeinen so klein und einfach erbaut, daß sie nur dem bedürfnißlosen, hart gewohnten Bergbewohner Raum und Schutz geben.

Der Hausirhandel ist ein Haupterwerb des Tyrolers, und es giebt ganze Familien, welche sich demselben widmen und immer auf Reisen sind. Einige ziehen mit Kanarienvögeln, andere mit Teppichen, getrocknetem Obst, Öl, Wetzsteinen, Figuren aus Holz geschnitzt, Alabasterwaaren, oder als Tabuletkrämer (Kastenkrämer), Bilder- und Landkartenhändler in die Fremde, und treiben diesen Handel entweder auf eigne Hand oder in Gesellschaft.

Wie liegt das Kaiserreich Österreich vom Königreich Bayern? — Wie liegt es von unserer Schule? — Zeiget dahin! — Wie heissen die deutschen Provinzen des Kaiserreichs? — Welche Landestheile des Kaiserreichs liegen ausserhalb Deutschland? — Gieb die Lage aller dieser Theile vom Erzherzogthum Österreich aus an! — Welche Hauptstädte dieser Theile kannst du angeben? — Was habt ihr sonst Merkwürdiges aus den deutschen Provinzen behalten? — Wie heisst der Hauptfluss des Reiches? — Wie fliesst derselbe? — Wie heissen die Hauptgebirge und in welchen Theilen befinden sie sich? — In welcher Himmelsgegend stösst Österreich an das Meer, und wie heisst dieses? — Jeder soll jetzt angeben, was er sich sonst noch aus dem Kaiserreich gemerkt hat! —

Wie viel Staaten in Deutschland kennt ihr jetzt? — Wie heissen sie? — Was ist Bayern? — Was Österreich? —

Zeichnet jetzt das Kaiserreich Österreich auf! —

Beschreibet es! —

30. Das Königreich Preußen.
(3.)

Das Königreich **Preußen** besteht aus zwei von einander getrennt liegenden Theilen, dem östlichen und westlichen, welche zusammen einen Flächenraum von etwa 5000 Quadrat-Meilen einnehmen und von mehr als 18 Millionen Menschen bewohnt werden. Der östliche Theil besteht aus den Provinzen: **Brandenburg, Pommern, Preußen, Posen, Schlesien** und **Sachsen** und der westliche aus der **Rheinprovinz** und der Provinz **Westphalen.**

Die Oberfläche des Bodens ist in diesem Staate sehr verschieden. In der Rheinprovinz erheben sich zu beiden Seiten des Rheines, der sie durchfließt, herrliche Berg- und Hügelreihen mit ihren, zahlreich mit Reben bepflanzten Abhängen und waldgekrönten Rücken. So im Süden von der Mosel, einem Nebenflusse des Rheines, der **Hundsrück**, im Norden derselben das unfruchtbare **Eifelgebirge** und nordwestlich hiervon das **hohe Veen**; auf dem rechten Rheinufer dagegen das malerische **Siebengebirge** mit dem Drachenfels, während nördlicher in der Provinz Westphalen — ein Theil des **Westerwaldes**, das **Rothhaargebirge**, das **sauerländische** Gebirge, der **Haarstrang**, das **Wesergebirge** und der buchenreiche **teutoburger** Wald die Grenze des Gebirgslandes in Nord-Westen bilden. Doch diese rheinisch-westphälischen Gebirge kommen an Höhe denen im östlichen Theile des Staates bei weitem nicht gleich. Denn hier erheben sich an der westlichen Grenze der Provinz Sachsen das **Harzgebirge** mit dem 3500 Fuß hohen Brocken, und an der südwestlichen Grenze der Provinz Schlesien das **Riesengebirge** mit der 5000 Fuß hohen Schneekoppe. — Von den rheinisch-westphälischen Gebirgen flacht sich der Boden allmählich nach Nordwesten zur Ebene ab. Nördlich von den Gebirgen Schlesiens und östlich vom Harzgebirge zieht sich eine weite Ebene, im Süden mit fruchtbaren Feldern beginnend, sodann aber in der Provinz Brandenburg in magern Sandboden übergehend, durch die Provinzen Pommern und Preußen hin bis zum Gestade der Ostsee. Man sieht es dem Boden mit seinen vielen Landseen auf den ersten Blick an, daß es nicht immer so war, und daß da, wo jetzt Städte und Dörfer stehen und fleißige Menschen der Erde nur mit Mühe, durch Fleiß und Betriebsamkeit die spärlichen Ernten abzugewinnen streben, einst die Meereswogen dahin brausten, die nur allmählich nach Norden zurückgetreten sein mögen, jene Massen Sand auf der Oberfläche und den Bernstein in der Tiefe zrücklaussend; denn dieser wird nicht bloß aus der Ostsee gefischt, sondern auch an der Küste in der Erde gefunden.

Neben und unter diesen Sandgegenden sind aber auch gar manche

Strecken des Staates von außerordentlicher Fruchtbarkeit, wie die Niederungen des Niemens und der Weichsel, die Warthe- und Oderbrüche in der Mark, die östliche Ebene zwischen dem Riesengebirge und der Oder in Schlesien; die güldene Au bei Nordhausen in der Provinz Sachsen, die Soester (spr. sohster) Börde in Westphalen und der nordwestliche Theil der Rheinprovinz. In diesen Gegenden, mit ihren herrlichen Ackerfeldern, Wiesen und Gärten ist die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht sehr bedeutend, und da auch die Wälder reich an Wild sind, so liefert das **Thier-** und **Pflanzenreich** im Ganzen mehr, als der Bedarf der Bewohner erfordert. Und wenn auch die Ausbeute an edeln Metallen nicht sehr beträchtlich ist, so liefert doch das **Mineralreich**, außer Silber in Sachsen und in Schlesien, vorzüglich Eisen und Steinkohlen in hinreichender Menge, besonders in Oberschlesien und in den Flußgebieten der Ruhr, Sieg und Saar in Westphalen und der Rheinprovinz. An Salz, woran besonders die Provinzen Sachsen und Westphalen reich sind, ist ein unerschöpflicher Ueberfluß vorhanden. Einen großen Reichthum besitzt Preußen ferner an **Gewässern**; denn außer der **Ostsee** und den unzähligen Landseen bewässern und befruchten das Land: der **Rhein**, die **Weser**, die **Elbe**, die **Oder**, die **Weichsel** und die **Memel**. Sie nehmen auf ihrem Laufe sehr viele Bäche und Nebenflüsse auf, und so ergießt sich von den Gebirgen aus nach dem Meere hin gleichsam ein Adergeflecht von Gewässern, die das Land befruchten, der Schifffahrt, dem Handel und dem Gewerbe dienen.

Die Hauptstadt des Landes ist **Berlin**, welche, durchflossen von der Spree, mit Elbe und Oder in fahrbarer Verbindung steht. Berlin hat über 450,000 Einwohner und hat ein neumodisches Ansehen. Unter den vielen langen, breiten Straßen ist eine mit 4 Reihen Linden bepflanzt. Sie dient als Spaziergang und führt nach dem schönen Brandenburger Thore und durch dieses in einen Buchenwald, welcher der **Thiergarten** heißt. In der Mitte der Stadt geht sie von einem sehr schönen Platze aus, an welchem das alte königliche Schloß, das Museum, das Zeughaus, das Universitätsgebäude, das Opernhaus, die königliche Bibliothek und andere palastähnliche Gebäude liegen. Von den übrigen Gebäuden Berlins ist besonders das Invalidenhaus erwähnenswerth, in welchem für mehr als 1000 hülflose und im Kriege verstümmelte Soldaten Sorge getragen wird. — Andere bedeutende Städte sind: **Königsberg**, **Danzig** und **Elbing** in der Provinz Preußen, **Posen** in der Provinz Posen, **Potsdam** und **Frankfurt** an der Oder in der Provinz Brandenburg, **Stettin** und **Stralsund** in Pommern, **Breslau** in Schlesien, **Halle**, **Erfurt** und **Magdeburg** in Sachsen, **Münster** in Westphalen, **Köln**, **Düsseldorf**, **Elberfeld**, **Barmen** und **Aachen** in der Rheinprovinz.

Die Mehrzahl der Bewohner Preußens, etwa $^3/_5$ und die königliche Familie, sind Protestanten, die übrigen meist Katholiken.

Die geistige Bildung wird durch 7 Universitäten, durch Seminare, 113 Gymnasien, 90 höhere Bürgerschulen, 23,000 Volksschulen und viele andere Anstalten gepflegt.

Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Bienenzucht, Fischfang und Bergbau gewähren vielen Bewohnern Beschäftigung. Dazu ist Preußen einer der bedeutendsten Manufactur-Staaten Deutschlands. Schlesien, Sachsen und die Rheinprovinz sind wahre Industrie-Länder. Die drei wichtigsten Zweige der Industrie sind die Leinwand-, Wollen- und Eisenmanufacturen; ferner verfertigt man Baumwollen- und Seidenwaaren, Papier- und Glaswaaren.

31a. Der Dom zu Köln.

Unter den vielen Kirchen der Stadt Köln und überhaupt unter allen Kirchen Deutschlands ist eine der merkwürdigsten und vorzüglichsten der herrliche Dom. Der Bau des Domes begann im Jahre 1248 durch den Erzbischof Conrad von Hochsteden. Das große Vermögen dieses Erzbischofs, so wie der damalige Reichthum der Bewohner Kölns machte den Beginn eines so großartigen Baues möglich. Auch brachten die unzähligen Pilger, die aus entfernten Gegenden zur Verehrung der Reliquien der heil. drei Könige (der Weisen aus dem Morgenlande) dorthin wallfahrteten, zum Bau des Domes große Schätze zusammen. Aber die Kosten wurden doch endlich zu groß, so daß der Bau, woran noch 1599 gearbeitet wurde, dann eingestellt werden mußte, ehe noch die Hälfte fertig war. Der Dom ist in der Form eines Kreuzes gebaut; seine Länge beträgt 400 Fuß und seine Breite 231 Fuß. Das Gewölbe wird von 100 Säulen getragen, die in 4 Reihen neben einander stehen und von denen die der mittlern Reihen 30 Fuß im Umfange haben. Gleich den Bäumen eines uralten Waldes stehen diese schlanken Säulen da; nur am höchsten Gipfel sind sie in Äste gespalten, die mit ihren Nachbaren sich zu spitzen Bogen verbinden und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar erscheinen. Die innere Höhe des Chores beträgt 161 Fuß. Die beiden Thürme, deren jeder eine Höhe von 500 Fuß erreichen sollte, sind bis jetzt unvollendet geblieben; denn der auf der Nordseite stehende Thurm ist nur 20 Fuß hoch, und der auf der Südseite stehende ist kaum auf die Hälfte seiner Höhe gebracht. In diesem Thurme hängt die große Domglocke, welche 225 Centner wiegt und von 12 Mann gezogen werden muß. —

Im Jahre 1842 wurde unter dem Protektorate des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., in Köln ein Central-Dombau-Verein gegründet, welcher sich den Ausbau dieses herrlichen Denkmals alter Baukunst zur Aufgabe gemacht. Zu den Beiträgen der Mitglieder dieses Vereins zahlt der König-Protektor jährlich eine so bedeutende Summe (50,000 Thlr.), daß wir kühn die Hoffnung hegen dürfen, diesen Wunderbau bald in seiner Vollendung zu schauen.

Zu den vornehmsten Merkwürdigkeiten des Domes sind außer vielen Grabmälern zu rechnen: die große Sakristei mit der goldenen Kammer,

welche mehrere Kostbarkeiten, unter andern den silbernen Sarg des Erzbischofs Engelbert, ein schönes Kunstwerk, enthält; ferner die Kapelle der h. drei Könige, aus verschiedenen Marmorarten erbaut, worin die Reliquien derselben in einem kostbaren aus Goldblech gearbeiteten und mit einer Menge von Perlen und Edelsteinen geschmückten Sarge aufbewahrt werden. Außer diesen und vielen andern Kostbarkeiten besitzt der Dom eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Monstranz, welche für die kostbarste in der ganzen Christenheit gilt. Ein Schatz von großem Werthe ist das sogenannte Dombild, welches sich in einer der sieben Seitenkapellen des Domes befindet. Es stellt in der Mitte die Anbetung der heil. drei Könige dar: auf der einen Seite sieht man die heil. Ursula mit ihrer Gesellschaft, auf der andern den heil. Gereon mit seiner Schaar abgebildet. — Auch an vielen andern trefflichen Gemälden ist der Dom reich, und die herrlichen alten Glasgemälde, welche die ungeheuren Fenster bedecken, gehören zu den merkwürdigsten Arbeiten der Glasmalerkunst. Aber nicht minder prachtvoll sind die neuen Glasgemälde an der Südseite, ein Geschenk des Königs Ludwig von Bayern. Das Licht des Tages bricht sich in den bemalten Fenstern und verbreitet einen Dämmerschein durch die weiten Hallen, in welchem die Bilder der Heiligen zu leben und der andächtigen Menge den Ewigen zu lobpreisen scheinen.

Der kölner Dom wird von vielen Fremden aus weiter Ferne besucht. Aber nach dem Namen des Mannes, welcher den Plan zu diesem Riesenbau entworfen, nach dem ersten großen Baukünstler des Domes fragt jeder Besucher vergebens. Man weiß ihn nicht. Man hat Jahrhunderte an dem Dome nach dem noch vorhandenen Plane gebaut, aber es ist niemanden eingefallen, den Namen dieses großen Geistes zu nennen. „Die Meister, die am Dome gebaut haben, werden nicht genannt; sie haben sich ein herrliches Denkmal gebaut, aber ohne Inschrift.“

31b. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Dann kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten nnd lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten...
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,...
War all' sein Tagwerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken...
Eh' sich's der Zimmermann versah...
Klapp, stand das ganze Haus... schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell' und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer,
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten:
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und flickten,
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen sacht';
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all'!

O weh', nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

(Kopisch.)

31c. Das Riesengebirge.

Die Kuppen des Riesengebirges sind ganz kahl, und die Gehänge und niederen Joche tragen meistens Nadelholz. Über der Höhe von 3600 Fuß wächst nur noch eine kleine Strecke hinauf die Zwergkiefer, das niedere Knieholz, aus welchem man in Schlesien allerlei niedliche Sachen verfertigt. Auf den höchsten Punkten finden sich nur noch lange Flechten (Teufelsbart), isländisches Moos und wohlriechendes Veilchenmoos. Dörfer gibt es im eigentlichen Riesengebirge nicht, aber viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, gleich den Sennhütten auf den Alpen, nur daß man einige derselben auch im Winter bewohnt (Winterbauden). Man zählt deren wohl an 3000, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen

20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten. Diese Bauden sind von Holz, auf einer steinernen Grundlage erbaut, welche eine Klafter hoch über den Boden hervorragt. Der Eingang ist durch das überhängende Dach vor dem Wetter geschützt; die Wohnstube, mit einem großen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig, daneben eine Kammer, und gegenüber, durch Hausflur und Küche getrennt, befindet sich der Stall. Das Dach ist mit Schindeln bedeckt und reicht bei den an Bergabhängen stehenden Bauden an der Hinterseite bis auf den Boden hinab; unter demselben ist der Futtervorrath und zuweilen die Schlafstelle für einen Theil der Familie oder der Gäste. Der Reisende findet darin eine gute Herberge.

Im Frühjahr ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wanderung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und der Dörfer am Fuße des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben". Beim Schalle langer, hölzerner Schallmeien, Hellahörner genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine an einem verzierten Bügel am Halse trägt, treibt man die blöckenden Heerden zwischen Fichten und Tannen zu den Sommerbauden in das Hochgebirge, welches nun 14 bis 15 Wochen lang von diesen fröhlichen Tönen wiederhallt. Das ist die Zeit der Ernte: da wird viel Butter und Käse gemacht für den eigenen Bedarf und für auswärtigen Absatz; vorzüglich lobt man die runden Kräuterkäse (Koppenkäse), denen ein gewürziges Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergmünze, Steinklee und Schafgarbe beigemischt ist.

Ein stets schneereicher Winter, welcher vom Oktober bis in den Mai dauert, verkürzt die Frühlings- und Herbstzeit auf wenige Wochen, wie in den Gegenden des hohen Nordens. Der Herbst selbst beginnt mit Fröften, welche auf den Gebirgsrücken meistens von Schneegestöber begleitet sind, während derselbe im Flachlande noch von feuchter, regnerischer Beschaffenheit ist. Auf den höchsten Gebirgsrücken schmilzt dann gewöhnlich der Schnee nicht mehr, und nur auf den niederen Abhängen und in den Thälern herrscht vor dem gänzlichen Einwintern noch einige Wochen der Wechsel von Frost und Thauwetter. Die angehäufte Schneemasse, gewöhnlich die Höhe einer Klafter übersteigend, setzt dann die **Baudner** oft Wochen, ja Monate lang aus aller Verbindung mit den Thalbewohnern und macht den Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich. Oft müssen die Bewohner den Ein- und Ausgang durch die Dachluken oder den Schornstein suchen, die Richtung der gewöhnlichen Wege durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnen und, falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, die Leichen so lange im Schnee aufbewahren, bis das Thauwetter es ihnen erlaubt, sie hinab auf den Kirchhof ihres Ortes zu bringen. Diese großen Schneemassen verursachen aber auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige **Schneestürze**, die den **Lawinen** der **Alpen** ähnlich sind; doch werden sie nicht so verderblich wie diese. Im

Winter sind Schlittenfahrten, auf kleinen Handschlitten die Bergabhänge hinab, ein gewöhnliches dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt.

Während im Winter der Schnee die Baudner oft entsetzlich belästigt, erfahren sie im Sommer den häufigsten Wechsel von Nebel, Regen und heiterer Witterung mit Winden und Stürmen. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, einen lichten, bald zerrissenen, bald dichten und zusammenhängenden Schleier um die Gipfel der Berge ziehend. Schnell entstehen Windstöße von Norden und Süden und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und im schnellsten Wechsel erheitert und trübt sich der Himmel. Furchtbare Gewitter, welche auch im Hochgebirge häufig sind, entladen sich mehr an den Hängen und Thalrändern; doch treffen die Blitze nicht selten die höchsten Gipfel der Berge, wie schon oft die Schneekoppe selbst, namentlich am 18. Oktober 1828 in einer Stunde fünfmal.

Diese schnell wechselnden Erscheinungen in den höhern Regionen sind, nach der Volkssage, die Launen des gewaltigen Berggeistes Rübezahl, welcher seit dem dreißigjährigen Kriege diese schauerlich große Gebirgsgegend beherrscht. In ihm laufen alle Mährchen und Sagen des Riesengebirges zusammen: bald erscheint er als Mensch, riesenhaft und rußig, bald auch in verschiedenen Thiergestalten, die Bewohner der Gegend entweder beglückend oder neckend. Seine Launen sind mannigfaltig und abwechselnd, wie das Wetter im Gebirge: er straft diejenigen oft, die ihn durch Rufen seines Namens necken und reizen; betrügerischen Roßhändlern verkauft er ein stattliches Pferd, welches sich nachher in einen Strohwisch verwandelt; Armen dagegen füllt er den Korb mit trockenem Laube, was sie keuchend fortschleppen und nachher in Gold verwandelt sehen; Kinder und rechtschaffene Brautleute beschenkt er öfters. Er läßt sich statt des mit Unrecht Verurtheilten hängen, zappelt Stunden lang am Galgen, und wenn man endlich nachsieht, findet man nur einen Strohwisch. — Von den hundert verschiedenen Ableitungen seines Namens ist die bekannteste: er habe sich von einer schönen Prinzessin foppen lassen, die ihm, während er auf ihren Befehl die Rüben seines Gartens zählte, entflohen sei.

Wie liegt das Königreich Preussen von Bayern? — Wie von Österreich? — Wie liegt es von unserer Schule? — Zeiget dahin! — Nennet die Provinzen des Königreichs Preussen! — Wie heissen die bedeutendsten Gebirge in Preussen und in welchen Provinzen liegen sie? — Wie heissen die Hauptflüsse Preussens? — Welche Provinzen durchfliessen und worein münden sie? — Wie heisst die Hauptstadt Preussens? — Andere bedeutende Städte? — Jeder soll jetzt angeben, was er sich sonst noch gemerkt hat! — — Wie viel Staaten kennt ihr jetzt? — Wie heissen sie? —

Zeichnet jetzt das Königreich Preussen auf die Schiefertafel! — Beschreibet es! —

---

32. Das Königreich Hannover.

(4.)

Nördlich von dem Westtheile und westlich von dem Osttheile des preußischen Staates liegt das **Königreich Hannover**. Es ist halb so groß wie Baiern (700 Quadratmeilen), hat aber noch nicht 2 Millionen Einwohner. Denn der größte Theil des Landes besteht aus einer wenig fruchtbaren Ebene, welche nur an der nördlichen Grenze, in der Nähe der Nordsee, zu fruchtbaren Marschländern wird. Der südliche, zwischen den Provinzen Westphalen und Sachsen liegende, abgetrennte Theil, mit der berühmten Universitätsstadt Göttingen, ist von dem **Harz** durchzogen, dessen berühmteste Bergstädte: Goslar und Klausthal, zu Hannover gehören. Bei ersterer Stadt liegt der metallreiche Rammelsberg, wovon die Sage erzählt, daß dort einst der Jäger des deutschen Kaisers Otto des Großen, Namens Ramm, sein Pferd im Dickicht des Waldes an einen Baum gebunden, und er selbst zu Fuße weiter gegangen sei. Bis zu seiner Rückkehr habe aber das ungeduldige Roß den Rasen unter seinen Füßen weggescharrt und glänzende Erzstufen bloßgelegt. So sei der Erzreichthum dieses Berges entdeckt worden, und der Kaiser habe denselben nach dem Namen des Entdeckers benannt. Die 12 Gruben des Berges liefern außer etwas Silber sehr viel Eisen und Kupfer, Blei, Zink und Schwefel und noch viele tausend Centner Glätte, welche zum Glasiren des irdenen Geschirres gebraucht wird.

Das eigentliche **Hannover** zwischen der Elbe, Weser und **Nordsee** wird von der wasserreichen, aber trägen **Aller** durchflossen, welche links die Leine aufnimmt, an deren Ufer sowohl die Haupt- und Residenzstadt **Hannover**, als auch die höher liegende Stadt **Göttingen** gelegen ist. Da die Mündungen der **Elbe** und **Weser** zur Hälfte, und die Mündung der **Ems** ganz zu Hannover gehören, so hat das Land eine günstige Lage für Handel und Schifffahrt.

In **Ostfriesland**, d. h. dem niedrigen Lande an den Ufern der Ems giebt es Pferde und Rindvieh von ausgezeichneter Größe, und Butter und Käse werden dort in Menge nach anderen Gegenden verkauft. Da giebt es sehr fruchtbares Marschland an den Flüssen, und man sieht da Bauern mit 3 — 4 Pferden pflügen. — Von dem Harze kommen Kupfer, Silber und Gold, und auch sonst fehlt es nicht an manchem Segen Gottes. So hat die Stadt **Lüneburg**, in der Nähe der großen Sandfläche, welche nach ihr die lüneburger Heide genannt wird, eines der besten Salzwerke in Deutschland. Zum Andenken daran, daß ein Schwein diese Salzquellen zuerst entdeckt haben soll, wird dessen getrockneter Schinken noch immer in Lüneburg aufbewahrt.

In ganz Hannover spricht das Volk plattdeutsch, die Gebildeten reden einen angenehmen und ziemlich reinen Dialekt, so wie überhaupt die Bildung der höheren Klassen durch die reich ausgestattete

Landesuniversität in Göttingen und manche gute Gymnasien und höhere Bürgerschulen auf einer achtungswerthen Stufe steht. —

Die Bevölkerung Hannovers bekennt sich dem bei weitem größten Theile nach zur evangelischen Religion.

33. Die große lüneburger Heide.

Zwischen Lüneburg und Celle, im Königreich Hannover, zieht sich zehn Meilen weit die lüneburger Heide hin, ein ödes, trauriges Land ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne Bäche, ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man sich auch wendet, sieht man in dieser Einöde nichts als Heide mit krüppelhaftem Nadelholzgebüsche oder höchstens mit dünnen Tannen- und Fichtenholzungen. In manchen Gegenden ist eine bloße, unabsehbare, schwarzbraune, nackte Fläche, ohne Spuren von Kultur (Anbau). Alles ist leer, trocken, kalt. Man könnte, wenn man blind wäre, halbe Tage lang umherirren, ohne sich an etwas zu stoßen. — Der ödeste und traurigste Theil ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Heide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, außer etwa einige hungrige Raben. Rings umher scheint die ganze Natur ewig zu schlafen.

Also ist die lüneburger Heide ganz ohne Leben? O nein! Eine große Menge genügsamer Schafe nährt sich von den mageren und gewürzhaften Heidekräutern, und Millionen von Bienen schwärmen auf ihren Blüthen umher. Auch trifft man auf dem Wege von Celle nach Lüneburg einige Dörfer an, als Schafsthal, wo das Auge des Reisenden sich sogar an dem Anblick einiger Buchen erquicken kann. In neuerer Zeit hat man mit gutem Erfolge die Urbarmachung ansehnlicher Strecken vollzogen, und weiter in Angriff genommen.

34. Auf der lüneburger Heide.

Der Reisende.

Keine Berge und kein Meer
Setzte hier der Himmel her.
Fichten nur und Sand bedecken
Weit der todten Heide Strecken.
Fessellos die Blicke schweifen
Zu des Horizontes Reifen.

Der Heidebewohner.

Berg und See gab Gott mir her.
Und der Himmel ist mein Meer.
Nenn' mir einen See der größer,
Um mein Land fließt sein Gewässer,
Und wie aus des Meeres Reichen
Sterne auf gleich Lilien steigen.
Kannst du keine Berge schau'n?
Sieh nur dort der Wolken Grau'n.
Wie sie sich so stolz erheben!
In dem Felsenbau ist Leben,
Segeln auf des Meeres Fläche!
Sag', was dem Gebirg gebreche!

(Nach Andersen.)

Wie liegt das Königreich Hannover von Preussen? — Wie von Baiern? — Von Österreich? — Wie liegt es von unserer Schule? — Zeiget dahin! — Woran grenzt Hannover in Norden? — Wie heissen die Hauptflüsse des Landes? — Welche Flüsse münden hier in die Nordsee? — Nenne die

Hauptstadt des Landes! — Die Universitätsstadt! — Was wisst ihr von dem Gebirge Hannovers? — Jeder soll angeben, was er sich sonst noch in Hannover gemerkt hat! — Zu welcher Religion bekennt sich der grösste Theil der Bewohner Hannovers? —

Wie viel Staaten kennt ihr jetzt? — Nennet sie! —

Zeichnet und beschreibet jetzt das Königreich Hannover! —

35. Das Königreich Würtemberg.
(5.)

Das **Königreich Würtemberg** liegt westlich vom Königreiche Baiern. Es ist im Süden von der **Donau** und im Norden von dem Neckar, einem Nebenflusse des Rheines, durchflossen. Die weiten Ebenen, welche von diesen Flüssen und vielen anderen Bächen und Flüßchen bewässert werden, sind fruchtbar. Aber so ist es nicht überall; denn die **rauhe** oder **schwäbische Alp**, ein unfruchtbares Kalksteingebirge mit schroffen Felsen und bedeutenden Höhlen, durchzieht das Ländchen.

Die **Bewohner** Würtembergs sind Schwaben, welche einst einen Hauptstamm der deutschen Völker ausmachten. Die Schwaben sind treu, herzlich, dabei fleißig und zu vielerlei Geschäften tüchtig. Auf den 360 Quadratmeilen, welche das Land enthält, wohnen 1,800,000 Menschen, also auf einer Quadratmeile 5000. Da muß fleißig gearbeitet werden, wenn jeder sein Brod finden will. Das thun denn auch die Würtemberger; viele aber wandern auch aus und suchen in der Ferne eine neue Heimath, oder treiben auswärts Handel, wie die schwarzwälder Uhrmacher. Dabei behalten sie jedoch immer große Anhänglichkeit an ihre Heimath, und verlieren niemals ihre schwäbische Mundart, welche zwar breit, aber zugleich sehr gutmüthig klingt.

Das Land ist mit kleinen Städten übersäet. Die Haupt- und Residenzstadt aber ist **Stuttgart** in einem nach dem **Neckar** zugehenden Thale, welches mit Reben und Obstbäumen reich bepflanzt ist. Ihre Einwohnerzahl ist auf 48,000 angewachsen, so daß man sie jetzt zu den großen Städten zählen kann. Besonders bemerkenswerth für jeden Deutschen ist das dem aus Würtemberg gebürtigen großen Dichter **Schiller** errichtete Denkmal. Er allein würde sein Vaterland allenthalben berühmt machen; darum wäre es undankbar gewesen, wenn man sein Andenken in der Hauptstadt von Schwaben nicht geehrt hätte. Außer Stuttgart sind noch die Universitätsstadt **Tübingen** und die Bundes-Festung **Ulm** bemerkenswerth. — Durch ein wohlgeordnetes Schulwesen hat die würtembergische Regierung sehr viel zur Bildung des Volkes beigetragen, und eben Würtemberg, das Schwabenland, ist es, welches dem deutschen Volke viele berühmte Dichter, z. B. Schiller, Uhland, Justinus Kerner u. a. gegeben hat.

Neben der Anhänglichkeit an ihre Heimath zeichnen den schwäbischen Volksstamm auch Anhänglichkeit und Treue gegen den Landesherrn und gegen die Familie aus. So wird von den Frauen des Städtchens Weinsberg folgendes berühmte Beispiel der Treue erzählt. Als nämlich ein deutscher Kaiser die Stadt, welche sich zu seinen Feinden

gehalten hatte, belagerte, wehrten sich die Bürger so verzweifelt, daß er im Unwillen schwur, wenn er hineinkomme, werde er keinen, der die Waffen geführt, verschonen. Der Hunger zwang endlich die Stadt, sich zu ergeben, und kein Bitten und Flehen vermochte nun den Kaiser zur Gnade zu bewegen. Nur den Weibern, beladen mit ihren besten Schätzen, wurde freier Abzug bewilligt. Aber als sich das Thor öffnet, was zeigt sich den mordlustigen Kriegern des Kaisers? Eine lange Reihe der Weiber, die, mit Zurücklassung ihrer liebsten Habe, ihre Männer, Väter und Söhne als ihre besten Schätze auf dem Rücken trugen. Obgleich mancher aus des Kaisers Gefolge diese List nicht gelten lassen wollte, so erklärte dieser doch, sein kaiserliches Wort müsse gehalten werden. Die Weiber hatten den Männern das Leben gerettet, und der Kaiser belohnte diese ihre Treue dadurch, daß er ihnen auch alle ihre Besitzthümer ließ.

Von der Treue der Schwaben gegen den Landesherrn wird folgende Geschichte erzählt. Als Graf Eberhard von Würtemberg in seinem Alter in Wildbad sich erholen und die vielen Wunden, die er in den Schlachten für sein Land empfangen, heilen wollte, wurde er plötzlich von feindlichen Rittern dort eingeschlossen und wäre ohne Zweifel von ihnen gefangen worden, hätte ihn nicht ein treuer Unterthan gerettet. Ein Hirt war es; dieser eilte athemlos herbei, dem Grafen die Botschaft von den heranziehenden Feinden zu bringen. Aber damit begnügte sich der Mann nicht, er zeigte dem alten Herrn zugleich einen verborgenen Pfad zur Flucht, und als dieser nicht rasch genug den Berg hinaufsteigen konnte, nahm ihn der kräftige Schwabe auf seinen Rücken, trug ihn bergan und ruhte nicht, bis er ihn hinter sichere Mauern gebracht hatte *).

Bei weitem die Mehrzahl der Bewohner Würtembergs bekennt sich zur evangelischen Religion.

36. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, vom Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der **hohe Staufen**, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden hat. Weithin ist des Berges Haupt sichtbar, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so zeigt sich dir sein kahler Scheitel. Er beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niedern Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und der Schweiz hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durch-

*) S. am Schlusse dieses Abschnittes das Lied: 12. Der reichste Fürst.

strömt: das reiche würtembergische Unterland, das schwarzwälder Gebirge, und in weiter Ferne die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausflusse des Lechs begränzen die limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont, und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch' eine bunte Landschaft, welch' schönes Gemälde! Wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren. Ganz nahe, dem Anschein nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des hohenstaufischen Hauses. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne würtembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthum der hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegender naher Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Örter erheben, und wie Vasallen um den sie alle überragenden hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfenberg, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist.

Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe deinem Geiste auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich der Rothbart seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die 7 Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, und die Thore blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Untergang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke bringt hin und wieder zu seinem Ohr.

Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine, niedrige Thür gegen den Berg

zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser **Friedrich Barbarossa** in eiserner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß **Friedrich** oft durch diese Thür in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, großer Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus den glanzvollen Zeiten des hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch lebenden Überreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühl wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten wieder vorzustellen, wie sie in diesem **Forste** dem **Eber** auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühle wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen, eine **Creatur**, einen Eichbaum anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: Dein Leben währet siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotze der Zeit und grüne für und für.

Wie liegt das Königreich Würtemberg vom Königreich Baiern? — Von Österreich? — Von Preussen? — Von Hannover? — Woran grenzt es in Osten? — Nenne die Flüsse in Würtemberg! — Wie fliesst die Donau in Würtemberg? — Der Neckar? — Was wisst ihr von der Bevölkerung Würtembergs? — Nenne deutsche Dichter, welche in Würtemberg geboren sind! — Wer kann die Geschichte von den Frauen zu **Weinsberg** erzählen? — Wer die vom Grafen **Eberhard**? — Wie heisst das Gebirge, welches sich durch Würtemberg hinzieht? — Was habt ihr euch vom **hohen Staufen** gemerkt? —

Wie viel Staaten kennt ihr nun? — Zählet sie auf und gebet bei jedem folgenden an, wie er von dem vorhergenannten liegt! —

Zeichnet und beschreibet jetzt das Königreich Würtemberg! —

37. Hohenzollern.

Fast ganz von Würtemberg eingeschlossen liegen die beiden Fürstenthümer **Hohenzollern-Hechingen** und **Hohenzollern-Sigmaringen**. Beide zusammen enthalten 25 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 67,000 meist **katholischen Einwohnern**. **Sigmaringen** wird von der **Donau**, und **Hechingen** vom **Neckar** durchflossen. Die Hauptstädte sind **Sigmaringen** und **Hechingen**. Ackerbau und Viehzucht sind — besonders in der Gegend der **rauhen Alp** — nicht bedeutend; dagegen bilden **Baumwollenspinnerei**, **Leinwand-**, **Holz-** und **Metallwaaren-Fabrikation** die Haupterwerbsquellen der Bewohner. — Wenn man von Norden her nach dem Städtchen Hechingen kommt, so sieht man jenseit der Stadt in einer Entfernung von einer halben Meile auf einem aus der schwäbischen Alp hervortretenden, 800 Fuß hohen Bergkegel die **Burgfeste Hohenzollern**. Das ist der uralte **Stammsitz der Fürsten von Hohenzollern**, aus welchem auch die **Könige von Preußen** abstammen. Zu der Spitze des

Berges führt nur ein einziger Zugang, den in früheren Zeiten an neun verschiedenen Absätzen eben so viel eiserne Thore verwahrten. Seit dem Jahre 1823, wo der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, die alte, fast verfallene Burg seiner Ahnen besuchte, hat man die Gebäude wieder in wohnlichen Zustand gesetzt, und seit jener Zeit erhebt sich aus dem verfallenen Gemäuer ein hoher Thurm, der eine weite Aussicht über Berge, Thäler und Ebenen eröffnet. Gegen Westen, Norden und Nord-Osten liegt das Land offen vor dem Auge des Beschauers, gegen Süden erblickt man die Bergkette der schwäbischen Alp, die fast in der Form eines Halbkreises die ganze Landschaft einschließt. Das Geschlecht der Hohenzollern gehört zu den ältesten in Deutschland. Als den Ahnherrn desselben nennt man Thassilo, Grafen von Hohenzollern, der um das Jahr 800 gelebt haben soll. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte ein Nachkomme desselben, Graf Robert II., von dessen Söhnen Friedrich und Konrad, die beiden Hauptlinien des Hauses Hohenzollern abstammen. Friedrich behielt die väterlichen Erbgüter in Schwaben, und von diesem stammen die jetzigen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen ab; Konrad wurde der erste Burggraf zu Nürnberg und ist der Ahnherr der Könige von Preußen. Einer seiner Nachkommen, Friedrich VI., hatte dem deutschen Kaiser Sigismund 150,000 Dukaten und nachher noch so viel Geld dazu geliehen, daß dieser ihm 400,000 Goldgulden, ungefähr 1,200,000 Thaler verschuldete. Dafür überließ ihm der Kaiser im Jahre 1415 die Mark Brandenburg erb- und eigenthümlich, wodurch er als Friedrich I. der erste Markgraf von Brandenburg aus dem Hause der Hohenzollern wurde. —

Die jetzigen Fürsten der beiden Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen haben ihre Hoheitsrechte im Jahre 1850 an den König von Preußen, als an das Haupt des hohenzollern'schen Geschlechts, abgetreten, und seit dieser Zeit gehören nun diese Ländchen zum preußischen Staate. Sie bilden unter dem Namen „hohenzollern'sche Lande" einen besonderen Verwaltungsbezirk. An der Befestigung und stattlichen Wiederherstellung der königlichen Stammburg wird seit 1850 fort und fort rüstig gearbeitet, so daß sie bald dastehen wird, als ein herrlicher Schmuck des Reiches der königlichen Hohenzollern, welches sich ausdehnt „vom Fels zum Meer". —

Wie viel Provinzen des preussischen Staates habt ihr früher kennen gelernt? — Wie heissen sie? — Welche von diesen gehören zum Osttheile des Staates? — Welche zum Westtheile? — Wie liegen die hohensollernschen Lande vom Westtheile? — Wie vom Osttheile? — Wie liegen sie vom ganzen Staate? — Seit wann ist das Geschlecht der Hohenzollern in der Geschichte bekannt? — Wann wurde ein Nachkomme dieses Geschlechts Markgraf von Brandenburg? — Wie hiess dieser? — Aus welchem Geschlechte stammen die Könige von Preussen ab? — Seit wann sind die hohenzollernschen Lande mit dem preussischen Staate vereinigt? —

38. Das Königreich Sachsen.
(6.)

Das **Königreich Sachsen,** südlich an Böhmen und nördlich an die preußischen Provinzen Schlesien und Sachsen grenzend, ist das kleinste Königreich in Deutschland, denn es umfaßt nur 272 Quadratmeilen. Es ist aber, wie Würtemberg, sehr bevölkert, indem auf diesem kleinen Flächenraume 1,900,000, also auf einer Quadratmeile über 6000 Menschen wohnen. Diese starke Bevölkerung rührt von dem Gewerbfleiße der Gebirgsbewohner in Sachsen her. Denn das im südlichen Theile Sachsens liegende **Erzgebirge,** welches, wenn es von Viehzucht und Ackerbau treibenden Menschen bewohnt wäre, nur sehr dünn bevölkert sein könnte, ernährt wirklich eine sehr zahlreiche Einwohnerschaft von Bergleuten, Leinwebern, Spitzenklöpplern, Strumpfwebern und Verfertigern von wollenen Zeugen. Fehlt es nun an Absatz der dort gefertigten Waaren und somit an lohnender Beschäftigung, und tritt dazu noch Theurung ein: so entsteht große Noth, oft noch größere, als unter den Webern in den schlesischen Gebirgsgegenden. — Das ebenere Land an der **Elbe** und in der Gegend von Leipzig ist dagegen fruchtbar und versorgt größtentheils jene bergigen Gegenden mit seinen Erzeugnissen. Reiche Schätze sind in den Gebirgen Sachsens verborgen, weshalb zahllose Bergwerke nach allen Richtungen dieselben durchlöchern. Die reichen Silbergruben bei Freiberg, Schneeberg und Annaberg waren schon in früherer Zeit bekannt.

Die Hauptstadt des Landes ist **Dresden,** an beiden Seiten der Elbe, über welche hier zwei herrliche steinerne Brücken führen. Dresden, mit über 100,000 Einwohnern, ist eine sehr sehenswerthe Stadt, nicht allein wegen ihrer berühmten Bildergallerie und anderer reichen Sammlungen von Kunstsachen, sondern auch wegen der Naturschönheiten in ihrer Nähe. Denn an beiden Ufern der Elbe hinauf nach Böhmen zieht sich die sogenannte sächsische Schweiz, ein Sandsteingebirge mit reizenden Fernsichten, freundlichen Thälern, fürchterlichen Schluchten und Abgründen, welche im Kleinen ein Bild von den Alpen in der Schweiz geben.

In Hinsicht der Bevölkerung ist **Leipzig** (Universitätsstadt mit 70,000 Einw.) die zweite Stadt in Sachsen; als Handelsstadt aber ist sie die erste Stadt Sachsens und eine der bedeutendsten Städte Deutschlands. Ihre Messe, besonders die Ostermesse, wird oft von 10,000 Käufern und Verkäufern besucht. In den Häusern, Gewölben und Buden beschäftigt sich die wogende Menschenmenge mit Kauf und Verkauf von Waaren und Fabrikaten aller Art. Über 500 Buchhändler, nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus andern Ländern, führt die Ostermesse nach Leipzig, wo sie sich auf der Buchhändlerbörse versammeln und mit einander abrechnen. In Leipzig selbst wohnen allein an 120 Buchhändler, und es erscheint wohl nirgends ein Buch, welches nicht hier zu haben wäre oder von hier verschrieben werden könnte. Von Leipzig nach Dresden führt eine Eisenbahn, welche zu den be-

fahrensten in Deutschland gehört. Leipzig ist auch in der Kriegsgeschichte merkwürdig, denn wer hätte nicht schon von der großen Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813 gehört!

Die Bewohner Sachsens bekennen sich meistens zur evangelischen Religion.

39. Das Erzgebirge.

Das Erzgebirge umfaßt den größten und volkreichsten Theil des Königreichs Sachsen. Dort erheben sich die meisten und höchsten Berge, dort sind die größten Waldungen, dort ist der Born der meisten größeren Flüsse des Landes mit Ausnahme der Elbe, dort ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues, der Fabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweberei und Holzwaarenarbeiten, dort ist der größte Reichthum in und oft die größte Armuth über der Erde; denn während man oben klöppelt, spinnt, webt 2c., wird in und unter der Erde geklettert, gehämmert, gekarrt u. s. w. Die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Töchter am Klöppelsack sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmählich an, erhebt sich wellenförmig, in stetem Wechsel von Berg und Thal, bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze, und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen — wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hammer- und Schmelzhütten flieht — wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht — und wo gewiß Unzählige sterben, die nie eine Pfirsiche oder Weintraube gesehen, geschweige denn gekostet haben. Ungeheure Waldungen decken besonders die höheren Gegenden und versorgen einen großen Theil des leipziger und meißner Kreises mit Holz, neben welchem es auch nicht an Torf und Steinkohlen fehlt. Des Bodens wellenförmige Gestalt und Steinreichthum erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die Anstrengungen des Landmannes. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa hundert Jahren statt Butter zum Brode aß, vertreten jetzt nicht selten des letzteren Stelle, und sind die wahre Brodfrucht des Erzgebirges, woran der Arme den größten Theil des Jahres hängt: die Frucht, die oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl, sein Morgen-, Mittag- und Abendbrod giebt. Gar oft zählt man sie den Kindern wie Leckerbissen zu, und sich daran satt essen zu können, ist mancher Familie wahre Erquickung. — Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den anstoßenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tyroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Halbe Stunden weit trägt er in Körben guten Boden und Dünger auf nackte Felsen, wo nicht selten ein Platzregen

ihn wegschwemmt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum beklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Centnergeduld lies't er Steine von den Feldern und doch wird ihm meist nur dürftige oder gar keine Ernte zu Theil.

Den Erzgebirger charakterisiren: Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit mit Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einmischen fremder oder selbstgeschmiedeter Worte und noch so manche andere Eigenheiten. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur gleichsam spornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe und Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind im Erzgebirge die Ebenen, und es giebt dort in der That fast nur Fußsteige, nicht Fußwege, denn das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem 5. bis 6. Jahre schon hilft das Kind verdienen in der Klöppelstube, wie am Spinnrocken und in der Hütte.

Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tyroler, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebendige Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimath. Den Strichvögeln gleich, ziehen aus manchen Gegenden, besonders des Obergebirgs, im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge, von der Schweiz bis Rußland, ja oft nur mit Axt und Kelle, anderwärts zu zimmern oder zu mauern. Zum Winter aber kehrt fast alles heim, um, umnebelt von Hütten- und Hochöfendampf, nicht selten in verschneiter, ärmlicher Wohnung den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren. Knaben von 12 bis 13 Jahren fahren entweder auf eigene Faust oder als Gehülfen ihrer Väter mit Karren voll kleiner Handelsartikel in alle Welt, und manche Familie hat auf diese Art wohl ein halbes Dutzend Söhne in der Fremde, während die Töchter daheim klöppeln, spinnen u. s. w.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn wochenlang schneit es oft in einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich in Dörfern aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthür oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben zu schaffen, die meist düstern Kellern gleichen. Ein 3 bis 7 Ellen hoher Schnee ist in strengern Wintern nicht selten, und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 20 bis 30 Ellen tiefe Windwehen, über welche der Gebirger mit angeschnallten Fußbrettern oder Schneeschuhen leicht hinweg-

gleitet. Unglück zu verhüten, werden zwar Signalstangen gesetzt, auch bei starkem Schneewetter dem Wanderer, besonders Abends, durch Glockengeläute oder Trompeten Zeichen gegeben, in welcher Richtung er zu waten habe. Doch vergeht selten ein Winter, wo nicht Menschen im Schnee umkommen. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter allemal freundlich willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen: Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit befördert und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Man fährt nicht, sondern fliegt gleichsam, der Gefahr trotzend, über Berg und Thal, und selbst Kinder gleiten auf Rutscheschlitten, meist zwei und zwei, die steilsten Höhen hinab. / Überhaupt ist die Jugend dort weit abgehärteter, als im Niederlande, und oft, wenn man hier schon nach Pelz und Mantel greift, springen dort Kinder unter freiem Himmel barfuß in bloßen Hemden herum, die noch dazu meist nur Hemden gewesen zu sein scheinen. So spielen sie auch vor den Thüren, so begleiten sie, um eine Gabe bittend, den Wagen des Reisenden. /

Wiederholende Fragen, wie bei den andern Staaten! —

Zeichnen und Beschreiben! —

40. Das Großherzogthum Baden.

(7.)

Der lange, schmale Strich Landes am rechten Ufer des **Rheins**, vom **Bodensee** bis zum Einfluß des Neckars, und dem Spessart gegenüber, sogar den Main berührend, bildet das **Großherzogthum Baden**. Es umfaßt 280 Quadratmeilen und hat 1,300,000 meist katholische Einwohner, welche schöne fruchtbare Gegenden, theils am **Schwarzwalde**, theils in den Thälern des Rheins, des Neckars und des Mains bewohnen. Wer von euch einmal eine Reise nach dem freundlichen Baden machen sollte, der kann da lustwandeln unter blühenden Mandeln- und Kastanienbäumen, in Weinbergen, Getreide-, Flachs- und Hanffeldern oder zwischen Obst- und Hopfengärten. Wie da alles duftet und gedeihet unter dem milden Himmel, sowohl in dem fruchtbaren Rheinthale, als auf den Reben- und Fruchthügeln, die sich östlich erheben. Oder, wer ein Freund wildromantischer Gegenden ist, der geht weiter südöstlich in die rauheren Gebirge des Schwarzwaldes. Dort findet er eine Menge fleißiger Menschen, die sich mit Holzfällen, mit Theersieden, Pottaschebrennen beschäftigen oder aus tiefen Schächten Metalle hervorholen und schmelzen. Ein Haupterwerbszweig der Bewohner des Schwarzwaldes ist aber auch noch die Strohflechterei und Uhrmacherei. „Schwarzwälder Wanduhren“ sind weit und breit bekannt, denn mit ihnen wird ausgedehnter Handel getrieben. — Auch an Vieh, Wild und Fischen fehlt es in Baden nicht. So wie der Landmann sich mit Acker- und Weinbau und mit der

Viehzucht beschäftigt, so sieht man die arbeitsamen Städter thätig in ziemlich bedeutenden Wollen=, Baumwollen=, Leinen=, Leder=, Taback=, Metall= und Bijouterie= (Schmuckwaaren=) Fabriken, mit deren Produkten bedeutender Handel getrieben wird.

Von den Städten Badens sind **Konstanz** (Kostnitz), **Freiburg** und **Heidelberg** durch ihre herrliche Lage ausgezeichnet, die beiden letzteren sind zugleich Universitätsstädte, darunter Heidelberg von vielen Ausländern besucht. Größer jedoch ist die Residenz **Karlsruhe**, noch nicht 150 Jahre alt und mitten im Walde angelegt. Gleichwohl ist es jetzt eine ansehnliche und schöne Stadt mit lauter geraden Straßen, welche sämmtlich von dem großherzoglichen Schlosse, also strahlenförmig auslaufen. Die Stadt ist durch eine von Norden nach Süden durch ganz Baden führende Eisenbahn mit den bedeutendsten Städten des Landes in Verbindung gesetzt, und da auch der Rhein nicht weit entfernt ist, so kann man zur Reise nach Karlsruhe ebensowohl die Dampfschifffahrt, als die Eisenbahn benutzen. Dennoch ist nicht Karlsruhe, sondern **Mannheim**, die ehemalige Hauptstadt der **Pfalz**, die erste Handelsstadt des Großherzogthums. Denn die günstige Lage an dem Zusammenflusse des Neckars und Rheins macht, daß in Mannheim nicht bloß ein großer Holzhandel, sondern auch ein bedeutender Handel mit den Produkten der fruchtbaren Umgegend betrieben wird, und daß die fremden Waaren, welche Süddeutschland bezieht, vielfältig dort ausgeladen werden. Daneben fehlt es Mannheim, wie dem badischen Lande überhaupt, nicht an Fabriken verschiedener Art. Denn das Volk ist regsam und die Bevölkerung für bloßen Ackerbau zu dicht. Viel Geld kommt auch durch ein **Bad** in das Land, welchem wahrscheinlich der Staat seinen Namen verdankt, nämlich durch **Baden=Baden**. Schon seit den Zeiten der Römer hat man die dortigen heißen Heilquellen gekannt, und die schöne Natur der Umgegend lockt alljährlich Tausende von Fremden hin, wovon freilich viele dem Glücksspiele zu Gefallen kommen.

41. Der Bodensee.

An Seen ist das westliche Deutschland nicht reich, und nur einer, der zur Hälfte noch der Schweiz angehört, ist von beträchtlicher Größe, der **Bodensee**. Dafür übertrifft derselbe an Naturschönheiten alle die zahlreichen Seen an der Küste der Ostsee, und nur wenige Seen der eigentlichen Schweiz können ihm vorgezogen werden. Der Bodensee ist eigentlich nichts weiter als eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich ist dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Quadratmeilen ein. Dabei ist die größte Tiefe an 1000 Fuß gefunden worden. Man hat berechnet, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein über 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieser gewaltigen Wasserfläche giebt es denn auch Stürme, welche denen

auf dem Meere gleichen, und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen, so gilt die Schifffahrt auf demselben für gefährlich. Doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; jene Schiffe widerstehen dem heftigsten Sturme. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr und flüchten in einen Hafen. Fische halten sich zahlreich und gern in dem klaren Gewässer auf, welches noch den Vortheil gewährt, daß es nur selten zufriert. Außer vielen andern Arten, zum Theil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge sogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen sich nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fischfressende Vögel, Reiher, Strandläufer, sogar Möven und Taucher. Die Ufer des Sees sind sanft aufsteigend und herrlich mit Früchten, Obst und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Besonders lieblich nehmen sich aber die zwei kleinen Inseln aus, welche in den Erweiterungen des Sees gegen den Ausfluß des Rheines hin liegen, dort wo die alte Stadt Konstanz hervorragt. Wie schön es an dem See sein muß, sieht man auch daran, daß fünf verschiedene Staaten sich ein Stück seines Ufers angeeignet haben: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Würtemberg und Baiern, östlich Oesterreich, welches mit seinem Tyroler Lande daran stößt.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

42. Das Kurfürstenthum, das Großherzogthum und die Landgrafschaft Hessen.

(8—10.)

Fast mitten in Deutschland, um die Ufer der **Fulda, Eder** und **Lahn** wohnten die alten Chatten, welche durch Bonifacius zum Christenthume bekehrt wurden. Die Nachkommen dieser Chatten sind die **Hessen.** Aber das jetzige Hessenland dehnt sich weiter nach Süden aus und nach Westen hin, bis an Frankreichs Grenze. Es umfaßt gegen 360 Quadratmeilen, mit anderthalb Millionen größtentheils evangelischer Bewohner, und besteht jetzt aus drei besondern Staaten: dem **Kurfürstenthum Hessen**, dem **Großherzogthum Hessen** und der **Landgrafschaft Hessen.**

Das **Kurfürstenthum Hessen** reicht am weitesten nach Norden und enthält den größesten Theil der alten Chattenländer. Seine Hauptstadt heißt **Kassel**, und daher wird das Land wohl auch Hessen-Kassel genannt. Obgleich es die größte Ausdehnung hat (200 Quadratmeilen), so ist es doch keineswegs das bevölkertste. Denn nur ein kleiner Theil Kurhessens ist so eben und so fruchtbar, wie das Mainthal bei Hanau oder das Fuldathal bei Kassel. Große Strecken sind waldig und zum einträglichen Ackerbau nicht geeignet. Die Be-

wohner, deren Zahl nur etwa 700,000 beträgt, sind arbeitsame und kräftige Leute. Viele wandern sogar während der Ernte in fruchtbarere Gegenden, um dort als Tagelöhner zu helfen, so besonders die Bewohner der Provinz Fulda. Man kann von dem kurhessischen Landvolke rühmen, daß es noch viel von seinen ererbten Sitten und Trachten beibehalten und sich weniger nach der Mode bequemt hat, als in andern Gegenden Deutschlands. — Die Lage der Hauptstadt Kassel an der schiffbaren Fulda, nicht weit von ihrem Zusammenfluß mit der Werra, so wie die vielfachen Eisenbahnverbindungen, haben sie zu einem bedeutenden Verkehrsplatze gemacht. Kassel wird von vielen Fremden besucht, um die schönen Anlagen zu Wilhelmshöhe, nahe bei der Stadt, die dortigen Wasserkünste und die riesige Bildsäule des Herkules zu beschauen.

Das **Großherzogthum Hessen** liegt nördlich von Baden zu beiden Seiten des Rheines und zum Theil weiter nordöstlich; denn es macht kein zusammenhängendes Ganze aus. Es ist bevölkerter als Kurhessen; auf 153 Quadratmeilen wohnen hier über 850,000 Menschen. Das Land ist fruchtbar, besonders am Rhein zieht man viel Getreide, Kastanien, Mandeln, Wallnüsse und Wein. Der nördliche Theil ist meistens gebirgig, ausgenommen die fruchtbare Wetterau, welche aus einer schönen Ebene besteht. Aber auch die minder ergiebigen Gegenden dieses Landes, im **Odenwalde**, Vogelsberge oder in dem nahe an Westphalen reichenden Hinterlande zeichnen sich durch vortreffliche Kunststraßen aus, wodurch der Verkehr befördert und die Einwohner betriebsamer werden. Die Hauptstadt des Großherzogthums, **Darmstadt**, ist eine der am raschesten emporgekommenen Städte Deutschlands. Vor 50 Jahren noch ein kleines Landstädtchen, das sich bloß durch ein weitläufiges Residenzschloß und ein merkwürdig gebautes Exercierhaus auszeichnete, ist daraus jetzt eine Stadt von fast 30,000 Einwohnern mit allen großstädtischen Einrichtungen geworden. Überdies hat ihre Lage am Rande des Odenwaldes und der **Bergstraße**, in der Nachbarschaft herrlicher Waldungen, die Anlage vortrefflicher Spaziergänge mit Aussichten in die Rheinebene möglich gemacht. Durch die große Eisenbahn durch Baden längs des Rheines bis nach Frankfurt und von da nach Kassel, sowie durch die Nähe des Rheins, Mains und Neckars, ist Darmstadt mit den bedeutendsten Orten Deutschlands in Verbindung gebracht. Größer als Darmstadt und für den Handel weit wichtiger ist die alte, am Einfluß des Mains in den Rhein gelegene Stadt **Mainz**, die Hauptstadt der Provinz Rheinhessen. Sie liegt selbst in schöner Gegend, ist aber zugleich der Mittelpunkt der Dampfschifffahrt auf dem Ober- und Niederrhein, so wie auf dem Main, welche von den Reisenden vielfältig benutzt wird, um die schönen Aussichten an beiden Flüssen zu genießen. Auch liegt Mainz mitten in dem Bezirke, wo die Rheinweine wachsen, auf der einen Seite der Rheingau, auf der andern die Pfalz. Natürlich also, daß von hier aus viele Versendungen von

Wein gemacht werden. — Auf einem freien Platze der Stadt steht das Standbild des **Johann Guttenberg,** eines gebornen Mainzers, welcher ums Jahr 1440 die Buchdruckerkunst erfand. Mit Recht hat man sein Andenken geehrt, denn ohne seine Erfindung würden wir noch in derselben Unwissenheit leben, wie andere Völker, welche keine oder wenige Bücher haben. — Am wichtigsten ist Mainz jedoch als gemeinschaftliche Festung aller Staaten Deutschlands. Um nämlich in einem Kriege mit Frankreich die Franzosen am Rhein aufzuhalten und das Innere von Deutschland zu schützen, haben die deutschen Regierungen mehrere Festungen für gemeinschaftliche oder **Bundesfestungen** erklärt, von denen Mainz die bedeutendste ist. Sie ist von österreichischen und preußischen Soldaten besetzt. (Die übrigen gemeinschaftlichen Festungen sind: **Luxemburg** im Großherzogthum Luxemburg, **Landau** in Rheinbaiern, **Rastadt** in Baden und **Ulm** in Würtemberg.) —

Die kleine **Landgrafschaft Hessen-Homburg** ($7\frac{1}{2}$ Quadratmeile mit 26,000 Einwohnern) liegt an der südwestlichen Grenze des nördlichen Theiles vom Großherzogthum Hessen. Getrennt von Hessen-Homburg, aber dazu gehörend, liegt an der südlichen Grenze der preußischen Rheinprovinz noch ein kleines Stück Land mit der Stadt Meisenheim. — Das Merkwürdigste in der eigentlichen Landgrafschaft ist das vortreffliche Mineralbad zu **Homburg,** wo sich zahlreiche Fremde sammeln, um durch den Gebrauch des Gesundbrunnens und durch den Aufenthalt in der schönen Umgebung ihre Gesundheit zu stärken.

43. Der hörnerne Siegfried.

Siegfried, ein Königssohn aus Xanten am Rhein, war so stark und muthig, daß ihm die Zeit zu lange währte, bis ihm sein Vater ein Ritterschwert gab. Er lief deshalb zu einem Schmied und begehrte zu lernen, wie man ein Schwert schmiedet. Der Schmied willigte ein, wenn Siegfried ihm eine Zeitlang dafür diene. Siegfried war dazu bereit, richtete aber mit seiner ungeheuren Stärke so viel Unheil an, daß ihn der Meister gern wieder los gewesen wäre. Bald zerschlug der starke Knabe nämlich den Hammer, womit er schmieden sollte, bald mißhandelte er die Gesellen, wenn ihn diese als einen Lehrling necken wollten. Zuletzt sagte der Meister, um den wilden Burschen zu verderben: „Nun so schmiede dir denn ein Schwert, und mache die Probe damit an dem Lindwurme dort im Walde.“ Siegfried war froh, und schmiedete, daß das Haus erdröhnte, und daß die Gesellen vor Furcht fortliefen. Als das Schwert vollendet war, sprang er hoch vor Freude und ließ sich von dem Meister den Aufenthalt des Ungeheuers zeigen; aber mitgehen wollte niemand.

Bald traf der junge Held auch wirklich auf eine Quelle *), woraus er seinen Durst zu löschen gedachte, die aber von dem Lindwurm schon

*) Der Sage nach seitwärts von Worms an der Bergstraße.

besetzt war. Der Kampf dauerte nicht lange; bald lag der Kopf des Wurmes vor Siegfrieds Füßen, und das Blut rann in die Quelle hinab. Da bekam Siegfried Lust, sich in diesem Blute zu baden und siehe, von dem Bade wurde seine Haut so fest wie Horn. Kein Pfeil, kein Schwert konnte eindringen, ein einziges Plätzchen zwischen den Schultern ausgenommen, worauf beim Baden ein Lindenblatt gefallen war. Dort blieb er verwundbar, und dort wurde er später auch wirklich zum Tode getroffen.

Siegfried kam nämlich später nach Worms, um den dortigen König, seinen Schwager, zu besuchen. Die Königin zu Worms war aber neidisch auf ihre Schwägerin, die den starken Siegfried zum Manne hatte, und dadurch reich an Ehren und Schätzen war. Deshalb reizte sie einen ihrer Ritter, Namens Hagen, an, Siegfried meuchelmörderisch umzubringen. Weil dieser aber den Fleck nicht wußte, wo man den Helden verwunden konnte, so ging er zu dessen Gemahlin und spiegelte ihr vor, er wolle den Helden im Kriege beschützen. „Sagt mir nur," sprach er, „wo Siegfrieds Haut nicht hörnern ist, dann will ich beständig Acht geben, daß ihn dort keine Lanze und kein Pfeil treffen kann." Die zärtliche Frau ließ sich bethören, entdeckte ihm das Geheimniß und nähte sogar ein rothes Kreuzchen über das Plätzchen in Siegfrieds Kleid. Nun wurde eine große Bären- und Eberjagd im Walde zwischen Worms und der Bergstraße gehalten, und als Siegfried recht durstig sich nach einer Quelle bückte, stieß ihm der Mörder eine Lanze an dem rothen Kreuzchen in den Rücken, und Siegfried wurde als Leiche nach Worms gebracht. Seine Mörder und alle, die um die schändliche That wußten, fanden aber später ihren Lohn. Andere Helden rächten Siegfried's Tod.

44. Willegis.

Es sah'n am Dom zu Mainz die adeligen Herr'n
Den Willegis zum Bischof nicht allerwege gern.
Der war ein Wagnersohn:
Sie malten, ihm zum Hohn,
Mit Kreide Räder an die Wand:
Die sah er, wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Ärgerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da erseh'n,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler geh'n.
Komm Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im rothen Feld;
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen bist!

Nun wurde von den Herr'n im Dom nicht mehr geprahlt,
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie seh'n, dergleichen thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein jeder das Rad ins Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie das Ärgerniß.

(Kopisch.)

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

45. Das Herzogthum Nassau.
(11.)

Nassau grenzt an den Rhein, an die preußische Rheinprovinz und Westphalen und an das Großherzogthum Hessen-Darmstadt. Von Nassau und Hessen-Darmstadt eingeschlossen liegt der zur Rheinprovinz (zum Regierungsbezirke Koblenz) gehörende Kreis Wetzlar. Ein Ländchen, wie Nassau, von nur 85 Quadrat-Meilen, welches gleichwohl so viel Schönheit und Segen der Natur in sich vereinigt, ist in Deutschland sonst nicht zu finden. Zwar ist der Boden gebirgig, **Taunus** und **Westerwald** durchziehen ja Nassau, allein mit geringen Ausnahmen sind diese Gebirge nicht so rauh, daß nicht fruchtbare Thäler und warme Abhänge dazwischen Platz fänden. Deshalb bringt das Land nicht nur genug Getreide und Obst hervor, sondern auch die edelsten **Weine**, zumal im **Rheingau**, welcher durch das Gebirge gegen Nord- und Ostwinde geschützt ist. Die Bergwerke in Nassau liefern Silber, Blei, Eisen, Kupfer und viele andere Mineralien. Ein wärmeres Thal aber als das, worin **Wiesbaden**, die Hauptstadt des Herzogthums liegt, dürfte schwerlich in Deutschland zu finden sein. Dies rührt zum Theil von den heißen Quellen her, welche hier aus der Erde sprudeln und zu heilsamen Bädern benutzt werden. Deshalb war auch Wiesbaden schon längst berühmt und von vielen Fremden besucht, ehe es noch Residenz des Herzogs wurde. Selbst im Winter bleiben manche Gäste in diesem Bade, wo die Luft so mild und die Veranstaltungen zur Unterhaltung so gut sind, und von wo aus sie so leicht die großen Städte des westlichen Deutschlands erreichen können. Das Wasser einiger Quellen ist sogar heiß genug, um mittels der Eisenbahn bis nach Frankfurt transportirt und dort noch zu warmen Bädern benutzt zu werden. Doch ist Wiesbaden bei weitem nicht der einzige Ort im Herzogthum Nassau, wo mineralisches Wasser aus der Erde quillt, wenn gleich die anderen Quellen sich nicht durch ihre Hitze, sondern durch andere Eigenschaften auszeichnen. Das Bad zu **Ems** an der Lahn wird von Brustleidenden stark besucht. Für andere Übel dienen die Quellen zu **Schwalbach** und **Schlangenbad**. Allein den größesten Ruf hat eine Quelle, deren Wasser nicht an Ort und Stelle getrunken zu werden pflegt, sondern in Krügen aus Deutschland hinaus weithin verschickt wird, die ist der Brunnen zu **Selters**. Mehrere Millionen Krüge werden dort mit Wasser gefüllt, zugepfropft und verpicht und wandern dann nach allen Himmelsgegenden, um entweder mit Wein und Zucker als Erfrischung getrunken zu werden, oder nur als Heilmittel gegen gewisse Krankheiten. Wer noch keine Kettenbrücke gesehen hat, der findet in Nassau dazu Gelegenheit, denn an verschiedenen Orten führen solche über die Lahn, namentlich bei dem Städtchen Nassau, dessen Burg das Stammschloß nicht nur der Herzoge von Nassau, sondern auch der Könige der Niederlande ist.

Von den Bewohnern Nassau's (400,000) bekennt sich die Mehrzahl zur evang. Religion.

46. Der Weinbau.

Karl der Große brachte aus Frankreich die ersten Reben an den grünen deutschen Rhein, nach Rüdesheim, und jetzt stehen die Berge am Rheine voll Reben bis an den Gipfel; hochgeehrt in aller Welt ist der Rüdesheimer, der Johannisberger, der Scharlachberger, Asmannshäuser, Markobrunner, Hochheimer, Niersteiner und die Liebfrauenmilch von Worms, und in allen deutschen Ländern erklingt das Lied: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!" Ist's doch, als ob in den weintrinkenden Völkern ein regeres geistiges Leben pulsirte, als da, wo der Biergeist, oder gar der Fuselgeist regiert! Und welche Thätigkeit, welcher Jubel herrscht auf den grünenden Rebenhügeln! Da wird im Frühjahr der Weinstock behackt, gesenkt und beschnitten und an die schützenden Pfähle gebunden. Wie die Kinder pflegt der Winzer seine Reben und athmet freier auf, wenn nur die heiligen Pancratius und Servatius (12. und 13. Mai), die schlimmen Weinmörder, erst vorüber sind. Wenn dann auch die Blüthe glücklich vorübergegangen und die wilden Triebe ausgebrochen sind, wenn erst die glühende Sommersonne die Trauben gereift hat — dann tragen im Spätherbste die Winzer in ihren Butten jubelnd den reichen Segen in die Kelterhäuser und pressen den süßen Most aus den durchsichtigen Trauben. Während der zu weißem Weine bestimmte Most abgefüllt wird, gähren die rothen Weine auf den blauen Beeren und werden wohl noch mit Heidelbeeren oder Blauholz roth gefärbt. In gewaltigen Fässern gährt dann der junge Wein; er stößt die Unreinigkeiten aus und klärt sich ab; und wenn er ausgegohren, dann wird er von dem Hefenniederschlage abgefüllt und in geschwefelten Stückfässern aufbewahrt. Dann ziehen die Weinreisenden aus in alle Welt, und manche schwatzen dem Unkundigen ihre guten oder schlechten, angeblich 1811er, 1834er, 1846er Weine auf; wohl beginnen auch manche Weinhändler ihre Künste mit Mischen und Verfälschen, mit Klären und Schönen, und brauen Weine aus Zucker und Branntwein und giftigem Bleizucker, und kleben bunte Etiketten mit schönen Namen auf schlechte Sorten, die dann mancher unkundige Wirth für gute Weine kauft und mancher noch unkundigere Gast für gute Weine trinkt. Viel besser ist es aber, seinen Durst — statt mit schlechtem Weine — mit gutem Biere oder frischem Quellwasser zu stillen.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

47. Die zwei Großherzogthümer Mecklenburg. (12—13.)

Nun wollen wir uns wieder weiter nach Norden wenden und aus dem Königreiche Hannover hinüberschiffen über den Elbstrom nach **Mecklenburg.** Obgleich Mecklenburg einen meist fruchtbaren Boden, eine gute Bewässerung durch Seen und Flüsse und eine sehr günstige

Lage an der **Ostsee** hat, so ist es doch unter allen deutschen Ländern am schwächsten bevölkert, denn auf seinen fast 280 Quadratmeilen leben nur 600,000 (meist evang.) Bewohner, also nur wenig mehr als 2000 auf einer Quadratmeile. Die Beschäftigung der Mecklenburger erfordert indessen auch mehr Raum als anderswo; denn sie treiben neben dem Ackerbau sehr bedeutende Vieh- und insbesondere Pferdezucht, und zwar nicht bloß für ihren eigenen Bedarf, sondern sie verkaufen jährlich eine Menge Pferde ins Ausland, welche sich durch Größe, Stärke und edlen Bau vor andern auszeichnen.

Mecklenburg besteht aus zwei besondern Staaten, von denen der westliche, bei weitem größere, das **Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin**, der östliche das **Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz** heißt. Die Hauptstadt des ersteren, **Schwerin**, ist an einem ansehnlichen und klaren See herrlich gelegen, zumal das großherzogliche Schloß, welches auf einer Insel im See selbst erbaut ist. Gewöhnlich jedoch residirt der Großherzog in der kleinen, aber schönen und regelmäßig gebauten Stadt **Ludwigslust**. Aber größer und wichtiger als beide Residenzen ist die Stadt **Rostock** nicht weit von der Ostsee, durch deren Eindringen der sonst unbedeutende Fluß Warnow schiffbar wird. Die Stadt Rostock (Sitz einer Universität) ist mit einem Denkmale Blüchers geziert, des berühmten preußischen Marschalls Vorwärts, welcher hier gebürtig war. Ihre 23,000 Einwohner nähren sich größtentheils von Seehandel. Auch hat man an der Mündung der Warnow ein Seebad angelegt, welches von vielen Fremden besucht wird und der Stadt guten Verdienst gewährt.

Das **Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz** ist weit kleiner und hat außer der schön gebauten Residenzstadt **Neu-Strelitz** keine bemerkenswerthe Städte.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

48. Das Herzogthum Holstein. (14.)

Holstein — im Osten von Mecklenburg und der Ostsee, in Süden von der Elbe, in Westen von der Nordsee und in Norden von der Eider begrenzt — ist dem mecklenburgischen Lande an Ebenheit und Fruchtbarkeit des Bodens, an reicher Bewässerung durch Seen und kleine Flüsse, so wie an Feuchtigkeit der Luft und anderm sehr ähnlich. Es umfaßt zwar nur 156 Quadratmeilen (470,000 meist evang. Einw.) aber sein Besitz ist für das nördlich gelegene **Dänemark** doch sehr wichtig, da es die **Nordsee** von der **Ostsee** trennt. Denn obgleich der **Eiderfluß** und ein Kanal beide Meere verbindet, so kann doch Dänemark diesen Weg ebenso schließen, wie die Meerengen, welche zur Durchfahrt der größeren Schiffe dienen. So müssen denn alle fremden Schiffe, welche aus einem Meere in das andere fahren wollen, eine Abgabe an Dänemark bezahlen. Auch die Verbindung

zwischen den freien deutschen Städten Hamburg und Lübeck geht durch dänisches Gebiet. Von den Produkten Holsteins sind die Pferde das vorzüglichste; sie sind fast eben so geschätzt, als die mecklenburger.

Daß die Holsteiner tapfere Männer gewesen sind, davon erzählt uns die Geschichte mehr als eine Probe. Die Bewohner des von Kanälen und Dämmen durchschnittenen Distriktes Ditmarsen, welche nach altdeutscher Weise noch in einer Art von Freistaat lebten, wehrten sich nämlich so tapfer gegen die dänischen Könige, daß diese nach einer blutigen Niederlage lange nicht wagten, die freien Ditmarsen zu beunruhigen. Noch jetzt bemerkt man eine freie und kräftige Gesinnung unter dem Landvolke dieser Gegenden. Bemerkenswerthe Städte in Holstein sind: **Altona, Glückstadt, Rendsburg** und **Kiel.** Altona hat über 35,000 Einwohner und treibt ziemlich bedeutenden Handel. Kiel hat zwar eine sehr günstige Lage an der Ostsee, genießt auch den Vortheil, eine Universität zu besitzen, ist aber gleichwohl nur halb so groß als Altona.

Auch in dem jenseit der Eider gelegenen **Schleswig,** welches zwar unter dänischer Regierung mit Holstein verbunden sein soll, aber nicht zu Deutschland gehört, ist die deutsche Sprache noch verbreiteter, als die dänische, und die Deutschen wehren sich standhaft gegen die Versuche, ihnen ihre Sitten und Sprache zu rauben und das Dänenthum an deren Stelle zu setzen. —

49. Überschwemmungen der Halligen.

Zur Gewohnheit sind den Bewohnern der Halligen (der kleinern Eilande an der Westküste des Herzogthums Schleswig) die Überschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an dem Werfte hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen völlig ruhig um ihren Theetisch hersitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manch fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen anderen Grund als die Welle zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werfte, um sie aus ihrer Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, giebt nach, bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück

nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses welche die Vorsicht eben so tief in das Werft hineinsenkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden; dann flieht er selbst nach; und hohe Zeit war es; denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth schalten die Wogen in dem untern Theile des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durch einander, schlagen sich immer freiern Durchgang, um alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Geschäftigkeit mit einander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Ängstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnähme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen die Unglücklichen sich zusammen. In der Finsterniß sieht keiner das entsetzensbleiche Antlitz des andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber jeder kann an seiner eignen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all' ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite; ein neuer Fluthenberg schäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu. — Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimath, liebt sie über alles, und der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich nirgend sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er alles verlor, und wo er in kurzem wieder alles und sein Leben mit verlieren kann. —

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

50. Das Großherzogthum Oldenburg. (15.)

Die drei Theile dieses Landes liegen sehr zerstreut. Das Hauptland, das eigentliche **Oldenburg**, ist von der Weser gegen Osten, von der **Nordsee** gegen Norden und von Ostfriesland gegen Westen eingeschlossen. Es ist an Ebenheit und Niedrigkeit des Bodens

und vielen Eigenschaften der Bewohner dem Nachbarlande Hannover sehr ähnlich. Ein anderes kleines Stück, das **Fürstenthum Eutin,** liegt an der **Ostsee,** nahe bei Lübeck, umgrenzt von dem holsteinischen Gebiete. Noch kleiner ist die Besitzung des Großherzogs von Oldenburg auf dem linken Rheinufer an der Nahe, ganz von preußischem Gebiete eingeschlossen, das **Fürstenthum Birkenfeld.** Dieses Ländchen ist über fünfzig Meilen von dem Hauptlande entfernt, die Verbindung mit seiner Regierung also sehr beschwerlich.

Das eigentliche Oldenburg, dessen Hauptstadt gleichen Namen hat, ist ein Land von sehr ungleicher Fruchtbarkeit. Wären nicht große Strecken dürres Heideland oder Morast zwischen den Ackerfeldern, so wäre es kaum erklärlich, daß auf einem weit größeren Gebiete, als das Herzogthum Nassau (116 Quadratmeilen), noch nicht 300,000 Menschen leben. Allein diese Einwohner (meist evang.) befinden sich unter der väterlichen Regierung ihres Großherzogs sehr wohl und möchten mit andern Deutschen nicht tauschen. Auch die Stadt **Oldenburg** an einem schiffbaren Nebenflusse der Weser ist freundlich und wohlhabend.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

51. Das Herzogthum Braunschweig. (16.)

Braunschweig liegt zerstreut im südlichen Theile des Königreichs Hannover und beträgt nur 73 Quadratmeilen mit 275,000 größtentheils evang. Bewohnern. Der südliche Theil von Braunschweig begreift einen großen Theil des **Harzgebirges** in sich, und besteht daher meistens aus Bergen und Wäldern; nur an der Leine und Weser befindet sich bequemes Ackerland. Dagegen fehlt es nicht an Holz, an Eisenschmelz- und Glashütten, an Berg- und Salzwerken. In einem engen Thale des Harzes finden sich hier merkwürdige, berühmte Höhlen, die **Baumanns-** und **Bielshöhle,** in welchem man die seltsamsten Figuren von Tropfstein sieht. In dem nördlichen Theile hingegen, wo flaches Land ist, baut man Flachs, Hanf und Getreide in Menge, und die Viehzucht ist ansehnlich. Die **Weser,** Leine, Ocker, Bode und andere kleine Flüsse durchströmen das Land und sind für die fleißigen Einwohner von großem Nutzen; denn diese treiben mit Hopfen, Wolle und Manufacturwaaren, so wie mit Mineralien einen guten Handel, der durch die braunschweiger Messe sehr befördert wird. —

Die Hauptstadt des Landes ist **Braunschweig,** in dem nördlichen Theile gelegen, mit 41,000 Einwohnern. Sie ist eine sehr alte, aber durch Fabriken und Handel, besonders jedoch durch jährliche Messen belebte Stadt. Ein Nachkomme aus der fürstlichen Familie Braunschweigs war der edle Menschenfreund, Herzog Leopold von Braunschweig, welcher sein Leben bei Frankfurt an der Oder verlor, als er den von einer Überschwemmung Bedrängten Hülfe zu bringen suchte.

52. Die Baumannshöhle

liegt in dem Kalkfelsen des linken Bodeufers. Der Weg dahin führt, was ich nicht erwartet hatte, eine ziemliche Strecke weit bergauf. Vor dem Eingange wölbt sich ein weiter, jedoch nicht sehr hoher Bogen, eine Art Thor darstellend, unter welchem Tische und Bänke für die Besucher der Höhle angebracht sind. Da der Tag ziemlich heiß war und die Ersteigung des Berges unser Blut etwas in Wallung gebracht, auch einige Schweißtropfen hervorgetrieben hatte, so ermahnten uns die Führer (wir hatten deren zwei), hier ein wenig Platz zu nehmen und uns abzukühlen, indem es in der Höhle weniger warm sei, als hier draußen. Sie selbst zündeten eine Reihe von Lampen an und überreichten dann jedem von uns eine. Mir wurde ein wenig unheimlich zu Muthe, als es hieß: „Nun kann's losgehen!" Der Vater faßte mich indeß bei der Hand, und so ging alles gut.

Der eigentliche Eingang zur Höhle ist kaum etwas breiter, als eine gewöhnliche Hausthür, und dabei so niedrig, daß große Leute sich bücken müssen, wenn sie nicht anstoßen wollen. Man gelangt durch denselben nicht sogleich in die Höhle, sondern geht erst in einem schmalen, finstern Gange 80 Lachter 30 Zoll (1 Lachter hat 80 Zoll zehntheilig Maß) weit bis zu einer kleinen verschlossenen Thür. Nachdem der vorangehende Führer diese geöffnet, traten wir in die wirkliche Höhle, welche ungefähr die Ausdehnung eines ziemlich großen Zimmers hat. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete Sägespäne seinem größten Theile nach eben, die Decke hoch gewölbt, fast nach Art der Kreuzgewölbe in alten Klöstern; die Seitenwände dagegen sind durch unregelmäßig übereinanderliegende, bald weiter vor, bald mehr zurücktretende Marmorblöcke von bedeutendem Umfange gebildet. Alle Felsenmassen, auch die der Decke nicht ausgenommen, sind dick mit sogenanntem Tropfstein überdeckt, der hier und da wunderliche Gestalten bildet. So zeigten uns die Führer an einer Wand das Leiden Christi, nicht weit davon eine knieende, betende Nonne und einen Weihkessel, an der Decke einen Baldachin oder Prozessionshimmel, an welchem sich als ehrwürdige Reliquie der Mantel des Elias und der Rock einer Heiligen findet.

Wie diese Tropfsteinfiguren sich nach und nach, d. h. in einem Zeitraume von Jahrtausenden, gebildet haben, kann man noch gegenwärtig sehen. Verhält man sich nämlich ganz ruhig in der Höhle, wozu die ganze Umgebung auffordert, so hört man deutlich überall das Geräusch herabfallender Wassertropfen. Diese Tropfen rühren von dem Regen und Thau auf der Erdoberfläche her, welche nach und nach durch das Gestein durchsickern und dies dabei zum Theil auflösen. Der Kalk nun, welchen die Tropfen enthalten, lagert sich in der Höhle wieder ab, nachdem das Wasser verdunstet ist, und bildet den Tropfstein.

Mit dieser ersten großen Höhle stehen, die vielen Nebenhöhlen nicht gerechnet, noch fünf andere in Verbindung, die theils höher, theils tiefer liegen. Man gelangt auf Leitern, die von der Feuchtigkeit ganz naß

und deshalb nicht eben leicht zu besteigen sind, in dieselben. Die Eingänge dazu sind meist sehr enge und beschwerlich.

Zu den merkwürdigsten Tropfsteingebilden der zweiten Höhle gehört ein Mönch, der das Unglück hatte, von einer Höhe herabzustürzen und in der Mitte entzwei zu bersten; eine Orgel mit drei Reihen auf einander stehender Pfeifen und ein Bergschloß mit mehreren kleinen Thürmen. In der dritten Höhle befindet sich ein Taufstein mit drei darumstehenden Marmorklötzen, denen man die Ehre erwiesen hat, sie Pathen oder Taufzeugen zu nennen, ein Zuckerhut, ein Todtenkopf, eine Hand, ein versteinertes Herz, die Eingeweide eines Thieres und ein Kinderkopf; in der vierten außer anderen Gegenständen eine starke, 8 Fuß hohe, inwendig hohle Säule, die mit einem Stocke geschlagen, dumpfe, schauerliche Töne, wie Grabgeläute erklingen läßt. In der fünften Höhle erhebt sich auf 4 Pfeilern der Ölberg; nicht weit davon ist eine Stadt, eine Kanzel, ein Positiv (kleine Orgel), eine Eule, zwei kleine Thürme und ein Kirchenthor. Die sechste Höhle liegt sehr tief, bietet aber sonst keine Merkwürdigkeiten dar.

Um den Eindruck zu erhöhen und alles auf einmal besser übersehen zu können, ließ der Vater drei dieser Höhlen durch eine eigenthümliche Mischung von Kalk, Phosphor u. dgl. erleuchten, was in der einen beim allmählichen Verlöschen wiederholt die Erscheinung darbot, als würde die Luft von Blitzen durchzuckt.

Nachdem wir so eine gute Stunde im Innern der Erde umhergeklettert und des Wunderbaren in so großer Menge angestaunt hatten, waren wir wieder zur ersten Höhle zurückgekommen, in der uns einer der Führer zum Schluß aus dem hier befindlichen, nie versiegenden kleinen Brunnen ein Glas frisches Trinkwasser reichte, von dem ich jedoch aus Furcht, meinen Magen zu versteinern, nicht viel genoß; mein Vater löschte jedoch seinen Durst ganz vollständig, und wie ich sehe, hat es ihm nichts geschadet.

Außerdem zeigte man uns hier auch noch einige Überreste, d. h Knochen von vorweltlichen Thieren, die, nach des Vaters Meinung, wohl dem Höhlenbären angehören mögen.

Zuweilen nimmt man Musiker mit in die Höhle und läßt ein Conzert darin aufführen; ja vor zwei Tagen hatte sogar eine Gesellschaft darin getanzt. Das vermöchte ich nicht! In mir wollte das Gefühl der Bewunderung keinem andern Platz machen, am wenigsten einem solchen, welches Tanzende haben. Alles, was man sieht, erinnert hier an Gottes Macht und Größe und stimmt zur Andacht.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man aus diesen dunkelen Gewölben auf einmal wieder in die Tageshelle tritt: man wird fast geblendet, fühlt sich aber wieder recht leicht und froh ums Herz und erinnert sich dabei unwillkürlich des unglücklichen Entdeckers der Höhle, des Bergmanns **Baumann.** Er bahnte sich, getrieben von Neugier und Verlangen nach Erzen, mit unsäglicher Mühe und Beschwerden einen Weg durch den schon bezeichneten engen Eingang

und gelangte so glücklich in die ersten Abtheilungen der Höhle. Beim weitern Vordringen erlosch ihm aber plötzlich sein Grubenlicht, und er tappte nun, umgeben von der dichtesten Finsterniß, in diesen furchtbaren Schlünden umher, vergeblich den Ausgang suchend. Sein Angstruf verhallte in den grausigen Höhlen, ohne das Ohr eines Erdenbewohners zu erreichen. Endlich, nachdem er drei Tage und drei Nächte lang zehnfach die Angst eines Lebendigbegrabenen ausgestanden hatte, erblickte er den rettenden Lichtstrahl, der ihn wieder zur Oberwelt zurückführte. Hunger, Angst und Anstrengungen hatten aber seine Kräfte so erschöpft, daß er wenige Tage nachher starb. Indessen hatte er doch noch so viel Besinnung, seine Freunde auf die Geheimnisse dieser Höhle aufmerksam zu machen, weshalb sich auch bald mehrere fanden, die seinen Versuch mit gutem Erfolg wiederholten, die Höhle aber, ihm zu Ehren, **Baumannshöhle** nannten. Die Zeit der Entdeckung kennt man nicht; doch soll die Höhle schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt gewesen und bereits 1570 von den Grafen Ernst und Martin von Reinstein besucht worden sein.

Der Baumannshöhle fast gegenüber, also auf dem rechten Bodeufer, befindet sich eine ähnliche Höhle, welche nach dem auf der Thalwand sich erhebenden Bielstein die Bielshöhle heißt. Sie wurde 1672 bei Gelegenheit eines Waldbrandes, der den Eingang sichtbar machte, entdeckt, aber erst 1788 durch den Bergmann Becker zugänglich gemacht. Wir haben sie, da sie im Ganzen der Baumannshöhle ähnlich ist, nicht besucht, sondern setzten nun unsern Weg nach Elbingerode fort.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

53. Thüringen.

Die vier sächsischen Herzogthümer und die zwei schwarzburgischen und zwei reußischen Fürstenthümer.

(17—24.)

Recht in der Mitte von Deutschland liegt **Thüringen**, ein Landstrich, welcher schon lange nicht mehr einen einzigen Staat ausmacht, sondern verschiedenen Herren angehört. Da liegen die Lande des Großherzogs von **Sachsen-Weimar** und die der Herzoge von **Sachsen-Gotha**, **Sachsen-Altenburg** und **Sachsen-Meiningen**, dazwischen einige preußische und kurhessische Bezirke und die Fürstenthümer **Schwarzburg-Sondershausen** und **Schwarzburg-Rudolstadt**. Zu diesem Thüringen, dessen Mittelpunkt das darnach benannte Gebirge, der **thüringer Wald**, bildet, gehören gar fruchtbare und gewerbfleißige Gegenden mit schönen, wenn gleich nicht sehr großen Städten, wovon die vorzüglichsten zugleich fürstliche Residenzen sind: so **Weimar** im Großherzogthum Sachsen-Weimar — **Gotha** und **Koburg** im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha — **Meiningen** im Herzogthum Sachsen-Meiningen — und **Altenburg** im Herzogthum Sachsen-Altenburg.

In Weimar haben die berühmtesten deutschen Dichter Göthe, Schiller, Herder und Wieland zu gleicher Zeit gelebt, nicht als wenn sie dort geboren gewesen wären, sondern weil die großherzogliche Familie sie mit Ehren und Huld herbeizog.

Gotha ist zwar nicht die eigentliche Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, sondern Koburg, allein es übertrifft dies an Größe und Wichtigkeit, denn aus der Zeit her, wo Gotha noch seine eigenen Herzoge hatte, bestehen noch viele herrlichen Anlagen aller Art. Die Sammlungen von Büchern, Münzen, Kupferstichen in dem herzoglichen Schlosse, so wie die Parkanlagen in der Nähe, sind weniger wichtig, als die vortreffliche Sternwarte auf einem benachbarten Berge, wo berühmte Astronomen (Sternkundige) den Himmel beobachteten und wichtige Entdeckungen machten. Koburg wäre an sich unbedeutend, wenn nicht die daselbst residirende herzogliche Familie durch Heirath mit mächtigen Fürstenhäusern außerhalb Deutschland in Verwandtschaft getreten wäre. Die Königin von England und die von Portugal haben sich mit Prinzen von Sachsen-Koburg vermählt. Der König von Belgien ist selbst ein koburgischer Prinz und noch andere Verwandtschaften haben diese herzogliche Familie angesehen gemacht.

Die Gebirge des thüringer Waldes sind mit Nadelholz bewachsen und außerordentlich ergiebig an Eisen, Kupfer, Marmor, Schiefer, Steinkohlen und andern Mineralien. Deshalb trifft man auch in den sächsischen Herzogthümern eine Menge Schmelzhütten und Eisenhämmer an, und in dem thüringer Walde wird viel Pech, Kienruß und Pottasche bereitet.

Auch die preußische Stadt **Erfurt** liegt in Thüringen, gerade in der Mitte zwischen Gotha und Weimar, auf der Straße nach Leipzig

Ferner gehören zu Thüringen noch die Besitzungen der Fürsten von **Schwarzburg.** Sie bestehen aus zwei abgesonderten Stücken Land, wovon das eine: **Schwarzburg-Sondershausen,** mehr nördlich, von der preußischen Provinz Sachsen eingeschlossen, liegt, und das andere: **Schwarzburg-Rudolstadt,** weiter südlich, umgeben von den sächsischen Herzogthümern.

Östlich an Thüringen schließen sich die Besitzungen der beiden Fürsten von **Reuß** mit den Residenzstädten **Greiz** und **Schleiz.** Den Namen Reuß (Russe) führen diese Fürsten von einer russischen Prinzessin, welche die Stammmutter eines ihrer Familienzweige war. Auffallend ist, daß alle diese Fürsten von Reuß den nämlichen Taufnamen, nämlich Heinrich, führen und sich bloß durch die Nummer unterscheiden, so daß z. B. einer Heinrich der LXII. heißt.

Ganz Thüringen, mit Einschluß der reußischen Fürstenthümer, enthält einen Flächenraum von über 200 Quadratmeilen mit mehr als 900,000 meist evangelischen Bewohnern.

54. Der Inselsberg.

Ich will dich auf einen Berg führen im thüringer Walde; das ist im ganzen Gebirge beinahe der höchste und gewiß der schönste. Als

einst, so geht eine alte Mähr, das Land und Gebirge umher mit ungeheuerem Wasser bedeckt war, da sah die Spitze des Berges noch hervor, wie eine Insel aus dem Meere; daher soll der Berg seinen Namen Inselsberg haben. Noch jetzt, wenn du auf dem Gipfel des Berges früh Morgens dem Aufgange der Sonne harrest, kann dir's begegnen, daß du rings um dich ein weites Meer wogen siehst, nicht von Wasser, sondern von Nebel. Aber wenn die Sonne das Nebelmeer bezwungen und als Thau ausgegossen hat über die Thäler, dann liegt glänzend und grünend eine weite, weite Gegend um dich ausgebreitet, darin kannst du mehr als 150 Dörfer, Städte und Schlösser erblicken.

Da glänzt in der aufgehenden Sonne Schloß Friedenstein über der Stadt Gotha, und weiterhin Erfurt mit seiner Festung, von der die Kanonen drohen, und mit seinen Domthürmen, auf denen eben der Morgen eingeläutet wird; da blickt ziemlich von Norden her aus den grünumlaubten Bergen heraus die alte graue Wartburg zu dir herüber; den Schneekopf und Beerberg siehst du, die dem Inselsberg nach der einen Seite hin die Aussicht versperren, weil sie selbst noch ein wenig höher sind, als er; — gegen Süden aber siehst du den Dolmar bei Meiningen, die seltsamen Gleichberge bei Römhild; und auch zum blauen Rhöngebirg reicht dein Blick, wo der Baiernkönig regiert und auf dem hohen Kreuzberge Mönche im einsamen Kloster wohnen. Und hast du scharfe Augen, so kannst du dort im Norden, in weiter Ferne, in der goldenen Aue den Kyffhäuser Berg erkennen, in dem, wie die Leute sagen, der mächtige Kaiser Rothbart schon über 700 Jahre lang am steinernen Tische sitzt und schläft; und noch weiter hin zeigt sich, wie eine Wolke, der hohe Brocken oder Blocksberg, auf dem, wie das Mährchen erzählt, zu Walpurgis die Hexen ihren Tanz und Spuk halten.

55. Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuergluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug', halb offen, zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg!
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'."

(Rückert.)

56. Wie die Bäume des thüringer Waldes auf Reisen gehen.

Wenn unsere thüringer Waldbäume von ihren hohen Bergen so hinaussehen in die schöne Welt, bekommen sie auch Lust zur Wanderschaft. Aber mit der Post können sie freilich nicht reisen. Und sie brauchen's auch nicht; denn sie haben im Walde einen guten Freund, der nimmt sie ohne viel Fuhrlohn mit hinaus in die Welt. Weißt du, wer er ist? — In verborgner Bergkammer ist er daheim, da liegt er als Kind still in krystallner Wiege, und die Wolken schicken ihm heimlich Nahrung zu; kein menschliches Auge hat noch in seine verborgene Kammer geschaut. Aber wenn er nun kräftiger geworden ist, tritt er leise zum Berge heraus. Mit hellen Augen sieht er sich um, und es muß ihm draußen gefallen, denn bald macht er sich auf, hurtig geht's den Berg hinab, über Stein und Felsen hüpft er mit Lärmen, durch Thal und Wiesengrund eilt er leise, hat keine Ruhe, wandert fort in die Fremde.

Nur im strengen Winter bleibt er daheim, liegt starr und still in seinem Bette oder sitzt auf dem Felsen, und die Waldjungen treten ihn mit Füßen, ohne daß er sich regt. Aber wenn der Schnee geht und der Frühling kommt und die Drosseln und Finken wieder heimkehren zu ihren thüringer Nestern, da spricht der Bursche: nun fang' ich auch wieder an zu wandern, und nun geht's mit Ungestüm und Brausen den Berg hinab, manchen Stein reißt er los, so stark stößt sein Fuß an; da ist sein Weg ihm nicht mehr breit genug, und er tritt dem Bauer in die Wiese und fürchtet sich nicht vor dem Pfänden, und: Wollt ihr mit? sagt er zu den Bäumen; jetzt eben habe ich Lust und bin so stark, daß ich euch mit hinaustragen kann in die Welt.

Die alten Tannen und Fichten aber nicken, und die bereit sind zur Reise, die haut der Holzhacker von der Wurzel ab und legt sie dem Wanderer auf den Rücken; der schleppt sie fort durchs weite deutsche Land, manchmal bis ans Meer. Noch ist keiner wieder heimgekehrt.

Weißt du, wer der Wanderer ist? — das Wasser, welches aus den Gebirgen quillt, ist der Wanderer, denn in großen Flößen gehen die thüringer Waldbäume auf der Ilm, auf der Saale und Schwarze nach der Elbe zu, auf der Werra und Schleuße in die Weser, auf der Steinach, Kronach und Rodach in den Main. Von dem Main fahren sie zum Theil in den Rhein, und die stärksten gehen wohl noch diesen großen Strom hinab bis nach Holland zu den Schiffsbaumeistern. Mancher Thüringer, wenn er übers Meer gefahren ist, und der große Mastbaum hat über den argen Sturmwind geseufzt, hat wohl gemerkt, daß es eine thüringische Fichte war, und hätten wohl beide denken mögen: daheim im Walde war's doch schöner.

Aber warum fahren denn unsere Bäume so hinaus in die Welt? — Nun, darum, daß sie den Leuten da außen, die nicht so viel Wälder haben, Holz geben zum Heizen und Bauen. Dafür bringen denn die Flößer schönes Geld heim, oder gute Frucht, die in den Ebenen wächst. So helfen sich die Menschen gegenseitig.

57. Waldreichthum.

Das ist überhaupt ein großer Reichthum, der da in den Wäldern auf unsern Bergen rauscht. Denn das Holz muß den Waldleuten auf gar mannigfache Weise zu Brod und Unterhalt verhelfen. Da brennt es in den großen Öfen von mehr als 250 Schmelzwerken, Eisen- und Stahlhütten, Stab-, Zinn-, Drath- und Blechhämmern. Hast du schon einmal eine solche Eisenhütte gesehen? — Bis tief in die Nacht hinein kannst du da die gluthrothe Lohe zum schwarzen Himmel aufsteigen sehen; dazu schlagen die mächtigen Pochwerke ihren einförmigen Takt, der Bach, der sie treibt, rauscht in Feuerfunken über das arbeitende Rad, aus dem Ofen in der Hütte fließt das Eisen wie ein feuriger Strom, oder gewaltige Hämmer schlagen die Eisenmassen zu Stangen oder Blechen zurecht; halbnackte rußige Männer wandeln emsig zwischen den feurigen Massen, schüren den Ofen, schöpfen das flüssige Eisen, oder bringen mit gewaltigen Zangen die gluthrothen Eisenstücke unter den pochenden Hammer. Und der schwarze Wald ringsum sieht schweigend zu.

Das ist wohl wunderbar, wie da alles zusammenhilft zum Erwerb des Menschen, — der Eisenstein, der in unsern Bergen liegt, und der Bach, der die Werke treibt, und das Holz, das die Öfen heizen muß. Ferner hilft das Holz vielen hundert geschickten Arbeitern, die aus dem Eisen die blanken Flintenläufe und Messer, Scheeren, Beile, Bohrer und allerlei Geräthe fertigen, die dann weit in die Welt gehen. So giebt's allein in dem Dorfe Steinbach bei Liebenstein gegen 150 Messerschmiede, die manchmal in einer Woche an 100 Dutzend Messer fertig bringen.

Dann giebt es im thüringer Walde Glasfabriken; denen muß auch das Holz helfen, denn das Feuer schmelzt da aus Kiesel und Asche das Glas. Das ist anfangs so weich, daß die großen Tafeln, wie sie in unseren Fenstern stehen, wie Papier zusammengerollt und ausgeglättet, und Trinkgeschirre und allerlei Glasgeräthe wie Seifenkugeln geblasen werden.

Ferner muß das Holz vielen Porzellanfabriken den Ofen heizen; dabei finden auch wieder viele fleißige Arbeiter Nahrung, und es giebt in dem Walde mehr als tausend Porzellanmacher, die Jahr aus Jahr ein Pfeifenköpfe, Tassen u. dgl. malen. Das thüringer Porzellan aber geht weit hinaus in den Handel.

Von dem Holze nährt sich auch der rußige Köhler, der im Walde in dampfenden Meilern die Holzkohlen für Eisenhütten und Schmieden bereitet. — Andere zapfen den Bäumen das Harz ab und machen Pech und Kienruß daraus. — Viele machen sich auch damit einen Verdienst, daß sie, besonders zur Winterzeit, wo es im Freien nicht viel zu verdienen giebt, Mulden, Stiefelknechte, Quirle und allerhand Holzgeräthe schnitzen. — Geschicktere Hände schnitzen aus dem Holze auch allerhand Spielwaaren; das geschieht besonders in der Gegend von Sonneberg, wo überhaupt viel schönes Spielwerk gefertigt wird. Die bunten sonneberger Waaren sind auf allen Jahrmärkten zu sehen.

Wo die Waldungen gelichtet sind, da wächst wohl auch Getreide und etwas Obst, aber freilich nicht so gut und reichlich, wie unten in den warmen Thälern und Ebenen, wo hie und da selbst Wein gebaut wird. Doch hat der Thüringer seine Kartoffeln, die auf den höchsten Bergen fortkommen. Auch hat der Wald wieder manche Frucht, die man in den Ebenen nicht findet, so zur Herbstzeit in den Wäldern den unendlichen Reichthum von Erdbeeren, Heidelbeeren und Preiselbeeren; das ist ein Tisch, von dem jeder kecklich zulangen kann, und der Wirth fordert keine andere Bezahlung, als ein frommes: Gott sei gedankt!

Aber wem gehört denn der Wald? — Ei nun, wo nicht hier und da ein reicher Mann ein Stückchen gekauft hat, gehört aller Wald dem Fürsten. Der Fürst läßt die Bäume pflanzen und pflegen und sorgt auch, daß du unangefochten durch den dichtesten Wald gehen kannst. Darum ist's auch Diebstahl und Sünde, wenn einer im Walde Holz haut, das ihm nicht vom Förster angewiesen ist.

58. Die Burgen.

Im und am thüringer Wald und noch weiter in der thüringischen Ebene hin haben sonst auf manchen Bergspitzen hohe und starke Burgen gestanden; die sahen kühn und stolz in die Gegend hinaus. Manche solche Burg kannst du noch jetzt mit ihren Fenstern und Dächern im Sonnenschein einer schönen Landschaft blinken sehen; aber die meisten stehen trüb und traurig als Ruinen da; ihre glänzenden Gemächer sind zerschlagen oder zerfallen, die Thore mit Schutt oder Gesträuch verwahrt; die Fensterhöhlen offen, die hohen Thürme schwanken im Winde; manche sind auch ganz von der Erde verschwunden, und die Tannen wurzeln auf ihrem Grunde.

Auf den Burgen wohnten einst mächtige Ritter, da tönte Sang und Klang in den hohen Sälen, in den Ställen scharrten die Rosse, Wasser floß in den Burggräben, Thore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich. Ha, was für ein Leben war da! Wenn der Wärtel auf dem Thurme ins Horn stößt! Feinde kommen! schreit es in der Burg. Da schmetterte die Trompete, die Knappen reißen die Gäule aus dem Stalle, auf dem Burghofe stampft's und wiehert's, die Ritter klirren daher mit schweren Sporen und mächtigem Schwert, in Eisen gekleidet von Kopf bis Fuß. Zu Roß! ruft der Burgherr, und Ritter und Knappen springen rasselnd in die Sättel; Schwert, Speer und Schild blitzen im Sonnenschein, Helmbüsche und Fahnen flattern in der Luft; die Zugbrücke sinkt, schnaubend und stampfend donnert die Schaar hinüber, den Schloßberg hinab, dem Feinde entgegen. — Wie da die Schwerter hauen! Speere zersplittern, Schilder springen, das Blut fließt, die Rosse bäumen sich, und mancher Reiter sinkt in den Sand.

Und Abends, wenn die siegreiche Schaar heimkehrt mit gefangenen Feinden, erbeuteten Rossen, wie ist da Jubel in der Burg. Abends

bei dem Mahle werden dann schaurige Geschichten erzählt von dem Kampfe, und der Wein perlt dabei aus großen Bechern, und die Knaben lauschen aufmerksam hinter den Sitzen der Ritter.

Nicht wahr, da hättest du auch zuhören mögen? und du meinst, die Ritterzeit müsse doch recht schön gewesen sein? — Ja, ich weiß aber auch schlimme Geschichten; solche — erzählen die Blutnelken.

59. Blutnelken am Falkenstein.

In der Gegend von Tambach, auf dem hohen Felsen Falkenstein, hat ehedem auch eine Burg gestanden. Der Burgherr aber war, wie viele damals, ein Raubritter, der die armen Bürger und Bauern umher plagte und plünderte, und der da erntete, wo er nicht gesäet hatte. Wenn Reisende durch den Thalgrund zogen, überfiel er sie, führte sie mit sich auf seine Burg, und wer nicht reiches Lösegeld zahlte, den ließ der Ritter vor der Burg ermorden, also, daß das Blut den Felsen hinabfloß.

Da thaten sich endlich die Nachbarn zusammen, erstiegen in blutigem Kampfe die Burg und stürzten den Burgherrn den thurmhohen Felsenabhang hinab, daß er zerschmetterte. Die stolze Burg wurde zerstört, und ist seitdem vollends zerstäubt und verschwunden.

Das Blut der Ermordeten aber wird noch jetzt am Berge gezeigt; weit herum ist da der Boden geröthet von zahllosen Blutnelken, die sind, sagen die Leute, aus dem Blute entsprossen, das der Raubritter dort vergossen hat. So lebt die blutige That fort im Gedächtniß, aber das Werk des Übelthäters wird von der Erde vertilgt.

Solcher Blutnelken mögen auch noch an anderen Burgen stehen.

Wiederholungsfragen! —

Beschreiben! —

60. Die zwei Herzogthümer Anhalt, die zwei Fürstenthümer Lippe und das Fürstenthum Waldeck.

(25—29.)

Anhalt, ein größtentheils ebenes und fruchtbares Land, liegt zu beiden Seiten der **Elbe**, von den preußischen Provinzen Sachsen und Brandenburg eingeschlossen. Es besteht aus zwei verschiedenen **Herzogthümern**, welche nach ihren Hauptstädten benannt werden: **Anhalt-Dessau** und **Anhalt-Köthen-Bernburg**. Sie enthalten zusammen nur etwa 48 Quadratmeilen mit 159,000 (meist evangelischen) Bewohnern.

Die zwei **Fürstenthümer Lippe** findet ihr hier an der **Weser**, von der preußischen Provinz Westphalen und dem Königreich Hannover eingeschlossen. Das hier auf dem linken Ufer der Weser gelegene ist das Fürstenthum **Lippe-Detmold** mit der Residenzstadt **Detmold**. Weiter nördlich, auf dem rechten Weserufer liegt das

Fürstenthum **Schaumburg-Lippe** mit der Residenzstadt **Bückeburg.** Diese weder an Größe, noch an Bevölkerung bedeutenden Fürstenthümer (30 Quadratmeilen mit 137,000 meist evangelischen Einwohnern) enthalten gleichwohl manches Merkwürdige. Hier in dem Gebirge, welches noch heute der **teutoburger Wald** heißt, wurden vor fast 1900 Jahren die Römer, welche, nachdem sie sich zu Herren der halben Welt gemacht hatten, auch Deutschland unterwerfen wollten, von den Deutschen besiegt. Der Held, welcher unsere Vorfahren in diesem siegreichen Kampfe anführte und Deutschlands Freiheit rettete, war **Hermann** von dem Stamme der Cherusker oder, wie ihn die Römer nennen, Arminius. Allerdings hat man zu allen Zeiten seinen Namen geehrt, aber ein sichtliches Denkmal ihm zu stiften, hat sich unsere Zeit vorbehalten. Auf dem **Teutberge** bei Detmold, einem Gipfel, welcher die herrlichste Aussicht gewährt, und von wo man einen Theil des Schlachtfeldes der sogenannten **Hermannsschlacht** überschaut, ist eine gewaltige Säule errichtet, welche mit den Nebensäulen einen Tempel darstellt. Oben auf derselben soll errichtet werden die haushohe **Bildsäule Hermanns** mit hoch empor gehobenem Schwerte, während er mit dem einen Fuße den römischen Adler zu Boden tritt. Die Höhe des ganzen Werkes wird 150 Fuß betragen, so daß es also aus weiter Ferne gesehen werden kann.

Das **Fürstenthum Waldeck** mit der Hauptstadt **Arolsen,** ein Ländchen von 20 Quadratmeilen mit nur 60,000 meist evang. Einwohnern, liegt hier zwischen der preußischen Provinz Westphalen und Hessen-Kassel. Es hat große Waldungen und ist sehr gebirgig. Die Gebirge enthalten Eisen, Blei und Kupfer. Von dem eigentlichen Fürstenthume läßt sich nicht viel Merkwürdiges erzählen. Aber getrennt hiervon, weiter nördlich, zwischen Hannover und Lippe-Detmold, liegt das zu Waldeck gehörende Bad **Pyrmont,** welches unter den mineralischen Bädern Norddeutschlands wohl die erste Stelle einnimmt. Von dem dort hervorsprudelnden Wasser werden mehrere Hunderttausende von Krügen versendet, und die Zahl der jährlich eintreffenden Kurgäste ist sehr beträchtlich.

61. Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und werth vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt im träumerischen Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder,
Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mähr erfahren,
Und ihre stille Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegerflügel wanken.
Und von der deutschen Arme Stoß
Der mächt'gen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Zepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte;
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden,
Und sah der Frankenrosse Hüf
Sich in den nord'schen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Fluth
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Gluth,
Des Thurmes und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Welle leicht hervor
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen,
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen.

(F. Dingelstedt.)

Wiederholungsfragen! —

Beschreiben! —

62. Das Großherzogthum Luxemburg nebst holländisch Limburg und das Fürstenthum Lichtenstein. (30—31.)

Das am weitesten nach Westen gelegene deutsche Land findet ihr an der westlichen Grenze der preußischen Rheinprovinz. Es besteht aus dem **Großherzogthum Luxemburg**, hier an der Mosel, vom **Ardennen-Wald** durchzogen, und dem mehr nördlich gelegenen **Herzogthum Limburg** an der Maas und Roer (spr. Ruhr). Sie enthalten zusammen einen Flächenraum von 86 Quadratmeilen mit 380,000 meist katholischen Bewohnern. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbszweige der Bewohner. **Roermund** (spr. Ruhrmond), Weert, Sittard und die holländischen Festungen Mastricht und Venlo sind die bedeutendsten Städte in Limburg; die Hauptstadt des Großherzogthums Luxemburg ist die Stadt und starke Bundesfestung **Luxemburg**, welche mit $^3/_4$ Preußen und $^1/_4$ Holländern besetzt ist: denn obgleich Luxemburg und Limburg eigentlich deutsches Land sind, so stehen sie doch unter keinem deutschen Fürsten, sondern unter dem **Könige von Holland**, ähnlich, wie das Herzogthum Holstein unter dem Könige von Dänemark.

Jetzt wollen wir uns nach dem Süden wenden, um da einen Staat aufzusuchen, der so klein ist, daß man ihn auf der Karte von Deutschland kaum finden kann, denn er enthält nur $2^1/_2$ Quadratmeilen mit 7000 katholischen Bewohnern. Das ist das **Fürstenthum Lichtenstein** mit der Hauptstadt **Vaduz.** Es liegt hier oben am Rhein, jenseit des Bodensees, zwischen Tyrol und der Schweiz. Die Hauptstadt Vaduz hat kaum 1000 Einwohner; dagegen besitzt der Fürst von Lichtenstein noch 104 Quadratmeilen im Österreichischen.

Wiederholungsfragen! —

Beschreiben! —

63. Die vier freien Städte.
(32—35.)

Von den vielen freien Städten des alten deutschen Reiches sind nur 4 übrig geblieben: die großen Handelsstädte **Hamburg, Bremen, Lübeck** und **Frankfurt.** Die drei ersten liegen in Niederdeutschland, zwar nicht unmittelbar an dem Meere, aber doch nahe genug, um vermittelst der in ihrer Nähe mündenden Flüsse Seehandel treiben zu können. Frankfurt kann sich an Schifffahrt mit jenen nicht messen, denn der es durchfließende Main ist nur ein Strom zweiten Ranges, auf welchem bloß kleine Schiffe fahren können. Desto wichtiger ist sein Handel zu Lande, welcher durch zwei jährliche Messen unterstützt wird, und welchen die nach verschiedenen Seiten angelegten Eisenbahnen wohl noch verstärken werden.

Die unbedeutendste der vier Städte ist jetzt **Lübeck.** Vor Zeiten dagegen war sie eine der mächtigsten Städte in ganz Deutschland; sie stand damals an der Spitze des großen deutschen Städtebundes, der Hansa, wovon ihr später mehr erfahren werdet. Durch verschiedene Ursachen aber ist sein Handel nach und nach in Verfall gekommen, und es hat jetzt nur noch Spuren seiner ehemaligen Größe. Seine 50,000 Einwohner machen nur ungefähr die Hälfte der Bevölkerung Bremens oder Frankfurts aus, und Hamburg hat sich gar zu einer fast sechsmal stärkeren Einwohnerzahl erhoben. Unter den alten Gebäuden Lübecks sind viele sehr ansehnlich und hoch, wodurch die Stadt ein gar stattliches Ansehen erhält. Es sind sogar zwei Kirchen da, deren jede zwei gleiche Thürme besitzt, wovon jeder wieder zu den höchsten in Deutschland gehört. In einer dieser Kirchen befindet sich nicht nur eine äußerst große Orgel, sondern auch eine Uhr, welche nicht bloß die Stunden, Tage und Jahre, sondern auch den Aufgang der Sonne, die Finsternisse an Sonne und Mond und Ähnliches angiebt.

Hamburg ist nach Wien und Berlin die größeste Stadt in Deutschland überhaupt, und trotz der Verluste, die sie durch den großen Brand im Jahre 1842 erlitten hat, die reichste Handelsstadt Deutschlands. Ihre 150,000 Einwohner leben fast alle von dem Handel und der Schifffahrt, und die ganze Stadt ist für solche Zwecke eingerichtet. Deshalb ist sie großentheils von Kanälen durchschnitten, worauf man die Waaren in die Magazine und heraus transportirt, wodurch freilich der niedrig liegende Theil der Stadt noch leichter als schon seiner Lage nach überschwemmt wird. Zu den Schönheiten von Hamburg gehört ein rings mit Alleen umgebener Weiher, worauf man im Sommer in Nachen, im Winter in Schlitten fährt oder Schlittschuhe läuft, und wo sich zu allen Zeiten wenigstens Spaziergänger sammeln. Das Innere der Stadt war früher sehr unfreundlich wegen der engen Straßen und hohen Häuser und vorzüglich wegen der sogenannten Gänge, welche enge überbaute Gäßchen sind, wo in einem einzigen Gebäude oft 20 bis 30 arme Familien wohnen. Denn auch hier findet sich die traurigste Armuth neben dem glänzendsten Reichthum. Durch den großen

Brand hat sich darin manches geändert; man baut wenigstens jetzt hellere und gesundere Wohnungen statt der alten wieder auf. Daß der Michaelisthurm zu Hamburg der höchste in Deutschland sein soll, indem er sich 456 Fuß erhebt, ist für den Fremden nicht so wichtig, als der Anblick des Hafens mit seinen Hunderten von Masten und Wimpeln, mit den Matrosen und Schiffskapitänen aller Nationen aus den entferntesten Ländern, mit den ankommenden und abgehenden Fremden und den aufgethürmten Waarenballen. Wer dergleichen noch nicht gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen.

Ähnlich, nur minder groß, ist **Bremen** an der Weser. Für den Verkehr mit Amerika ist Bremen noch bedeutender als Hamburg. Zahllose Auswanderer aus Deutschland nehmen dorthin ihren Weg, um auf dem Verdeck eines vollgepfropften Schiffs ihr Vaterland zu verlassen und in einem fremden Lande ihr Glück zu versuchen. Auch in Zucker, besonders aber in Tabacksblättern machen die Bremer Kaufleute große Geschäfte. Die Cigarrenfabriken sind berühmt. Als Merkwürdigkeit gilt der Rathskeller in Bremen, mit seinen zwölf Stück Fässern 200jährigen Rheinweins, wovon natürlich nur selten Gebrauch gemacht wird. Daß sich in Bremen aber auch andere Dinge gut aufbewahren, beweis't der Bleikeller unter der Hauptkirche. In diesem haben sich ohne besonderes Zuthun eine Anzahl Leichname unverwes't und ganz frisch erhalten. Auf dem Gesichte eines Dachdeckers, der während seiner Arbeit herabstürzte, drückt sich noch jetzt die Todesangst aus.

Frankfurt am Main ist wohl zu unterscheiden von der gleichnamigen Stadt an der Oder. Sie liegt in dem sehr freundlichen Mainthal, nur 4 Meilen oberhalb der Mündung des Mains in den Rhein, welche 4 Meilen aber jetzt auf der Taunus-Eisenbahn in einer Stunde zurückgelegt werden. Die Umgegend ist von der größesten Fruchtbarkeit und gleicht einem großen Wein-, Gemüse- und Obstgarten, woraus die schönsten Landhäuser hervorblicken. Der benachbarte Taunus und der nicht sehr ferne Spessart und Odenwald geben der Gegend zugleich einen interessanten Hintergrund, weshalb sie selbst von den aus den berühmten Rheingegenden kommenden Reisenden noch immer schön gefunden wird. Dazu enthält Frankfurt, die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser, der Sitz der deutschen Bundesversammlung, der Wohnort der reichsten Kaufleute und Banquiers (spr. Bankjehs), Merkwürdigkeiten genug, um sich Tage lang darin umzusehen. Zu diesen Merkwürdigkeiten gehört das Monument des aus Frankfurt gebürtigen großen Dichters Göthe, der Dom, wo vormals die deutschen Kaiser gekrönt wurden, die Paulskirche, worin die deutsche Nationalversammlung (1848—49) ihre Sitzungen gehalten, das Rathhaus, der Römer genannt, wo die Kaiser gewählt wurden, und welches jetzt zu den Sitzungen des Senats der Stadt dient. Hier, im Römer, ist auch der berühmte Kaisersaal, wo der neugekrönte Kaiser, von Kurfürsten bedient, speis'te

Dieser Saal ist jetzt mit den Bildnissen aller deutschen Kaiser geziert. Daß Frankfurt die alte deutsche Kaiserstadt ist, soll auch dadurch ausgedrückt werden, daß auf der Mainbrücke ein Standbild Karls des Großen errichtet worden ist. Denn dieser Kaiser soll an dem Orte, wo er mit seinen Franken durch eine Furth des Maines zog, die Stadt gegründet, und den auf dem linken Ufer gelegenen Stadttheil Sachsenhausen mit besiegten Sachsen bevölkert haben.

64. Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden,
Sie lagen in Sachsen todt;
Da floh Carolus Magnus,
Der Kaiser, in großer Noth.
„Laßt eine Furth uns suchen
Längs hin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel,
Der Feind ist hinterdrein!"
Nun betete Kaiser Carol
Auf Knieen an seinem Speer,
Da theilte sich der Nebel,
Eine Hirschin ging daher,
Die führte ihre Jungen
Hinüber zum andern Strand:
So machte Gott den Franken
Die rechte Furth bekannt.
Hinüber zogen alle,
Wie Israel durchs Meer;
Die Sachsen aber fanden
Im Nebel die Furth nicht mehr.
Da schlug der Kaiser Carol
Mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro
Der Franken Furth genannt."
Er kam da bald zurücke
Mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande
Zu seinem Reich gebracht.
Doch dort am Main erpranget
Nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter
Und edle Bürger hat.
Es ward da mancher Kaiser
Gekrönt mit Carols Kron'
Und feierlich gesetzet
Auf goldgestickten Thron.
Da briet man ganze Rinder,
Es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme
Wein sich aus reichem Born.
Im Römer füllte dem Kaiser
Der Erzschenk den Pokal,
Mit Kaiserbildern wurden
Bedeckt alle Wände im Saal.
Bedeckt sind alle Wände
Bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände
Zu seinem Bildniß Raum.
Der erste deutsche Kaiser
Gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser
In ihr gekrönet hat.

(Kopisch.)

Wie viel Staaten kennt ihr jetzt? — In welchem von diesen Staaten wohnen wir? — Wer kann sie alle in der Reihenfolge aufzählen, wie wir sie kennen gelernt haben? — Wie viel Kaiserreiche sind darunter? — Wie viel Königreiche? — Wie viel Kurfürstenthümer? — Wie viel Grossherzogthümer? — Wie viel Herzogthümer? — Wie viel Fürstenthümer? — Wie viel Landgrafschaften? — Wie viel freie Städte? — In der nächsten Stunde sollt ihr diese Staaten nach der Reihenfolge dieser Fragen aufzählen! —

Alle diese (35) Staaten zusammen bilden ein großes **Land** und zwar **Deutschland**.

Welche von diesen Staaten liegen in Süddeutschland? — Welche in Norddeutschland? — Welche berühren die westliche Grenze? — Die östliche? — Die südliche? — Die nördliche? —

Zeichnet jetzt Deutschland auf die Schiefertafel und sehet dabei besonders auf die Gebirge, Hauptflüsse, Eisenbahnen, Staateneintheilung und Hauptstädte! —

II. Die Natur Deutschlands*).

1. Die drei Naturreiche.

Unübersehbar ist der Reichthum der Natur, den Gott über die ganze Erde verbreitet hat, und auch Deutschland hat an Natur-Produkten eine unzählbare Menge aufzuweisen. Die Natur-Produkte sind — wie wir schon im vorhergehenden Lesebuche gelernt haben — entweder **Thiere, Pflanzen** oder **Mineralien.**

Was sind Thiere? — Was Pflanzen? — Was Mineralien? — Wie nennt man alle Thiere zusammen? — Wie alle Pflanzen? — Wie alle Mineralien? —

A. Das Thierreich.

I. Säugethiere.

2. Das Pferd.

Vor allen Thieren zeichnet sich das Pferd aus. Edel und kräftig steht es da; stolz trägt es das Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; klug und mild blickt es uns an aus dem runden, großen Auge, das im Dunkel mit grünem Schein leuchtet. Mit den spitzen Ohren spielt und lauscht es aufmerksam.

Die vorstehende freie Brust zeugt von dem Muthe, der in ihr wohnt; schlank und glatt ist der Nacken, und um den gebogenen Hals flattert die lange Mähne. Die Lenden sind sicher und fest, behende und leicht die Beine, und die Füße gewaffnet mit harten, ungespaltenen Hufen. Ungeduldig harret es des befreundeten Reiters; es wiehert laut, scharrt mit dem Vorderfuße, stampft die Erde.

Wie ein Sturmwind fliegt es mit seinem Herrn über den weiten Plan; aber bei Nacht und Dunkel trägt es ihn sorgsam und sicher auf schmalem Pfad an Abgründen vorbei.

Im Kriege folgt es verständig dem Rufe des Führers und dem Klange der Trompete: muthig stürzt es in den Kampf, und wiehert freudig nach errungenem Siege. Ist sein Reiter gefallen, und es kommt vorüber an dessen Leichnam, so senkt es trauernd das Haupt, und Thränen scheinen seinem Auge zu entquellen.

Ein muthiges Pferdepaar, in gleichem Schritt mit dem zierlichen Wagen des Vornehmen forteilend, gehorsam dem Worte des Führers, lenksam mit leichter Zügelbewegung, ist wahrlich ein schöner Anblick. Aber gleich schön und erfreulich ist's, wenn das große Bauernpferd im Herbste den Erntewagen heimzieht, geleitet von der Hand eines schwachen Knaben. Auch zum Pfluge bequemt es sich und zieht in Geduld tiefe Furchen, bevor der Ackersmann den Samen ausstreut, der Millionen von Menschen das nährende Brod verschafft. — Seht

*) Auch die nun folgenden Lesestücke werden in ähnlicher Weise, wie die vorhergehenden, als Material zu den Übungen im schriftlichen Gedankenausdruck benutzt — mit Auswahl — nach Zeit und Umständen.

jenen ungeheuern Frachtwagen, mit kostbaren Gütern schwer und verständig bepackt. Wer soll ihn von einer Stadt in die andere, von einem Lande in das andere bringen? — Das Pferd ist es mit seiner gewaltigen Kraft! — Es ist ein stärkender Anblick, acht bis zehn solcher Thiere angespannt zu erblicken, und eine so gewaltige Last fortbewegen, und dabei den stämmigen Fuhrmann als eine kleine Zugabe auf dem Rücken tragen zu sehen. — Wie manchen dankbaren Blick werfen wir auf die Pferde, die uns in einem Reisewagen von einer Station zur andern bringen, und uns immer mehr dem Ziele nähern, wo ein freudiges Wiedersehen geliebter Freunde uns erwartet! — Selbst wenn im Alter die Kraft des Pferdes erschöpft ist, und es müde und matt zur Erde blickt, leistet es am Karren noch wichtige Dienste. Da zieht es z. B. noch langsamen Schrittes und mit hängendem Kopfe Kies auf die Straßen, auf welchen es einst munter einhertrabte, muß sich dabei mit dem geringsten Futter begnügen, und wird nicht selten durch Schläge mißhandelt. —

In früheren Zeiten lebten in den Wäldern und grasreichen Ebenen Deutschlands Heerden von wilden Pferden zusammen; ein starker Hengst war ihr Führer und Wächter. Gemeinsam kämpften sie gegen ihre Feinde, die grimmigen Raubthiere. Aber wenn den Pferden die Pflege durch Menschenhand abgeht, verlieren sie auch an Größe und Schönheit. Die wilden Pferde sind kleiner; ihr Haar ist rauh und struppig. —

Wie niedlich und behende ist das Junge des Pferdes, das Füllen! In lustigen, leichten Sprüngen umkreis't es das Mutterpferd oder die Stute, die es mit ihrer Milch säugt und sorgsamen Auges bewacht.

3. Der kleine Hirt.

(I. Musterstück von Kellner.)

(Wortfamilie des Wurzelwortes: Treiben.)

Moritz trieb oft des Vaters Kühe und Schafe hinaus auf die blumigen Triften. Besonders gern betrieb er dies Geschäft im Frühlinge, wo alle Bäume und Sträucher lustig frisches Grün trieben. Dann lagerte sich Moritz an einem sonnigen Hügel und schaute umher. Er bewunderte den Kunsttrieb der Vögel, mit dem sie Strohhälmchen und Flocken Wolle zum Bau der Nester auftrieben, und vertrieb sich die Zeit mit Beobachtung seiner Heerde.

Da kam Friedrich, ein Schulkamerad, herbei und sagte: Komm, Moritz, wir wollen uns ein Stündchen im nahen Walde umhertreiben; deine Heerde bedarf keines so aufmerksamen Treibers. Moritz aber zeigte dem Freunde mit triftigen Gründen, daß er seine Schafe nicht verlassen dürfe. Sie würden als Thiere, die nur ihren Naturtrieben folgen können, bald gegen das Triftrecht sündigen und den Äckern unserer betriebsamen Nachbarn Schaden thun. Diese würden meine Eltern verklagen, und der Einnehmer würde die festgesetzte Strafe schon beitreiben. Mir fehlt es auch hier nicht an Zeitvertreib. Friedrich sagte: Du hast Recht, bleibe nur; ich will sehen, ob ich einen

andern Kameraden auftreiben kann. Noch oft wurde die Heerde von Moritz ausgetrieben; aber immer zeigte sich der kleine Hirt so eifrig und pflichttreu.

4. Das Reh,

welches kaum die Größe und Schwere einer Ziege erreicht und manche Ähnlichkeit mit derselben besitzt, ist eins der niedlichsten Säugethiere in Deutschland. Seine großen hellen, blauen Augen, seine schlanken Beine, der aufwärts getragene Hals, seine röthlich braune Farbe geben ihm schon ein gutes Aussehen, welches bei dem Bocke noch durch das zwar nicht vielzackige, aber doch kräftige Geweih vermehrt wird. Vollends die weiß gefleckten Zicklein sind so liebliche Geschöpfchen, daß man sie gern zum Vergnügen aufzieht. Sie werden auch wirklich äußerst zahm, die Böcke jedoch, sobald die Hörner durchstoßen, oft boshaft und gefährlich. Die Leichtigkeit ihrer Sprünge ist eben so groß, als die Schnelligkeit ihres Laufes. Kein Jagdhund vermag ein Reh einzuholen, zumal, da es voll List seine Richtung bald hierhin, bald dorthin ändert. Übrigens lassen sie sich auch nicht leicht auf freiem Felde jagen, sie lieben den Wald, besonders niedriges Gehölz, und kommen nur vorsichtig heraus, um auf dem Felde zu grasen. Sumpfige Gegenden gefallen ihnen so wenig, als steile Berge, heiße Länder so wenig, als ganz kalte. Deshalb findet sich das Reh auch vorzugsweise in Deutschland, und seine List und Schnelligkeit haben es bisher vor Ausrottung bewahrt. Doch schießen ordentliche Jäger auch nicht leicht eine Rehkuh, besonders nicht zu der Zeit, wo sie Junge hat, sondern nur Böcke oder junge Thiere. In manchen Gegenden aber locken die Wilddiebe durch Locktöne alle Arten von Rehen an sich und schießen sie ohne Unterschied nieder. Die Bauern sind darüber freilich nicht sehr verdrießlich, weil die Rehe Klee, Rüben und dergleichen von den Äckern fressen, auch wohl Obstbäumchen verderben. Auch in den Wäldern, besonders an jungen Lärchen, thun sie Schaden. Allein es wäre doch auch traurig, wenn man alle Thiere, welche einmal mit dem Menschen eine Mahlzeit halten wollen, sogleich vertilgen wollte! Die Welt ist ja nicht bloß unsertwillen geschaffen worden. Was aber die Rehe betrifft, so gewähren sie auch wieder Vortheil durch ihr äußerst zartes Fleisch, durch ihre Haut, woraus Handschuhe, und durch ihr behaartes Fell, woraus Fußteppiche verfertigt werden! Auch das Gehörn wird zu Messerstielen, Pfeifenröhren und dergleichen verarbeitet. Der Schaden, welchen die Rehe thun, ist auch dadurch weniger beträchtlich, weil sie nur familienweise beisammen leben, nicht in Rudeln, wie die Hirsche. Der Bock nimmt sich nämlich, gegen die Gewohnheit anderer Wiederkäuer, seiner 2 Jungen an, und ist beim Austreten aus dem Walde der vorderste, beim Flüchten der Hinterste; auch die mütterliche Zärtlichkeit der Kuh ist musterhaft. Wenn aber die Jungen 8 bis 9 Monate alt sind, so treibt sie der Vater von sich, damit sie ihren eigenen Haushalt anfangen. Das Alter der Rehe schätzt man auf 16 Jahre.

5. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.
Der Erste: „Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!„
Der Zweite: „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihm auf das Fell, piff, paff!„
Der Dritte: „Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!„
So lagen sie da und sprachen die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! Piff paff! Trara!

(Uhland.)

6. Klagelied des Hasen.

Gestern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus,
Kommt ein Häschen her zu mir
In dem grünen Waldrevier,
Kommt das Häschen dicht heran,
Daß mir's was erzählen kann.

Bist du nicht der Jägersmann?
Hetz'st die Hunde auf mich an?
Wenn dein Windspiel mich ertappt,
Hast du Jäger mich erschnappt.
Wenn ich an mein Schicksal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

Wenn ich dann geschossen bin,
Trägt man mich zur Küche hin,
Legt man mich auf's Küchenbrett,
Spickt den Buckel wohl mit Fett,
Steckt den Spieß mir durch den Leib,
's ist ein grober Zeitvertreib!

Wenn ich dann gebraten bin,
Trägt man mich zur Tafel hin;
Der eine bricht mir's Bein entzwei,
Der andre schneid't sich ab ein Theil,
Der dritte nimmt sich's Allerbest' —
Laßt's euch schmecken, ihr werthen Gäst'!

Ich armer Has', wie bin ich blaß,
Geh' dem Bauer nicht mehr ins Gras,
Geh' dem Bauer nicht mehr ins Kraut,
Hab's bezahlt mit meiner Haut.
Wenn es aber so soll sein,
Mag der Teufel ein Häslein sein!

Ich armer Has', das Maul ist weit
Und der Kopf sehr ungescheidt,
Lange Ohren, langer Bart,
Als wär' ich von Katzenart.
Wenn ich an mein Schicksal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

Ein Schwänzlein hab' ich, das ist klein,
Wünscht' wohl, es möchte größer sein.
So klagt das Häslein fort und spricht:
Weh' mir, ach! ich armer Wicht!
Wenn ich an mein Schicksal denk',
Ich mich recht von Herzen kränk'.

(Schlesisches Volkslied.)

7. Waldlied.

Ich möchte ein Jäger sein,
Durchstreifen Felder und Hain,
Möcht' der Vögel Ruf verstehen,
Möcht' hören der Winde Wehen,
Wenn die Tannen rauschen darein,
Ich möchte ein Jäger sein!

Ich möchte ein Jäger sein,
Früh Morgens beim ersten Schein
Wär' ich im Walde schon wieder
Und hörte der Vögel Lieder,
Und hörte den Kukuk schrei'n.
Ich möchte ein Jäger sein!

Ich möchte ein Jäger sein.
Im Mondschein ständ' ich allein
Am Waldweg; jetzt kommt es gegangen
Das Reh; mit freudigem Bangen
Nähm' ich die Büchse und — nein!
Ich möchte kein Jäger sein!

(Theob. Kerner.)

8. St. Hubertus.

Hubertus ritt mit Speer und Hund, zu jagen Hirsch und Reh,
Die Wälder aus, die Wälder ein, zum spiegelhellen See.
Da schallt so laut das stille Thal von Ruf und Hörnerklang,
Jetzt springt, gehetzt, der weiße Hirsch vom hohen Felsenhang.

Das Jagen ist Hubertus Lust, er jagt und jagt ihm nach,
Und jagen möcht' er für und für bis an den hellen Tag.
Es geht Berg auf und geht Berg ab, vorbei die steile Wand,
Bis in der engen Felsenkluft der Hirsch gefangen stand.

Hubertus zielt mit scharfem Speer recht nach des Hirsches Brust,
Da sinket ihm die starke Hand, da bricht die wilde Lust;
Denn hell vom Haupt des Thieres blickt zu ihm ein Kreuzesbild,
Und schickt ihm einen Pfeil ins Herz und macht das wilde mild.

Hubertus beugt sich vor dem Herrn, sein Jagen ist gestillt,
Die Ewigkeit, die Seligkeit ist nun sein einzig Wild.
Ein Jäger Gottes ward er da, geehrt im Himmelreich:
Drum, fromme Jäger, ruft ihn an, er betet dort für euch!

(G. Görres.)

9. Der Fuchs.

Fuchs, rede! Sag' deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Mährchen darfst du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine issest.

Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund, und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare — doch giebt es auch graue, weiße, schwarze Füchse — und einen langen zottigen Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse, und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gern fresse ich Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich ebensowohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich jämmerlich zerstechen.

Ist es wahr, Fuchs, daß du keine eigne Wohnung bauest, sondern andere Thiere aus der ihrigen verdrängst?

Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern; weil ich dadurch zu viel Zeit verderbe, die ich zu Durchstreichung meiner Gegend weit besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahre vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Trauben, Hühnern, Käse und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen. Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und

Bauernhöfen auf, damit ich schon von fern die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und das mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Maierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Örter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauernhöfe ein, und würge alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusch im Hause eine Warnung giebt, mich davon zu machen und für diesmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu lassen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen.

Ebenso mache ich es auch auf den Vogelheerden. Hat sich da ein Krametsvogel, oder eine Schnepfe, oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Und das geht dir alles so ungestraft hin? —

O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen, und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Athem habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Überfällt man mich in meinem Baue, so grabe ich mir geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten 14 Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles Mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nichts, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in einer Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich todt, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre und lasse mich nicht leicht zähmen

Schlägt man mich des Winters todt, so giebt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

Du hast ganz recht, schlauer Fuchs, dein Sommerbalg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?

Nein. Wie viel denn?

Dreißig bis vierzig und einige Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler. Ei, das wäre sehr viel! —

10. Der Spielmann in der Wolfsgrube.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unseren deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsgange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er bemerkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unseren musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die anderen Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch dritter und vierter Gast zu seinem Bischen Fleisch in die Grube hinein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indeß einmal übers andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf

der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen. Der Capellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshause war ihm auch so ganz verleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brod ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshause, denn von dort sei ein gerader und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshause.

11. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in den dunklen Gängen unter der Erde nachgeht. Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit den Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, und wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unter den Wurzeln weidet. Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter. Wahr ist's und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthume gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf.“ — Der das gesagt, ist vermuthlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus.“ Seht doch, wie man sich irren kann! Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Naturbeobachter, der sagt also: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Butten, Quaden oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen; der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden.“ Jetzt wird es also be-

greiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für seine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat. Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr alle; ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt. Erstlich, wenn ihr dem Maulwurfe in den Mund schaut. Denn alle vierfüßige oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerke bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehrere Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs, und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt. Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurfe den Bauch aufschneidet, und in den Magen schaut. Denn, was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in den Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt. Wie sieht's nun aus? Wenn ihr nun den Maulwurf fleißig verfolgt, und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis. So sieht's aus!

12. Die Fledermaus.

Die Fledermäuse gehören nach ihrer Körperbildung und Lebensweise zu den merkwürdigsten Säugethieren. Kopf und Rumpf sind mit Haaren bedeckt, wie bei den meisten anderen Säugethieren; eben so sitzt das Maul voll spitziger Zähne; aber die Gliedmaßen, zumal die vordern, sind ungemein verlängert und durch eine dünne Flughaut verbunden. Im Gesicht befinden sich an verschiedenen Stellen Drüsen, aus welchen ein talgartiger, übelriechender Stoff ausschwitzt, mit welchem sie beim Putzen Haar und Flughaut überall fettig machen, damit Regen und Thau nicht daran haften.

Am Tage halten sich die Fledermäuse in alten und wenig bewohnten Gebäuden, in Felsenklüften und hohlen Bäumen auf, des Abends und Nachts dagegen fliegen sie umher und suchen sich Nahrung, die in

allerlei Insekten, namentlich Nachtschmetterlingen, Mücken und Käfern besteht, also in Thieren, die uns mehr oder weniger schädlich werden. Zu einer Mahlzeit gebrauchen sie etwa ein Dutzend Maikäfer, oder 70 bis 80 Fliegen. Wollten wir daher die Fledermäuse, weil sie ein etwas häßliches Ansehen haben und manche Menschen sich vor ihnen fürchten, tödten, so würden wir uns selbst den größten Schaden dadurch zufügen. In Gegenden, wo man sich seit Menschengedenken nicht um die Naturgeschichte der Thiere bekümmert hat, hält man die Fledermäuse für Speckdiebe, und nennt sie deshalb auch wohl wohl Speckmäuse. Diese Annahme ist aber ganz ungegründet und dem Rufe der Fledermäuse natürlich eben so schädlich, als wenn man zu einem ehrlichen Menschen sagt, er sei ein Dieb. Es ereignet sich wohl einmal, daß sich eine Fledermaus an einem kalten Herbsttage in einen Schornstein begiebt, das geschicht aber nicht des Speckes, sondern lediglich der Wärme halber. Nicht die Fledermäuse, sondern die Mäuse und Ratten fressen Speck und Fleisch an, worüber niemand in Zweifel ist, der sich einmal die Nagezähne dieser Thiere angesehen hat.

Bemerkenswerth ist, daß die Fledermäuse selbst in der größten Finsterniß, ja sogar mit verklebten Augen mit ungemeiner Sicherheit fliegen, den im Wege stehenden Gegenständen gewandt ausweichen und sich in allen Gängen und Winkeln, wohin sie gerathen, zurecht finden. Der Grund dieser Geschicklichkeit ist im Bau der Flughaut und der großen Ohrmuscheln zu suchen. Wie diese nämlich von zahlreichen Adern durchzogen werden, so verlaufen in ihnen auch eine außerordentliche Menge von Nervenfäden, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man eine ausgespannte Flughaut gegen das Licht hält. Die Nerven sind aber eben so bei den Thieren, wie bei uns, die Ursache des Gefühls. Je mehr Nerven nun auf einer Fläche ausgebreitet sind, desto feiner wird daselbst auch die Wahrnehmung durch das Gefühl sein. Bei der Fledermaus hat diese Gefühlsfeinheit in den genannten Häuten einen so hohen Grad erreicht, daß sie im Stande sind, das schwache Abprallen der Luft von den Körpern und dadurch diese selbst wahrzunehmen.

Gegen den Winter hin verstecken sich die Fledermäuse in dunkeln feuchten, vor Frost geschützten Orten, häkeln sich mit den Hinterfüßen an und halten in dieser Lage, den Kopf nach unten, einen Winterschlaf. Man findet sie in diesem Zustande oft in großer Menge beisammen. Eintretende Wärme weckt sie auf, weshalb man auch zuweilen im Winter Fledermäuse umherfliegen sieht.

Im Mai bekommen sie ein Junges, welches sich an die Brust der Mutter häkelt und diesen Platz auch selbst beim Ausfliegen nicht eher verläßt, als bis es wenigstens halbwüchsig ist.

13. Fledermaus und Vogel.

Fl. Komm doch, du liebes Vögelein,
Laß mich deinen Gespielen sein.
V. Meinen Gespielen? Nein, ich kenne dich nicht,
Mir wird so bange vor deinem Gesicht.

Fl. Ich dachte mir's wohl, ich armes Thier,
Nicht Mäuschen, nicht Vogel will spielen mit mir.

Die Fledermaus saß nun ganz allein,
Sie mochte von niemand gesehen sein;
Im dunkelsten Winkel blieb sie versteckt,
Wo sie den Tag lang kein Auge entdeckt.
Spät erst am Abend kam sie heraus,
Flatterte einsam um das Haus. (Hey.)

II. Vögel.

14. Das Ei des Vogels.

Auch das kleinste Ei ist merkwürdig. Es besteht aus Flüssigkeiten von weißlicher und gelber Farbe und aus einer Schale, welche diese umgiebt. Außer einer harten, kalkartigen Schale, die den Inhalt vor allen Verletzungen behüten muß, sind noch (3) feinere Häute vorhanden, welche verhindern, daß die feste Schale auf das Innere drückt. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kindlein in mehrere Tücher ein und legt die feinsten gerne zunächst um des Kleinen Glieder. Aber auch das Innere des Eies ist merkwürdig. Man entdeckt darin außer dem Eiweiß und dem Dotter zur Seite des letztern eine kleine, linsenförmige Narbe. Man nennt sie den Keim. Diese Narbe ist der Anfang zum künftigen Vogel, zum Zaunkönig, wie zum Schwan. Selbst jene flüssigen Theile sind nur eine Hülle; sie dienen dem werdenden Vögelchen zur ersten Nahrung, so lange es nicht die äußere Schale sprengt und von den Eltern gefüttert wird, oder sich selbst seine Speise suchen kann. Sie sind dem jungen Vogelkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen.

Wenn nun die Brütewärme des Vogelweibchens das Ei durchdringt, regt sich der wohlverwahrte Keim und entwickelt sich zu einem Vöglein, das endlich die umgebende Schale zersprengt und hervordringt. Die Kraft des schwachen Thierchens, womit es hervorbricht, ist bewundernswerth. Wie kann doch überhaupt im Ei, das eines Kindes Finger zu zerdrücken vermag, solches Leben wohnen! Ja, hier ist Gottes Walten.

15. Die Henne.

Der höchsten Liebe Bild, die Henne sieh, die brütet,
Wie mit der Flügel Schild sie ihre Brut behütet.

Sie hat der Küchlein viel, doch jedes ist gezählt,
Und ruhig ist sie nicht, wenn ihr nur eines fehlt.

Versammeln unter sich wird sie den ganzen Haufen
Wie weit auch sich von ihr die Einzelnen verlaufen.

Wie angelegen läßt sie sich es sein zu locken;
Kannst du, verlaufne Brut, dagegen dich verstocken?

Und lockt dich nicht herbei der Mutterliebe Schrei,
So schrecke dich von dort mit dem Gekreisch der Weih.

Kriech unter, und du bist vor dem Gekreisch geborgen,
Und für dein Futter laß der Mutter Liebe sorgen. (Rückert.)

16. Das Leben der Singvögel.

Die Singvögel leben sehr vergnügt. Ehe sie noch aus dem Ei schlüpfen, ist ihnen schon die Wiege bereitet, in der sie groß gezogen werden sollen. Denn wenn sie aus dem Ei kommen, sind sie entweder ganz nackt oder nur mit einem grauen Flaum bedeckt, und können sich gar nicht helfen. Doch werden sie dann von den Alten sehr sorgfältig gefüttert. Sie brauchen nichts zu thun, als wenn der Vater oder die Mutter kommt, ihre gelben Schnäbelchen aufzusperren und zu zwitschern. Dazu deckt sie die sorgliche Mutter des Nachts mit ihren Flügeln zu, daß sie nicht naß werden und frieren. Sind sie flügge geworden, d. h. sind ihnen die Federn so weit gewachsen, daß sie fliegen können, so verlassen sie das Nest und setzen sich auf einen Strauch oder Baum, freuen sich im Sonnenschein und warten, bis ihnen der Vater oder die Mutter ein Würmlein, eine Mücke oder ein Käferlein bringt und in den Schnabel steckt. Denn sich ihre Nahrung selber zu suchen, dazu sind sie noch zu einfältig. Haben sie endlich auch das gelernt, und kommt der Winter herbei, so ziehen sie in zahlreicher Gesellschaft, oder auch einzeln fort, um wärmere Gegenden aufzusuchen und da zu warten, bis der Winter vorbei ist. Wenn dann die Knospen der Bäume schwellen, wenn die Büsche und Hecken grün werden, ziehen sie wieder in ihre alte Heimath. Sie verkündigen uns dann durch ihre Wiederkunft den Frühling. Da trifft sie indessen manchmal ein Unglück. Sie lassen sich nämlich bisweilen von warmer Witterung verleiten, zu bald auf die Reise zu gehen. Kommen dann im März oder April noch kalte Tage mit Schnee und Frost, so müssen gar manche von den armen Wanderern erfrieren oder verhungern. Bleibt aber das Wetter warm, so schlagen sie in einem grünen Busch oder auf einem blühenden Baume ihre Wohnung auf, springen, singen und spielen mit einander nach Herzenslust. Auch fangen sie an, Grashalme, Stroh, Haar, Moos, Federn u. s. w. herbeizutragen, um ihren künftigen Jungen im Verborgenen ein warmes und weiches Bett zu bereiten. Darauf legt das Weibchen Eier und brütet sie aus, während ihm das Männchen etwas vorsingt. Sind die Jungen ausgekrochen, so hören die Alten ganz auf zu singen, weil sie nun alle Zeit auf die Versorgung ihrer kleinen Nesthocker verwenden müssen. Wenn sie nun alle diese Arbeit treulich gethan haben, so steht ihnen noch eine schlimme Zeit bevor, nämlich die Zeit, in der sie ihre alten Federn verlieren und neue bekommen oder sich mausen. Während dieser Zeit (Mausezeit) sind sie kränklich, hören ganz auf zu singen und verkriechen sich in die dickesten Gebüsche, bis ihnen ihr neuer Federrock gewachsen ist.

17. Die Schwalbe.

Im Frühjahr, wenn das Eis und der Schnee weggeschmolzen sind, warme Lebenslüfte wehen und die Mücken tanzen und Fliegen summen: dann kommen die Schwalben zu uns. Wo waren sie im Winter, von wannen kommen sie? Aus Afrika, weit her, viele hundert

Meilen weit über ein großes Meer, über Berge und Thäler und weite Landstrecken. Wer hat ihnen gesagt, daß bei uns wieder Frühlingsluft weht, daß wieder Mücken und Fliegen in der Luft ihr Wesen treiben und zu ihrer Speise bereit sind? Wer zeigt ihnen den Weg durch die Luft, wo keine Straße abgesteckt, kein Wegweiser hingestellt ist? Und doch verliert keines den Weg, jedes kommt wieder am rechten Orte an und zu rechter Zeit. Diese Schwalbe, die vergangenes Jahr in deinem Hausflur ihr Nest baute, kommt heuer wieder zu dem ihr wohlbekannten Hause, und ihre Söhne und Töchter bauen sich in der Nähe wiederum ihr Nest, das sie das künftige Jahr wieder heimsuchen. Warum bauen sie aber das Nest? Wissen sie denn vorher, daß sie Junge bekommen werden? Sie bauen das Nest gerade so groß, wie es für die Eier nöthig ist, die sie legen werden, nämlich so groß, daß 6 bis 8 Junge darin Platz haben, ganz so, als ob ihnen jemand schon im Voraus gesagt hätte, sie würden 6 bis 8 Eier legen. Das Weibchen macht zuerst an dem Orte, wo das Nest angebracht werden soll, mit dem Männchen gemeinschaftlich eine Unterlage; alsdann setzt es sich auf diese nieder, dreht den Kopf und die Füße nach allen Seiten hin und her, mißt den Raum für sich und seine künftige Familie, drückt und knetet die feuchte Erdmasse, welche das Männchen herbeischafft, fest zusammen und giebt mit dem Schnabel und den Füßen, so wie durch öfteres Herumdrehen des Körpers dem Neste diejenige Gestalt und Größe, die seinen Bedürfnissen auf das Genaueste entsprechen. Sonst verstehen es meist nur die Weibchen, das Nest zu bauen und einzurichten; bei den Schwalben verstehen es aber auch die Männchen und helfen getreulich mit formen, wenn Material genug da ist. Die Schwalben haben keinen Verstand, wie du; sie können nicht denken, wie ein Mensch: und doch handeln sie mit einer solchen Überlegung und solcher Weisheit, daß sie manche Menschen beschämen könnten. Sie thun jederzeit das Rechte, weil Gott für sie denkt und ihnen sagt, was sie thun sollen; denn der Schöpfer ist es, der sie das Nesterbauen lehrt und ihnen den Weg durch den weiten Himmelsraum zeigt. Darum fliegen sie getrost bei Tag und Nacht, ohne Angst und Sorge, ob sie auch Nahrung finden werden: überall, wohin sie kommen, ist schon für sie der Tisch gedeckt. Und weil eine höhere, unsichtbare Hand ihnen bauen hilft, so wird das Nest auch so gut und fest, daß die Jungen vor Wind und Regen trefflich geschützt sind, und daß die Alten viele Jahre lang ihr altes Haus stets wohl erhalten finden und immer von neuem ihre Eier hineinlegen können. Ein Naturforscher band einem Paar Schwalben, die in seinem Hause nisteten, einen Seidenfaden an die Beine, um sie wieder zu erkennen; und siehe, sie kehrten 18 Jahre lang in dieselben Nester zurück, die so gut angelegt waren, daß selten eine Ausbesserung vorgenommen wurde. Man nahm eine Rauchschwalbe zur Zeit als sie brütete, verschloß sie in einen Käfig und reis'te mit ihr viele Meilen weit fort. Dann gab man ihr wieder die Freiheit, und der Vogel erhob sich erst hoch in die Luft,

als wollte er sich umschauen und zurecht finden: dann richtete er seinen Flug genau nach der Stelle hin, wo er die junge Familie verlassen hatte.

Wenige Vögel wissen so schnell und geschickt zu fliegen, wie die Schwalbe. Da sie vom Schöpfer auf einen fortwährenden Aufenthalt in der Luft angewiesen ist und ihre Nahrung nur im Fluge erhascht, so hat sie lange, an festen Muskeln befindliche Flügel bekommen, mit denen sie sehr leicht die Luft durchschneidet und schnell zu segeln vermag. Zu schnellen Wendungen ist der getheilte, gabelförmige Schwanz besonders geschickt. Wenn man erwägt, wie viele tausend Mal so ein Vöglein seine Flügel den Tag hindurch schwingen muß, und doch bis am Abend frische Kraft behält: so muß man die weise Ökonomie, welche in die kleinen Muskeln so viel Kraft und Ausdauer legte, bewundern. Fast jeder große Vogel vermag in einem Tage 125 Meilen zurückzulegen; die Schwalbe fliegt aber in einer Stunde zehn Meilen, also 240 Meilen in einem Tage. Da bei der Schwalbe die Flügel entschieden die Hauptsachen sind, da sie wenig zum Sitzen kommt, noch weniger zum Gehen, so sind auch ihre Füße demgemäß nur klein und schwach gebildet, um den Flug so wenig als möglich zu behindern. Dieselbe Weisheit, welche dem Huhne Gangfüße, dem Specht Kletterfüße, dem Falken die starken Fänge, dem Storche die langen Beine zum Waten verliehen hat: die hat auch die Beine der Schwalbe so klein und zart gebildet. Eben so ist der Schnabel, welcher nur leichte, winzige Nahrung aufzunehmen hat, sehr klein und dünn, dabei ungebogen und pfriemförmig, um desto besser die Luft zu durchschneiden, und so weit zum Aufsperren, daß der ganze Schwalbenkopf in die Öffnung hineinginge. Es sollen ja in die geöffnete Schnabelhöhle möglichst leicht die Insekten hineinspazieren.

Im Herbste versammeln sich die Schwalben in großen Schaaren, üben sich einige Wochen vorher, als wollten sie sich auf die große Reise vorbereiten, und verschwinden dann plötzlich über Nacht. Gewöhnlich geschieht die Abreise im September: ist die Witterung mild, im Oktober. Zuweilen werden einige, wenn sie der Insekten wegen an Sümpfen und Flüssen zu lange verweilen, von der Kälte übereilt, erstarren und versinken in dem Schlamm. Diese sterben und können im Frühjahr weder durch die Sonnenwärme noch durch künstliches Erwärmen ins Leben zurückgebracht werden. Allein eben so, wie im Herbst einige sich verspäten, kommen auch andere im Frühling zu früh an, werden von Spätfrösten in Erstarrung versetzt und liegen in einer Art von Scheintod da. Diese sind es, weil sie nur kurze Zeit in ihrem todtähnlichen Zustande verbleiben, welche durch die belebende Kraft der Sonne oder durch künstliche Wärme wieder erweckt werden können.

Die Schwalben gehören zu den allernützlichsten Vögeln, obwohl wir sie weder essen, noch sonst etwas von ihnen benutzen. Sie vertilgen eine Menge schädlicher Insekten, und wenn sie hin und wieder ein Bienchen wegschnappen, so will das nicht viel sagen, zumal da sie nur Drohnen und niemals die mit einem Stachel versehene Arbeitsbiene nehmen.

Der gemeine Mann erkennt dankbar den Nutzen der Schwalben an, indem er sie hegt und pflegt und es gern hat, wenn sie an sein Haus oder in seine Scheune nisten; sie sind ihm, gleich den Staaren, geheiligte, unverletzliche Vögel. Auch ist es merkwürdig, daß die Schwalbe eine solche Anhänglichkeit an menschliche Wohnungen hat, ja zuweilen bei offenen Fenstern sich nicht scheut, in das Zimmer zu kommen.

18. Der Sperling, genannt Spatz.

Wer hat wohl noch keinen Spatz gesehen? — Das wäre mir ein merkwürdiger Mensch, so viel er sich auch auf seine Kenntnisse einbilden dürfte. Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein Paar rothe, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere, und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Von Zucht und Ehrgefühl hat er gar keinen Begriff. — Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er giebt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. — Sein Anzug paßt ganz zu seinem Wesen, und Eitelkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Er denkt nicht daran, was er an hat. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann; daher genirt ihn dieselbe auch wenig, und er treibt sich damit auf dem Miste, im Kothe, in Lachen und auf Feldern herum. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei giebt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hört. — Vor den Menschen hat er nicht die geringste Scheu und Achtung. Er drängt sich überall herbei und macht sein Nest, ohne dich lange um Erlaubniß zu fragen, zwischen den Laden und das Fenster deines Zimmers, und blickt frech herein, um zu sehen, womit du dich beschäftigest. — Bei seiner Unverschämtheit treibt er die Schwalbe aus ihrem Neste und pflanzt sich mit seiner Brut hinein, die eben so unverschämt wird, wie die lieben Eltern sind. Jeder Platz ist ihm zu seinem Neste recht. Ein Pallast oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein alter Topf, — was fragt der Spatz darnach! — das ist ihm einerlei! — Und zu dem Baue desselben kann er alles brauchen: alte Lumpen und seidene alte Läppchen, Papierstreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, alles weiß er zu benutzen.

Seine Gefräßigkeit ist ein Stück von der Ewigkeit. Wann siehst du den Spatz nicht fressen? — Was würde ein reicher Müßiggänger für einen solchen Magen geben! Schleckerhaft aber ist er nicht; er frißt alles, was ihm vor den Schnabel kommt, und verdaut so herrlich und leicht, daß er von der Migräne gar keinen Begriff hat. Von Magendrücken, Magensäuren, Leibschmerzen und ängstlichen Gemüthsstimmungen weiß er nicht das Geringste. — Und sein Schlaf? — Von diesem will ich nichts sagen; er möchte sonst von manchem darum beneidet werden. — Ueberall hat er seine Augen, wo es etwas

zu fressen oder zu naschen giebt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor dem Wirthshause, oder der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch mein Spatz schon da und holt sich seinen Theil Hafer oder Brod; mag auch der Fuhrmann darüber schimpfen, wie er will, das stört den Spatz in seinem Appetite nicht. — Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brod, das sie mühsam in zierliche, viereckige Stückchen geschnitten hat, oder mit anderen Leckerbissen, um damit ihre lieben Hühner zu füttern, so läßt der Spatz gewiß nicht auf sich warten; er kennt die Zeit genau, in welcher sie in das Hühnerhaus geht. Jagt sie ihn weg, so fliegt er kaum einen Schritt bei Seite, und man merkt ihm nicht die geringste Verlegenheit an. Kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da, und indem er aus Leibeskräften hineinwürgt, sagt er zu den Hühnern: „Ihr dürft nicht glauben, daß dies Fressen für euch allein da ist! Ich will auch etwas haben! Versteht ihr mich?“ — Die guten Hühner lassen sich in keinen Disput ein, sondern eilen nur, damit der Spatz mit seinen Kameraden nicht alles erwische; aber die Köchin kehrt jammernd zu ihrer Frau zurück und klagt: „Ach! die unverschämten Spatzen fressen das meiste! Sie lassen sich nicht fortjagen.“ — Kaum fangen die Kirschen an, sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon, und es fällt ihm nicht ein, zu sagen: „Erlauben Sie gütigst!“ Gott bewahre! Er benimmt sich, als ob die Kirschen für ihn allein gewachsen wären. Sind sie erst reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung, als Kirschen zu fressen. Pfeifet, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern einen Lärm, werft mit Steinen und Prügeln nach ihm, schießt, so oft ihr wollt: das nützt euch alles nichts. Der Spatz lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist es nicht auf diesem Baume, so ist es auf einem andern, und ihr müßt froh sein, wenn ihr noch einen kleinen Rest retten könnt. Auch diesen gönnt er euch nicht einmal. Laßt nur ein Fenster offen, wo ihr sie verwahrt, bald werdet ihr merken, daß ein Dieb da gewesen ist.

Eben so unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn die Frucht reif wird. Fragt nur die Bauern! die können euch Stückchen erzählen, die alle das Zuchthaus verdienten. Selbst auf ihren Kornböden können sie ihr Getreide nicht sichern; der Spatz holt sich seine Gilt selbst, und das alle Tage. Vom Reisen ist er kein Freund, er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann mir ja mit Stehlen helfen!“ — Ist das nicht arg? — Werdet nicht wie die Spatzen.

19. Die Kinder im Walde.

Gar wohlgemuth und guter Ding'
Zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging.
Der Tag war draußen heiß und schwül,
Der Wald hingegen frisch und kühl.
Hier liefen sie die Kreuz und Quer
Und pflückten Erd- und Heidelbeer. —
Bald rief der Bruder: „Schwester hier,
Die schönsten Beeren stehn bei mir!“
Bald sprach die Schwester: „Bruder, nein,
Hier werden noch viel schön're sein.“
Zum Bruder springt die Schwester drauf,
Ißt dort die schönsten Beeren auf,
Und mit ihr muß der Bruder gehn,
Wo ihrer noch viel schön're stehn.
So stopfen sie die Beerelein
Fortan mit vollen Händen ein,

Bis jedes zu dem andern spricht:
's ist nun genug, mehr kann ich nicht!
Und bis der kleine Bauch so schwer,
Daß fast ein Reif drum nöthig wär'.
Sie setzen sich an einen Baum,
Sie sprechen nichts, sie athmen kaum,
Und eins sich an das andre lehnt,
Und eines nach dem andern gähnt,
Bis daß der süße Schlaf sie leicht
Im kühlen Schatten überschleicht.
Und nah' bei ihrer Schlummerstatt
Ein Häslein seine Jungen hat.
Die hüpfen aus dem Strauch heran
Und sehen sich die Kinder an
Und spielen um das kleine Paar
Und fühlen mit den Pfötchen gar
In stiller Lust und ohne Scheu,
Wie warm das rothe Bäckchen sei.
Und nah', wo Knab' und Mägdlein ruht,
Hat auch ein Zeisig seine Brut,
Die lauschet auch zum Nest hinaus
Und breitet ihre Flüglein aus
Und sieht, wie sich die Häslein klein
Dort um die holden Kinder freun.
Da wagt sie sich in froher Hast
Auch bald hinab von Ast zu Ast,
Und setzet sich in stiller Lust
Den Kindern gar auf Stirn und Brust.
Und wo der warme Athem weht,
Da wird das Köpfchen hingedreht.
Und Zeisig spricht: Sagt uns geschwind,
Was das für liebe Thierchen sind!
Wir glauben, es sind Vöglein; doch
Die Federn wachsen ihnen noch.
Die Häschen aber sprechen: Nein,
Wo sollen Klau' und Schnabel sein?
Die Lippen sind zu roth und weich,
Nein, sie gehören nicht zu euch.
Viel eher könnten's Häschen sein,
Sind auch die Ohren etwas klein.
Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf
Und ruft und singt: Wacht auf, wacht auf!
Ihr seid so wunderhold und schön,
Ihr müßt uns, wer ihr seid, gestehn;
Wir woll'n in Lieb' und in Vertrau'n
Euch in die offnen Augen schau'n.
Und Häschen klopft auf Hand und Wang'
Und ruft: Wacht auf, schlaft nicht so lang!
Wir haben noch der Brüder viel,
Kommt mit, kommt mit zum frohen Spiel!
Ihr seid so wunderhold und schön,
Wir woll'n mit euch zur Mutter gehn.
Als sie so sprachen, naht sich bald
Die Mutter Häsin durch den Wald.
Die Mutter Zeisig flattert auch
Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch;
Und als sie hier die Kinder sehn,
Da bleiben sie erschrocken stehn
Und rufen ihren Jungen: Fort!
Die Schläfer sind ja Menschen dort!
Erweckt sie nimmer, laßt sie ruhn,
Damit sie uns nichts böses thun!
Es war ein Mensch, der in der Schling'
Mein armes Männchen gestern fing.
Es war ein Mensch mit Hund und Roß,
Der euren Vater hetzt' und schoß.
Der Mensch ist nur im Schlafe mild,
Doch wenn er wacht, oft hart und wild,
Hat kein Erbarmen mit dem Thier:
Drum laßt uns fliehen fort von hier.
Und Häschen läuft und Zeisig fliegt,
Doch Knab' und Mägdlein schlummernd liegt.
Und beiden wie im Traum es kam,
Als ob die Thierchen fromm und zahm
Liebkosend sich an sie gewagt
Und manch verständlich Wort gesagt.
Und als sie beide endlich wach,
Da schau'n sie aller Seiten nach.
Doch still und leer ist Strauch und Baum.
O weh', es war ein bloßer Traum.
„Fort, Bruder! fort! ich fürchte mich!
's hier so öd' und schauerlich!"
Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt,
Hoch in der Luft das Vöglein singt:
's wär nirgends öd' um euch und leer;
Wenn nicht der Mensch so grausam wär',
Wenn er nicht selbst das Thier verscheucht',
Das sich vertrauend zu ihm neigt. —
So geh' er aber hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein!
Ihr, die ihr's kennt, und die ihr's wißt,
Wie süß der Funke Leben ist,
Die ihr ihn ehrt und sorgend schont,
Gleichviel in welcher Brust er wohnt,
Die ihr leichtsinnig nichts zerstört
Selbst wenn's zu Thieres Lust gehört,
Und die ihr denkt: Das kleinste Thier
Hat einen Vater doch mit mir:
Geht nur getrost durch Wald und Flur,
Euch grüßt mit Freuden die Natur;
Vor eurem freundlichen Gesicht
Entfliehen ihre Kinder nicht.
Doch wo ich einen finden sollt',
Der anders dächt' und anders wollt',
Da stimm' ich mit den Vöglein ein:
Herr Mensch, ich mag nicht bei dir sein.

(Ernst v. Hauwald.)

20. Die Zugvögel.

Fast alle die lieben Sänger, die uns im Frühlinge und Sommer den Garten und den Wald beleben, ziehen fort von uns, wenn der Herbst kommt, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb und roth werden, und dann ein Blatt nach dem andern herniederfällt auf die Erde. Manche ziehen allein, manche Pärchen und Pärchen, manche in großen Schwärmen.

Sie können den kalten Winter nicht ertragen; ihr Federkleid ist zu sommerlich und leicht; sie würden ja erfrieren. Und wo sollten sie auch alle die Beeren und Raupen und Würmer und Körnlein finden unter Eis und Schnee, von denen sie leben? Wenn der Morgen kommt, wollen sie doch essen, und Mittags auch, und Abendbrod wollen sie auch gern haben, auch wohl noch ein kleines vierte Mal dazwischen, — wo sollten sie das herbekommen?

Ziehn die Wolken vor den rauhen Winden dahin, als flögen sie, so ziehn auch die meisten Vögel fort, fort nach Süden, in wärmere Länder, wo der liebe Gott ihnen schon wieder den Tisch gedeckt hat; sie ziehen über Berg und Thal, über Bäche, Ströme, selbst über das Meer dahin, hundert Meilen, zwei hundert Meilen weit und noch weiter.

Niemand zeigt ihnen den Weg; sie wissen ihn schon selbst zu finden; aber ehe sie ihren Weg antreten, hoch in der Luft, oder niedrig, über die Stoppelfelder dahin, sind sie nicht fröhlich, sie flattern umher, sie sammeln sich, Männchen und Weibchen, und Brüder und Schwesterchen, und Verwandte und Freunde, schweben dann noch ein Mal hin rings um die Gärten und Häuser — und husch! geht es fort. Schwalben und Wachteln, Nachtigallen und Grasmücken, die Rothkehlchen, die Bachstelzen und Rothschwänzchen, Goldhähnchen, Buchfinken und Waldtauben, der Kukuk und der Wiedehopf, die Störche und die Reiher, — alle ziehn sie fort in ferne Länder. Unterwegs begegnet wohl manchem ein Unglück, aber die meisten kommen glücklich ans Ziel.

Und wenn nun die Sonne auch bei uns wärmer scheint — siehe! da kommen sie wieder, weit, weit her zu uns. Jeder sucht seinen Geburtsort wieder auf; und die Schwalbe findet ihr Nest wieder am Dache, und die Nachtigall das Gebüsch, in welchem sie vor einem Jahre sang, alle finden die Stätte wieder, wo sie damals fröhlich waren und beginnen von Neuem ihre schönen Lieder.

Ja, das ist sehr wunderbar, und kein Mensch kann's erklären, wie's zugeht. Wenn die Vögelchen sprechen könnten, so würden sie's wohl sagen.

21. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kindlein? horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun, ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut'.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er lass' es vor Feuer und Stürmen verschont.

Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann weh'n,
Dann giebt es ein freudiges Wiederseh'n.
Ade! Ade!

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
Ade, liebe Fluren, so singet sie hell;
Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang!
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch geh'n, —
O möget im Lenze ihr wonnig ersteh'n!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!

Zum Fenster noch einmal blickt's Schwälblein hinein:
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
Ihr habet mir nimmer den Frieden zerstört.
Drum möge auch euch in Freud' und Gefahren
Der Himmel die liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade! —

(Löwenstein.)

22. Das Rothkehlchen.

(XII. Musterstück von Kellner.)

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns. Der grimmige Frost hatte das arme Thierchen dahin getrieben, und es suchte ängstlich ein warmes Plätzchen. Der Landmann öffnete aus Mitleid freundlich sein Fenster. Da flog das zutrauliche Thierchen in die warme Stube. Aber es bedurfte auch der Speise und pickte daher hungrig die verstreuten Brodkrümchen auf. Die Kinder des Landmanns liebten das Vöglein sehr; sie legten ihm Zuckerstückchen auf seine Lieblingsplätzchen und freuten sich über sein munteres Gezwitscher. — Der Frühling kam endlich wieder; die Bäume bekamen Blätter; andere Vögel sangen draußen, und auch das Rothkehlchen hüpfte unruhig hin und her. Der Landmann öffnete jetzt sein Fenster und schenkte dem kleinen Gaste die Freiheit. Fröhlich flog er fort und sang auf dem nahen Baume ein munteres Liedchen.

Monate vergingen, der Winter kehrte wieder. Siehe, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des gastfreundlichen Landmanns. Aber es kam nicht allein; es hatte sein Weibchen mitgebracht. Die Familie des Landmanns freute sich sehr über die Ankunft der beiden Thierchen. Diese blickten jeden freundlich an. — Da lachten die Kinder und sprachen: Die Vögelchen wollen uns vielleicht etwas sagen! — Der Vater aber antwortete: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: „Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe.“

II. Amphibien.

23. Die Eidechsen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die niemanden beleidigen, niemandem schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahinwandelt und auf einmal etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkte übel rathen. „Der Wind im Wald, das Laub am Baum saus't ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinen Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug ergötzen an den blühenden Bäumen und farbigen Wiesen umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber sobald im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe, aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunklen Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber nach dem Leben strebt.

Es giebt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen eingerichtet. Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es

viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein heimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, was die Menschen thun und treiben, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und Langeweile.

An der großen, schwarz- und gelbgefleckten, warzigen und schmutzig feuchten Eidechse, die man den Salamander oder Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es diesen, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch modrigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

24. Die Blindschleiche.

Die Blindschleiche hat einen fußlosen, walzenrunden Körper, wird etwas über einen Fuß lang und kaum so stark, wie ein kleiner Finger. Ihr Name ist ziemlich unpassend gewählt; denn obwohl das Thier nur kleine Augen hat, so ist es doch nicht blind. Vielleicht hat der Namengeber selber die Fertigkeit, scharf und richtig zu sehen, nicht in gehörigem Maße besessen. Sieht man doch jetzt noch so manchen durch den belebten Wald und über die blumigen Wiesen und am murmelnden Bache entlang gehen, der auf die Frage: was er gesehen hat, nichts weiter zu antworten weiß, als: „Bäume, Gras und Wasser.“ Man lernt die schöne Kunst des Sehens nur, wenn man sich entschließt, alles genau und mit voller Aufmerksamkeit zu betrachten.

Die Blindschleiche wird oft von Unkundigen für eine giftige Schlange gehalten. Das Thierchen hat aber durch den Bau seines Kopfes, namentlich durch die fest mit einander verwachsenen Kiefer, mehr Ähnlichkeit mit einer Eidechse, als mit einer Schlange, und von Giftzähnen und Giftdrüsen ist keine Spur bei ihm zu finden. Wer also sonst keine Scheu vor solchen Thieren hat, der kann eine Blindschleiche ohne Gefahr anfassen. Sie stellen sich übrigens, wenn man sie ergreift, sehr unbändig an, vertheidigen sich aber fast nie durch einen Biß. Sehr leicht bricht dabei der Schwanz ab, was in dem eigenthümlichen Baue desselben seinen Grund hat. Er besteht nämlich aus Ringen von kurzen, kegelförmigen, hohlen Muskeln, von denen jeder mit der Spitze in der Höhlung des folgenden steckt. Das abgebrochene Stück bewegt sich noch lange fort, wird aber dem Thiere nicht wieder ersetzt, wie bei den Eidechsen.

Vom Mai bis September häutet sich die Blindschleiche jeden Monat einmal. Ihre Nahrung besteht in nackten Schnecken, Regenwürmern und glatten Raupen. Will sie einen Regenwurm verzehren, so nähert sie sich demselben sehr langsam, befühlt ihn meist eher mit der Zunge, sperrt langsam den Rachen auf und ergreift ihn dann endlich. Er windet sich aus Leibeskräften; sie wartet, bis er ziemlich abgemattet ist

und verschlingt ihn dann nach und nach, den Kopf bald links, bald rechts legend und so mit den Zähnen vorwärts greifend. Zwei mittelgroße Regenwürmer reichen zu einer Mahlzeit hin. Die Blindschleiche kann, wenn's sein muß, ein halbes Jahr fasten.

Die Weibchen legen gegen Ende August 8 bis 16 Eier mit dünnen häutigen Schalen, aus denen sich das Junge sogleich herauswindet und darauf seine Wege geht, ohne sich weiter um seine Mutter zu bekümmern.

Da ihnen die Kälte verderblich ist, so verkriechen sie sich im Herbst und halten einen Winterschlaf, aus dem sie bei gutem Wetter jedoch schon im März wieder erwachen.

25. Die Kreuzotter.

Giftige Schlangen finden sich in unserem Vaterlande selten, so daß die Gefahr, durch dieselben gebissen zu werden, gar nicht in Vergleich kommt mit der in heißen Ländern. Dennoch fehlen auch diese Geschöpfe nicht ganz, und die Vorsicht gebietet, sie lieber durch Beschreibung kennen zu lernen und sich vor ihnen zu hüten, als es auf eine schlimme Erfahrung ankommen zu lassen. Die Kreuzotter, auch die gemeine Viper genannt, ist die gemeinste unter den wenigen giftigen Schlangenarten Deutschlands, kenntlich an Gestalt, Farbe und Größe, denn sie ist 1 bis 2 Fuß lang und fingerdick; der Kopf ist hinten breit und durch einen dünneren Hals von dem Rumpfe geschieden, und auf dem Kopfe sind zwei schwarze Bogen, fast wie ein lateinisches X, daher der Name Kreuzotter. Ueber den graubraunen Rücken läuft ein schwarzer Zickzackstreifen. Sie findet sich an feuchten und waldigen Orten, zwischen Gesträuch und Felsgerölle, besonders häufig am thüringer Walde. Sie sonnt sich gern an offenen Stellen auf Steinen und Holzstämmen, und frißt Würmer, Eidechsen, kleine Vögel und besonders Mäuse.

Ihr Biß ist nach der Menge des eingedrungenen Giftes und nach der Wärme der Jahreszeit mehr oder weniger gefährlich, und bei Vernachlässigung nicht selten tödtlich. Besonders sind solche Leute, welche Reisig, Beeren rc. suchen, ihrem Bisse in Finger und Füße ausgesetzt. Denn durch das Leder der Schuhe dringt er nicht leicht. Ist man gebissen worden, so muß man die Wunde vorsichtig aussaugen oder ausschneiden, mit Milch, Lauge oder Urin waschen, das gebissene Glied unterbinden, auch kann man brennenden Schwamm oder eine glühende Kohle darauf legen. Auf jeden Fall aber muß man so schnell als möglich Hülfe bei einem Arzte suchen. Größere Thiere, wie Pferde Rinder rc. sterben selten an einem solchen Biß, sondern schwellen nur an und kränkeln eine Zeit lang. Mäuse dagegen sterben fast augenblicklich. Die Kreuzotter ist furchtsam und beißt nicht ungereizt. Aber man weiß freilich immer nicht, worüber einem solchen Thiere die Galle überläuft. Man kann sie leicht fangen, wenn man mit dem Stiefel auf ihren Hals tritt oder sie mit einem Gabelstocke an die Erde drückt und sie dann am Schwanze in die Höhe hebt. Natürlich ist hierbei immer Vorsicht nöthig.

Im Winter verkriecht sie sich in Baumhöhlen, Steinhaufen, in

Maulwurfslöcher und hält da einen Winterschlaf. Wegen der Vertilgung der Mäuse ist sie nützlich, doch wird man lieber andere weniger gefährliche Mäusevertilger haben. In der That braucht aber der Mensch sich nicht gar sehr um die Verminderung der Kreuzotter zu bemühen, wenn er nur die Feinde derselben gewähren läßt: den Bussard, den Storch, den Igel, selbst das Schwein. Von allen diesen wird die sonst gefürchtete Schlange ohne Nachtheil gefressen.

26. Der Aal und die Schlange.

„Betrachte mich einmal,"
Sprach eine Schlange zu dem Aal;
„Bin ich nicht wunderschön?
Hast du wohl eine Haut so schön gefleckt gesehn?
Du bist zwar glatt, doch ich bin glatt und schön."
„So," fragt der Aal, „bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu,
Frau Nachbarin,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da jedermann vor deiner Schönheit graut
Und, wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?"
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Man flieht! Warum? Das weiß ich nicht!"
„Ich aber weiß es," spricht der Aal;
„Auch wissen es die Leute alle:
Auswendig glänzest du; inwendig bist du Gift und Galle."

(Gleim.)

IV. Fische.

27. Das Fischlein.

Ein klares Bächlein fließet
Durchs grüne Wiesenthal,
Darinnen schwimmen lustig
Die Fischlein allzumal.

Sie schwimmen auf und nieder
Und sind so frank und frei,
Die lieben Silberfischlein,
Rasch gleiten sie vorbei!

Sie schnalzen in die Höhe
Wohl einen Augenblick,
Dann schlüpfen sie geschwinde
Zum kühlen Grund zurück.

Dem Fischlein ist's so wohlig,
So frisch und leicht zu Muth;
Im hellen Wasser spielen,
Ist alles, was es thut!

Könnt' ich doch mit dir schwimmen
Und spielen auch mit dir!
Leb wohl, leb wohl, du Fischlein,
Und grüß' die andern mir!

(Dieffenbach.)

28. Die Forelle.

Am klaren Bache verweilen die Knaben gerne und sehen den Fischen zu, die im Wasser munter umherschwimmen. Weiter oben am Bache sitzt ein Fischer. Er hält die Angelruthe in der Hand und richtet unverwandt den Blick auf das Wasser. Jetzt zuckt die Ruthe; er zieht aufwärts, und zappelnd hängt ein Fisch an der Schnur. Da eilen die Knaben, um den Fang zu sehen.

Welch ein schöner Fisch! Wie Silber schimmern die Schuppen.

Oben am Rücken ist das Thier etwas dunkler, mit schwarzen Punkten; die Seiten sind gelblich, der Bauch ist weiß. Aber im Weißen sind viel schöne, rothe Punkte mit blauen Rändern.

„Das ist eine Forelle," spricht freudig der Fischer. „Sehet, sie athmet noch durch die Kiemen zur Seite des Kopfes; aber ihr Auge ist starr und unbeweglich. Sie hat sechs Flossen: zwei neben dem Kiemendeckel, zwei am Bauche, eine auf dem Rücken und eine Gabelflosse am Schwanze. Aber sehet die spitzen Zähne am Rande der beiden Kinnladen, ja noch Gaumen und Zunge sind mit Spitzen besetzt. Die Forelle hat ein starkes Gebiß; sie verzehrt nicht nur Mücken und Würmer, sondern auch kleine Fische. Aber wir wollen sie in den wassergefüllten Behälter legen; denn nur im Wasser kann der Fisch leben. Außer demselben stirbt er bald.

Diese Forelle lebt nur in Bächen und Flüssen mit frischem, klarem Wasser. Wie ein Pfeil schießt sie durch dasselbe. Sie hat ein feines Gehör und Gesicht und einen scharfen Geruch. Wie sie jemand am Ufer bemerkt, verbirgt sie sich eiligst. Wenn sie nach Mücken jagt, schnellt sie ziemlich hoch über das Wasser empor.

Im Herbste laicht die Forelle, d. h. sie giebt gar viele Eier von sich, aus welchen die jungen Fische in großer Anzahl kommen. Das Fleisch der Forelle wird gut bezahlt; denn es ist besonders zart und wohlschmeckend."

29. Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle;
Und im wilden Übermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Überspritzt mit Staub von Schaum.

Über einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine,
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie.
Weiß in wühligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten sich in ihre Fluth.

Sieh' doch, sieh', wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad' als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Fluth.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn
Über Klippen weg zu hüpfen
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

(W. Müller.)

30. Der Aal.

Der Aal hat die Gestalt der Schlangen und scheint auch ein wenig von der ihnen zugeschriebenen Klugheit zu besitzen. Um sich nämlich vor seinen Feinden zu verbergen und den Tag über in ungestörter Ruhe zubringen zu können, gräbt er sich vermittelst seiner spitzen Schnauze eine geräumige Höhle in den weichen Grund der Gewässer und versieht sie, um bei Gefahr leichter entwischen zu können, mit zwei Öffnungen.

Seiner Nahrung geht er des Nachts nach. Nach den Erzählungen der Fischer soll er um diese Zeit zuweilen seinen natürlichen Aufenthaltsort verlassen und sich auf daran stoßende Wiesen begeben, um Regenwürmer und Schnecken zu fangen. Große Aale sind so stark, daß sie einem Manne den Arm zerbrechen können, wenn sie sich darum schlingen.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß der Aal lebendige Junge gebäre; neuere Untersuchungen haben jedoch unzweifelhaft ergeben, daß er sich, wie andere Fische durch Eier fortpflanze.

Der Aal besitzt ein sehr zähes Leben und kann deshalb in feuchtem Grase weit verschickt werden. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft, aber etwas schwer zu verdauen.

31. Fischerleben.

Wer gleichet uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen und schweben
Geflügelten Lauf;
Wir tanzen und heben
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende
Lüftchen ans Ohr,
Bald heben uns schäumende
Wellen empor.
Dann brüllt's an den Klippen
Und Felsen hinan,
Dann schüttern die Rippen
Dem taumelnden Kahn.

Doch lacht nur des sausenden
Sturms unser Muth,
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.

Wir freu'n uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und trau'n ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus;
Uns geben die Netze,
Frühmorgens gestellt,
Lebendige Schätze
Und Abends schon Geld.

Wohl bergen uns schützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht;
So geht es, und nimmer
Geht's anders, als gut;
Ein Fischer hat immmer
Gar fröhlichen Muth.

(Chr. Overbeck.)

V. Insekten.

32. Die Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den minder vollkommenen Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommenen Thieren ist. Der größte Theil derselben ist nämlich geflügelt, wie die Vögel. Überhaupt sind die Insekten auch in vielen anderen Eigenschaften gar merkwürdige Thiere. An ihnen zeigen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung oder Umgestaltung, mit einem fremden Worte Metamorphose genannt, durch welche ein und dasselbe Thier wieder zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig oder schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der vom Kothe lebt. Auf einmal wird die Raupe krank. Sie krümmt sich und windet sich und muß

als Raupe sterben, nachdem sie sich öfters noch vorher ihr Sterbekleid gesponnen, oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt oder hängt sie dann lange wie todt, und die Raupe ist nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein; der Sarg springt entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war. Ein schöner, bunter Schmetterling tritt hervor, der all' das Schädliche und Häßliche, was der Raupe eigen war, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner rührigen langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, öfters aber gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Gar viele Insekten machen solches Sterben und solche Verwandlung durch. Sie leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Thierchen in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten. Manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne u. a. können sich jedoch nicht dazu entschließen, so zu sterben. Sie bleiben bis ans Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne oder Laus oder ein Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel, viel denken. Schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Bild unseres Todes betrachtet und an den Denkmälern über den Gräbern ihrer Verstorbenen die Raupe und den Schmetterling abbilden lassen, als ein Sinnbild der Unsterblichkeit.

33. Der Todtengräber.

Mit dem Namen Todtengräber bezeichnet man Käfer, welche die merkwürdige Gewohnheit haben, todte Thiere, wie Maulwürfe, Mäuse, kleine Vögel, Frösche, Kröten und dergleichen zu begraben. Legt man im Sommer ein solches Thier oder ein Stückchen faules Fleisch auf lockere Erde, so kann man schon nach kurzer Zeit beobachten, wie sie dies schwierige Geschäft ausführen. Geleitet durch ihren feinen Geruchssinn, kommen sie von allen Seiten herbeigeflogen, untersuchen die Erde und scharren sie, wenn sie dieselbe locker genug finden, mit ihren kräftigen Vorderbeinen in dem Grade unter der Leiche weg, daß diese mehrere Zoll tief versinkt und zuletzt gar nicht mehr von oben zu sehen ist. Wie sie sich zu helfen wissen, wenn der Boden unter dem todten Thiere zu hart ist, erzählt ein schweizer Insektenkenner, Clairville, wie folgt:

„Ich trat einst an einem schönen Maitage in meinen Garten bei Winterthur und bemerkte in einem der Wege eine todte Maus ausgestreckt, die sich von Zeit zu Zeit hin und her bewegte. Als ich sie mit dem Stocke umwendete, erblickte ich einen Todtengräber, der ohne Zweifel durch sein Bemühen, dieses Aas zu begraben, jene Bewegung bewirkt hatte. Auch ließ er sich durch mich in seinem Vorhaben keineswegs irre machen, sondern fuhr emsig fort, sein Todtengräberamt zu betreiben, welches ihm jedoch, aller Anstrengung ungeachtet, nicht gelingen

wollte, weil der Boden festgestampft und zugleich mit grobem Kiessande überschüttet war. Endlich schien er es aufgeben zu wollen, er verließ die Maus und lief eine ziemlich weite Strecke im Wege fort. Nach einigem, wie mir däuchte, ganz zwecklosen Hin- und Herlaufen wendete er sich seitwärts nach einem Gartenbeete. Kaum spürte er hier lockern Boden, als er sofort sein voriges Scharren wieder begann, und da dieses hier weit besser von Statten ging, so sah ich ihn bald geraden Weges nach der Maus zurückkehren, die er nun durch Zerren, Stoßen und Schieben fortbringen zu wollen schien. Allein sein Bemühen war ohne Erfolg, und nach manchem vergebens wiederholten Versuche flog er endlich plötzlich auf und davon. Somit glaubte ich nichts gewisser, als daß er das ganze Unternehmen völlig aufgegeben habe. Allein wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn nach wenigen Augenblicken mit 3 oder 4 anderen seines Gleichen zurückkehren sah. Wie verabredet, krochen alle augenblicklich unter den todten Körper, der nachher anfing mobil zu werden und auf dem Rücken der Käfer zwar langsam aber geraden Weges nach jenem Gartenbeete sich fortbewegte. Als der sonderbare Leichenzug auf der Stelle, wo der Käfer zuvor gescharrt hatte, angelangt war, ging die Bestattung des Leichnams förmlich vor sich. Immer tiefer senkte er sich in den Boden ein; endlich erschienen sämmtliche Todtengräber auf der Oberfläche, und in großer Schnelligkeit war das Grab bald zugescharrt, worauf sie theils davon flogen, theils aber sich in das Gras verkrochen."

Spießt man ein todtes Thier auf ein Stück Holz und steckt dies mit dem untern Ende in die Erde, so unterwühlen die Todtengräber diese Stütze so lange, bis sie umfällt, und versenken dann den Leichnam.

Der Zweck dieser beschwerlichen Arbeit ist, ihrer jungen Nachkommenschaft eine gefüllte Speisekammer zu bereiten. Ist nämlich das Werk vollendet, so legen die Weibchen etwa 30 Eier an das begrabene Fleisch und sterben einige Zeit nachher. Die Verwandlung geht wie bei andern Käfern vor sich, dauert indeß nicht Jahre lang, sondern ist in 6 Wochen vollendet.

Jedenfalls erweisen sich die Todtengräber dadurch, daß sie das Aas verscharren, als nützliche Thiere, die man muthwilliger Weise nicht tödten muß.

34. St. Johannes und das Würmlein.

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Er schritt durch Gras und Blümelein
Und schaute wohl mit Liebe drein:
Wie frisch das blüht, wie hold zu seh'n,
O Gott, wie ist die Welt so schön!
Die Blümlein lächeln allzumal,
Und alles grünt und quillt im Thal,
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Des Seins sich jedes Würmlein freut,
Und trüg' es noch so *schlichtes* Kleid,
Denn *was nur Lebensfunken hegt*,
Auch *Gottes Liebe in sich trägt*!
Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Zwar schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald,
Da hebt er's auf vom Boden fein,
Und setzt es auf ein Blümelein,
Und spricht: O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt,
Entbrannt von reiner Liebesgluth
Es plötzlich lieblich leuchten thut.
Auch wachsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.

Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell, wie ein blitzender Smaragd,
Auf Blumen liegt es weit und breit
Wie lichte Sternlein ausgestreut.
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglüh'n.

(Helmina v. Chézy.)

35. Die Biene.

Die Bienen sind das Muster von Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Sie verdienen es, daß man sie näher kennen lernt.

Ein vollkommener Bienenschwarm besteht aus der Königin, aus Drohnen und Arbeitsbienen. — Die Königin ist die Seele des ganzen Schwarmes, und zugleich die wahre Mutter ihres Volkes, indem von ihr alle andere Bienen herstammen. Sie ist größer und gestreckter als die Arbeitsbienen, von lebhafterer, röthlich brauner Farbe, hat höhere, gelbliche Füße und einen größeren Stachel. Stirbt sie, so geräth der ganze Schwarm in Unthätigkeit, und verfliegt sich, wenn nicht Hoffnung da ist, bald eine neue Königin zu bekommen. Eine solche aber können die Arbeitsbienen aus jeder drei Tage alten Made ziehen, indem sie ihr königliches Futter bringen, und ihre Zelle erweitern. Die Drohnen oder männlichen Bienen sind größer und gedrungener als die Arbeitsbienen; sie haben keinen Stachel und ihre Augen stoßen oben zusammen. In einem starken Stocke giebt es deren gegen tausend. Da sie aber rechte Tagediebe sind, die gar keine Vorräthe sammeln, wenn sie auch an sonnigen Tagen einmal ausfliegen, sondern nur vor den Fluglöchern herumtanzen; so werden sie von den Arbeitsbienen auch nur eine Zeit lang geduldet. Zu Anfang August gewöhnlich fallen sie über die Drohnen her, tödten sie und werfen sie dann zum Stocke hinaus. Man nennt diese Vertilgung die Drohnenschlacht.

Die Arbeitsbienen, deren man auf einen vollzähligen Schwarm 20,000 rechnet, sind kleiner als die Drohnen, haben aber längere Flügel und einen Stachel, wie die Königin. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, halten am Flugloche Wache, füttern die Jungen u. s. w. Ihre hinteren Beine, welche oberwärts der Länge nach ausgefurcht und mit langen Haaren versehen sind, dienen ihnen zum Einsammeln des Blumenstaubes. Diesen nehmen sie mit den Kiefern von den Blumen ab, befeuchten ihn im Mund und kleben ihn dann mit Hülfe der Vorderfüße im Fluge an die ausgefurchten Hinterfüße. So fliegen sie bald mit rothen, bald mit gelben oder weißen Höschen nach Hause, lassen sich von den dazu bestimmten Bienen diese Höschen abnehmen und in Zellen legen, wo der Blumenstaub mit einigen Tropfen Feuchtigkeit benetzt, durchknetet und von eigens hierzu bestimmten Bienen verzehrt wird. In dem Magen dieser letzteren verwandelt sich nun der genossene Staub in Wachs. Dieses schwitzt in feinen Tröpfchen durch die Ringe des Hinterleibes aus, und wird von andern Arbeitsbienen in Empfang genommen, die

es augenblicklich verarbeiten. Andere Bienen lecken mittelst des Rüssels den in den Honiggefäßen der Blüthen befindlichen Honigsaft auf, verschlucken ihn und geben ihn zu Hause aus dem Munde wieder von sich, um die Honigzellen damit zu füllen.

Sobald die ersten erwärmenden Sonnenstrahlen den nahenden Frühling verkünden, fangen die Bienen an auszufliegen, um von Weiden- und Haselnußsträuchern den Blüthenstaub zum Brutansetzen einzusammeln; denn von jetzt an bis zum Spätsommer legt die sehr fruchtbare Königin täglich an 100—200 Eier, und zwar in jede Zelle, die alle im regelmäßigen Sechseck gebauet sind, nur eins. Von der Größe und Lage der Zellen, so wie von der Fütterung der jungen Brut hängt es dann ab, ob Arbeitsbienen, Drohnen oder Königinnen entstehen.

Wenn durch eine zu starke Vermehrung der Stock zu enge wird, und zugleich mehrere junge Königinnen da sind, so wandert ein Schwarm unter Anführung der alten Königin aus, um ein neues Reich zu bilden, und man nennt dieses das Schwärmen der Bienen. Wo die Königin sich niederläßt, z. B. am Zweig eines nahen Baumes, da hängen sich alle mit ausgezogenen Bienen in Form eines Kegels an, und können nur durch vorsichtiges Abschütteln in einem gereinigten Stock aufgefangen werden.

Sieh das Bienchen, das voll Emsigkeit
Aus den Blüthen seinen Honig sauget;
Sieh, es sammelt in der Frühlingszeit,
Was es einst im kalten Winter brauchet.
Willst auch du im Alter glücklich sein,
O so sammle in der Jugend Weisheit ein.

36. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Z. B. die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hangen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur die Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgene Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnun-

gen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe staunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brod streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eignen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nehmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn Jemand sich verwundet hat und findet geschwind Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er

doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken hervorkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. —

VI. Würmer.

37. Der Regenwurm.

Es giebt verschiedene Arten des Regenwurms. Jedermann kennt den bei uns einheimischen. Doch mit einer einzigen Form ist die Natur nie zufrieden; sie liebt die Mannigfaltigkeit und spiegelt sich gern in ihren Geschöpfen bald in der Farbe, bald in der Größe, bald in der Lebensweise verschieden ab. Selbst diese Wurmgattung bestätigt solches Streben; wohl fünfzehn verschiedene Abarten kennen wir, und wie viele mögen noch von niemanden beobachtet worden sein! Einige solcher Arten findet man an den Seeküsten im Sande oft so häufig, daß sie allgemein als Köder bei dem Fischfang dienen. Bei uns ist noch eine Art sehr häufig: der Wasserregenwurm. Er hält sich vornehmlich im Schlamme der Teiche, Moräste und Sumpfgräben auf und ist, rein im Wasser abgespühlt, ein wirklich schöner Wurm, karmoisinroth, ins Grünliche spielend, anderthalb Zoll lang, eine Lockspeise der Enten und Schwäne und sicher auch der Fische, der Frösche rc. Die Fähigkeit des gewöhnlichen Regenwurmes, sich zu ergänzen, wenn er zerschnitten wird, so daß aus zwei Hälften zwei vollkommene, neue Würmer werden, ist dem Wasserregenwurme im möglichst großen Maßstabe eigen. Ein Naturforscher (J. A. Götze) sagt darüber: „An diesem Wurme habe ich Wunder gesehen, wobei ich anfänglich meinen Augen nicht traute! Wenn ich ihn in Stücke zerschnitt, so wuchs aus jedem Stücke wieder ein ganzer Wurm mit Kopf und Schwanz, und wenn ich den Wurm in 26 Stücke theilte, so wurde aus einem Sechsundzwanzigtheile binnen einigen Monaten wieder ein ganz vollständiger Wurm von vollkommener Länge!" — Aber wie merkwürdig! Der Regenwurm hat auch eine Menge Würmer in sich selbst. So gut wie der Mensch und alle größeren Thiere von Würmern geplagt werden,

die in ihren Gedärmen und Eingeweiden sich aufhalten, so sollte auch der Regenwurm noch solchem Schmarotzerwesen in seinem Darmkanale ein Plätzchen übrig lassen. Allerdings sieht sie das bloße Auge nicht, wenn man einen Regenwurm geöffnet hat; aber bringt man aus der Flüssigkeit, die in seinem Innern enthalten ist, ein Tröpfchen, mit etwas Wasser verdünnt, unter das Vergrößerungsglas, so ist auch sogleich der Beweis gegeben. Selbst zwischen der Haut und seinem Fleische muß der Regenwurm solche uns unsichtbare Gäste nähren! Und wahrscheinlich werden auch diese Thierlein wieder von solchen verborgenen Feinden heimgesucht, denn das Leben in der Natur geht ins Unendliche, und in den allerwenigsten Fällen ist die ihm gesteckte Grenze von Menschen zu ermitteln.

Kann man wohl denken, daß sich von einem scheinbar allgemein bekannten, aber verachteten, verfolgten Wurme so viel Wunderbares berichten ließe? Ja, man sieht daraus, wie die Natur auch in ihren niedrigsten Geschöpfen darthut, daß eine Weisheit ohne Gleichen ihren Bau ordnete und mütterlich für ihre Erhaltung sorgte, und daß jedes solches Geschöpf eine Rolle spielt, welche, wenn auch noch so klein, im großen Schauspiele der Thier- und Pflanzenwelt nicht fehlen darf, ohne den ganzen Gang der Dinge zu ändern! Streicht den Regenwurm aus dem Verzeichnisse der Natur und die ganze Kette ist zerrissen, die sich von ihm nach unten und oben hin fortzieht. Hunderte von Pflanzen- und Thiergeschlechtern müßten vielleicht verkümmern und andere, unter ihm stehende, würden übermächtig werden.

38. Die Schnecke und die Frösche.

Ein großer Haufen Frösche saß
An einem Teich im grünen Gras;
Sie machten sich mit Hüpfen, Springen,
Mit Schwimmen, Quaken, Schreien, Singen
Sehr lustig. Eine Schnecke sah
Dies voller Neid und sprach: „Ja, ja!
Das glaub' ich wohl, ihr habt gut Lachen
Und könnt euch hier wohl lustig machen.
Ihr habt vier schöne lange Beine,
Damit springt ihr von Rain zu Raine;
Doch ich, ich unglückselig Thier,
Ich krieche stets im Staube hier
Und schleppe noch von Ort zu Ort
Mein Haus wie einen Buckel fort."
Indem ließ sich der Storch hernieder:
Den Fröschen bebten alle Glieder;
Er stach und fraß in sie hinein
Und schluckt' herunter Groß und Klein.
„Ei," sprach die Schnecke nun voll Muth,
„Ich seh', mein Buckel ist ganz gut;
Den will ich künftig lieber tragen,
Als so mein Leben stets zu wagen."

(Zachariä.)

39. Die Spinne und die Schnecke.

Spinne: Wie ist's möglich nur, o Schnecke,
Daß dein ganzes Sein
In ein Haus, so eng und klein,
Sich verstecke?
Sieh', ich lebe
In Palästen, und ich webe
Mein Gespinnst um Königsthrone.
Schnecke: Klein, doch mein
Ist das Haus, das ich bewohne.

(E. v. Schenk.)

40. Die Infusionsthierchen.

Es giebt geschliffene Gläser, durch die man kleine Gegenstände vielfach vergrößert sehen kann, und die man daher Vergrößerungs-

gläser, auch Mikroskope nennt. Ein solches Mikroskop, welches die Dinge viel hundertmal vergrößert darstellt, ist das Sonnenmikroskop. Es besteht dieses aus mehrern geschliffenen Gläsern und wird an einem Fenster angebracht, wo die Sonne hineinscheint. Man läßt aber den Sonnenstrahl nur durch die Gläser des Mikroskops herein, alle übrigen Zugänge sind dem Sonnenlichte durch schwarze Vorhänge verwehrt, so daß es in dem Zimmer, in welchem man die Versuche anstellt, ganz dunkel ist. Der hereingelassene Sonnenstrahl fällt auf eine gegenüberstehende weiße, papierene Wand, die etwa 10 Fuß breit und hoch ist. Diese wird nun vom einfallenden Lichte ganz erleuchtet, und stellt die kleinsten Gegenstände, welche in das Mikroskop gebracht werden, im Bilde vergrößert dar. Die Vergrößerung ist so stark, daß das vergrößerte Bild von einem Wassertropfen mit seinen Einwohnern auf dieser Wand nicht Platz genug hat. Die Wurzel eines ausgezogenen Kopfhaares erscheint auf diese Weise 3 bis 4 Fuß lang, und ein ganzes mittellanges Haar etwa zolldick, und länger als eine hohe Tanne. Andere Mikroskope vergrößern zwar nicht so stark wie das Sonnenmikroskop, dagegen stellen sie die Gegenstände deutlicher dar. — Bringt man einen Wassertropfen von stehendem Sumpfwasser unter das Mikroskop, so erstaunt man; denn man bemerkt darin eine unzählige Menge kleiner Thiere von der verschiedensten, sonderbarsten Gestalt. Ihr Leib ist bald nackt, bald mit einer Art Schale oder Panzer umgeben. Alle haben eine Mundöffnung, welche mit Wimpern umgeben ist. Durch zitternde Bewegung dieser Wimpern oder haarförmigen Fangorgane treiben sie Wasser und damit die Nahrungsmittel in den Schlund. Bei einigen stehen dergleichen Wimpern auf dem ganzen Leibe. Manche haben steife Borsten, Hörnchen, Schnauzen und dergleichen Gebilde am ganzen Körper. Sie können sich auf mannigfache Weise bewegen. So schießen sie z. B. schnell vorwärts, halten plötzlich an, kehren um und weichen sich aus, bald drehen sie sich im Kreise, wälzen sich, verengern und erweitern, verlängern und verkürzen sich. Ihre Vermehrung ist außerordentlich und geschieht theils durch Eier, theils durch Sprossenbildung und Theilung. Diese Thierchen bilden sich vorzüglich in ungeheurer Menge in allen Aufgüssen oder allem Wasser, in dem pflanzliche oder thierische Stoffe faulen; daher nennt man sie Aufgußthierchen oder Infusionsthierchen, denn Infusion heißt Aufguß.

B. Das Pflanzenreich.

41. Das Samenkorn.

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Außer der groben, äußern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit die feste Schale den Kern nicht drücken

möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Wie manche Eltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als Gott für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze. Aber auch das Innere des Samenkörnleins ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen; es ist der Keim der künftigen Pflanze, der erste Anfang zum Kornhalm oder zum Eichbaum. Selbst also auch die mehligen Theile sind nur eine Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er, nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen. — Wenn nun im Frühjahre die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern anschwellt. Wenn man ein Gewicht von hundert und funfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor! Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes zerstört? — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen gehorchen, können sie ein einziges Samenkorn machen? —

42. Die Pflanzen und das Licht.

Die Pflanze hat ein wesentliches Verhältniß zum Lichte. Das Licht giebt den Pflanzen vorzugsweise die Mannigfaltigkeit und die reine Ausbildung ihrer Farben und ihres Glanzes. Sie bekommen am Licht erst Saft und ein kräftiges, selbstständiges Leben. Ohne Licht werden sie wohl größer, aber bleiben geschmack-, farb- und geruchlos. Sie kehren sich daher dem Lichte zu. Kartoffelpflanzen, die in einem Keller ausschlagen, kriechen von entfernten Punkten, viele Ellen weit, auf dem Boden nach der Seite zu, wo ein Lichtloch ist, und ranken sich, als ob sie den Weg wüßten, an der Mauer hinauf, um die Öffnung zu erreichen, wo sie des Lichtes genießen können. Die Sonnenblumen und eine Menge anderer Blumen richten sich nach der Bewegung der Sonne am Himmel und drehen sich nach ihr hin. Abends, wenn man von der Morgenseite auf eine blumenreiche Wiese tritt, sieht man wenige, vielleicht keine Blumen, weil alle der Sonne zugewendet sind; von der Abendseite prangt dann alles voller Blüthen. Auch am Morgen auf der Wiese, wenn es früh ist, sieht man von Morgen kommend, keine

Blumen; erst wenn die Sonne wirkt, kehren sie sich gegen Morgen. Einige öffnen sich der Sonne erst um 12 Uhr Mittags, einige öffnen sich nur bei Nacht, wie die prächtige Fackeldistel, die nur wenige Stunden blüht.

I. Bäume.

43. Der Apfelbaum.

Gewiß, der Apfelbaum ist uns wohl der nützlichste von allen Obstbäumen, und seine Gestalt ist ansprechend. Über dem starken Stamme breitet sich die Krone lustig aus, und auch seine Blätter haben eine angenehme Form. Im Frühlinge sehen wir ihn in seiner ersten Herrlichkeit vor uns aufgestellt. Ist er dann nicht einem großen Rosenstocke zu vergleichen, woran Knospe an Knospe sich schmiegt? Denkt euch den Baum dagegen, wie er noch zu Anfang des April erschien! Da stand er kahl, seine Äste wie todte Balken, seine Zweige wie dürre Reiser. Brachen wir eine Knospe ab, so war sie unansehlich, wie ein zusammengerolltes Kügelchen von grünem und gelbem Stoffe, woraus nimmer das zu werden schien, was wir jetzt vor uns sehen. Hat sich aber das Knöspchen entwickelt, so ist die braune Hülle auch abgefallen; zartere grüne Blättchen sind nun die Hülle der Blüthen, welche oft noch schüchtern hervorschauen und mildere Lüfte erwarten, um sich ganz zu erschließen. Diese in der Enthüllung begriffenen Knospen sind anmuthiger, die bereits entfalteten aber herrlicher. Jene, mit dem Grün der Hoffnung umhüllt, sagen uns: Bald wird's erscheinen, und wir wünschen und hoffen; — diese sagen uns: Es ist erschienen, und wir rufen erfreut: O wie herrlich!

Aber aus der Pracht soll der Segen hervorgehen; darum verschwindet sie nach kurzer Zeit. Seht, schon fallen die Blüthenblättchen nieder, wenn geflügelte Sänger nur durch ihre geschmückten Festhallen durchschlüpfen! Bald werden sanfte Lüfte, die uns jetzt den Blüthenduft zuwehen, die Blüthenblättchen selbst mit fortführen und auf den grünen Rasen streuen. Eine Zeit lang bleibt uns dann nur der Baum mit seinen frischen grünen Blättern als Hoffnungszeichen; aber hernach kommt die Zeit der schönsten Erfüllung. Allmählich färben sich die aus dem Laube hervorblickenden Äpfel, sie werden größer und schöner; endlich neigen sich schwerbeladen die Äste und Zweige. Die Blüthen waren unzählig, und wer übersieht die Fülle der Früchte! Hätten aber alle Blüthen Früchte gebracht, der Baum hätte seine Last nicht tragen können und hätte brechen müssen. Wie weise und gut! Und glänzt die Herbstsonne auf den Äpfeln, und haben sie lange genug getrunken den kühlen Morgenthau, dann strecken wir gern die Hände nach den erquickenden Gaben aus. Wir sammeln mit Wonne die angenehm duftenden Äpfel, die so kühl durch unsere Hände gehen und uns sagen: Uns hat Allmacht und Weisheit geboren, und die Liebe spendet uns.

Hat so der Baum seine Gaben dargereicht, dann verkünden seine gelben und braunen Blätter uns nach kurzer Zeit sein baldiges Einschlafen. Sie fallen ab und düngen den Boden, aus welchem der Baum fürs kommende Frühjahr wieder seine Kraft zieht. Ja, der Apfelbaum ist schön. Er hebt seine Spitze zwar nicht kühn und stolz empor, gleich der Tanne oder Pappel; aber seine dichte Krone breitet sich doch über dem Stamme in Anmuth und Würde aus. Er erfreut uns nicht bloß durch äußere Schönheit, sondern auch durch die Fülle nützlicher Gaben.

44. Die Bäumchen.

(XIII. Musterstück von Kellner.)

§. 1. Im Obstgarten ihres Vaters gingen einst Karl und Wilhelm spazieren. Sie freuten sich über die mit Früchten beladenen Bäume und über die freundliche Herbstsonne, welche mild durch das Laub hindurch strahlte. Fröhlich wandelten sie Arm in Arm umher und blieben endlich vor zwei Bäumchen stehen. Beide waren beinahe von gleicher Größe und noch jung, hingen aber doch voll der schönsten, rothwangigen Äpfel. Der Vater hatte die Bäumchen an den Geburtstagen seiner beiden Söhne gepflanzt. Oft wurden sie von ihm besucht und gewartet, oft hatte der sorgende Vater die Wasserreiser abgeschnitten, hatte die Bäumchen in der Sommerhitze begossen, sie von häßlichem Ungeziefer oder Moose befreit und sah daher jetzt zu seiner Freude alle Mühen belohnt. Lange freuten sich die Knaben des lieblichen Anblicks, und Karl, der Ältere, sprach endlich: „Wohl sind diese Bäumchen noch klein, tragen aber doch schon süße Früchte und beschämen deshalb manchen ihrer ältern Gefährten. Sie sind es werth, daß sie der Vater so liebt und so fleißig pflegt.“

§. 2. Da trat dieser hinter einer Hecke hervor, umarmte seine Kinder und sprach: „Auch euch, meine Kinder, liebe ich, wie diese Bäumchen, und noch viel tausendmal mehr. Auch euch pflege ich gern, wie sie! möchtet auch ihr dankbar und erkenntlich sein und deshalb Früchte bringen, wie sie! Müßtet ihr euch nicht sonst vor diesen Bäumchen schämen?“ —

Die Knaben sahen den Vater mit glänzenden Blicken an und sagten: „Gewiß, wir wollen dir Freude machen, wie sie!“

„Wohlan,“ erwiederte der Vater, „so sei es; werdet mit jedem Jahre weiser und besser!“

§. 3. Als der Winter verstrichen war, drückte der Vater die Kinder an sein Herz und reis'te in Handelsgeschäften nach fremden Ländern.

Der schöne und fruchttreibende Sommer kam wieder, aber der Vater war noch nicht da, und die Kinder gingen, von ihm sprechend, an der Hand der Mutter im Garten spazieren. Sie standen endlich vor einem Spaliere, an welches der Vater viel herrliche Bäumchen gepflanzt hatte, die jetzt ihre erste Früchte trugen.

§. 4. Als sie noch standen und sich des schönen Anblicks freuten,

kam ein Bote und brachte ein versiegeltes Schreiben. Hastig griff die Mutter darnach und rief erfreut: „Kinder, es ist die Hand des Vaters, hört, was er schreibt!"

Und der Vater hatte geschrieben, wie er noch gesund sei, auch bald kommen werde und wünsche, alle seine Lieben gesund wieder zu sehen. Endlich befahl er den Kindern artig zu sein, und besonders die Früchte der Bäumchen, vor denen sie zufällig gerade standen, unberührt zu lassen, damit er später sehen könne, von welcher Art sie sein möchten. Die Knaben versprachen der Mutter, dem Gebote des Vaters Folge zu leisten.

§. 5. Da kam aber einst der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, und beredete Wilhelm also, daß sie in den Garten gingen und voll Naschbegier die Bäumchen allzumal ihrer noch nicht völlig gereiften Früchte beraubten. Aber als die That geschehen war, da sah Wilhelm erst ein, wie sehr er gesündigt, weinte und wünschte sie nicht vollbracht zu haben. — Der Sommer ging zu Ende, und der Vater kehrte wieder. Die ganze Familie freute sich; Wilhelm aber ging ihm schüchtern entgegen und schlug das Auge zu Boden, denn seine Sünde lastete auf ihm. Er konnte dem Vater nicht froh ins Angesicht sehen.

§. 6. Und als der Heimgekehrte am andern Tage auspackte und jeglichem seiner Kinder ein mitgebrachtes Geschenk gab, da jauchzten alle, nur Wilhelm sah vor sich nieder und weinte; alle waren fröhlicher als er. Der Vater aber fragte: Wilhelm, warum weinest du? Und der Knabe antwortete: Ach, mein Vater, ich bin deiner Liebe nicht werth, ich bin ungehorsam gegen dein Gebot gewesen, denn siehe, ich habe doch deinen Bäumchen die Früchte geraubt! Deine Reue versöhnt mich, sagte der Vater und hob den Sohn ans Herz; ich verzeihe dir, aber folge mir in den Garten!

§. 7. Und er führte den Knaben zu jenen Bäumchen, welche er an den Geburtstagen seiner Kinder gepflanzt hatte. Siehe, da war das eine größer geworden, hatte einen stärkern Stamm, denn das andere, und hing wieder voll schöner Früchte. Das andere aber, was Wilhelm gehörte, war klein geblieben, verwachsen und stand kahl und traurig da. Ringsum hatten nämlich Nesseln, Schlingpflanzen und anderes Unkraut gewuchert und dem Bäumchen die beste Kraft zum Wachsthum entzogen. So war es das kleinste geblieben. Warum, mein Sohn, fragte jetzt der Vater, giebt dein Bäumchen keine Frucht und steht so traurig da? —

§. 8. Der Sohn schlug die Augen zur Erde, Röthe bedeckte seine Wangen, und er sprach: „Das Unkraut trägt die Schuld." — Also verderben böse Gesellschaften die guten Sitten, redete ernst der Vater; möchtest du, mein Sohn, nie wieder vergessen, was dich das Bäumchen lehrt! Auch du ließest durch bösen Umgang dich verführen, und würdest du solchen künftig nicht vermeiden, so würden wir von dir vergeblich Früchte hoffen!

Aber Wilhelm umarmte den Vater mit heißen Thränen, vergaß dessen Lehre nie und wurde ein braver Mann.

45. Der Gärtner und das Bäumchen.

O Gärtner, möchtest du mir sagen,
Warum ich den Verlust erlitt? —
So sagt' ein Baum, den man beschnitt.
Der Gärtner sprach: Durch mein Bemüh'n
Wirst du im Frühling schöner blüh'n,
Und bess're Frucht im Herbste tragen.

Wie manches Nehmen giebt,
Wie manches Zögern eilet,
Wie manches Zürnen liebt,
Wie manch' Verwunden heilet! —

(?)

46. Der Spaziergang.

(II. Musterstück von Kellner.)

(Wortfamilie des Wurzelwortes: Gehen.)

An einem schönen Morgen, als kaum die Sonne aufgegangen war, fiel es Wilhelmen ein, auszugehen. Ich will, sagte der Knabe, langsam gehen, und schlenderte behaglich dem Walde zu. Dort wohnte ein Förster, mit dessen Sohne Wilhelm Umgang hatte. Auf seinem Wege begegneten ihm schon einige Fußgänger, welche mit verschiedenen Waaren nach der Stadt eilten. Der Knabe schlug nun weniger gangbare Pfade ein, und war bald am Eingange des Waldes. Tiefer darin sah er einen Greis, welcher mit unsicherem Gange im Gehölze umherwankte, um sich ein Bündel Reisholz zu sammeln. Wilhelm grüßte den Alten freundlich und empfand Mitleid über ihn.

Ich begehe keinen Fehler, sprach er zu sich selbst, wenn ich dem Manne ein wenig helfe. Er that es, und der Greis dankte herzlich.

Ach, sprach er, früher war mir dies Geschäft leichter. Doch Jugend und Kraft sind vergänglich; jetzt bin ich alt, da wird es mir sauer. Aber das Alter ist der Übergang zum Tode; bald werde ich in den Himmel eingehen.

Wilhelm gingen die Worte des Greises zu Herzen und er sprach: Guter Alter, ich werde dir deine Last bis vor die Stadt bringen, und dann kehre ich zurück. Der Besuch bei meinem Freunde soll mir deshalb nicht entgehen. — So that der Knabe, und der dankbare Greis wünschte ihm dafür alles Wohlergehen.

47. Die Eiche.

Wie angenehm ist doch eine Wanderung bei heiterm Himmel und ein wenig Wind durch einen Eichenwald! Der helle Sonnenschein, der vor meinem Eintritte in den Wald auf der Wiese zu meinen Füßen ausgebreitet lag, er lagert nun auf den hohen Kronen der Bäume, und ich werde sein nicht mehr gewahr. Kühler, dunkeler Schatten umgiebt mich in unabsehbarer Weite, und über meinem Haupte rauscht es überall und ohne Unterlaß in den beweglichen Blättern. Aber regungslos und fest stehen die Stämme der Eichen gesellig neben einander. Weit hin hat jede die kräftig geschwollenen Äste ausgebreitet, und auch diese ge=

waltigen Arme bleiben regungslos ausgestreckt, als kümmere sie nicht das rauschende Spiel ihrer flatternden Blätter. Es muß schon manches Jahrhundert in diesem Götterhaine der alten Deutschen gerauscht haben, denn mit dunklem Moose haben sich die Zweige bedeckt; selbst in die tiefen Risse der Stämme hat es sich eingenistet. —

Vor Zeiten saßen in dem heiligen Dunkel eines solchen Eichenwaldes die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem prophetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweiheten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn sie die tapferen Männer in die blutige Schlacht führen sollten. Ein Kranz von Eichenlaub krönte den Helden, wenn er siegreich aus der Schlacht wieder heimwärts zog; und wollten unsere riesigen Väter über Krieg und Frieden sich berathen, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier Wänden eines engen Hauses, sondern kamen in dem unabsehbaren Säulensaale eines Eichenwaldes zusammen, und ein kräftiger Lanzenschlag an das große Schild, das jeglicher bei sich trug, war das Ja und die Antwort auf die Rede ihres Führers. Schon lange ist dieses Geschlecht aus den Wäldern geschwunden, aber noch heute, wie sonst, hebet mit kräftigem Wuchs die Eiche ihr Haupt frei in die Höhe, daß es dem Wanderer ist, als wandle er durch eine Versammlung von ehrwürdigen Männern hindurch, die beharrlich den Anfang eines Jahrhunderts sechsmal begrüßten, ohne das ihr Haupt von der Last des Alters sich senkte.

Betrachten wir eine Eiche, so erscheint sie uns, ausgewachsen, als ein das Gepräge der Kraft tragender Baum, von meistens verhältnißmäßig dickem und kurzem Stamme, bedeckt mit starker, rissiger Rinde, von dicken, knorrigen, unregelmäßig vertheilten Ästen und frischem, dunkelgrünem, ziemlich gleichförmig vertheiltem Laube. Die Eiche scheint auf unserm Boden einheimisch zu sein und bildet da einen Hauptbestandtheil unserer Wälder; doch ist sie nicht so häufig, als an einigen Orten die Buche und an anderen das Nadelholz, vielleicht weil sie im Ganzen einen besseren Boden liebt, als diese beiden. Sie wächst sehr langsam und braucht einige Jahrhunderte, um den gewaltigen Umfang und die ansehnliche Höhe zu erreichen, die wir oft an dieser Baumart bewundern. Ungefähr eine ähnliche Zeit giebt man ihr zum allmählichen Vergehen, welches sich unter andern oft durch Hohlwerden ankündigt. Blumen und Blätter brechen in hiesiger Gegend im Laufe des Monats Mai, bald früher, bald später, je nachdem der Frühling ist, hervor. Die Eiche gehört zu den Bäumen, die erst spät grün werden; doch unterscheidet sich hier die Stieleiche von der gemeinen Eiche, indem sie oft schon im April ausbricht, weshalb man sie auch Sommer- und die andere Wintereiche genannt hat. Die Früchte der letzteren erreichen auch erst im Oktober oder November ihre Reife; während die der erstern schon im September zeitig werden. Rücksichtlich anderer Pflanzen bemerkt man, daß die Eiche Graswuchs und Unterholz unter ihren Zweigen leidet, welches manche Waldbäume nicht thun. Von Thieren, denen sie Nah-

rung und Aufenthalt gewährt, mögen hier nur die ihren Stamm durchlöchernde Weidenraupe, die an ihren Stielen und Blättern Galläpfel erzeugende Gallwespe und die sie ihres ganzen Laubschmuckes beraubende Prozessionsraupe genannt werden. Dem Menschen wird dieser Baum durch das vortreffliche Bau- und Werkholz, das er liefert, durch die Gerberlohe, welche aus seiner Rinde bereitet wird, durch die Mast, welche seine Früchte, die Eicheln, den Schweinen gewähren und durch verschiedenes andere sehr nützlich. Wem wäre es auch unbekannt, daß die Säure der Galläpfel, mit Eisen zusammengesetzt, Dinte bildet? Doch auch im Walde erfreuen die Massen des frischen, saftgrünen Laubes dieser Bäume im Frühling und die dunklere Farbe desselben im Sommer das Auge des Naturfreundes; staunend sieht er oft an ihrem gewaltigen Stamm hin zur mächtigen Krone empor, und gedenkt der Jahrhunderte, welche über sie dahin gezogen sind.

Als ein Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Sieges ist die Eiche oft von deutschen Dichtern gepriesen worden.

48. Ein Bild des Friedens aus dem deutschen Walde.

Giebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden, als das Rauschen der frischen Laubblätter eines schönen, deutschen Waldes? Wahrlich, dem keckſten wanderlustigen Gesellen wird das Herz weich, und er zögert, weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneuten Lebens, mit einander reden, wenn alles ringsumher säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich dann ins Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammen schlagen, die herzigen Blumen sich neigen, ihn auf die Wangen und Lippen zu küssen, und schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von seiner Heimath, von dem Vater- und Mutterherzen, von den Gespielen der Jugend. In traulichen Gesprächen neigt sich der stattliche Eichbaum zur reizenden, zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die schlanke Buche der ernsten Ulme zu vertrauen, und dazwischen plaudert unaufhörlich die ruhelose Espe. Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz.

Inmitten aller dieser üppigen Luft steht ein stummer, dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern spielt, — es ist der Tannenbaum mit seinen spitzigen, kleinen Nadeln. Liebend breitet er seine Arme aus; kein Neid lebt in seinem Herzen, und doch schaut er so traurig darein: wie ein kummervoller Mensch zwischen lachenden, spielenden Kindern, steht er zwischen den laubgeschmückten Bäumen. Selten, daß ein Vogel auf der Reise durch den Wald kurze Rast hält auf seinen Zweigen; versteckt er sich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die so unwiderstehlich lockt, Kühlung und Schatten zugleich verheißend. Die Bienen und die goldenen Käfer kehren auch nicht ein in das stille Wirthshaus „zum Tannenbaum"; einsam steht er im Frühling; einsam

bleibt er in der strahlenden Sommerzeit, ja selbst im Herbste gleicht sein Kleid allein einem Trauergewande; er allein trägt Leid inmitten der bunt geschmückten Bäume, die doch, trotz ihres Prangens, der Tod schon geküßt hat. — So kommt denn endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von seinen Dienern, den rauhen Winden. Grausam reißen sie alle zarten Blätter herab. Der Schneefürst streut eilig dicke weiße Flocken über die kleinen Leichen, über die ganze Erde, und alles Warme erstarrt vor seinem Anblick. Nur der Tannenbaum schaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Gott will nicht, daß alles Grün ersterbe, so lange und weil noch fühlende Menschen auf der Erde wohnen; darum drückte er dem Norden seinen Tannen- und Fichtenkranz auf das schneeige Haupt. Unter sein schirmendes Dach flüchten sich die Thiere vor dem eisigen Hauche des harten Winters, und genügsame Menschen harren dort einem späten Frühling froh und zuversichtlich entgegen.

So hat sich Friede und Freude, Schönheit und Lust getheilt zwischen Laub- und Nadelwald, wie sie beide unseres deutschen Vaterlandes Höhen und Thalgründe schmücken mit unvergänglichen Reizen.

49. Die Tanne.

Es spricht die Tanne guten Muths:
Ob ich an Frucht auch darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Wetter dräu'n, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe. (v. Auersperg.)

50. Der Baumstamm.

Sehe ich auf meinem Wege einen gefällten Baumstamm liegen, so kann ich nicht vorübergehen, ohne den Todten zu betrachten und sein Geschick zu erforschen. Ich zähle die Ringe auf der Durchschnittsfläche und weiß nun, wie alt er geworden, wie viel Jahre er gegrünt und geblüht hat. Ich sehe, daß einige der Jahresringe dünner und schmäler ausgefallen sind, als die übrigen, z. B. der sechste und siebente, das sind Hungerjahre für den Verstorbenen gewesen, da hat er mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt. Dagegen finde ich den zwölften ungemein breit; in diesem Jahre ist es ihm wohlergangen, da hat es an Sonnenschein und Regen nicht gefehlt. Ich bemerke ferner, daß der Kernpunkt, das Mark, nicht in der Mitte der Durchschnittsfläche liegt, daß auf der linken Seite des Stammes die Jahresringe enger zusammen stehen als auf der rechten, und weiß nun, daß nach seiner rechten Seite die Nahrung ihm reichlicher zugeströmt ist, als nach der linken. Vielleicht hat der Todte, der jetzt am Wege liegt, einst am Saume eines Waldes gestanden; vom Walde, wo er mit vielen seiner Brüder die Nahrung zu theilen hatte, konnte ihm nicht so viel gespendet werden, als von der Waldwiese. Doch ich sehe an meinem Stamme, daß nur die erste Hälfte seines Lebens diese Erscheinung bietet, die zweite Hälfte hat

die Jahresringe ringsherum gleichmäßig stark angesetzt. Wahrscheinlich sind seine Nachbarn früher gefällt als er; ihn, als einen Spätling, hat man noch eine Zeit lang stehen lassen.

51. Die Bäume.

Ich hab' die Bäume gar zu gerne
Und freu' mich ihrer wie ein Kind,
Weil ich aus ihrem Treiben lerne,
Daß sie des Menschen Freunde sind.

Den Knaben schon erfüllt's mit Wonne,
Sein Herz und Auge lacht entzückt,
Wenn in des jungen Lenzes Sonne
Der Baum mit Blüthenschnee sich schmückt.

Und sieht der Jüngling oft betroffen
Auf seiner Bahn das Glück entflieh'n,
So zeigt der Baum auf neues Hoffen
Mit seinen grünen Armen hin.

Wenn in des Mittags heißer Schwüle
Des Mannes Kraft ermattet sinkt,
So ist's der Bäume Schattenkühle,
Die liebevoll zur Rast ihm winkt.

Und wenn der Greis für seinen Jammer
Im Winter Trost und Hülfe sucht,
So wärmen Bäume seine Kammer
Und nähren ihn mit ihrer Frucht.

Sinkt dann am Schluß der Erdenträume
Der Müde zur ersehnten Ruh',
So senden ihm die guten Bäume
Sechs Bretter für sein Bettchen zu.

Und liegt er endlich längst vergessen
Im Stübchen unterm Rasendach,
Dann weinen Weiden und Cypressen
Ihm noch so manche Thräne nach.

(Busner.)

II. Sträucher.

52. Der Johannisbeerstrauch.

Gewiß, der Johannisbeerstrauch ist mir der liebste unter allen Sträuchern. Er breitet sich buschig aus, und seine langgestreckten Blätter haben eine sehr angenehme Form. Schon Ende Aprils sehen wir ihn in seiner ersten Herrlichkeit. An langen Stielen hangen dann die kleinen, gelben Blüthen, wie die Beeren an der Weintraube. Denkt euch den Strauch dagegen, wie er noch im März erschien. Da stand er kahl, seine Äste und Zweige wie todte Ruthen.

Wie die Blätter größer werden und wachsen, so entwickeln sich auch bald aus den Blüthen die Früchte. Eine Zeit lang bleibt uns dann der Strauch mit seinen großen grünen Blättern und den in Trauben hangenden, grünen Beeren als Hoffnungszeichen; aber hernach kommt die Zeit der schönsten Erfüllung. Allmählich färben sich die aus dem Laube hervorblinkenden grünen Trauben, die Beeren werden röthlich, größer und schöner, endlich neigen sich schwerbeladen die schwächeren Zweige.

Welche Fülle der Früchte! Und wenn Johanni kommt, dann strecken wir Kinder gerne die Hände nach erquickenden Gaben aus. Wir pflücken mit Wonne die weinsäuerlich schmeckenden Beeren, welche gleichsam sagen: Uns hat Allmacht und Weisheit geboren, und Liebe spendet uns aus.

Hat so der Strauch seine Gaben dargereicht, dann verkünden einige Monate darauf seine gelben und braunen Blätter uns sein Einschlafen. Sie fallen zur Erde und düngen den Boden, aus welchem der Strauch fürs kommende Frühjahr neue Kraft zieht.

Ja, der Johannisbeerstrauch ist schön! Er prangt zwar nicht mit duftenden, prachtvollen Blüthen, wie der Rosenstock; aber dennoch gewähren seine Blätter und reifen Beeren einen angenehmen Anblick. Er erfreut uns nicht bloß durch äußere Schönheit, sondern auch durch eine Fülle wohlschmeckender Früchte.

53. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. „Mich hat der Herr gepflanzt," sprach die erhabene Eiche, „Festigkeit und Anmuth, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." — „Jehova's Güte hat mich zum Segen gesetzt," sprach der umschattende Ahorn, „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes." — Und der Flieder sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." So rühmten alle, der Kirsch- und Pflaumenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten.

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint alles versagt zu sein: Stamm und Äste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten." Er sank darnieder und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er, da trat der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Geschöpf, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den grünen Saft, den erheiternden Trank für die mühebeladenen Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock zu seinem Herrn sich nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen entfruchtet da. Er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquickt den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! Im unansehnlichen Rohre quillt der süße Saft. Die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

54. Der Fliederstrauch.

Es giebt nicht viele Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich wären, als der Flieder, dessen grünes Blätterdach mit den blaßgelben, reichblüthigen Trugdolden uns so oft in der Nähe der Dörfer, hinter Mauern und Zäunen entgegenschimmert. Die in der Jugend grüne, im Alter graue und rissige Rinde, so wie die Blätter

gebraucht man zum Färben, das alte gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr alle wißt, wie nette Knallbüchsen sich aus den ausgehöhlten Ästen anfertigen lassen. Wird man von Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Blättern des Flieders nicht selten die besten Dienste, und bei Erkältungen ist kaum etwas besser geeignet, wohlthätigen Schweiß zu erzeugen, als der Genuß des Fliederthee's oder des Fliedermußes, welches letztere man aus den reifen schwarzen Beeren bereitet. Der Apotheker gebraucht außerdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige, und in Schwaben tauchen die Leute die ganze Blüthendolde in einen Mehlteig und verspeisen sie als „Holderkuchle". Summa: es ist nichts am Fliederstrauch, was nicht der Mensch benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, daß den alten Wenden der Fliederstrauch heilig war. Auch können wir wohl den Worten jenes naturkundigen Mannes Beifall schenken, der da sagte: „Vor jedem Fliederstrauche sollte man die Mütze abnehmen!"

55. Lob der Schönsten.

O Rose, öffne deinen Kelch,
Damit wir Wunder seh'n;
Mit Wohlgeruch bist du erfüllt,
Und dabei auch so schön.

Du, Rose, prangst vor allen hold
In deiner Schwestern Zahl;
Dir gleichet nicht der stolze Mohn,
Das Veilchen nicht im Thal.

Doch hast du auch der Dornen viel,
Die schützen immer dich,
Und wenn ich einst dich pflücken will,
So stechen Dornen mich.

Vollständig ist kein Blumenstrauß,
Bist du nicht auch dabei,
Und sind's die schönsten Blumen auch
Von Farben allerlei.

Und weil du bist so hold und schön,
Sinkt alles vor dich hin
Und pflücket dich aus Lust und nennt
Dich Blumenkönigin.

Wie schön die Knospen um dich her,
Wie schön ein jedes Blatt!
O gütig, gütig muß der sein,
Der dich geschaffen hat.

(Rückert.)

III. Kräuter.

56. Die Blumen.

Unter allem, was der Frühling Schönes bringt, ist doch nichts so schön, als seine Blumen.

Ich begreife nicht, wie man anders kann, als die Blumen lieben. Wer nicht die Blumen liebt, muß noch nie eine Blume recht betrachtet haben, oder es muß etwas in ihm sein, was ihn überhaupt der reinen Liebe unfähig macht.

Welch ein unschuldiges, einfältiges, demüthiges, fröhliches Wesen in den Blumen.

Jede Tugend hat ihr reizendes Sinnbild in der Blumenwelt: der zarte Sinn, die Bescheidenheit, die Geduld, die Sanftmuth, die Herzensreinheit, der Glaube, die Hoffnung, der Himmelssinn.

Am meisten lob' ich mir die Blumen des Mai's! Sie haben meist so helle lustige Farben, ein so frisches, fröhliches Ansehen, so ein leichtfertig unschuldiges Wesen.

Sie stehen so in Haufen zusammen und nicken muthwillig einander zu. Sie blühen so lebendig hinauf in das Licht. All seinen Glanz im Angesichte, in all seine Schimmer gekleidet, sind sie wie die Tage ihres Lebens. Sie scheinen uns zuzurufen: „Seht doch, wie wir guter Dinge sind! jetzt ist die schöne Zeit, da soll alle Welt fröhlich sein."

Auch die ersten Kinder des Jahres, das Schneeglöckchen, das Leberblümchen, die Primel, der Krokus und das Veilchen nehmen sich in ihrer unschuldigen Einfachheit ungemein lieblich aus. „Seht," sprechen sie, „wir sind wieder da; es ist zwar noch kalt, aber wir machen uns nicht viel daraus, wir sind daran gewöhnt, uns friert nicht leicht; wir konnten es nicht mehr aushalten unter der Erde, darum mußten wir hinaus in den lustigen Tag, in das liebliche Leben und euch sagen, daß der Frühling kommt!"

57. Das Leben der Blumen.

(XVII. Musterstück von Kellner.)

a. Einfachste Darstellung.

Die Erde giebt allen Pflanzen, also auch den Blümchen, Nahrung, so wie die Mutter ihren Kindern Nahrung giebt. Im Winter sind jedoch draußen keine Blumen zu finden, und die Wurzeln derselben, welche in der Erde verborgen sind, fangen erst wieder an, Knospen zu treiben, wenn der warme Frühling kommt. Da freut sich alles über die lieblichen Blumen; sie werden von vorüberfließenden Quellen getränkt, Vögel und Insekten flattern um sie her, die Sonne bescheint sie so freundlich, und selbst der Mensch freut sich über die Ankunft der schönen, bunten Blümchen. An jedem Morgen aber werden sie durch den funkelnden (glänzenden) Thau erfrischt und gereinigt. — Die kleinen, dankbaren Blumen möchten auch gern uns alle noch mehr erfreuen. Sie verbreiten daher, so lange sie blühen, einen angenehmen Geruch und werden deshalb nur noch mehr geliebt. So blühen sie zu aller Freude fort, bis der Herbst kommt, wo sie wieder verwelken, um uns abermals im nächsten Frühlinge zu erfreuen.

b. Poetische Darstellung.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Wie liebt euch die Erde so warm!
Wohl seid ihr der Mutter lieblichste Zier,
Drum trägt sie euch schützend im Arm;
Und brauset der Herbstwind durch Felder und Wald
So rauh und kalt,
Dann hält sie mit zärtlichem Sorgen
Euch tief in dem Schooße verborgen.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Dann schlaft ihr der Mutter im Arm!
Sie heget und pfleget euch für und für,
Bis Lüftchen im Lenze so warm.
Dann schlüpft ihr hinaus in die sonnige Welt,
In Busch und Feld,
Und lasset mit wonnigem Lächeln
Euch wieder von Westen umfächeln.

Blumen, freundlichen Kinderchen gleich,
Froh küssen euch Quellen den Fuß,
Und Vöglein, tändelnd durch Waldesgesträuch,
Sie bringen in Liedern den Gruß,
Und gehet die herrliche Sonne dort auf,
In ihrem Lauf
Blickt strahlend so warm sie hernieder
Und küsset euch Blümelein wieder.

Bienen kommen in freudiger Hast,
Lang' haben sie euch nicht geschaut,
Bitten sich summend und brummend zu Gast,
Der Schmetterling grüßt euch vertraut.
Vor allen der Mensch mit der fühlenden Brust,
In stiller Lust,
Begrüßet euch Lieblichen wieder,
Euch weihend die schönsten der Lieder.

Blumen, dankend drum öffnet ihr auch
Den würzigen duftenden Schooß,
Und lebenerfrischender, stärkender Hauch,
Reißt statt der Sprache sich los. —
So lebt ihr mit heiterem, liebendem Sinn
Im Lenze hin,
Und wehet der Nordwind hernieder,
So kehret zur Mutter ihr wieder.

(Kellner.)

58. Die Hyazinthe.

(XIV. Musterstück von Kellner.)

§. 1. Sophie war betrübt, daß der Winter so lange währte. Denn sie liebte die Blumen, und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühlinge, und daß der Winter vorübergehen möchte.

§. 2. Da sprach der Vater: Siehe, Sophie, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht, du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen.

§. 3. Wie vermöchte ich das, mein Vater, antwortete das Mädchen. Es ist ja Schnee draußen, und die Erde ist hart wie ein Stein. — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann, und hatte es niemals gesehen.

§. 4. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde, und Sophie that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob er auch im Ernste geredet; denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

§. 5. Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Scherben, grüne Blättchen trugen sie empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte Sophie, klatschte in die Hände und verkündete dem Vater und der Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens. Darauf benetzte Sophie die Pflanze mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder.

§. 6. Der Vater sah es an und sprach: So recht, mein Kind! Dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl des freundlichen Auges giebt der Wohlthat, welche die Hand reicht, ihren Werth. — Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Sophie!

§. 7. Nun kamen die Blätter aus dem Schooße der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward Sophiens Freude noch größer. O, sagte sie mit inniger Freude, ich will auch wohl zufrieden sein, wenn keine Blüthe kommt. Genügsame Seele! sprach der Vater, dir wird mehr gegeben werden, als du zu hoffen wagst. — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

§. 8. Sophiens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jedem Tage, so wie die Blume sich allmählich entfaltete. Mit vorsichtiger Hand sprengte sie Wasser darauf, und fragte, ob es genug oder zu viel, und ob es wohl zu kalt sein möchte. — Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, dann trug sie leise wandelnd die Pflanze hinüber in den Sonnenschein; und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

§. 9. Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief Sophie am Abend ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traume ihre Hyazinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühte, und Sophie sich getäuscht sah, war sie deshalb unbekümmert und sprach lächelnd: Es kann ja noch werden. —

§. 10. Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe wohl die Blume sich kleiden würde, und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet!

§. 11. Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten, smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in voller jugendlicher Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederschein der Morgenröthe oder dem zarten Duft auf Sophiens Wangen. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen.

§. 12. Sophie konnte die Herrlichkeit nicht fassen; ihre Freude war daher still und ohne Worte. Sie lag vor der Blume auf ihren Knieen und schaute sie an. —

§. 13. Da trat der Vater herzu, und sah sein geliebtes Kind und die blühende Hyazinthe an und ward gerührt und sprach: Siehe, wie du deine Hyazinthe liebst, so und noch mehr lieben wir dich!

§. 14. Da sprang das Mädchen auf und umarmte den Vater. Nach langer Umarmung sprach sie mit leiser Stimme: O, ich möchte euch auch so erfreuen, wie sie mich erfreut hat! —

59. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume gehört mit zu den lieblichsten Erscheinungen des Frühlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker, aufrechter Stengel, der an seiner Spitze eine größere Anzahl Blüthen von schöner Farbe und lieblichem Geruche trägt. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus, und die Mägdlein pflücken sie mit dem blauen Veilchen zum wohlriechenden Fensterstrauße. Die Namen „Schlüsselblume" und „Himmelsschlüsselchen" hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name „Primel", den sie führt, heißt „Erstling des Frühlings".

60. Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Veilchen
Unten im Thal am Bach.
Da dacht' es einmal nach und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
Lohnt sich kaum der Müh',
Muß mich überall bücken und drücken,
Bin so ins Niedre gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt;
Drum wär' es ganz gescheidt gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich aufs Wandern.
„Drüben der Hügel wär mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn,
Dahin will ich gehn!"
Und so, im behenden Lauf,
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick.
Aber auf jenem Berge dort, das wär' ein Ort,
Wo ich wohl möchte stehn, um die weite Welt zu sehn.
Drum wär es noch gescheidter gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt sich aufs Wandern.
Doch den Berg hinauf geht es nicht in so raschem Lauf.
Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n,
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn, kommts Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön,
Aber alles kann man doch nicht sehn;
So ein Berg ist doch nur ein Zwerg,
Auf der Alp da droben, das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Englein musiciren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!" —
Und aus dem Berge wo es stand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begiebt sich noch einmal aufs Wandern.
Die Reise macht diesmal viel Beschwer;
Kein Weg, kein Steg war rings umher;
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick;
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück;
Da setzt es die letzte Kraft noch dran,
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein;
Der Wind, der bläs't so hart;
Das Veilchen vor Frost erstarrt:
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäckchen werden weiß;
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis:
„Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
D'rauf sank es um und blieb stumm. —
Hast du im Thal ein sichres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!

(Förster.)

61. Räthsel.

Den sich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört 'nem Vogel
Zum Eigenthume
Und wächst im Garten
Als eine Blume.

(Rückert.)

62. Die Sonnenblume.

Die Sonnenblume liebt das Licht,
Sie will sich stets zur Sonne drehen;
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen.

63. Rosen und Vergißmeinicht.

An dem Silberquellchen,
Das durch grünes Moos
Seine muntern Wellchen
Hell und klar ergoß,
Saß ein Hirtenmädchen,
Sanft geschützt vom Grün
Zarter Erlenblättchen
Vor der Sonne Glüh'n.

Wie im Paradiese
Froh und hoch beglückt,
Hatte auf der Wiese
Blumen sie gepflückt;
Unter Blumenträumen
Schlummerte sie ein,
Und auf allen Bäumen
Sangen Vögelein.

Träumend sah voll Freude
Sie — gar hold und schön, —
Im schneeweißen Kleide
Einen Engel steh'n. —
Seine Locken kränzten
Rosen, hell wie Licht,
In der Rechten glänzten
Ihm Vergißmeinnicht.

„Ich, der Unschuld Engel,"
Sprach er, „dir gesandt,
Biet' durchs Thal der Mängel
Traulich dir die Hand.
Soll ich nun auf deine
Wege Rosen streu'n,
So, du gute Kleine,
So — Vergiß nicht mein!"

(Chr. Schmid.)

64. Blumenklagen.

Die Blumen im Felde klagen:
O ständen wir droben im Wald!
Wo schattig die Bäume ragen,
Welch glücklicher Aufenthalt!

Die Blumen im Walde weinen:
O wären wir drunten im Haag:
Wie säh'n wir die Sonne scheinen
So herrlich den ganzen Tag.

(A. Schults.)

65. Einladung.

Liebe Emma!

Du weißt schon, daß ich ein Gärtchen habe, in welchem ich alle Jahre schöne Blumen pflanze. Unter allen, die mir während dieses Sommers Freude machten, war mir aber keines so lieb, als ein einfaches Erdbeerensträuchlein. Höre, warum gerade dieses deiner Marie so viele Freude brachte.

Ich ging in den ersten Tagen des April mit meiner Mutter spazieren. Es hatte die Woche vorher stark geregnet und dazwischen recht arg gestürmt. Als wir nun am Fuße eines Felsens vorbeigingen, erblickte ich ein zartes Erdbeersträuchlein, welches schon von der warmen Märzsonne hervorgelockt war. Aber die Regengüsse und Stürme hatten es wieder aus der Erde gerissen, so daß es nur noch mit wenigen Würzelchen fest hing. Das arme Pflänzchen dauerte mich, ich machte es vollends los, und nahm es mit nach Hause in mein Gärtchen. Hier suchte ich ihm ein sonniges, aber doch auch kühles Plätzchen aus, grub eine Vertiefung und pflanzte mein armes Waislein hinein. Ich versäumte nicht, es fleißig zu begießen, und siehe da, schon im Mai bekam es sieben schöne weiße Blüthen, welche gleich Sternen glänzten. Meine Freude wurde aber noch vermehrt, als es endlich sogar sieben Beeren trug, welche sich täglich mehr rötheten und jetzt wie Rubinen glänzen. Ist es nicht, als ob das Pflänzchen mir für meine Sorgfalt dankbar sein wollte? —

Willst du es selbst sehen und meine Freude theilen, so besuche nur bald
Deine
N. Marie Blumenreich.

66. Hanf und Flachs.

Diese beiden Gewächse, welche in Deutschland fast allenthalben angebaut werden, verdanken ihre Verbreitung weder ihrer Blüthe, noch ihren Früchten, sondern ihrem Stengel. Dieser enthält nämlich zähe Fasern (Bast), welche, nachdem sie von den spröden, holzigen Schalen befreit sind, biegsame Fäden geben, die sich spinnen lassen. Welchen unendlichen Nutzen diese gewähren, kann sich jeder selbst aufzählen, wenn er an die Waaren des Seilers, an die Fäden, von dem Pechdrathe des Schusters bis zu dem Zwirn der Nätherin, an die Leinwand von dem groben Packtuche bis zu dem feinsten Battist denkt. Zwar hat man in neuerer Zeit die ausländische Baumwolle vielfach an die Stelle des Flachses gesetzt, aber das feinste und dauerhafteste Gewebe bleibt immer die Leinwand. Der Hanf hat den Vorzug größerer Festigkeit und Dauerhaftigkeit, aber Feinheit und Schönheit bleibt auf der Seite der flächsenen (leinenen) Gespinnste. Und wie viele Personen finden Arbeit und Verdienst bei der Behandlung dieser beiden Gewächse! Der Bauer, welcher pflügt und säet, die Weiber, welche die Winterabende durch Spinnen und Haspeln kürzen, im Herbste brechen, schwingen und hecheln, im Sommer das gefertigte Tuch bleichen, die Weber, welche spulen, zetteln und weben, die Färber, welche dem Garn oder der Leinwand eine andere Farbe geben; alle haben ihren Vortheil von dem Anbau dieser Pflanzen, den Seiler gar nicht gerechnet. Dazu kommt, daß Hanf und Flachs öligen Samen bringen, welcher sich mannigfaltig benutzen läßt, der Hanf mehr als Futter für im Käfig gehaltene Vögel, der Lein aber zu Öl. Zwar hat das Leinöl nicht den guten Geschmack des Mohnöls, des Nußöls u. s. w., allein zu Firniß und Ölfarbe ist es unter allen das brauchbarste. Und der Flachs trägt reichlich. Aus seinen blauen Blüthen bilden sich erbsengroße Knoten, in deren Fächern die platten Leinkörnchen in Menge sitzen. Wenn die Sonne die Knoten gesprengt hat, fallen die Körnchen meistens von selbst heraus, doch hilft man durch Dreschen noch nach. Obgleich die Arbeit bei dem Bau und der Zubereitung des Flachses nicht leicht ist, so herrscht doch gewöhnlich große Fröhlichkeit dabei, freilich bisweilen auch Leichtsinn, indem man bei dem Dörren mit dem Feuer nicht vorsichtig umgeht. Es sind schon ganze Ortschaften dadurch in Feuersnoth gekommen.

So groß die Ähnlichkeit in der Behandlung des Hanfes und Flachses ist, so ungleich sind die Pflanzen selbst. An dem Hanf ist alles größer und gröber, mannshohe Stengel, dickere, runde Samenkörner, widriger Geruch, unschöne Blüthe; an dem Flachs ist dies alles anders. Dennoch erträgt der letztere mehr Kälte und kommt in geringerem Boden fort. Der beste Lein kommt aus Rußland, der beste Hanf aus Italien. Übrigens läßt sich aus Brennnesseln noch feinere Leinwand bereiten, als aus Flachs. Wäre es nur nicht so mühsam!

67. Die Kartoffel.

Bei der Kartoffel können wir auf unserer Wanderung durch das Pflanzenreich unmöglich vorübergehen, ohne sie ein wenig näher anzuschauen. Die armen Irländer von 1846 könnten euch ein Liedlein singen von dem Werthe derselben; denn in diesem Jahre allein starben ihrer Hunderttausende den Hungertod, weil die Kartoffel, wie in ganz Europa, besonders in ihrem Lande, mißrathen und krank geworden war. Auch unsere deutschen Brüder, die armen Weber in Schlesien, könnten euch noch manches davon erzählen, was es heißt, eine Kartoffel haben und nicht haben. Und ich wette, es hat schon mancher unter euch ein schief Gesicht gezogen, wenn die Frau Mama nichts weiter als ein Schüßlein mit Kartoffeln auf den Tisch setzte und noch dazu recht dankbar zu oben sagte: „Gesegn' es Gott!" Wem der Fall mit dem sauren Gesicht noch einmal begegnen sollte, der denke nur an die hunderttausend Irländer! — Dreifach gesegnet sei der noch in seinem Grabe, welcher die Kartoffel zuerst aus dem nördlichen Amerika nach Europa brachte, mag es nun Franz Drake im 16. Jahrhundert oder ein anderer gewesen sein; denn genau ist's nicht bekannt.

Wie die Kartoffel mit Wurzel, Stengel, Blatt und Blüthe aussieht, das wißt ihr alle; vielleicht aber hat mancher von euch die uns nährende Kartoffel für die Früchte des Gewächses gehalten, während die doch nichts weiter als jene gelblich grünen Äpfelchen sind, welche sich gegen den Herbst aus der Blüthe entwickeln. An der Kartoffelblume werdet ihr bisher wohl nicht viel Schönheit gefunden haben, und doch hat sie einst der unglückliche König Ludwig XVI. von Frankreich im Knopfloche und seine Gemahlin auf dem Hute getragen, wie es auch in neuester Zeit die Königin von Griechenland that, die aus dem Oldenburger Lande stammt, wo man auch die Kartoffeln recht gut kennt. Das haben diese Großen der Erde aber gethan, um die Kartoffelpflanze bei ihren Völkern erst in Aufnahme zu bringen, aus keinem andern Grunde, und das nenn' ich doch schön! Die Blüthe besitzt außen eine grüne Hülle, den Kelch und eine Blumenkrone, welche weiß oder blau erscheint. In ihrer Mitte befinden sich die Staubbeutel, gelb gefärbt und zu einem kegelförmigen Körper dicht an einander gepreßt. Mitten aus ihnen heraus schaut ein feines grünes Stielchen mit einem knopfförmigen Köpfchen. Nehmt ihr davon die Staubbeutel weg, so steht es auf einem kleinen kegelförmigen Körperchen, dem Fruchtknoten, welcher, da er über der Blumenkrone steht, ein oberständiger heißt. In diesem befinden sich nun die Eierchen, in denen sich der Samenkeim entwickelt und erst fertig ist, wenn der Fruchtknoten zu einer großen, runden fleischigen Beere angeschwollen ist, in welcher die Eierchen nun als Samen stecken. Diese Beere allein ist die rechte Kartoffelfrucht, welche auch der Freund, dem Drake einige Kartoffeln zur Aussaat nach Europa geschickt hatte, für dasjenige hielt, was höchst schmackhaft sein sollte. Er hatte die Knollen in die Erde gesteckt, und da es nun Herbst war und die Samenäpfel gelb wurden, lud er eine

Menge vornehmer Herren zu seinem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel. Der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens im Herbste ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen; er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, daß er den Gärtner fragte, was das für Knollen wären. Dieser sagte, daß sie unten an der Wurzel des fremden Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann seine Freunde wieder zu Gaste. Diesen schmeckte das Mahl vortrefflich, und sie wurden inne, wie sehr der Mensch irren kann, wenn er nur nach dem urtheilt, was an der Oberfläche ist.

Wir kehren indeß zu unserer Kartoffelblüthe zurück. Wenn ihr die einzelnen Theile derselben genauer ansehet, so werdet ihr finden, daß die Theile des Kelches, der Blumenkrone und die Staubbeutel in gleicher Anzahl vorhanden sind. Fünf am Grunde verwachsene Blätter bilden den Kelch, fünf ebenfalls unten mit einander verbundene die Blumenkrone, und fünf haben sich zu Staubfäden gestaltet.

Die Kartoffel habt ihr nun schon manches Jahr genossen, und viele Menschen hat sie vielleicht fast allein erhalten. Doch setzen wir uns gedankenlos so oft zu Tische, doch lassen wir uns so oft munden Speis' und Trank, ohne daß wir uns die Frage vorlegen: Wie kommt es denn eigentlich, du guter Gott, daß diese Knollen im Stande sind, uns zu ernähren? Solch eine Frage bei Tische ist auch ein stilles Gebet, weil es zum Vater führt; aber Klatschereien über den Nächsten führen nicht dahin. Wenn ihr auf eurem Teller eine Kartoffel zerschneidet, so bemerkt ihr an eurem Messer eine mehlartige Masse. Diese nennt man das Stärkemehl. Wenn die Frau Mutter einmal die rohen Kartoffeln zerreibt, um daraus die Kartoffelklöße zu verfertigen, und ihr euch dazu gesellt aus Neugierde und Ungeduld, daß sie nicht gleich fertig sind, wie der Brei in die Schüssel fällt, so könnt ihr dabei schon etwas lernen, was besser wäre, als daß ihr gedankenlos in den Topf gucktet. Ist nämlich der Brei ausgedrückt vom Saft, so senket sich in der Flüssigkeit eine Mehlart von glänzendem Ansehen rasch zu Boden. Das ist die Stärke in reiner Gestalt. Nun besteht die Kartoffel auch noch aus einem faserigen Theile, eben jenem Brei. Das ist das Zellengewebe, das aus Tausenden von Zellen zusammengesetzt ist. In jeder

derselben befindet sich das Stärkemehl eingeschlossen, Korn an Korn. Es besteht nämlich dieses Mehl aus unzähligen einzelnen Stückchen, die wie runde oder eckige Zellen erscheinen. Im Innern lagern bei der Kartoffel viele Schichten kreisförmig um einen Kern, so daß ein Kreis in einem andern steckt. Es ist eine wahre Pracht, dies unter dem Vergrößerungsglase zu schauen. Das Stärkemehl ist der vorzüglichste Nahrungsstoff der Kartoffel für das thierische Leben und für die Pflanze selbst von ähnlicher Bedeutung; denn hier ist es die Grundlage für die Bildung neuer Zellen, also für das Wachsen der Pflanze. Darum ist dieser Stoff aber auch weit verbreitet im Pflanzenreich; denn wie in der Kartoffel ist er auch im Eichbaum, in den Flechten, in dem Getreide, in den Hülsenfrüchten u. s. w. enthalten. Weil er so außerordentlich leicht in andere Stoffe umgebildet werden kann, so ist er so sehr zur Ernährung geeignet.

Die Kartoffel hat eben so viele, wie seltsame Verwandte, und ich möchte doch wohl wissen, ob ihr sie hier zu Lande erkennt. Was würdet ihr z. B. zum Nachtschatten sagen, oder zur Judenkirsche, oder zur Tollkirsche, der Belladonna, oder zum Bilsenkraut, zum Stechapfel, zum Tabak? Das alles sind Verwandte der Kartoffel, jedoch wie seltsame! Ist die Kartoffel gleichsam unseres Lebens guter Engel, so könnten jene die bösen sein; denn sie strotzen voll Gift, wenn ich die Judenkirsche ausnehme. Und doch sind wiederum diese giftigsten aller unserer deutschen Kräuter heilsame Arzeneien, sorgsam angewendet in der kundigen Hand des Arztes. Manche Familie unter den Menschen gleicht jener der Kartoffel, wo böse und gute Mitglieder unter einer Verwandtschaft vereinigt sind. Macht euch daraus die Nutzanwendung!

IV. Gräser.

68. Das Getreide.

Die wichtigsten unserer Feldfrüchte gehören zu den Gräsern. Sie haben deshalb hohle Halme mit wenig Saft und schmalen, sparsam anliegenden oder herabhängenden Blättern. Die Knotenabsätze, welche den Halmen hinreichende Festigkeit geben, um eine mit 30 bis 40 Körnern gefüllte Ähre tragen zu können, stehen unten näher beisammen als oben, weil die weite Röhre mit der dünnen Schale sonst leicht knicken würde. Die Hohlheit der Halme ist eine sehr weise Einrichtung. Dadurch ist nämlich das Getreide leicht zu schneiden, leicht zusammenzubinden und heimzuschaffen; das Stroh ist zum Streuen und Düngen weit geeigneter als irgend ein anderes Gewächs, denn es giebt ein elastisches Ruhelager für das Vieh, in seine Höhlungen dringt die Mistjauche mit Leichtigkeit ein, und befördert die schnelle Verwesung. Überdies dient es zu allerlei Kunstarbeiten, zu Strohhüten, Körben, geflochtenen Decken und Matten. Endlich deckt man noch an vielen Orten die Dächer mit Stroh, obgleich man gefunden

hat, daß die Wohlfeilheit derselben die Gefahr bei Feuersbrünsten nicht vergütet. Der tüchtige Landmann weiß sein Stroh jetzt besser zu verwenden, als es auf das Dach zu legen, und manche Regierungen haben die Strohdächer geradezu verboten. Den Samen tragen die Halmenfrüchte entweder in Ähren, d. h. in dicht an einander schließenden Hülsen (Spelzen) oder in Rispen, d. h. in traubenartig hängenden gestielten Samenhüllen. Von der ersten Art ist Waizen, Roggen, Gerste, von der andern der Hafer. Einige Getreidesorten lassen beim Dreschen sogleich den reinen Kern gehen, andere behalten noch eine Umhüllung (Spelz), welche auf besonderen Mühlen abgeschält werden muß. Die letzteren heißen rauhe Früchte. Überhaupt herrscht eine große Mannigfaltigkeit unter dem Getreide. Sorten, welche in der einen Gegend vortrefflichen Ertrag liefern, mißrathen in der andern. Man muß also die Erfahrung um Rath fragen, nicht steif bei dem Alten beharren, aber auch nicht durch unnöthige Neuerungen Zeit und Geld einbüßen.

Der Roggen heißt, weil er in Deutschland die vorherrschende Brodfrucht ist, auch Korn. Es giebt Sommer- und Winterroggen. Der Sommerroggen entgeht zwar der Gefahr, im Winter durch Kälte, Nässe, Schnecken oder Mäuse zu leiden, liefert aber bei weitem nicht so gutes Mehl, als der Winterroggen. Überhaupt ist der Unterschied unter den Körnern je nach dem Boden und der Gegend bedeutend verschieden. Das von den Küsten der Ostsee und aus Polen kommende Korn hat bei weitem nicht die Güte des im Innern von Deutschland erzeugten.

Eine wärmere Gegend und einen bessern Boden erfordert der Weizen, die schönste aller Getreidearten. Sein glattes, helles Korn mit blendend weißem Mehle hat ihm den Namen weiße Frucht, und seinen Ähren die Ehrenbenennung goldene Ähre verschafft. In der That sieht ein blühendes oder reifendes, vom Winde bewegtes Weizenfeld herrlich aus und verkündigt gewissermaßen schon die Fruchtbarkeit einer Gegend. Das Weizenbrod ist indessen weniger kräftig, als das Roggenbrod und wird auch leichter trocken. Im Ganzen gilt der Weizen als die edelste und zu den verschiedensten Zwecken nutzbarste Gattung des Getreides.

Der Spelz oder Dinkel kommt ihm bei weiten nicht gleich, wenn auch sein Mehl weißer aussieht. Denn das Mehl trocknet schnell, so daß das daraus Gebackene nur frisch einen angenehmen Geschmack besitzt. Die Körner sind aber auch mit rauher Schale (Spelz) umgeben, so daß sie weder ein schönes Aussehen haben, noch auch unmittelbar zum Mahlen dienlich sind. In Norddeutschland ist diese Getreideart fast ganz unbekannt, und in Süddeutschland zieht man ihr doch auch in den fruchtbarsten Gegenden den einträglicheren Weizen vor.

Die Gerste wird meistentheils als Sommerfrucht gezogen und hat unter allen Getreidearten die längsten und stechendsten Grannen. Doch giebt es auch bartlose Gerste. Das Gerstenbrod schmeckt süßlich, wird

aber bald trocken und rissig, weshalb man lieber Gerste und Korn mengt. Fast noch bedeutender aber ist ihr Verbrauch als Malz zu Bier und Essig und als Futter für Mast= und Federvieh. Auch wird sie geschält, um als Zuthat in Suppen zu dienen.

Weit weniger mehlreich ist der Hafer, der in Rispen (oder Fahnen) an dem Halme hängt, und selbst in den rauhesten Gegenden fortkommt. Als Futter für die Pferde dient er allenthalben, aber als Brodfrucht nur in den ärmsten Bezirken unseres Vaterlandes. Geschält oder als Grütze ist er aber auch in milderen Gegenden zu Suppe oder Brei beliebt. In Maaßen sperrt sich der Hafer, so daß sein Gewicht leichter ist, als das alles übrigen Getreides.

69. Das tägliche Brod.

O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!
Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe,
O wundervolle Himmelsgabe!
Ein Halm erstand, des Auges Labe,
Mit hellem Grün im Morgenroth.
O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!

Von Liedern war der Halm umklungen;
Gott hat den schönen Halm bewacht.
Die Lerche hat sich aufgeschwungen;
Von Liedern war der Halm umklungen;
Auch Heimchen haben ihm gesungen,
Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht.
Von Liedern war der Halm umklungen;
Gott hat den schönen Halm bewacht.

Und von geschnittnen goldnen Ähren
Kommt Segen nun in jedes Haus,
Die Mühle klappt, den Kern zu klären,
Und von geschnittnen goldnen Ähren,
Muß weiter sich der Kern bewähren
In Fluth und Ofenflammenbraus.
Und von geschnittnen goldnen Ähren
Kommt Segen nun in jedes Haus.

Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seist du früh und spät!
Mit heil'gem Brod versorg' uns alle;
Du Geber in der Sternenhalle,
Erfreu' mit Erntejubelschalle
Auch den, der oft nur Thränen sä't!
Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seist du früh und spät.

(P. H. Welker.)

V. Moose.

70. Die Moose.

Das Moos wächst, wie ihr wisset, auf alten Bäumen, Sträuchern, Steinen, Dachziegeln so gut wie auf der Erde, besonders in Waldungen, Wiesen und Gärten. Sie haben Wurzeln, Stengel und Blätter wie andere Gewächse, wenn diese Theile auch nicht allemal mit bloßen Augen wahrzunehmen und zu unterscheiden sind. Im Herbste und zu Ende des Winters, besonders im Februar, zeigen sich die Moose in ihrer vollkommensten Gestalt; denn in dieser Zeit herrscht die meiste Feuchtigkeit in der Natur, und die Feuchtigkeit ist das wahre Element der Moose. Im Sommer dagegen haben sie größtentheils ein trauriges Ansehen, sie trocknen dann zusammen und verdorren. Bringt man sie aber ins Wasser, so leben sie wieder auf und breiten sich aus. Unter den Moosgewächsen herrscht eine große Mannigfaltigkeit, alle aber haben einen scharfen und bittern Geschmack, einige auch einen angenehmen Geruch. — Nützlich sind uns die Moose dadurch, daß man sie zum Polstern benutzen, Löcher und Spalten in Schiffen damit verstopfen und allerlei Waaren und Gewächse weich damit verpackt versenden

kann. In den Wäldern findet man die Bäume besonders von der nordwestlichen Seite mit Moos bewachsen, weil die Moospflanzen hier schattig, kühl und feucht stehen; man kann sich daher im Walde durch dieses Merkmal einigermaßen zurecht finden. Wenn die Moose einen Baum zu sehr einnehmen, so verursachen sie die Fäulniß der Baumrinde und führen nach und nach, gleich einer Krankheit, den Tod des Stammes herbei. An den Obstbäumen sind sie noch dadurch verderblich, daß sie einer Menge schädlicher Insekten zum Aufenthalt dienen. Man reinigt darum die Bäume öfters durch Waschen mit Lauge und Kochsalz, oder durch Anstreichen mit Kalkmilch, oder am besten durch Abbürsten des Mooses.

71. Das Moos.

Zu Füßen dir das nied're Moos,
Zufrieden ist's mit seinem Loos
Und wünschet nicht: o wär' ich groß!

Vernehmlich ist mir, wie es spricht:
Und rag' ich auch gen Himmel nicht,
Mich findet doch das Sonnenlicht.

(A. Schults.)

VI. Schwämme und Pilze.

72. Die Schwämme.

Die Schwämme sind sehr unvollkommene Gewächse, an welchen man nicht, wie an anderen, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte unterscheidet. Sie erzeugen sich von selbst aus Keimen, die meistens in faulenden oder modernden Stoffen aufgehen und wieder das Vermodern, z. B. des Holzes befördern. Manche stehen auf einem Strunk, über welchen sich ein flacher oder kegelförmiger Hut ausbreitet, manche sitzen unmittelbar auf einem festen Boden ohne allen Stiel, theilen sich aber in Blätter von verschiedener Gestalt. Die meisten sind fleischig und zerbrechen bei dem geringsten Stoße fast wie mürbes Obst, einige dagegen sind zähe, wie z. B. der Zunderschwamm, woraus mittels einer Beize die weichen Lappen des Zunders verfertigt werden. Mancher gebraucht den Ausdruck Schwamm für solchen Zunder, ohne zu wissen, woher er rührt, und ohne jemals den Schwamm selbst an den dicken Stämmen der Eichen und Buchen gesehen zu haben. Dieser Zunderschwamm ist wenigstens ein nützliches Gewächs; ob man das nämliche aber von den übrigen Schwämmen behaupten soll, ist zweifelhaft. Denn obgleich eine bedeutende Zahl der letzteren für eßbar gilt, so geben sie doch eine schwer verdauliche Speise, und die giftigen unter ihnen sind, den Fliegenpilz etwa ausgenommen, von den nicht giftigen Arten schwer zu unterscheiden.

Man nennt die Schwämme auch wohl Pilze. Dieser Ausdruck begreift aber noch andere Gewächse von unvollkommener Bildung, z. B. den Schimmel an dem Brode und anderen Speisen, ferner den Mehlthau an den Blättern und Stengeln der Pflanzen, welcher durchaus kein vom Himmel fallender Thau ist. Durch ein Vergrößerungsglas sieht man ganz deutlich die Ähnlichkeit mit dem Schimmel und anderen

Pilzen, die als Schmarotzerpflanzen sich auf anderen ernähren. Auch der Brand im Getreide, vorzüglich im Weizen, ist nichts anderes als ein solches Unkraut, das auf Kosten der guten Körner in den Ähren wächst, und wenn es mit in die Mühle kommt, das Mehl schwarz macht.

73. Der Pilz im Walde.

Zu schaden stehen hier bereit
Giftschwämme in Waldeinsamkeit.
Welch Loos, unthätig bös' zu sein,
Gift der Vergiftung nicht zu weih'n,
Wie diese Pilze schattenfeucht,
Vor denen rings das Leben fleucht! —
Das Menschenherz mit seinen Giften
Ist furchtbarer im Unheilstiften.

(K. Mayer.)

---

74. Die Giftpflanzen.

Unter den Tausenden von Pflanzen, welche in Deutschland wachsen, giebt es eine ziemliche Anzahl solcher, die eine heftige und sehr schädliche Wirkung auf den menschlichen Körper hervorbringen; man nennt sie **Giftpflanzen**. Um sich vor ihnen zu hüten, muß man sich diese Gewächse nennen, beschreiben und in der Natur zeigen lassen. Die meisten Giftpflanzen gehören zu den Kräutern. Von diesen nennen wir hier zuerst den **Wasserschierling**, dessen Wurzel einige Ähnlichkeit mit der Sellerie hat. Der Wasserschierling wächst an Gräben, Teichen und auf bemoostem Sumpfboden, wo niemand etwas Heilsames suchen darf. Die Wurzel ist hohl und durch Querwände in mehrere Fächer geschieden, in denen sich eben der schädliche, schnell tödtende Saft der Pflanze befindet. Wer die Wurzel der Länge nach durchschneidet, wird an jenen Fächern sogleich den Wasserschierling erkennen. — Den **gefleckten Schierling** unterscheidet man leicht an den rothbraunen Flecken auf dem Stengel und den Ästen; leider fehlen bei den jüngern Pflanzen nur zuweilen diese Flecken. Die Blätter sind gezähnt, die Zähne sehen an den Spitzen wie versengt aus. Wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerreibt, geben sie einen eigenthümlich widrigen Geruch von sich. Wer darauf nicht achtet, verwechselt sie leicht mit Kerbelkraut oder Petersilie. — Größere Ähnlichkeit mit der Petersilie hat die dritte Art des Schierlings, die Gleiße oder **Hundspetersilie**. Ihre Blätter sind auf der untern Seite glänzend und geben, wenn man sie zerreibt, einen knoblauchartig=widerlichen Geruch von sich. — Zu den gefährlichsten Giftpflanzen gehört die **Tollkirsche** oder **Belladonna**, deren reife Frucht einer schwarzen Kirsche sehr ähnlich sieht. Kleine Gaben der Belladonna bewirken schon Flimmern vor den Augen und Spannung im Halse, größere verursachen Schwindel, Betäubung, Raserei, Zuckungen und zuletzt den Tod. Zum Glück kommt die Pflanze seltner, nur in Gebirgsbüschen vor. Weit häufiger ist dagegen das **Bilsenkraut**, das man fast überall auf Schutthaufen, an Wegen, Hecken und Zäunen trifft. Es verräth sich leicht durch seinen häßlichen Geruch und durch die schmutzig=gelbe Farbe der Blüthe. Gefährliche Wirkungen äußert jeder Theil der Pflanze, besonders aber die Wurzel und der Same. Dadurch, daß der letztere in einem Hütchen sitzt und von unverständigen

Kindern zum Spiele gebraucht wird, hat er schon großes Unheil angerichtet. — Der **Stechapfel** ist noch viel schlimmer als das Bilsenkraut. Seine Blüthe ist schön weiß, seine Fruchtkapsel mit Stacheln bedeckt, sein Same besteht aus kleinen schwarzen Körnern, deren Genuß Zuckungen, Zittern und Wahnsinn erzeugt. Der Stechapfel wächst leider im Freien auch fast überall. — Der **rothe Fingerhut** wächst in gebirgigen Waldgegenden wild, und wird, wie eine strauchartige Sorte des Stechapfels, in Gärten oft genug als Zierpflanze gezogen. — In die saubere Gesellschaft der Giftpflanzen gehört auch der **giftige Hahnenfuß**, dessen Saft äußerlich Zucken und Brennen, innerlich heftige Schmerzen, krampfhaftes Lachen und Irrereden hervorbringt — der **scharfe Hahnenfuß**, dessen Blüthen Blasen auf der Haut ziehen — die **Herbstzeitlose**, deren Blüthe auf Wiesen früher als die Blätter erscheint und unerfahrene Kinder durch ihre tulpenartige Gestalt und ihre zarte rothe Farbe anlockt — der **schwarze Nachtschatten**, dessen Blüthen Ähnlichkeit mit der Kartoffelblüthe haben — und der **kletternde Nachtschatten**, dessen Beeren noch schädlicher als die des schwarzen Nachtschattens sind.

Von den Gräsern gehören zu den Giftpflanzen der **Taumellolch** oder **Schwindelhafer**. Er ist an Halm, Blatt und Blüthe leicht genug zu erkennen, aber wer schafft ihn aus dem Getreide heraus, wo er oft in großer Menge vorkommt? Es giebt kein anderes Mittel als die sorgfältige Reinigung des Getreides, wenn es gedroschen ist. Brod, in welchem sich die gemahlenen Körnchen des Lolchs in einiger Menge befinden, ist der Gesundheit sehr nachtheilig. Schändlich ist es, wenn Brauer und Brenner absichtlich Taumellolch zum Getränke mischen, um es berauschender zu machen.

Zu den Giftgewächsen gehören auch in der Regel alle diejenigen **Pilzsorten**, die unangenehm riechen, eine bunte, grünliche oder schwarzbraune Farbe, einen hohlen Strunk und eine klebrige Oberfläche haben, auf der Zunge ein Brennen verursachen und beim Kochen blau, schwarz oder hart und zähe werden. Aus dem Weißbleiben einer mitgekochten Zwiebel kann man nicht mit Sicherheit die Unschädlichkeit der Pilze erkennen. Die Wirkungen, welche der Genuß giftiger Pilze hervorbringt, sind von der traurigsten Art und ziehen nicht selten den Tod nach sich. Als nächstes Gegenmittel gilt das Trinken von möglichst viel Seifenwasser; jedenfalls muß man den Kranken zum Brechen bringen, was auch durch laue Milch und laues Wasser bewirkt wird; nur gebe man ja nicht Weinessig oder Salzwasser zu trinken, denn dadurch würde das Gift auf die Nerven geleitet werden.

---

75. Der Frühling.

(V. Musterstück von Kellner.)

Der schöne Frühling ist wieder gekommen! Nun scheint die helle Sonne wärmer, und die Bäume des Waldes werden grün. Meine Augen sehen überall bunte Blümchen. Überall, auf jener

Wiese und dort in dem Garten sprossen sie hervor und erfüllen die reine Luft mit ihrem angenehmen Geruche. Die Vöglein im Walde singen ihr munteres Liedchen und bauen künstliche Nester; der Landmann besäet wieder seinen Acker. In dieser schönsten Zeit des Jahres spielen wir Kinder gar gern draußen im Schatten der Bäume oder auf blumigen Wiesen. Wir brauchen dann nicht mehr solche Handschuhe von Pelz, wie wir sie im Winter hatten, denn die liebe Sonne scheint warm genug. O wie schön ist der Frühling! Wir wollen unsern Vater im Himmel lieben, der ihn zur Freude der Menschen schuf. —

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur.

76. Der Sommer.

(VI. Musterstück von Kellner.)

Im Sommer scheint die Sonne heißer als im Frühlinge. Die vielen Blumen, welche noch blühen, das Gemüse in den Gärten und alles auf dem Felde schmachtet dann nach Regen. Alles bedarf der Erquickung. Da verdunkelt sich der Himmel, der Donner rollt, Blitze blenden das Auge, und ein wohlthätiger Regen erfrischt die durstigen Bäume und Kräuter. Alles wächst noch einmal so schön, und der Mensch freut sich darüber. Aber die Hitze wird noch größer, das Getreide reift, und es röthet sich die Kirsche. Sie wird den Wangen des muntern Knaben ähnlich und übertrifft sie bald an frischer Farbe. Die Stachelbeere reift mit der Johannisbeere, die Kinder pflücken sie jubelnd ab und löschen damit ihren Durst. Doch darf man nie unreifes Obst essen; denn dieses ist dem Menschen schädlich.

Nach und nach wird das Laub der Bäume dunkler; das Korn wird gelber, und der Schnitter wetzt seine Sense, um es zu mähen. Bald liegt es abgeschnitten da, und der Landmann fährt es nach Hause, um es dort in der Scheune zu dreschen. Wie schön ist der Sommer! Er schenkt den Kindern süße Früchte, und durch seine Wärme reift das unentbehrliche Getreide.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was uns der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.

77. Der Sommermorgen.

(VII. Musterstück von Kellner.)

Das Dunkel der Nacht verschwindet allmählich; es wird mit jeder Minute heller. Ein schönes Roth schmückt im Osten den Himmel, und endlich erscheint die Sonne. Gleich einer feurigen Scheibe steigt sie empor; mehr und mehr schwindet die Dämmerung, und der freundliche Morgen beginnt. Ein jubelnder Chor von Sängern begrüßt die Königin des Tages; alle Blumen öffnen ihr die duftenden Kelche,

und das Wild des Waldes verläßt erfreut seine Ruhestätten. Nur wenige Raubvögel, wie die Eulen, und andere lichtscheue Thiere fliehen die wärmenden Strahlen. Höher steigt nun die Sonne und spiegelt sich in Millionen Thautropfen, welche gleich Perlen an Blumen und zitternden Grashalmen hangen. Auch im Dorfe (in der Stadt) wird es lebendig. Das Morgengeläute verkündigt den jungen Tag und ruft zum Danke gegen Gott, der ihn uns Menschen wieder schenkte. Dieser und jener Nachbar öffnet nun sein Fenster, schaut hinaus und bietet dem andern freundlich einen guten Morgen. Die Kinder verlassen das Bette, kleiden sich an, waschen sich sauber und wandern dann zur Schule, um hier den gütigen Vater alles Lebens immer besser lieben zu lernen und viele nützliche Kenntnisse zu erwerben.

Niemand darf die kostbare Zeit in Müßiggang vergeuden. Auch die Erwachsenen gehen daher vom Schlafe neu gestärkt an ihre Geschäfte. Der Landmann zieht mit seinen Pferden singend hinaus aufs Feld, der Hirt treibt die freudige Heerde auf grünende Triften, und munter beginnt der Handwerker seine Arbeit. Ja, am Morgen regen sich alle Geschöpfe; Thiere und Menschen zeigen Leben und Thätigkeit; wie dürfte ich da wohl träge sein?!

78. Der Blitz.

(VIII. Musterstück von Kellner.)

Gustav's Mutter war krank und lag am Fieber darnieder. Der Arzt hatte der Kranken kühlende Früchte empfohlen. Daher beschloß Gustav, in den Wald zu gehen, um seiner Mutter Erdbeeren zu pflücken. Es war ein heißer Sommertag. Emsig suchte der Knabe und freute sich sehr, wenn zwischen dem dunkeln Laube ein rothes Beerchen ihn anlachte. Wohl preßte die Hitze seiner Stirne Schweißtropfen aus, allein er achtete es nicht und pflückte fort, um seiner Mutter Freude zu bereiten. Endlich war das Körbchen voll der schönsten Erdbeeren Lächelnd blickte der glückliche Knabe auf seinen Schatz und setzte sich endlich nieder, um im Schatten einer Eiche auszuruhen. Aber er hatte sich müde gesucht, und bald umfing ihn der Schlaf. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog Gewölk herauf, Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer lauter und lauter. Plötzlich braus'te der Wind in den Ästen der Bäume. Regen stürzte hernieder, und der Knabe erwachte. Das Gewitter wandelte seine frühere Freude in Schrecken, er blieb weinend unter der Eiche sitzen. Da fiel ihm ein, daß sein Lehrer gesagt habe, man dürfe bei Gewittern nie unter Bäume treten. Rasch sprang daher Gustav auf, nahm sein Körbchen und eilte fort. Da leuchtete ein heftiger Blitz, laut krachte der Donner gleich darauf, und erschreckt sah der Knabe sich um. Die Eiche, unter der er eben gesessen, hatte der Blitz zerschmettert. Durchnäßt kam Gustav zu Hause an. Die Eltern hatten ängstlich auf ihn gewartet und freuten sich sehr, als sie ihn unverletzt sahen. Die kranke Mutter erquickte sich jetzt und dankte ihrem Gustav.

79. Der Herbst.

(IX. Musterstück von Kellner.)

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und einige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend zurück. Einige, wie Rothkehlchen und Drosseln, werden in künstlichen Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Hollunders und der Vogelkirsche dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge gefangen.

Nur wenige Blumen, als die Aster und Goldruthe, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rothwangigen Äpfel und legen sie in Körbe. Das Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter; sie werden gepreßt, und dann quillt jener süße Most heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut.

Wie todt ist bald alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann oder sä't Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingeerntet; der Mensch hat nun für den Winter zu leben und vergesse nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm so reichlich wachsen ließ. (Psalm 145, 15. 16.)

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Da reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

80. Der Winter.

(X. Musterstück von Kellner.)

Im Winter ruht die Erde und sammelt neue Kräfte für den künftigen Frühling. Sie macht es wie der Mensch. Auch dieser legt sich am Abend zur Ruhe und schläft während der Nacht. Gestärkt erwacht er dann am Morgen. Die Bäume haben jetzt ihren Schmuck verloren und stehen entlaubt da; die Blumen sind verblüht, das Gras der Wiesen ist verwelkt und alles still. Kein munterer Singvogel läßt

mehr seine Lieder erschallen, und nun treibt kein Hirt mehr seine Heerde ins Freie. Kalt, sehr kalt ist es oft während des Winters, und die Leute hüllen sich deshalb tiefer in warme Kleider und Pelze. Jetzt kann man den Ofen nicht entbehren. Man heizt fleißig ein, damit es in den Stuben warm werde. Manche arme Leute haben weder Holz noch Kleidung, und müssen daher frieren. Könnte ich ihnen doch helfen! —

Das Wasser gefriert vor Kälte und verwandelt sich bald in Eis. Flüsse und Teiche sind im Winter gar oft von ihm bedeckt.

Durch die Kälte gefrieren auch die Dünste in der Luft und fallen als Schnee herab. Dieser bedeckt Dächer, Straßen und Fluren mit einem weißen Teppich und blendet das Auge des Wanderers. Unter dem Schnee wächst die junge Wintersaat lustig empor, da sie durch ihn vor Kälte geschützt wird.

Freilich können wir jetzt nicht mehr so häufig draußen spazieren gehen, denn die Tage dauern nur acht bis neun Stunden, und oft ist das Wetter sehr rauh. Aber doch bietet der Winter uns Kindern viele Freuden. Wie schön ist's, wenn wir auf Schlitten schnell die Hügel hinabgleiten! Wie schön ist's, wenn wir auf dem glatten Eise, die Füße mit Schlittschuhen beflügelt, dahin eilen! Welche Lust ist's, wenn der Schnee zu thauen beginnt! Da wälzen die Knaben einen Schneeball so lange vor sich her, bis er groß genug ist. Nun wird noch ein kleinerer darauf gesetzt, und der Schneemann ist fertig.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Äpfel spielen, oder in nützlichen Büchern lesen und sich so angenehm die Zeit vertreiben.

Auch das schöne Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert. Es soll uns an die Geburt des Heilandes der Welt erinnern. Da gehen alle, Groß und Klein, froh in die Kirche und danken Gott für die Sendung seines Sohnes. Wir Kinder aber werden an diesem freundlichen Feste von unsern guten Eltern beschenkt. Ja, auch der Winter ist schön!

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Der Eislauf ergötzet uns nur.

81. Die vier Jahreszeiten.

(XI. Musterstück von Kellner.)

Ernst hatte sich einen Mann aus Schnee gemacht. Jetzt stand er vergnügt dabei, jubelte laut vor Freude und rief: „Ach, wenn es doch immer Winter bliebe!“ Der Vater hörte dies und schrieb des Sohnes Worte in seine Schreibtafel. Der Winter verging; es kam der Frühling. Da ging Ernst mit seinem Vater in den Garten, um zu arbeiten. Als sie eintraten, fielen dem Knaben eine Menge herrlicher Blumen in die Augen. Der Gärtner hatte des Vergnügens halber sie alle gepflanzt; Hyazinthen, Veilchen, Aurikeln und Schneeglöckchen standen in voller Blüthe und verbreiteten süßen Wohlgeruch.

Lange blieb der überraschte Knabe vor den lieblichen Kindern des Lenzes stehen, und der Vater fragte: Weißt du, wer diese Blümchen uns bringt? „Wohl," antwortete Ernst, „den Lenz erkennt man an seinen Blumen; bliebe er doch immer bei uns!" —

Auch diesen Wunsch schrieb der Vater sich auf. Jetzt kam der Sommer. Manche Früchte waren von der Hitze gereift. Da ging Ernst mit seinen Eltern und Gespielen nach dem nächsten Dorfe. Hier setzten sie sich in eine Laube, durch deren dichtes Laub die Sonnenstrahlen abgehalten wurden. Wie herrlich schmeckte jetzt unserm Ernst die frische Milch, obgleich sie in Gefäßen vor ihm stand, die nur aus schlichtem Thon verfertigt waren. Später aß er Kirschen und anderes Sommer-Obst und freute sich auf dem Heimwege über die grünen Saaten und die blumigen Wiesen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten. Nicht wahr, sagte der Vater, auch der Sommer ist schön? „O," antwortete Ernst, „ich wollte, daß es immer Sommer bliebe!" Auch diesen Wunsch merkte sich der Vater, um später den Sohn zu belehren. —

Die Tage wurden kürzer, das Laub vergelbte, und Ernst erkannte an allen diesen Merkmalen den Herbst. Die ganze Familie brachte jetzt einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen und die Zweige der Bäume von der Last der reifen Früchte niedergebeugt.

Das war ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber aß, als Obst. Die schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorbei sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben. „Ach," sagte Ernst, „ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!"

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater. „Wirklich," war des Knaben Antwort. Aber, fuhr der Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh einmal, was hier geschrieben steht! Lies doch! „Ernst wünschte, daß es immer Winter wäre!" Und nun lies hier! „Ernst wollte, daß es immer Frühling sein möchte." Was steht aber hier? „Ernst wünschte, daß es immer Sommer wäre."

Erinnerst du dich noch dieser Wünsche? fragte der Vater. „Ach ja," antwortete Ernst, „ich weiß sie wohl." Und was wünschtest du eben? „Ich wünschte, daß wir immer Herbst hätten." Das ist doch sonderbar, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst sein möchte. Denke einmal nach, was folgt wohl daraus? „Zufolge meiner unüberlegten Wünsche sind alle Jahreszeiten gut," antwortete Ernst. Ja wohl, fuhr der Vater fort, es folgt daraus, daß sie alle reich an Freuden und mannigfaltigen Gaben sind, und daß der liebe, weise Gott alles viel besser eingerichtet hat, als wir Menschen es gekonnt hätten. Hätte es vorigen Winter von dir, mein Sohn, abgehangen, so würden wir keinen

Frühling, keinen Sommer und Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlittenfahrten und Schneemänner machen zu können. Wie manches Vergnügen hätten wir dann entbehren müssen! Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll, wie bald würde sie dann schlechter werden!

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr.
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar.

C. Das Mineralreich.

I. Steine.

82. Die Stein- und Felsarten.

Mancher denkt wohl, ein Stein sei ein Stein und der Unterschied nicht eben sehr groß. Doch dem ist nicht so. Wie groß ist nicht der Unterschied in Hinsicht der **Farbe** zwischen dem bläulichen **Basalt** und dem **Granit**, der gesprenkelt wie Kümmel und Salz aussieht — zwischen dem gelblichen **Kalkstein** und dem **Sandstein**, der bald röthlich, bald weißlich — und zwischen dem **Marmor**, der weiß oder grau aussieht. Und welch eine Verschiedenheit in der **Härte** vom Sandstein, den „der Tropfenfall aushöhlt", bis zum **Kiesel**- oder gar zum **Feuerstein**. Auch springen die Steine nicht eben so gut nach einer Richtung, als nach der andern. Der Schiefer blättert sich nach seinen Schichten ganz leicht — und wie wollte man die Feuersteine in die scharfkantige Form bringen, wenn sie nicht durch den Schlag eines kleinen Hämmerchens in dieser Richtung rissen? Die Steinbrecher und Bergleute wissen auch recht gut aus Erfahrung, wie man jeden Stein oder Felsen angreifen muß, um Stücke von ihm abzusprengen und oft gerade Stücke von einer bestimmten Gestalt.

Auch die Verwendung der Steine ist sehr verschieden. Während der gröbere Sandstein zu Quadern, Säulen, Trögen u. s. w. behauen wird, und die feineren Sorten zu Brückengewölben und Kirchenbauten dienen, und während man den Marmor, der sich poliren läßt, zu Denkmälern, Tisch- und Altarblättern benutzt, verbraucht man den Kalkstein zur Aufführung von Mauern, so wie den Basalt und die Kieselsteine zur Bepflasterung oder Bedeckung der Chausseen.

Zu den nutzbarsten Felsarten gehört auch der **Schiefer**, besonders die weichen Arten, welche sich leicht spalten und schleifen lassen. Jedes Kind, das zur Schule geht, trägt Proben dieses Schiefers in seiner Tafel und in seinem Griffel herum. Und die Wohlfeilheit dieser Geräthschaften beweis't, daß er weder selten, noch auch schwierig zu schleifen ist.

Nicht nur durch Farbe und Härte, sondern auch durch ihre mehr oder minder regelmäßige **Gestalt** unterscheiden sich Fels- und Steinarten von einander. Die regelmäßigen Gestalten nennt man **Krystalle**, und von den Steinen, die solche Krystalle bilden, sagt man: Sie kry-

stallisiren. Manche Steine krystallisiren in Säulen, wie Bergkrystall und Basalt, andere in Würfeln, wie der Schwefelkies, wieder andere in sehr verschiedenen Achtflachen oder Zwölfflachen, wie der Granat, noch andere in Tafeln, wie der Glimmer. Deuten diese bunten mannigfaltigen Gestalten nicht auch auf Kraft und Leben in der Steinwelt hin? —

An Steinen ist unser Vaterland sehr reich, nur nicht an **Edelsteinen,** zu denen man **Diamant, Rubin, Smaragd** u. a. m. rechnet. Als Halbedelsteine kommen namentlich in Schlesien vor: der apfelgrüne **Chrysopras** im Kreise Frankenstein, der bunte **Opal,** der blaue **Amethyst,** der glänzende **Bergkrystall,** der streifige, oft schön gezeichnete **Achat,** der **Rauch-** und **Goldtopas,** der blutrothe **Granat.** Marmor findet sich in Schlesien im Kreise Strehlen, auch in Sachsen und Westphalen; der Kalk ist fast überall zu haben; seltener ist der Gyps in Schlesien bei Löwenberg, der gemahlen sich zu Bildsäulen formen läßt und auch als Düngungsmittel z. B. beim Kleebau dient; der Alabaster, ein feinkörniger Gyps, wird in Sachsen gefunden und zu Figuren und andern Zierrathen verwendet.

II. Metalle.

83. Das Gold.

Das **Gold** hat durch seine schöne gelbe Farbe und durch seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet noch schwarz wird, weswegen man es mit Recht ein edles Metall nennt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgte, daß seine Seele rein bliebe, wie Gold.

Zu den bemerkenswerthen Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Dukaten, der bekanntlich noch kleiner ist, als ein Zweigroschenstück, läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter sammt seinem Pferde vergolden könnte. Gegenstände von geringerem Metall, z. B. von Silber, werden häufig mit einer sehr dünnen Schicht Gold überzogen und sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint auch der Mensch äußerlich oft besser, als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lange unentdeckt bleibt.

Das Gold findet sich theils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, theils zwischen allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Wegen seiner Seltenheit und seiner edlen Eigenschaften hat das Gold einen hohen Werth. Ein Pfund oder 30 Loth reines Gold kostet 450 Thlr. Da das Gold aber sehr weich ist, und sich im Gebrauche leicht abnutzen würde, so wird es nie rein, sondern stets mit einem Zu-

satze von Silber oder Kupfer verarbeitet. Das Mischungsverhältniß bei unseren neuen Goldmünzen (Krone und halbe Krone) ist gesetzlich auf 900,000 Theile Gold und 100,000 Theile Kupfer festgestellt, so daß also die Mischung aus 9 Theilen Gold und 1 Theile Kupfer besteht. Die Krone soll $^1/_{50}$ Pfund oder $^3/_5$ Loth reines Gold und die halbe Krone $^1/_{100}$ Pfund oder $^3/_{10}$ Loth reines Gold enthalten. Zu diesen $^3/_5$ Loth (reines Gold) der Krone, welche 9 Theile betragen, kommt 1 Theil, also $^1/_9$ von $^3/_5$ Loth $= {^3/_{45}}$ Loth Kupfer. Eine Krone wiegt demnach $^3/_5$ und $^3/_{45} = {^{30}/_{45}}$ oder $^2/_3$ Loth. 45 Kronen oder 90 halbe Kronen wiegen demnach 1 Pfund. —

Wenn jemand einen Klumpen Gold fände, so schwer, als er tragen könnte, so hätte er bei vernünftigem Gebrauche für sich und die Seinigen lebenslang genug daran. Aber Gold allein thut's nicht. Vor etwa 700 Jahren z. B. legten sich viele Leute in Böhmen darauf, aus dem Sande einiger Flüsse des Landes das Gold heraus zu waschen, welches darin enthalten war. Als aber Hunderte, nachher Tausende von ihnen mit leichter Mühe dabei mehr gewannen, als die andern Bewohner des Landes beim Ackerbau und der Viehzucht, da ließen auch diese ihre Äcker unbestellt, und es entstand Theurung und Hungersnoth im Lande. Was half den Goldwäschern jetzt das gefundene Gold? Sie konnten dafür nicht einmal Brod kaufen und manche mußten Hungers sterben. In unserm Ackerboden ist viel Gold verborgen; aber nur der fleißige Arbeiter findet es; denn das Sprichwort sagt:

„Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß
Für den, der ihn zu üben weiß."

Gegenwärtig ist, außer einigen Versuchen bei Reichenstein in Schlesien, von Goldgewinnung in Deutschland fast gar nicht die Rede. Dagegen kommt es am häufigsten in Ungarn, Rußland, Afrika, Californien und Australien vor.

84. Das Silber.

Das **Silber** findet sich fast in allen Gebirgen, nirgends aber so häufig als in Amerika, wo man Gänge entdeckt hat, die wie silberne Mauern aus dem vom Regenwasser weggespülten Gestein hervorragten. Hier und da hat man in ältern Zeiten auch in Deutschland größere Silbermassen gefunden, zu Schneeberg in Sachsen z. B. ein Stück, das hundert Centner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf mit seinem ganzen Hofstaat speis'te, wie auf einer Tafel. Die meisten und reichsten Silberbergwerke in Deutschland und Amerika sind von gewöhnlichen unwissenden Leuten entdeckt worden, das bei Freiburg in Sachsen z. B. durch Fuhrleute, die durch den Wald fuhren, das Schneeberger durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schustergeräth und allerhand andrer kleiner Waare Handel trieb, und sich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte. Die Silbergruben bei Annaberg in Sachsen sind — wie die Sage er-

zählt — durch einen armen Bergmann, Daniel Knappe genannt, aufgefunden worden.

Wie aus dem Golde, so verfertigt man auch aus dem Silber Münzen und vielerlei Geräthschaften. Da es aber nur geringe Härte besitzt und sich deßhalb im Gebrauch rasch abnutzen würde, so vermischt man es mit dem härtern Kupfer, wodurch es nichts von seinem Glanze einbüßt. Ein Pfund reines Silber kostet 28 Thlr. Das Mischungsverhältniß bei unsern Silbermünzen (Ein- und Zweithalerstücke) ist gesetzlich, wie bei den Goldmünzen, auf 900,000 Theile Silber und 100,000 Theile Kupfer festgestellt. Ein Einthalerstück soll $^1/_{30}$ Pfund oder 1 Loth reines Silber enthalten. Zu diesem 1 Loth Silber, welches 9 Theile der Mischung beträgt, kommt 1 Theil oder $^1/_9$ Loth Kupfer. Ein Thaler wiegt also $1^1/_9$ Loth, oder 27 einfache oder $13^1/_2$ doppelte Thaler wiegen 1 Pfund.

In Betreff der Dehnbarkeit steht das Silber dem Golde nach, läßt sich aber doch zu Blättchen hämmern und walzen, deren Stärke nur den hunderttausendsten Theil eines Zolles beträgt. Aus einem einzigen Zent Silber, d. h. aus dem dreitausendsten Theil eines Pfundes, läßt sich ein Drath von 960 Fuß Länge ziehen.

85. Das Quecksilber.

Was sagst du dazu, daß es bei uns ein Metall giebt, das du wie Wasser in ein Glas füllen kannst, das aber in Ländern, die kälter sind als das unsere, auch fest wird, also, daß es sich hämmern läßt? Dieses Metall heißt **Quecksilber.** Bei uns erstarrt es nie, sondern bleibt stets flüssig, und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem schweren eisernen Kahne auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen, wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst: er würde sich in dem Quecksilberteiche auflösen, und du würdest ängstlich nach Hülfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken, denn du könntest in diesem flüssigen Metallteiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpfchen aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen, denn jeder Tropfen ist Gift. Stellst du ein Gefäß mit Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dämpfen in die Luft steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, damit kein Staub hinein fällt, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zu Tropfen, was du gewiß schon gesehen hast. So werden auch die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Zur Wäsche kann man das Quecksilber freilich nicht gebrauchen, denn es macht nicht naß, aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, lös't es das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist

nämlich ein edles Metall und liegt, wie alles Edle, nicht gleich so zu Tage, sondern steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit anderen Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl und läßt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch den Schwefel fort, der sich vor dem Feuer fürchtet, wie vor einem Feinde, und davon eilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit dem Finger herauslesen, so würde er vergeblich darnach suchen, denn es steckt in so kleinen Spitzchen in dem Kupferstein, daß es nicht zu sehen ist. Er zermalmt vielmehr das Gestein noch zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht, und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden, bald oben, bald unten, bald langsam, bald rasch, so lange herum, bis sämmtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einem Klumpen vereinigt (amalgamirt) liegen unsere Tänzer erschöpft da und werden nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt, als ob sie jetzt auch zusammen warm werden sollten. Aber da schlägt die Scheidestunde, denn die Hitze treibt aus der Vereinigung (der Verquickung oder dem Amalgam) das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Quecksilber durch Röhren steigen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen und dann von neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch, wie die edeln Metalle, immer hübsch blank und rein, während sich das unedle Kupfer zum Ärgerniß der Köchinnen am Wasser und an Säuren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, daß das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zinn freundschaftlich an einander, gewiß darum, weil es ein Feind des Schmutzes ist und will, daß du nachsiehst, ob nicht irgend ein Fleck dein Gesicht verunreinigt.

Der Maler läßt es als schöne rothe Farbe prangen. Er mischt nämlich auf eine künstliche Weise einen Theil Schwefel unter sechs Theile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne, scharlachrothe Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheker läßt es sich schicken, und wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben, wenn es geht.

In dünne, gläserne Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen, langen Brette

hangen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeihet dir, ohne daß es hinaussieht, was draußen für Wetter eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnenschirm oder einen Regenschirm auf deinem Spaziergange mitnehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtung darnach treffe; den Gebirgsreisenden und kühnen Luftschiffern aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind.

Auch weiß es besser als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oder Barometer oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, womit es dann den Wäscherinnen einen Streich spielt, so täuscht es als Wärmemesser oder Thermometer niemals. In eine kleine, oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm oder wie kalt es in andern Ländern ist, und der Ofenheizer eines Treibhauses würde immer in Angst sein, ob er seinen Blumen auch wohl die rechte Luftwärme gäbe.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener. Du begreifst nun wohl, warum sich der Mensch auch in die dunkeln Tiefen der Erde hinabläßt und dort im Schweiße seines Angesichts Tag und Nacht arbeitet, um diesen dienstbaren Geist aus seinem Versteck an das Tageslicht zu beschwören.

Das bedeutendste Quecksilberbergwerk in Deutschland ist das zu Idria im Österreichischen.

86. Das Kupfer.

Die Farbe des **Kupfers** kennt jeder von den Hellern und Pfenningen, welche häufiger in die Hände der Bettler als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Polirt nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, was man schon an den gescheuerten, kupfernen Kesseln sehen kann. Daß es aber in Verbindung mit anderen Metallen ganz gelb wird, zeigt sich bei dem **Messing.** Dies ist nämlich nichts anderes, als eine Mischung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle. Die Farbe des Messings ist dem Golde so ähnlich, daß schon mancher Unkundige dadurch betrogen worden ist. Messing wird fast mehr verbraucht, als reines Kupfer, denn was wird nicht alles daraus verfertigt? Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Drath, Trommeln, Leuchter und wer weiß, was alles noch mehr. Übrigens hat man bei messingenen Geräthschaften fast gleiche Vorsicht nöthig, wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, so erzeugt sich ein Rost, welcher Grünspan heißt und ein fürchterliches Gift für den Menschen ist. Deshalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Giebt man aber nicht beständig Acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sie sich an einer Stelle ablösen, und das ist genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft aus Kupfer bereitet und giftig. Kleine Kinder,

welche daran leckten, haben oft die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davon gehabt.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werthe: sein starker Klang. Man hört es schon bei den Kupferschmieden, wenn sie hämmern, wie durchdringend der Klang dieses Metalles ist. Mancher hält sich die Ohren dabei zu. Allein unsere Glocken würden ohne den Zusatz von Kupfer durchaus nicht so weit schallende Töne von sich geben. Die Mischung mit Zinn giebt das sogenannte Glockengut, und je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto schöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Messing aus, für sehr feine Glöckchen kömmt etwas Silber darunter. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe, so wie aus Eisen (Stahl) gegossene Glocken zum Geläute benutzt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin. Man sollte nicht glauben, daß so dünne Metallstückchen einen so gewaltigen Klang gäben. Die alten Gallier, d. h. die ursprünglichen Vorfahren der Franzosen, sollen auch kupferne Schwerter gehabt haben; diese mögen aber schlecht geschnitten, wenigstens leicht Scharten bekommen haben.

Das meiste Kupfer findet sich in Deutschland am Harz, im Mansfeldischen, in Schlesien und in Westphalen.

87. Eisen und Blei.

Unter allen Metallen sind **Eisen** und **Blei** die am wenigsten kostbaren und doch die werthvollsten für das Menschengeschlecht im Ganzen. Wer achtet kleine Stückchen Eisen oder Blei? Man wirft sie bei Seite wie Sand oder Steinchen. Und doch wird aus diesen Metallen das Nützlichste für die menschliche Gesellschaft bereitet, und ohne dieselben wären wir noch immer halbe Wilde.

Für das **Eisen** lasse ich diese Lobrede gelten, sagt Einer. Denn allerdings würde es übel um uns aussehen, wenn wir uns Hammer, Beil und Messer, gleich Robinson auf seiner Insel, aus Steinen machen müßten, welche weder die Härte des Stahls haben, noch sich in beliebige Gestalt schmieden, folglich auch schwer mit einem Stiele versehen lassen. Auch das Schleifen und Auswetzen der Scharten in den Steinen möchte uns sehr beschwerlich werden. Die eiserne Pflugschar und das Grabscheit ließen sich auch nicht gut durch hölzerne oder steinerne ersetzen, und ich weiß nicht, ob uns der Mangel des Drathes und der Nägel nicht noch schmerzlicher vorkäme. Und wenn die Nadeln und Scheeren den Weibern fehlten, wie dann? der Schneider gar nicht zu gedenken. Womit wollen wir Steine und Balken an einander klammern? womit die Felgen der Räder und die Hufe der Pferde belegen? Ketten für die Gefangenen ließen sich wohl entbehren, aber ob auch für Kettenhunde, für die Ziehbrunnen, die Erntewagen? Hat man ja sogar Brücken von eisernen Ketten. Unsere eisernen Öfen würden wir auch nicht gern mit thönernen vertauschen und unsere eisernen Schlösser und Bänder nicht mit kupfernen; denn die wären zu weich und zu theuer.

Auch die kupfernen Schwerter der alten Gallier würden unseren Soldaten nicht gefallen, der Bajonette und Gewehre nicht zu erwähnen. Allein wenn auch alles dies und noch weit mehr für den unschätzbaren Werth des Eisens spricht, so gilt dies doch nicht von dem Blei. Dies könnte ohne großen Verlust für die Menschheit entbehrt werden.

Dem so Redenden diene zur Antwort: Das **Blei** giebt dem Jäger Kugeln und Schrot, dem Buchdrucker aber die Lettern, um Bücher und Zeitungen zu drucken. Durch unsere Schießgewehre, womit wir aus großer Ferne verwunden oder tödten können, und deren Knall zugleich erschreckt, ist es allein möglich geworden, das Wild in dem Grade zu vermindern, daß es dem Ackerbau nicht mehr schadet. Nicht alle Männer brauchen sich jetzt noch mit der Jagd abzugeben, wie vordem; wenige reichen hin, und wäre nicht Liebhaberei im Spiele, es könnten noch weit wenigere sein. Bären, Luchse, Wölfe sind mit Hülfe der Bleikugeln aus Deutschland und aus dem schönsten Theile von Europa vertrieben. Und daß die Europäer die Wilden allenthalben mehr zurückgedrängt und ihnen den Boden zum Ackerbau abgenommen haben, daran ist auch ihr überlegenes Schießgewehr schuld. Freilich haben auch die eisernen Kanonenkugeln das ihrige gethan. Die Kriege sind durch den Gebrauch der Kugeln nicht blutiger, sondern menschlicher geworden; denn der Soldat, welcher nicht aus der Nähe mit seinem Feinde kämpft, geräth nicht in die Wuth, welche zu Grausamkeit verleitet, und die Klugheit vermag jetzt im Kriege mehr, als die rohe Körperstärke. Doch weit wichtiger ist das Blei durch die Erfindung des Mainzers Johann Gutenberg geworden. Mit einem geringen Zusatz von Spießglanz, welcher dem allzu weichen Blei etwas mehr Härte giebt, wird das sogenannte Letterngut bereitet, woraus die Lettern, worauf sich die Buchstaben befinden, gegossen werden. Durch dieses Mittel, und weil man die einmal in Ordnung gesetzten Buchstaben gar viel tausendmal abdrucken kann, und zwar mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ist es möglich geworden, alles, was ein einzelner Mensch gedacht und niedergeschrieben hat, unzählig vielen zu lesen zu geben. Nun weiß jeder, der Lesen gelernt hat, aus der Zeitung, was in Rußland, in der Türkei geschieht; er erfährt, wenn Schiffe ankommen und abgehen, was für neue Waaren die Kaufleute erhalten haben, aber auch, was für Spitzbuben entsprungen sind, und wie dieselben aussehen. Was sich aber all' aus Büchern lernen läßt, das ist gar nicht aufzuzählen, denn kein Mensch lernt jemals aus. Bücher giebt es jetzt in allen Häusern; ohne Blei und Buchdruckerkunst wären sie aber den meisten Leuten zu theuer, selbst den wohlhabenden. Und ich glaube, nicht der hundertste Theil von den Menschen, welche jetzt lesen und schreiben können, hätten dies gelernt, wenn es keine gedruckten Bücher, also auch keine ABC-Bücher gäbe.

Wenn das Blei auf diese Weise der ganzen Menschheit nützlich geworden ist, so hat man nicht nöthig, erst anzuführen, daß es auch zu Brunnenröhren gebraucht wird, und daß die weiße Ölfarbe aus **Bleiweiß**, einer giftigen Verkalkung des Blei's, bereitet wird.

88. Geschichte eines Fingerhutes.

Wenn der stählerne Fingerhut seine Geschichte erzählen könnte, würde er also sprechen:

Vor nicht langer Zeit lag ich tief, tief in der Erde in einem langen, dunkeln Gefängnisse. Ein ganzes Heer von Fingerhüten, die jetzt wohl in alle Welt zerstreut sein mögen, waren meine Kameraden. Aber keiner konnte zu dem andern kommen, jeder mußte für sich bleiben. Wir waren damals noch unansehnliches **Eisengestein** und lagen regungslos zwischen den meilenlangen Felswänden unseres Gefängnisses wie hineingegossen da. Wären wir nicht ans Tageslicht gekommen, wir wären immer starres Gestein geblieben. Lange, ach gewiß viele tausend Jahre, mochten wir so dagelegen haben, als wir einstens ein Pochen an der dicken Wand unseres Kerkers vernahmen. Es war so taktmäßig, wie das Picken der Wanduhr hier in der Stube. Gern hätte ich erfahren, was das sei, denn obwohl ich damals noch kein Fingerhut mit vielen Augen war, so war ich doch schon etwas neugierig. Zu Zeiten hörte das Picken und Pochen auf, aber dann erdröhnte ein gewaltiger Donner, daß wir alle zitternd zusammen schraken, die Gefängnißmauern mit. Das Klopfen kam mit jedem Tage näher, und eines Tages vernahm ich es ganz dicht vor meinen Ohren. Ehe ich's mich versah, erdröhnte jener fürchterliche Donner wieder, und zusammen brach ein Stück von der Wand unseres Kerkers. Frei von den Ketten, flog ein Theil von uns, in einzelne Steine zerstückelt, heraus, ich mit, aber vom Schreck wurde der eine hierhin, der andere dorthin geworfen. Mir war Hören und Sehen vergangen. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Männer vor mir stehen, die hielten Lampen in der Hand und waren in Leinwand von schwarzer Farbe gekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie einen grauen Filzhut ohne Krempen, und einige von ihnen hatten spitze Eisenstäbe und Hämmer. Der Schein ihrer Lichter machte es so hell, daß ich mich nun auch umsehen konnte, wo ich denn eigentlich war. Ich lag noch immer unter der Erde, aber in einem großen, hohlen Felsenraume, worin ein Haus gewiß Platz gehabt hätte. Meines Gleichen lagen noch viele auf dem Boden des Felsengewölbes. Nicht lange, so stellten sich die schwarzen Männer längs der Felswand auf, das spitze Eisen in der einen Hand, den Hammer in der andern. Das Klopfen ging von neuem los, indem sie nach dem Takte mit dem Hammer auf das Eisen schlugen und dadurch Löcher in die Felswand bohrten. Als diese tief genug waren, füllten sie dieselben mit Pulver an, verschwanden plötzlich und versteckten sich in Felsengänge. Einige Augenblicke war es todtenstill, doch bald blitzte das Pulver auf, und rasch folgte der Donner hinterdrein. Eine Menge Gefangene prasselten wieder aus ihrem Gefängnisse heraus.

Das ging Tag für Tag so fort. Eines Tages lud uns ein Mann in einen Karren und fuhr uns in einem unterirdischen Felsengange entlang, der sehr schmal und so niedrig war, daß sich der Mann etwas bücken mußte. Dieser Gang führte nach einem andern Gange, der

höher und breiter war als der erste. Hier floß Wasser hell und klar, und auf dem Wasser stand ein Kahn, der uns aufnahm. Der Mann setzte sich mit seiner Lampe auf uns, und wir fuhren so in dem dunkeln Gange lange Zeit fort. Du hast neulich hier am Nähtische deiner Gespielin auch von einer Wasserfahrt erzählt, aber bei meiner Fahrt wäre es dir gewiß etwas unheimlich geworden; denn da drunten blühet kein Vergißmeinnicht an dem Wasser, da singt keine Schwalbe, da schwimmt kein Fischlein munter auf und ab. Dumpf rauschte das Wasser unter dem Kahne, und stieß er an die Felsenwände, so dröhnte es hohl wie in einem Grabe. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir fuhren. Endlich hielt der Kahn an. Ein großer Eimer kam an einem Seile wie in einem Brunnen herunter; in diesen wurde ich mit mehreren meiner Gefährten geladen, und der Eimer dann in die Höhe gewunden. Unser Kahn muß recht tief unter der Erde gestanden haben, denn es währte lang, ehe wir ans Tageslicht kamen. Bei unserer Auffahrt geleitete uns anfangs der Schein des Lichtes im Kahn, aber bald ging es ganz im Dunkeln weiter. Ich wünschte mir im Stillen ein „Glück auf!“, wie ich's oft von den Männern gehört hatte, wenn sie zu Tage fahren wollten. Allmählig fing es an zu dämmern, und mit jedem Schritte höher wurde es heller und heller, bis uns das Sonnenlicht ganz beschien.

Diese Fahrt machte meinem unterirdischen Leben ein Ende. Ich wurde nun mit meinen Reisegefährten unter freiem Himmel auf einen hohen Eisensteinhaufen gelegt, und weiß noch recht gut, wie ich mich freute, wenn ich am Tage die Sonne erblickte und des Nachts die vielen Sterne funkeln sah. Aber auf Freuden folgen oft Leiden. Nach einiger Zeit brachte man uns auf breite, dünne Lagen von Reisholz, welche angezündet wurden. Mein Freund, der Schwefel, der bis dahin nicht von mir gelassen, ja von den ältesten Zeiten her in Freud und Leid mir seine Freundschaft stets bewahrt hatte, konnte die Hitze nicht vertragen und mußte sich von mir trennen. Er ging als Dampf in die Höhe, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Ich hielt standhaft auf dem Scheiterhaufen aus, wurde aber zuletzt ganz mürbe geröstet. Doch das war noch gering gegen das, was mir nun widerfuhr. Man brachte uns nämlich in eine Pochmühle, in welcher schwere, mit Eisen beschlagene Stampfen waren, die so unbarmherzig auf uns herumtraten, daß wir ganz zerstückelt wurden. Aus dieser Martermühle fuhr uns ein Mann nach einem **Ofen**, der wie ein hoher runder Thurm dastand. In viereckigen Kasten wurden wir nach seiner obern Öffnung gewunden. Gelbe und blaue Feuerflammen sprüheten hier Tag und Nacht ohne Unterlaß aus der zirkelrunden Öffnung und leuchteten, hoch in die Höhe schlagend, weit in die dunkle Nacht hinein. Schon manche Ladung aus der Pochmühle mußte in den Höllenschlund des Ungeheuers gewandert sein, denn er war bis oben angefüllt. Auch wir wurden ohne Umstände hineingeworfen, nachdem man vorher einen Kasten voll Kohlen hineingeschüttet hatte. Die Hitze war so gräßlich,

daß wir zerschmolzen und flüssig wie Wasser wurden. Ein starker Wind braus'te nämlich unaufhörlich durch zwei Öffnungen in den Ofen hinein und hetzte das Feuer der Kohlen, womit der Ofen außer uns Steinen noch angefüllt war, ohne Unterlaß auf uns los. Der Ofen wäre wohl selbst zerschmolzen, wäre er von Eisen und nicht von feuerfestem Sandstein gewesen. Mancher unreine Anhang von unserm früheren Aufenthalte aus der Unterwelt her trennte sich hier als Schlacke von uns, und wir wurden hier gereinigte und geläuterte Wesen, so daß ich's den Leuten Dank weiß, die mich in diesen Feuerofen brachten. Als wir ihn von oben bis unten durchwandert hatten, wurde er geöffnet, und schnell wie Wasser lief ich hinaus, feuerroth von Hitze, meine Kameraden hinterdrein; vor der Thür des Ofens erstarrten wir in Rinnen, die man in Sand eingedrückt hatte und so wurden wir zu einer **Eisenstange.** Als solche haben wir noch ins Feuer verschiedener Hammerhütten wandern müssen, zerschmolzen aber nicht wieder; denn hatte uns das Feuer glühend roth gebraten, so holte uns ein Mann mit einer gewaltig langen Zange wieder aus dem Feuer heraus, legte uns auf einen Amboß und ließ im Takte einen Hammer auf uns niederfallen, der so centnerschwer war, daß ihn die Zapfen der Welle eines rauschenden Wasserrades heben mußten. Dabei hielt uns der Mann immer mit der Zange fest, und obschon wir uns dehnten und streckten, hielt er doch bald die eine, bald die andere unserer vier Seiten unter die gewaltigen Hammerschläge, daß die Funken sprühten. Endlich war noch eine qualvolle Probe zu bestehen. Obgleich wir so vielfach geschlagen waren, so mußten wir doch noch zwischen wagrecht über einander liegende Walzen hindurchwandern, die so gewaltig drückten, daß eine dünne **Platte** aus uns wurde. Diese zerschnitt man in schmale, kurze Streifen und machte aus denselben eine Menge Cylinder, so groß, daß sie das obere Glied eines Fingers decken konnten. Auch ich ward zu einem solchen Cylinder geformt und freute mich nicht wenig über meine Gestalt, die nun doch nach etwas aussah, und ich glaubte fest, am Ziele meiner Bestimmung zu sein. Aber da hatte ich mich getäuscht, denn mir wurde noch eine gewölbte Decke aufgelöthet, und wie du siehst, ist sowohl das Auflöthen der Decke, als das Zusammenlöthen des Cylinders so geschickt gemacht, daß es aussieht, als wäre ich aus einem Stücke gearbeitet. Ein mit eisernen Spitzen besetztes Rad stach mir zuletzt noch meine Augen ein, und so war ich denn endlich nach vielen Leiden ein nützlicher Fingerhut geworden.

III. Salze.

89. Die Salze.

Gewöhnlich versteht man unter dem Namen **Salz** nur das eine Mineral, womit die Speisen gewürzt oder gegen Fäulniß bewahrt werden. Die Gelehrten rechnen zu den Salzen aber auch das

Glaubersalz, das **Bittersalz**, den **Vitriol**, den **Alaun**, die **Pottasche** und den **Salpeter**, welche vielfache Anwendung in Färbereien, Druckereien, Glasfabriken und Seifensiedereien finden, von denen der Salpeter jedoch hauptsächlich zur Zubereitung des Schießpulvers verwendet wird.

Das wichtigste von allen Salzen ist aber das sogenannte **Kochsalz.** Fehlt es doch als das unentbehrlichste Gewürz bei keiner Mahlzeit in den Palästen der Fürsten, wie in den Hütten der Armen. Ohne Salz würde der Magen aber auch nicht im Stande sein, die Speisen gehörig aufzulösen und zu verdauen; ohne Salz würden also die Nahrungsmittel für Menschen und Thiere werthlos werden; ja selbst zum Leben der Pflanzen ist es unentbehrlich. Auf verschiedenen Wegen wird es daher allen Wesen zugeführt. Die Pflanze empfängt es aus dem Erdboden und durch den Regen; das Thier erhält es in dem Fleisch und in den Pflanzen, durch welche es sich nährt; der Mensch aber weiß es sich mit Fleiß und Kunst selbst zuzubereiten. Es liegt nämlich theils bergehoch in der Erde als **Steinsalz** — oder es quillt seit der Weltschöpfung aus unzähligen Salzquellen als **Salzsoole** — oder es schwimmt in so ungeheurer Menge im Meere als **Seesalz,** daß sein blaues, durchsichtiges, lieblich anzusehendes Wasser salzig und bitter schmeckt, untrinkbar für Menschen und Thiere ist, aber vor Fäulniß durch das Salz geschützt wird.

Unermeßlich reich ist Österreich an Salz in seinem Salzkammergut bei Ischl, Hallein und Hallstadt und dazu noch das wunderbare Steinsalzbergwerk bei Wieliczka am Fuße der Karpathen in Galizien; unerschöpfliche Salzquellen besitzen Hannover bei Lüneburg und Preußen bei Halle, und überall, wo sonst euch der Ortsname Hall begegnet, da werdet ihr das finden, was das Wort ursprünglich bezeichnet: das Salz.

Zwei Körper sind in dem Salz innig mit einander verbunden: der eine, ein hellglänzendes Metall, Natrium genannt; der andere ein gefährliches Gift, Chlor (d. h. gelbgrün), das im reinen Zustande als eine dunkelgelbe oder grünliche Lichtart (Gas, Dampf) erscheint, die auf der Stelle tödtet, wenn man sie unvermischt einathmet. Die Scheidekünstler oder Chemiker können das Chlor aus dem Kochsalz scheiden oder darstellen. Bei manchen Krankheiten ist es ein vorzügliches Heilmittel. Es kann zum Reinigen der Luft von ansteckenden Krankheitsstoffen u. s. w. verwendet werden. Wer würde es dem Kochsalz, diesem angenehmen Gewürz ansehen, daß es aus so merkwürdigen und gefährlichen Stoffen zusammengesetzt ist. Aber so ist es mit allen Stoffen, die wir Gift nennen. Sie werden uns schädlich, wenn wir sie nicht recht erkennen und gebrauchen; bei einsichtsvoller Anwendung aber sind sie uns sehr nützlich.

Bei der Gewinnung des Salzes geht es folgendermaßen zu: In Flözgebirgen liegt in gewaltigen Lagern das Steinsalz, das man bergmännisch gewinnt. Freilich ist es nicht selten mit Gyps, Thon und

erdigen Theilen vermischt, und dann werden nicht die Salzsteine herausgeschafft, sondern man läßt in die Salzgruben Wasser hinein, welches das Salz auslaugt. Im Schooße der Berge entstehen dann große, vom Wasser ausgefressene Höhlen, wie in Hallein, wo der Fremde mitten im Salzberge auf einem Kahne über einen kleinen Salzsee schifft, während an den Wänden und an der Decke beim Scheine der Fackeln und Lichter die rothen, weißen, blauen, grauen Salzkrystalle wie in einem Feentempel wunderbar glänzen. Gewaltige, oft stundenlange Soolwasserleitungen führen dort die gesättigte Salzsoole in die Siedehäuser nach Ischl, wo in ungeheuren Pfannen durch Feuer das Wasser verdunstet und die weißen Salzkrystalle anschießen und zurückbleiben. In Zuckerhutformen gedrückt, wird dann das Salz — das hier, wie überall, zu den Einnahmen des Staatsschatzes gehört — ausgeführt in das Land und beim Gebrauche erst klein gestoßen. Anders verfährt man überall da, wo natürliche Salzquellen sich finden, deren Soole so dünn ist, daß sie nicht gleich versotten werden kann. Da wird die Salzsoole erst in die Gradirwerke geleitet. Es werden nämlich lange Wände von Schwarz- und Weißdornen zu 80 Fuß Höhe und 4—6 Fuß Breite gebauet, und auf diese glatt beschnittenen Wände wird nun die Soole durch Pumpen gehoben. In einzelnen Tropfen fällt dieselbe langsam wieder herab, indem jeder Tropfen von Dorn zu Dorn springt. Behälter unter den Gradirwänden fangen die herabtröpfelnde Soole auf. Gewöhnlich muß jeder Tropfen diesen dornenvollen Weg zwei- bis dreimal machen. Aber reiner und werthvoller wird er nach jedem Wege. Nicht nur die erdigen Theile hat er in den Gradirwänden zurückgelassen, er ist auch salzhaltiger geworden, indem Sonne und Wind einen Theil seines Wassergehalts ihm nahmen. Die so geläuterte Soole wird nun in den großen Pfannen eines Siedehauses zum Kochen erhitzt. Während dabei das Wasser als Dampf davon eilt, schlägt sich das Salz auf den Boden der Pfanne nieder, wird mit langen Krücken an den Rand derselben gezogen, herausgenommen, in Körbe geschüttet, damit das Wasser abläuft, und dann in Trockenkammern getrocknet.

So gewinnt man das Salz. Wie wollten wir Menschen unsere Speisen bereiten und erhalten ohne Salz? Woher sollten wir unsere Schinken und unser gepökeltes Fleisch nehmen? Und endlich wär's doch wirklich Schade um die Millionen Häringe und Bücklinge, die wir alljährlich wohl eingesalzen oder geräuchert verspeisen, wenn wir sie von Sommer zu Sommer nicht aufbewahren könnten, bis die guten Thierchen wieder einmal heerdenweis in die Netze der betriebsamen Bewohner der Nord- und Ostseeküste schwimmen.

IV. Erden.

90. Erdartige Mineralien.

Die **Erdarten** finden sich im Vaterlande überall, meistens als **Lehm, Sand** und **Kies**, seltener **Mergel** und **Walkererde.** Die

Erdarten bilden zunächst die Grundlage des Acker- und Gartenbaues; denn in ihnen wurzeln der Pflanzen zahllose Arten. Wenn ihr im Herbste einen Haufen Laub zusammenharkt und bis zum nächsten Jahre liegen laßt; so werdet ihr statt Laub einen Haufen Gewächserde (vegetabilische Erde) haben. Ebenso entsteht aus verfaulten Thieren Thiererde (animalische Erde). Alles, was da lebt, wird wieder zu Erde. — Die aus verwes'ten Thier- und Pflanzenkörpern entstandene Erde heißt **Humus** oder **Düngererde**. Ist dieselbe mit Lehm, Sand oder verwittertem Gestein vermischt, so nennt man sie **Garten-** oder **Dammerde**, und das ist die Erdart, welche überall in Wäldern, Wiesen, Äckern und Gärten die oberste Schicht und den fruchtbarsten Ackerboden bildet.

Der **Thon**, dessen gröbere Sorten **Lehm** oder **Lette** heißen, ist nicht so geeignet zum Ackerbau, weil er zu dicht ist, die Ausbreitung der Wurzeln dadurch hindert, die Nässe zu lange behält und in der Sonnenhitze zu einer allzu festen Masse wird. Allein zur Verbesserung des durchfälligen Sandbodens wird er vortheilhaft angewendet. Dieser landwirthschaftliche Nutzen der Thonerde wird noch übertroffen von dem gewerblichen Gebrauche, den man von der Thonerde beim Bauen und bei der Töpferei macht. Als **Lehm** wird sie zum Tünchen der Fußböden und beim Holzbau zum Aussetzen der Wände gebraucht. Noch besser werden beim Fachwerksbau die Öffnungen oder Felder mit Lehmsteinen ausgemauert; ja man baut sogar ganze Häuser aus solchen geformten und getrockneten Lehmsteinen, die aber freilich nicht gut Nässe vertragen können und leicht Risse bekommen. Sonst zeichnen sich solche Gebäude durch ihre Wärme aus; denn es ist eine Eigenschaft des Lehms, daß er Wärme und Kälte nicht leicht durchläßt. Aus diesem Grunde mauert man auch Kessel mit Lehm ein und überzieht Backöfen damit. Vorzüglich dient der Lehm zur Ziegelbrennerei, und zwar werden aus ihm Dach- und Mauerziegel gemacht, die um so besser sind, je mehr sie der Hitze ausgesetzt werden. Die Güte der Ziegeln läßt sich nicht sowohl aus der Farbe, etwa, daß dieselben recht dunkelroth aussehen, als vielmehr aus dem mehr oder minder hellen Klange erkennen.

Der **Töpferthon** ist bedeutend feiner und reiner als der Lehm und fühlt sich fettig an, wenn er gehörig geschlemmt und geknetet worden ist. Er bedarf aber auch großer Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wenn die Hand des Töpfers daraus auf der einfachen Drehscheibe, die mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird, Töpfe, Schüsseln und Teller von den verschiedensten Formen bilden soll. Ist der Thon gut, und geräth das Geschirr im Brennofen, so muß es einen hellen Klang haben und darf nicht leicht zerbrechen. Die Glasur des irdenen Geschirres geschieht durch geschmolzene Mineralien, vornehmlich aber durch Bleiglätte.

Die **Porzellanerde** ist der feinste Thon, der noch dazu sehr kunstgemäß zubereitet werden muß. In China und Japan in Asien

und das Wild des Waldes verläßt erfreut seine Ruhestätten. Nur wenige Raubvögel, wie die Eulen, und andere lichtscheue Thiere fliehen die wärmenden Strahlen. Höher steigt nun die Sonne und spiegelt sich in Millionen Thautropfen, welche gleich Perlen an Blumen und zitternden Grashalmen hangen. Auch im Dorfe (in der Stadt) wird es lebendig. Das Morgengeläute verkündigt den jungen Tag und ruft zum Danke gegen Gott, der ihn uns Menschen wieder schenkte. Dieser und jener Nachbar öffnet nun sein Fenster, schaut hinaus und bietet dem andern freundlich einen guten Morgen. Die Kinder verlassen das Bette, kleiden sich an, waschen sich sauber und wandern dann zur Schule, um hier den gütigen Vater alles Lebens immer besser lieben zu lernen und viele nützliche Kenntnisse zu erwerben.

Niemand darf die kostbare Zeit in Müßiggang vergeuden. Auch die Erwachsenen gehen daher vom Schlafe neu gestärkt an ihre Geschäfte. Der Landmann zieht mit seinen Pferden singend hinaus aufs Feld, der Hirt treibt die freudige Heerde auf grünende Triften, und munter beginnt der Handwerker seine Arbeit. Ja, am Morgen regen sich alle Geschöpfe; Thiere und Menschen zeigen Leben und Thätigkeit; wie dürfte ich da wohl träge sein?!

78. Der Blitz.

(VIII. Musterstück von Kellner.)

Gustav's Mutter war krank und lag am Fieber darnieder. Der Arzt hatte der Kranken kühlende Früchte empfohlen. Daher beschloß Gustav, in den Wald zu gehen, um seiner Mutter Erdbeeren zu pflücken. Es war ein heißer Sommertag. Emsig suchte der Knabe und freute sich sehr, wenn zwischen dem dunkeln Laube ein rothes Beerchen ihn anlachte. Wohl preßte die Hitze seiner Stirne Schweißtropfen aus, allein er achtete es nicht und pflückte fort, um seiner Mutter Freude zu bereiten. Endlich war das Körbchen voll der schönsten Erdbeeren Lächelnd blickte der glückliche Knabe auf seinen Schatz und setzte sich endlich nieder, um im Schatten einer Eiche auszuruhen. Aber er hatte sich müde gesucht, und bald umfing ihn der Schlaf. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog Gewölk herauf, Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer lauter und lauter. Plötzlich braus'te der Wind in den Ästen der Bäume. Regen stürzte hernieder, und der Knabe erwachte. Das Gewitter wandelte seine frühere Freude in Schrecken, er blieb weinend unter der Eiche sitzen. Da fiel ihm ein, daß sein Lehrer gesagt habe, man dürfe bei Gewittern nie unter Bäume treten. Rasch sprang daher Gustav auf, nahm sein Körbchen und eilte fort. Da leuchtete ein heftiger Blitz, laut krachte der Donner gleich darauf, und erschreckt sah der Knabe sich um. Die Eiche, unter der er eben gesessen, hatte der Blitz zerschmettert. Durchnäßt kam Gustav zu Hause an. Die Eltern hatten ängstlich auf ihn gewartet und freuten sich sehr, als sie ihn unverletzt sahen. Die kranke Mutter erquickte sich jetzt und dankte ihrem Gustav.

79. Der Herbst.

(IX. Musterstück von Kellner.)

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und einige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend zurück. Einige, wie Rothkehlchen und Drosseln, werden in künstlichen Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Hollunders und der Vogelkirsche dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge gefangen.

Nur wenige Blumen, als die Aster und Goldruthe, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rothwangigen Äpfel und legen sie in Körbe. Das Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter; sie werden gepreßt, und dann quillt jener süße Most heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut.

Wie todt ist bald alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann oder sä't Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingeerntet; der Mensch hat nun für den Winter zu leben und vergesse nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm so reichlich wachsen ließ. (Psalm 145, 15. 16.)

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Da reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

80. Der Winter.

(X. Musterstück von Kellner.)

Im Winter ruht die Erde und sammelt neue Kräfte für den künftigen Frühling. Sie macht es wie der Mensch. Auch dieser legt sich am Abend zur Ruhe und schläft während der Nacht. Gestärkt erwacht er dann am Morgen. Die Bäume haben jetzt ihren Schmuck verloren und stehen entlaubt da; die Blumen sind verblüht, das Gras der Wiesen ist verwelkt und alles still. Kein munterer Singvogel läßt

mehr seine Lieder erschallen, und nun treibt kein Hirt mehr seine Heerde ins Freie. Kalt, sehr kalt ist es oft während des Winters, und die Leute hüllen sich deshalb tiefer in warme Kleider und Pelze. Jetzt kann man den Ofen nicht entbehren. Man heizt fleißig ein, damit es in den Stuben warm werde. Manche arme Leute haben weder Holz noch Kleidung, und müssen daher frieren. Könnte ich ihnen doch helfen! —

Das Wasser gefriert vor Kälte und verwandelt sich bald in Eis. Flüsse und Teiche sind im Winter gar oft von ihm bedeckt.

Durch die Kälte gefrieren auch die Dünste in der Luft und fallen als Schnee herab. Dieser bedeckt Dächer, Straßen und Fluren mit einem weißen Teppich und blendet das Auge des Wanderers. Unter dem Schnee wächst die junge Wintersaat lustig empor, da sie durch ihn vor Kälte geschützt wird.

Freilich können wir jetzt nicht mehr so häufig draußen spazieren gehen, denn die Tage dauern nur acht bis neun Stunden, und oft ist das Wetter sehr rauh. Aber doch bietet der Winter uns Kindern viele Freuden. Wie schön ist's, wenn wir auf Schlitten schnell die Hügel hinabgleiten! Wie schön ist's, wenn wir auf dem glatten Eise, die Füße mit Schlittschuhen beflügelt, dahin eilen! Welche Lust ist's, wenn der Schnee zu thauen beginnt! Da wälzen die Knaben einen Schneeball so lange vor sich her, bis er groß genug ist. Nun wird noch ein kleinerer darauf gesetzt, und der Schneemann ist fertig.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Äpfel spielen, oder in nützlichen Büchern lesen und sich so angenehm die Zeit vertreiben.

Auch das schöne Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert. Es soll uns an die Geburt des Heilandes der Welt erinnern. Da gehen alle, Groß und Klein, froh in die Kirche und danken Gott für die Sendung seines Sohnes. Wir Kinder aber werden an diesem freundlichen Feste von unsern guten Eltern beschenkt. Ja, auch der Winter ist schön!

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Der Eislauf ergötzet uns nur.

81. Die vier Jahreszeiten.

(XI. Musterstück von Kellner.)

Ernst hatte sich einen Mann aus Schnee gemacht. Jetzt stand er vergnügt dabei, jubelte laut vor Freude und rief: „Ach, wenn es doch immer Winter bliebe!“ Der Vater hörte dies und schrieb des Sohnes Worte in seine Schreibtafel. Der Winter verging; es kam der Frühling. Da ging Ernst mit seinem Vater in den Garten, um zu arbeiten. Als sie eintraten, fielen dem Knaben eine Menge herrlicher Blumen in die Augen. Der Gärtner hatte des Vergnügens halber sie alle gepflanzt; Hyazinthen, Veilchen, Aurikeln und Schneeglöckchen standen in voller Blüthe und verbreiteten süßen Wohlgeruch.

Lange blieb der überraschte Knabe vor den lieblichen Kindern des Lenzes stehen, und der Vater fragte: Weißt du, wer diese Blümchen uns bringt? „Wohl," antwortete Ernst, „den Lenz erkennt man an seinen Blumen; bliebe er doch immer bei uns!" —

Auch diesen Wunsch schrieb der Vater sich auf. Jetzt kam der Sommer. Manche Früchte waren von der Hitze gereift. Da ging Ernst mit seinen Eltern und Gespielen nach dem nächsten Dorfe. Hier setzten sie sich in eine Laube, durch deren dichtes Laub die Sonnenstrahlen abgehalten wurden. Wie herrlich schmeckte jetzt unserm Ernst die frische Milch, obgleich sie in Gefäßen vor ihm stand, die nur aus schlichtem Thon verfertigt waren. Später aß er Kirschen und anderes Sommer-Obst und freute sich auf dem Heimwege über die grünen Saaten und die blumigen Wiesen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten. Nicht wahr, sagte der Vater, auch der Sommer ist schön? „O," antwortete Ernst, „ich wollte, daß es immer Sommer bliebe!" Auch diesen Wunsch merkte sich der Vater, um später den Sohn zu belehren. —

Die Tage wurden kürzer, das Laub vergelbte, und Ernst erkannte an allen diesen Merkmalen den Herbst. Die ganze Familie brachte jetzt einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen und die Zweige der Bäume von der Last der reifen Früchte niedergebeugt.

Das war ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber aß, als Obst. Die schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorbei sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben. „Ach," sagte Ernst, „ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!"

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater. „Wirklich," war des Knaben Antwort. Aber, fuhr der Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh einmal, was hier geschrieben steht! Lies doch! „Ernst wünschte, daß es immer Winter wäre!" Und nun lies hier! „Ernst wollte, daß es immer Frühling sein möchte." Was steht aber hier? „Ernst wünschte, daß es immer Sommer wäre."

Erinnerst du dich noch dieser Wünsche? fragte der Vater. „Ach ja," antwortete Ernst, „ich weiß sie wohl." Und was wünschtest du eben? „Ich wünschte, daß wir immer Herbst hätten." Das ist doch sonderbar, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst sein möchte. Denke einmal nach, was folgt wohl daraus? „Zufolge meiner unüberlegten Wünsche sind alle Jahreszeiten gut," antwortete Ernst. Ja wohl, fuhr der Vater fort, es folgt daraus, daß sie alle reich an Freuden und mannigfaltigen Gaben sind, und daß der liebe, weise Gott alles viel besser eingerichtet hat, als wir Menschen es gekonnt hätten. Hätte es vorigen Winter von dir, mein Sohn, abgehangen, so würden wir keinen

Frühling, keinen Sommer und Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlittenfahrten und Schneemänner machen zu können. Wie manches Vergnügen hätten wir dann entbehren müssen! Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll, wie bald würde sie dann schlechter werden!

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr.
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar.

C. Das Mineralreich.

I. Steine.

82. Die Stein- und Felsarten.

Mancher denkt wohl, ein Stein sei ein Stein und der Unterschied nicht eben sehr groß. Doch dem ist nicht so. Wie groß ist nicht der Unterschied in Hinsicht der **Farbe** zwischen dem bläulichen **Basalt** und dem **Granit,** der gesprenkelt wie Kümmel und Salz aussieht — zwischen dem gelblichen **Kalkstein** und dem **Sandstein,** der bald röthlich, bald weißlich — und zwischen dem **Marmor,** der weiß oder grau aussieht. Und welch eine Verschiedenheit in der **Härte** vom Sandstein, den „der Tropfenfall aushöhlt", bis zum **Kiesel-** oder gar zum **Feuerstein.** Auch springen die Steine nicht eben so gut nach einer Richtung, als nach der andern. Der Schiefer blättert sich nach seinen Schichten ganz leicht — und wie wollte man die Feuersteine in die scharfkantige Form bringen, wenn sie nicht durch den Schlag eines kleinen Hämmerchens in dieser Richtung rissen? Die Steinbrecher und Bergleute wissen auch recht gut aus Erfahrung, wie man jeden Stein oder Felsen angreifen muß, um Stücke von ihm abzusprengen und oft gerade Stücke von einer bestimmten Gestalt.

Auch die Verwendung der Steine ist sehr verschieden. Während der gröbere Sandstein zu Quadern, Säulen, Trögen u. s. w. behauen wird, und die feineren Sorten zu Brückengewölben und Kirchenbauten dienen, und während man den Marmor, der sich poliren läßt, zu Denkmälern, Tisch- und Altarblättern benutzt, verbraucht man den Kalkstein zur Aufführung von Mauern, so wie den Basalt und die Kieselsteine zur Bepflasterung oder Bedeckung der Chausseen.

Zu den nutzbarsten Felsarten gehört auch der **Schiefer,** besonders die weichen Arten, welche sich leicht spalten und schleifen lassen. Jedes Kind, das zur Schule geht, trägt Proben dieses Schiefers in seiner Tafel und in seinem Griffel herum. Und die Wohlfeilheit dieser Geräthschaften beweis't, daß er weder selten, noch auch schwierig zu schleifen ist.

Nicht nur durch Farbe und Härte, sondern auch durch ihre mehr oder minder regelmäßige **Gestalt** unterscheiden sich Fels- und Steinarten von einander. Die regelmäßigen Gestalten nennt man **Krystalle,** und von den Steinen, die solche Krystalle bilden, sagt man: Sie kry-

stallisiren. Manche Steine krystallisiren in Säulen, wie Bergkrystall und Basalt, andere in Würfeln, wie der Schwefelkies, wieder andere in sehr verschiedenen Achtflachen oder Zwölfflachen, wie der Granat, noch andere in Tafeln, wie der Glimmer. Deuten diese bunten mannigfaltigen Gestalten nicht auch auf Kraft und Leben in der Steinwelt hin? —

An Steinen ist unser Vaterland sehr reich, nur nicht an **Edelsteinen,** zu denen man **Diamant, Rubin, Smaragd** u. a. m. rechnet. Als Halbedelsteine kommen namentlich in Schlesien vor: der apfelgrüne **Chrysopras** im Kreise Frankenstein, der bunte **Opal,** der blaue **Amethyst,** der glänzende **Bergkrystall,** der streifige, oft schön gezeichnete **Achat,** der **Rauch-** und **Goldtopas,** der blutrothe **Granat.** Marmor findet sich in Schlesien im Kreise Strehlen, auch in Sachsen und Westphalen; der Kalk ist fast überall zu haben; seltener ist der Gyps in Schlesien bei Löwenberg, der gemahlen sich zu Bildsäulen formen läßt und auch als Düngungsmittel z. B. beim Kleebau dient; der Alabaster, ein feinkörniger Gyps, wird in Sachsen gefunden und zu Figuren und andern Zierrathen verwendet.

II. Metalle.

83. Das Gold.

Das **Gold** hat durch seine schöne gelbe Farbe und durch seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet noch schwarz wird, weswegen man es mit Recht ein edles Metall nennt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgte, daß seine Seele rein bliebe, wie Gold.

Zu den bemerkenswerthen Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Dukaten, der bekanntlich noch kleiner ist, als ein Zweigroschenstück, läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter sammt seinem Pferde vergolden könnte. Gegenstände von geringerem Metall, z. B. von Silber, werden häufig mit einer sehr dünnen Schicht Gold überzogen und sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint auch der Mensch äußerlich oft besser, als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lange unentdeckt bleibt.

Das Gold findet sich theils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, theils zwischen allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Wegen seiner Seltenheit und seiner edlen Eigenschaften hat das Gold einen hohen Werth. Ein Pfund oder 30 Loth reines Gold kostet 450 Thlr. Da das Gold aber sehr weich ist, und sich im Gebrauche leicht abnutzen würde, so wird es nie rein, sondern stets mit einem Zu-

satze von Silber oder Kupfer verarbeitet. Das Mischungsverhältniß bei unseren neuen Goldmünzen (Krone und halbe Krone) ist gesetzlich auf 900,000 Theile Gold und 100,000 Theile Kupfer festgestellt, so daß also die Mischung aus 9 Theilen Gold und 1 Theile Kupfer besteht. Die Krone soll $^1/_{50}$ Pfund oder $^3/_5$ Loth reines Gold und die halbe Krone $^1/_{100}$ Pfund oder $^3/_{10}$ Loth reines Gold enthalten. Zu diesen $^3/_5$ Loth (reines Gold) der Krone, welche 9 Theile betragen, kommt 1 Theil, also $^1/_9$ von $^3/_5$ Loth $=$ $^3/_{45}$ Loth Kupfer. Eine Krone wiegt demnach $^3/_5$ und $^3/_{45} = {}^{30}/_{45}$ oder $^2/_3$ Loth. 45 Kronen oder 90 halbe Kronen wiegen demnach 1 Pfund. —

Wenn jemand einen Klumpen Gold fände, so schwer, als er tragen könnte, so hätte er bei vernünftigem Gebrauche für sich und die Seinigen lebenslang genug daran. Aber Gold allein thut's nicht. Vor etwa 700 Jahren z. B. legten sich viele Leute in Böhmen darauf, aus dem Sande einiger Flüsse des Landes das Gold heraus zu waschen, welches darin enthalten war. Als aber Hunderte, nachher Tausende von ihnen mit leichter Mühe dabei mehr gewannen, als die andern Bewohner des Landes beim Ackerbau und der Viehzucht, da ließen auch diese ihre Äcker unbestellt, und es entstand Theurung und Hungersnoth im Lande. Was half den Goldwäschern jetzt das gefundene Gold? Sie konnten dafür nicht einmal Brod kaufen und manche mußten Hungers sterben. In unserm Ackerboden ist viel Gold verborgen; aber nur der fleißige Arbeiter findet es; denn das Sprichwort sagt:

„Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß
Für den, der ihn zu üben weiß.“

Gegenwärtig ist, außer einigen Versuchen bei Reichenstein in Schlesien, von Goldgewinnung in Deutschland fast gar nicht die Rede. Dagegen kommt es am häufigsten in Ungarn, Rußland, Afrika, Californien und Australien vor.

84. Das Silber.

Das **Silber** findet sich fast in allen Gebirgen, nirgends aber so häufig als in Amerika, wo man Gänge entdeckt hat, die wie silberne Mauern aus dem vom Regenwasser weggespülten Gestein hervorragten. Hier und da hat man in ältern Zeiten auch in Deutschland größere Silbermassen gefunden, zu Schneeberg in Sachsen z. B. ein Stück, das hundert Centner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf mit seinem ganzen Hofstaat speis'te, wie auf einer Tafel. Die meisten und reichsten Silberbergwerke in Deutschland und Amerika sind von gewöhnlichen unwissenden Leuten entdeckt worden, das bei Freiburg in Sachsen z. B. durch Fuhrleute, die durch den Wald fuhren, das Schneeberger durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schustergeräth und allerhand andrer kleiner Waare Handel trieb, und sich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte. Die Silbergruben bei Annaberg in Sachsen sind — wie die Sage er-

zählt — durch einen armen Bergmann, Daniel Knappe genannt, aufgefunden worden.

Wie aus dem Golde, so verfertigt man auch aus dem Silber Münzen und vielerlei Geräthschaften. Da es aber nur geringe Härte besitzt und sich deßhalb im Gebrauch rasch abnutzen würde, so vermischt man es mit dem härtern Kupfer, wodurch es nichts von seinem Glanze einbüßt. Ein Pfund reines Silber kostet 28 Thlr. Das Mischungsverhältniß bei unsern Silbermünzen (Ein- und Zweithalerstücke) ist gesetzlich, wie bei den Goldmünzen, auf 900,000 Theile Silber und 100,000 Theile Kupfer festgestellt. Ein Einthalerstück soll $^1/_{30}$ Pfund oder 1 Loth reines Silber enthalten. Zu diesem 1 Loth Silber, welches 9 Theile der Mischung beträgt, kommt 1 Theil oder $^1/_9$ Loth Kupfer. Ein Thaler wiegt also $1^1/_9$ Loth, oder 27 einfache oder $13^1/_2$ doppelte Thaler wiegen 1 Pfund.

In Betreff der Dehnbarkeit steht das Silber dem Golde nach, läßt sich aber doch zu Blättchen hämmern und walzen, deren Stärke nur den hunderttausendsten Theil eines Zolles beträgt. Aus einem einzigen Zent Silber, d. h. aus dem dreitausendsten Theil eines Pfundes, läßt sich ein Drath von 960 Fuß Länge ziehen.

85. Das Quecksilber.

Was sagst du dazu, daß es bei uns ein Metall giebt, das du wie Wasser in ein Glas füllen kannst, das aber in Ländern, die kälter sind als das unsere, auch fest wird, also, daß es sich hämmern läßt? Dieses Metall heißt **Quecksilber.** Bei uns erstarrt es nie, sondern bleibt stets flüssig, und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem schweren eisernen Kahne auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen, wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst: er würde sich in dem Quecksilberteiche auflösen, und du würdest ängstlich nach Hülfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken, denn du könntest in diesem flüssigen Metallteiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpfchen aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen, denn jeder Tropfen ist Gift. Stellst du ein Gefäß mit Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dämpfen in die Luft steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, damit kein Staub hinein fällt, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zu Tropfen, was du gewiß schon gesehen hast. So werden auch die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Zur Wäsche kann man das Quecksilber freilich nicht gebrauchen, denn es macht nicht naß, aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, löſ't es das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist

nämlich ein edles Metall und liegt, wie alles Edle, nicht gleich so zu Tage, sondern steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit anderen Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl und läßt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch den Schwefel fort, der sich vor dem Feuer fürchtet, wie vor einem Feinde, und davon eilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit dem Finger herauslesen, so würde er vergeblich darnach suchen, denn es steckt in so kleinen Spitzchen in dem Kupferstein, daß es nicht zu sehen ist. Er zermalmt vielmehr das Gestein noch zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht, und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden, bald oben, bald unten, bald langsam, bald rasch, so lange herum, bis sämmtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einem Klumpen vereinigt (amalgamirt) liegen unsere Tänzer erschöpft da und werden nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt, als ob sie jetzt auch zusammen warm werden sollten. Aber da schlägt die Scheidestunde, denn die Hitze treibt aus der Vereinigung (der Verquickung oder dem Amalgam) das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Quecksilber durch Röhren steigen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen und dann von neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch, wie die edeln Metalle, immer hübsch blank und rein, während sich das unedle Kupfer zum Ärgerniß der Köchinnen am Wasser und an Säuren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, daß das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zinn freundschaftlich an einander, gewiß darum, weil es ein Feind des Schmutzes ist und will, daß du nachsiehst, ob nicht irgend ein Fleck dein Gesicht verunreinigt.

Der Maler läßt es als schöne rothe Farbe prangen. Er mischt nämlich auf eine künstliche Weise einen Theil Schwefel unter sechs Theile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne, scharlachrothe Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheker läßt es sich schicken, und wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben, wenn es geht.

In dünne, gläserne Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen, langen Brette

hangen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeihet dir, ohne daß es hinaussieht, was draußen für Wetter eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnenschirm oder einen Regenschirm auf deinem Spaziergange mitnehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtung darnach treffe; den Gebirgsreisenden und kühnen Luftschiffern aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind.

Auch weiß es besser als du, wie warm es ist, und während es als Wetterprophet oder Barometer oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, womit es dann den Wäscherinnen einen Streich spielt, so täuscht es als Wärmemesser oder Thermometer niemals. In eine kleine, oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm oder wie kalt es in andern Ländern ist, und der Ofenheizer eines Treibhauses würde immer in Angst sein, ob er seinen Blumen auch wohl die rechte Luftwärme gäbe.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener. Du begreifst nun wohl, warum sich der Mensch auch in die dunkeln Tiefen der Erde hinabläßt und dort im Schweiße seines Angesichts Tag und Nacht arbeitet, um diesen dienstbaren Geist aus seinem Versteck an das Tageslicht zu beschwören.

Das bedeutendste Quecksilberbergwerk in Deutschland ist das zu Idria im Österreichischen.

86. Das Kupfer.

Die Farbe des **Kupfers** kennt jeder von den Hellern und Pfennigen, welche häufiger in die Hände der Bettler als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Polirt nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, was man schon an den gescheuerten, kupfernen Kesseln sehen kann. Daß es aber in Verbindung mit anderen Metallen ganz gelb wird, zeigt sich bei dem **Messing**. Dies ist nämlich nichts anderes, als eine Mischung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle. Die Farbe des Messings ist dem Golde so ähnlich, daß schon mancher Unkundige dadurch betrogen worden ist. Messing wird fast mehr verbraucht, als reines Kupfer, denn was wird nicht alles daraus verfertigt? Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Drath, Trommeln, Leuchter und wer weiß, was alles noch mehr. Übrigens hat man bei messingenen Geräthschaften fast gleiche Vorsicht nöthig, wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, so erzeugt sich ein Rost, welcher Grünspan heißt und ein fürchterliches Gift für den Menschen ist. Deshalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Giebt man aber nicht beständig Acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sie sich an einer Stelle ablösen, und das ist genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft aus Kupfer bereitet und giftig. Kleine Kinder,

welche daran leckten, haben oft die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davon gehabt.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werthe: sein starker Klang. Man hört es schon bei den Kupferschmieden, wenn sie hämmern, wie durchdringend der Klang dieses Metalles ist. Mancher hält sich die Ohren dabei zu. Allein unsere Glocken würden ohne den Zusatz von Kupfer durchaus nicht so weit schallende Töne von sich geben. Die Mischung mit Zinn giebt das sogenannte Glockengut, und je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto schöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Messing aus, für sehr feine Glöckchen kömmt etwas Silber darunter. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe, so wie aus Eisen (Stahl) gegossene Glocken zum Geläute benutzt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin. Man sollte nicht glauben, daß so dünne Metallstückchen einen so gewaltigen Klang gäben. Die alten Gallier, d. h. die ursprünglichen Vorfahren der Franzosen, sollen auch kupferne Schwerter gehabt haben; diese mögen aber schlecht geschnitten, wenigstens leicht Scharten bekommen haben.

Das meiste Kupfer findet sich in Deutschland am Harz, im Mansfeldischen, in Schlesien und in Westphalen.

87. Eisen und Blei.

Unter allen Metallen sind **Eisen** und **Blei** die am wenigsten kostbaren und doch die werthvollsten für das Menschengeschlecht im Ganzen. Wer achtet kleine Stückchen Eisen oder Blei? Man wirft sie bei Seite wie Sand oder Steinchen. Und doch wird aus diesen Metallen das Nützlichste für die menschliche Gesellschaft bereitet, und ohne dieselben wären wir noch immer halbe Wilde.

Für das **Eisen** lasse ich diese Lobrede gelten, sagt Einer. Denn allerdings würde es übel um uns aussehen, wenn wir uns Hammer, Beil und Messer, gleich Robinson auf seiner Insel, aus Steinen machen müßten, welche weder die Härte des Stahls haben, noch sich in beliebige Gestalt schmieden, folglich auch schwer mit einem Stiele versehen lassen. Auch das Schleifen und Auswetzen der Scharten in den Steinen möchte uns sehr beschwerlich werden. Die eiserne Pflugschar und das Grabscheit ließen sich auch nicht gut durch hölzerne oder steinerne ersetzen, und ich weiß nicht, ob uns der Mangel des Drathes und der Nägel nicht noch schmerzlicher vorkäme. Und wenn die Nadeln und Scheeren den Weibern fehlten, wie dann? der Schneider gar nicht zu gedenken. Womit wollen wir Steine und Balken an einander klammern? womit die Felgen der Räder und die Hufe der Pferde belegen? Ketten für die Gefangenen ließen sich wohl entbehren, aber ob auch für Kettenhunde, für die Ziehbrunnen, die Erntewagen? Hat man ja sogar Brücken von eisernen Ketten. Unsere eisernen Öfen würden wir auch nicht gern mit thönernen vertauschen und unsere eisernen Schlösser und Bänder nicht mit kupfernen; denn die wären zu weich und zu theuer.

Auch die kupfernen Schwerter der alten Gallier würden unseren Soldaten nicht gefallen, der Bajonette und Gewehre nicht zu erwähnen. Allein wenn auch alles dies und noch weit mehr für den unschätzbaren Werth des Eisens spricht, so gilt dies doch nicht von dem Blei. Dies könnte ohne großen Verlust für die Menschheit entbehrt werden.

Dem so Redenden diene zur Antwort: Das **Blei** giebt dem Jäger Kugeln und Schrot, dem Buchdrucker aber die Lettern, um Bücher und Zeitungen zu drucken. Durch unsere Schießgewehre, womit wir aus großer Ferne verwunden oder tödten können, und deren Knall zugleich erschreckt, ist es allein möglich geworden, das Wild in dem Grade zu vermindern, daß es dem Ackerbau nicht mehr schadet. Nicht alle Männer brauchen sich jetzt noch mit der Jagd abzugeben, wie vordem; wenige reichen hin, und wäre nicht Liebhaberei im Spiele, es könnten noch weit wenigere sein. Bären, Luchse, Wölfe sind mit Hülfe der Bleikugeln aus Deutschland und aus dem schönsten Theile von Europa vertrieben. Und daß die Europäer die Wilden allenthalben mehr zurückgedrängt und ihnen den Boden zum Ackerbau abgenommen haben, daran ist auch ihr überlegenes Schießgewehr schuld. Freilich haben auch die eisernen Kanonenkugeln das ihrige gethan. Die Kriege sind durch den Gebrauch der Kugeln nicht blutiger, sondern menschlicher geworden; denn der Soldat, welcher nicht aus der Nähe mit seinem Feinde kämpft, geräth nicht in die Wuth, welche zu Grausamkeit verleitet, und die Klugheit vermag jetzt im Kriege mehr, als die rohe Körperstärke. Doch weit wichtiger ist das Blei durch die Erfindung des Mainzers Johann Gutenberg geworden. Mit einem geringen Zusatz von Spießglanz, welcher dem allzu weichen Blei etwas mehr Härte giebt, wird das sogenannte Letterngut bereitet, woraus die Lettern, worauf sich die Buchstaben befinden, gegossen werden. Durch dieses Mittel, und weil man die einmal in Ordnung gesetzten Buchstaben gar viel tausendmal abdrucken kann, und zwar mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ist es möglich geworden, alles, was ein einzelner Mensch gedacht und niedergeschrieben hat, unzählig vielen zu lesen zu geben. Nun weiß jeder, der Lesen gelernt hat, aus der Zeitung, was in Rußland, in der Türkei geschieht; er erfährt, wenn Schiffe ankommen und abgehen, was für neue Waaren die Kaufleute erhalten haben, aber auch, was für Spitzbuben entsprungen sind, und wie dieselben aussehen. Was sich aber all' aus Büchern lernen läßt, das ist gar nicht aufzuzählen, denn kein Mensch lernt jemals aus. Bücher giebt es jetzt in allen Häusern; ohne Blei und Buchdruckerkunst wären sie aber den meisten Leuten zu theuer, selbst den wohlhabenden. Und ich glaube, nicht der hundertste Theil von den Menschen, welche jetzt lesen und schreiben können, hätten dies gelernt, wenn es keine gedruckten Bücher, also auch keine ABC-Bücher gäbe.

Wenn das Blei auf diese Weise der ganzen Menschheit nützlich geworden ist, so hat man nicht nöthig, erst anzuführen, daß es auch zu Brunnenröhren gebraucht wird, und daß die weiße Ölfarbe aus **Bleiweiß**, einer giftigen Verkalkung des Blei's, bereitet wird.

88. Geschichte eines Fingerhutes.

Wenn der stählerne Fingerhut seine Geschichte erzählen könnte, würde er also sprechen:

Vor nicht langer Zeit lag ich tief, tief in der Erde in einem langen, dunkeln Gefängnisse. Ein ganzes Heer von Fingerhüten, die jetzt wohl in alle Welt zerstreut sein mögen, waren meine Kameraden. Aber keiner konnte zu dem andern kommen, jeder mußte für sich bleiben. Wir waren damals noch unansehnliches **Eisengestein** und lagen regungslos zwischen den meilenlangen Felswänden unseres Gefängnisses wie hineingegossen da. Wären wir nicht ans Tageslicht gekommen, wir wären immer starres Gestein geblieben. Lange, ach gewiß viele tausend Jahre, mochten wir so dagelegen haben, als wir einstens ein Pochen an der dicken Wand unseres Kerkers vernahmen. Es war so taktmäßig, wie das Picken der Wanduhr hier in der Stube. Gern hätte ich erfahren, was das sei, denn obwohl ich damals noch kein Fingerhut mit vielen Augen war, so war ich doch schon etwas neugierig. Zu Zeiten hörte das Picken und Pochen auf, aber dann erdröhnte ein gewaltiger Donner, daß wir alle zitternd zusammen schraken, die Gefängnißmauern mit. Das Klopfen kam mit jedem Tage näher, und eines Tages vernahm ich es ganz dicht vor meinen Ohren. Ehe ich's mich versah, erdröhnte jener fürchterliche Donner wieder, und zusammen brach ein Stück von der Wand unseres Kerkers. Frei von den Ketten, flog ein Theil von uns, in einzelne Steine zerstückelt, heraus, ich mit, aber vom Schreck wurde der eine hierhin, der andere dorthin geworfen. Mir war Hören und Sehen vergangen. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Männer vor mir stehen, die hielten Lampen in der Hand und waren in Leinwand von schwarzer Farbe gekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie einen grauen Filzhut ohne Krempen, und einige von ihnen hatten spitze Eisenstäbe und Hämmer. Der Schein ihrer Lichter machte es so hell, daß ich mich nun auch umsehen konnte, wo ich denn eigentlich war. Ich lag noch immer unter der Erde, aber in einem großen, hohlen Felsenraume, worin ein Haus gewiß Platz gehabt hätte. Meines Gleichen lagen noch viele auf dem Boden des Felsengewölbes. Nicht lange, so stellten sich die schwarzen Männer längs der Felswand auf, das spitze Eisen in der einen Hand, den Hammer in der andern. Das Klopfen ging von neuem los, indem sie nach dem Takte mit dem Hammer auf das Eisen schlugen und dadurch Löcher in die Felswand bohrten. Als diese tief genug waren, füllten sie dieselben mit Pulver an, verschwanden plötzlich und versteckten sich in Felsengänge. Einige Augenblicke war es todtenstill, doch bald blitzte das Pulver auf, und rasch folgte der Donner hinterdrein. Eine Menge Gefangene prasselten wieder aus ihrem Gefängnisse heraus.

Das ging Tag für Tag so fort. Eines Tages lud uns ein Mann in einen Karren und fuhr uns in einem unterirdischen Felsengange entlang, der sehr schmal und so niedrig war, daß sich der Mann etwas bücken mußte. Dieser Gang führte nach einem andern Gange, der

höher und breiter war als der erste. Hier floß Wasser hell und klar, und auf dem Wasser stand ein Kahn, der uns aufnahm. Der Mann setzte sich mit seiner Lampe auf uns, und wir fuhren so in dem dunkeln Gange lange Zeit fort. Du hast neulich hier am Nähtische deiner Gespielin auch von einer Wasserfahrt erzählt, aber bei meiner Fahrt wäre es dir gewiß etwas unheimlich geworden; denn da drunten blühet kein Vergißmeinnicht an dem Wasser, da singt keine Schwalbe, da schwimmt kein Fischlein munter auf und ab. Dumpf rauschte das Wasser unter dem Kahne, und stieß er an die Felsenwände, so dröhnte es hohl wie in einem Grabe. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir fuhren. Endlich hielt der Kahn an. Ein großer Eimer kam an einem Seile wie in einem Brunnen herunter; in diesen wurde ich mit mehreren meiner Gefährten geladen, und der Eimer dann in die Höhe gewunden. Unser Kahn muß recht tief unter der Erde gestanden haben, denn es währte lang, ehe wir ans Tageslicht kamen. Bei unserer Auffahrt geleitete uns anfangs der Schein des Lichtes im Kahn, aber bald ging es ganz im Dunkeln weiter. Ich wünschte mir im Stillen ein „Glück auf!", wie ich's oft von den Männern gehört hatte, wenn sie zu Tage fahren wollten. Allmählig fing es an zu dämmern, und mit jedem Schritte höher wurde es heller und heller, bis uns das Sonnenlicht ganz beschien.

Diese Fahrt machte meinem unterirdischen Leben ein Ende. Ich wurde nun mit meinen Reisegefährten unter freiem Himmel auf einen hohen Eisensteinhaufen gelegt, und weiß noch recht gut, wie ich mich freute, wenn ich am Tage die Sonne erblickte und des Nachts die vielen Sterne funkeln sah. Aber auf Freuden folgen oft Leiden. Nach einiger Zeit brachte man uns auf breite, dünne Lagen von Reisholz, welche angezündet wurden. Mein Freund, der Schwefel, der bis dahin nicht von mir gelassen, ja von den ältesten Zeiten her in Freud und Leid mir seine Freundschaft stets bewahrt hatte, konnte die Hitze nicht vertragen und mußte sich von mir trennen. Er ging als Dampf in die Höhe, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Ich hielt standhaft auf dem Scheiterhaufen aus, wurde aber zuletzt ganz mürbe geröstet. Doch das war noch gering gegen das, was mir nun widerfuhr. Man brachte uns nämlich in eine Pochmühle, in welcher schwere, mit Eisen beschlagene Stampfen waren, die so unbarmherzig auf uns herumtraten, daß wir ganz zerstückelt wurden. Aus dieser Martermühle fuhr uns ein Mann nach einem **Ofen**, der wie ein hoher runder Thurm dastand. In viereckigen Kasten wurden wir nach seiner obern Öffnung gewunden. Gelbe und blaue Feuerflammen sprüheten hier Tag und Nacht ohne Unterlaß aus der zirkelrunden Öffnung und leuchteten, hoch in die Höhe schlagend, weit in die dunkle Nacht hinein. Schon manche Ladung aus der Pochmühle mußte in den Höllenschlund des Ungeheuers gewandert sein, denn er war bis oben angefüllt. Auch wir wurden ohne Umstände hineingeworfen, nachdem man vorher einen Kasten voll Kohlen hineingeschüttet hatte. Die Hitze war so gräßlich,

daß wir zerschmolzen und flüssig wie Wasser wurden. Ein starker Wind braus'te nämlich unaufhörlich durch zwei Öffnungen in den Ofen hinein und hetzte das Feuer der Kohlen, womit der Ofen außer uns Steinen noch angefüllt war, ohne Unterlaß auf uns los. Der Ofen wäre wohl selbst zerschmolzen, wäre er von Eisen und nicht von feuerfestem Sandstein gewesen. Mancher unreine Anhang von unserm früheren Aufenthalte aus der Unterwelt her trennte sich hier als Schlacke von uns, und wir wurden hier gereinigte und geläuterte Wesen, so daß ich's den Leuten Dank weiß, die mich in diesen Feuerofen brachten. Als wir ihn von oben bis unten durchwandert hatten, wurde er geöffnet, und schnell wie Wasser lief ich hinaus, feuerroth von Hitze, meine Kameraden hinterdrein; vor der Thür des Ofens erstarrten wir in Rinnen, die man in Sand eingedrückt hatte und so wurden wir zu einer **Eisenstange.** Als solche haben wir noch ins Feuer verschiedener Hammerhütten wandern müssen, zerschmolzen aber nicht wieder; denn hatte uns das Feuer glühend roth gebraten, so holte uns ein Mann mit einer gewaltig langen Zange wieder aus dem Feuer heraus, legte uns auf einen Amboß und ließ im Takte einen Hammer auf uns niederfallen, der so centnerschwer war, daß ihn die Zapfen der Welle eines rauschenden Wasserrades heben mußten. Dabei hielt uns der Mann immer mit der Zange fest, und obschon wir uns dehnten und streckten, hielt er doch bald die eine, bald die andere unserer vier Seiten unter die gewaltigen Hammerschläge, daß die Funken sprühten. Endlich war noch eine qualvolle Probe zu bestehen. Obgleich wir so vielfach geschlagen waren, so mußten wir doch noch zwischen wagrecht über einander liegende Walzen hindurchwandern, die so gewaltig drückten, daß eine dünne **Platte** aus uns wurde. Diese zerschnitt man in schmale, kurze Streifen und machte aus denselben eine Menge Cylinder, so groß, daß sie das obere Glied eines Fingers decken konnten. Auch ich ward zu einem solchen Cylinder geformt und freute mich nicht wenig über meine Gestalt, die nun doch nach etwas aussah, und ich glaubte fest, am Ziele meiner Bestimmung zu sein. Aber da hatte ich mich getäuscht, denn mir wurde noch eine gewölbte Decke aufgelöthet, und wie du siehst, ist sowohl das Auflöthen der Decke, als das Zusammenlöthen des Cylinders so geschickt gemacht, daß es aussieht, als wäre ich aus einem Stücke gearbeitet. Ein mit eisernen Spitzen besetztes Rad stach mir zuletzt noch meine Augen ein, und so war ich denn endlich nach vielen Leiden ein nützlicher Fingerhut geworden.

III. Salze.

89. Die Salze.

Gewöhnlich versteht man unter dem Namen **Salz** nur das eine Mineral, womit die Speisen gewürzt oder gegen Fäulniß bewahrt werden. Die Gelehrten rechnen zu den Salzen aber auch das

Glaubersalz, das **Bittersalz**, den **Vitriol**, den **Alaun**, die **Pottasche** und den **Salpeter**, welche vielfache Anwendung in Färbereien, Druckereien, Glasfabriken und Seifensiedereien finden, von denen der Salpeter jedoch hauptsächlich zur Zubereitung des Schießpulvers verwendet wird.

Das wichtigste von allen Salzen ist aber das sogenannte **Kochsalz**. Fehlt es doch als das unentbehrlichste Gewürz bei keiner Mahlzeit in den Palästen der Fürsten, wie in den Hütten der Armen. Ohne Salz würde der Magen aber auch nicht im Stande sein, die Speisen gehörig aufzulösen und zu verdauen; ohne Salz würden also die Nahrungsmittel für Menschen und Thiere werthlos werden; ja selbst zum Leben der Pflanzen ist es unentbehrlich. Auf verschiedenen Wegen wird es daher allen Wesen zugeführt. Die Pflanze empfängt es aus dem Erdboden und durch den Regen; das Thier erhält es in dem Fleisch und in den Pflanzen, durch welche es sich nährt; der Mensch aber weiß es sich mit Fleiß und Kunst selbst zuzubereiten. Es liegt nämlich theils bergehoch in der Erde als **Steinsalz** — oder es quillt seit der Weltschöpfung aus unzähligen Salzquellen als **Salzsoole** — oder es schwimmt in so ungeheurer Menge im Meere als **Seesalz**, daß sein blaues, durchsichtiges, lieblich anzusehendes Wasser salzig und bitter schmeckt, untrinkbar für Menschen und Thiere ist, aber vor Fäulniß durch das Salz geschützt wird.

Unermeßlich reich ist Österreich an Salz in seinem Salzkammergut bei Ischl, Hallein und Hallstadt und dazu noch das wunderbare Steinsalzbergwerk bei Wieliczka am Fuße der Karpathen in Galizien; unerschöpfliche Salzquellen besitzen Hannover bei Lüneburg und Preußen bei Halle, und überall, wo sonst euch der Ortsname Hall begegnet, da werdet ihr das finden, was das Wort ursprünglich bezeichnet: das Salz.

Zwei Körper sind in dem Salz innig mit einander verbunden: der eine, ein hellglänzendes Metall, Natrium genannt; der andere ein gefährliches Gift, Chlor (d. h. gelbgrün), das im reinen Zustande als eine dunkelgelbe oder grünliche Lichtart (Gas, Dampf) erscheint, die auf der Stelle tödtet, wenn man sie unvermischt einathmet. Die Scheidekünstler oder Chemiker können das Chlor aus dem Kochsalz scheiden oder darstellen. Bei manchen Krankheiten ist es ein vorzügliches Heilmittel. Es kann zum Reinigen der Luft von ansteckenden Krankheitsstoffen u. s. w. verwendet werden. Wer würde es dem Kochsalz, diesem angenehmen Gewürz ansehen, daß es aus so merkwürdigen und gefährlichen Stoffen zusammengesetzt ist. Aber so ist es mit allen Stoffen, die wir Gift nennen. Sie werden uns schädlich, wenn wir sie nicht recht erkennen und gebrauchen; bei einsichtsvoller Anwendung aber sind sie uns sehr nützlich.

Bei der Gewinnung des Salzes geht es folgendermaßen zu: In Flözgebirgen liegt in gewaltigen Lagern das Steinsalz, das man bergmännisch gewinnt. Freilich ist es nicht selten mit Gyps, Thon und

erdigen Theilen vermischt, und dann werden nicht die Salzsteine herausgeschafft, sondern man läßt in die Salzgruben Wasser hinein, welches das Salz auslaugt. Im Schooße der Berge entstehen dann große, vom Wasser ausgefressene Höhlen, wie in Hallein, wo der Fremde mitten im Salzberge auf einem Kahne über einen kleinen Salzsee schifft, während an den Wänden und an der Decke beim Scheine der Fackeln und Lichter die rothen, weißen, blauen, grauen Salzkrystalle wie in einem Feentempel wunderbar glänzen. Gewaltige, oft stundenlange Soolwasserleitungen führen dort die gesättigte Salzsoole in die Siedehäuser nach Ischl, wo in ungeheuren Pfannen durch Feuer das Wasser verdunstet und die weißen Salzkrystalle anschießen und zurückbleiben. In Zuckerhutformen gedrückt, wird dann das Salz — das hier, wie überall, zu den Einnahmen des Staatsschatzes gehört — ausgeführt in das Land und beim Gebrauche erst klein gestoßen. Anders verfährt man überall da, wo natürliche Salzquellen sich finden, deren Soole so dünn ist, daß sie nicht gleich versotten werden kann. Da wird die Salzsoole erst in die Gradirwerke geleitet. Es werden nämlich lange Wände von Schwarz- und Weißdornen zu 80 Fuß Höhe und 4—6 Fuß Breite gebauet, und auf diese glatt beschnittenen Wände wird nun die Soole durch Pumpen gehoben. In einzelnen Tropfen fällt dieselbe langsam wieder herab, indem jeder Tropfen von Dorn zu Dorn springt. Behälter unter den Gradirwänden fangen die herabtröpfelnde Soole auf. Gewöhnlich muß jeder Tropfen diesen dornenvollen Weg zwei- bis dreimal machen. Aber reiner und werthvoller wird er nach jedem Wege. Nicht nur die erdigen Theile hat er in den Gradirwänden zurückgelassen, er ist auch salzhaltiger geworden, indem Sonne und Wind einen Theil seines Wassergehalts ihm nahmen. Die so geläuterte Soole wird nun in den großen Pfannen eines Siedehauses zum Kochen erhitzt. Während dabei das Wasser als Dampf davon eilt, schlägt sich das Salz auf den Boden der Pfanne nieder, wird mit langen Krücken an den Rand derselben gezogen, herausgenommen, in Körbe geschüttet, damit das Wasser abläuft, und dann in Trockenkammern getrocknet.

So gewinnt man das Salz. Wie wollten wir Menschen unsere Speisen bereiten und erhalten ohne Salz? Woher sollten wir unsere Schinken und unser gepökeltes Fleisch nehmen? Und endlich wär's doch wirklich Schade um die Millionen Häringe und Bücklinge, die wir alljährlich wohl eingesalzen oder geräuchert verspeisen, wenn wir sie von Sommer zu Sommer nicht aufbewahren könnten, bis die guten Thierchen wieder einmal heerdenweis in die Netze der betriebsamen Bewohner der Nord- und Ostseeküste schwimmen.

IV. Erden.

90. Erdartige Mineralien.

Die **Erdarten** finden sich im Vaterlande überall, meistens als **Lehm, Sand** und **Kies**, seltener **Mergel** und **Walkererde**. Die

Erdarten bilden zunächst die Grundlage des Acker- und Gartenbaues; denn in ihnen wurzeln der Pflanzen zahllose Arten. Wenn ihr im Herbste einen Haufen Laub zusammenharkt und bis zum nächsten Jahre liegen laßt; so werdet ihr statt Laub einen Haufen Gewächserde (vegetabilische Erde) haben. Ebenso entsteht aus verfaulten Thieren Thiererde (animalische Erde). Alles, was da lebt, wird wieder zu Erde. — Die aus verwes'ten Thier- und Pflanzenkörpern entstandene Erde heißt **Humus** oder **Düngererde**. Ist dieselbe mit Lehm, Sand oder verwittertem Gestein vermischt, so nennt man sie **Garten-** oder **Dammerde**, und das ist die Erdart, welche überall in Wäldern, Wiesen, Äckern und Gärten die oberste Schicht und den fruchtbarsten Ackerboden bildet.

Der **Thon**, dessen gröbere Sorten **Lehm** oder **Lette** heißen, ist nicht so geeignet zum Ackerbau, weil er zu dicht ist, die Ausbreitung der Wurzeln dadurch hindert, die Nässe zu lange behält und in der Sonnenhitze zu einer allzu festen Masse wird. Allein zur Verbesserung des durchfälligen Sandbodens wird er vortheilhaft angewendet. Dieser landwirthschaftliche Nutzen der Thonerde wird noch übertroffen von dem gewerblichen Gebrauche, den man von der Thonerde beim Bauen und bei der Töpferei macht. Als **Lehm** wird sie zum Tünchen der Fußböden und beim Holzbau zum Aussetzen der Wände gebraucht. Noch besser werden beim Fachwerksbau die Öffnungen oder Felder mit Lehmsteinen ausgemauert; ja man baut sogar ganze Häuser aus solchen geformten und getrockneten Lehmsteinen, die aber freilich nicht gut Nässe vertragen können und leicht Risse bekommen. Sonst zeichnen sich solche Gebäude durch ihre Wärme aus; denn es ist eine Eigenschaft des Lehms, daß er Wärme und Kälte nicht leicht durchläßt. Aus diesem Grunde mauert man auch Kessel mit Lehm ein und überzieht Backöfen damit. Vorzüglich dient der Lehm zur Ziegelbrennerei, und zwar werden aus ihm Dach- und Mauerziegel gemacht, die um so besser sind, je mehr sie der Hitze ausgesetzt werden. Die Güte der Ziegeln läßt sich nicht sowohl aus der Farbe, etwa, daß dieselben recht dunkelroth aussehen, als vielmehr aus dem mehr oder minder hellen Klange erkennen.

Der **Töpferthon** ist bedeutend feiner und reiner als der Lehm und fühlt sich fettig an, wenn er gehörig geschlemmt und geknetet worden ist. Er bedarf aber auch großer Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wenn die Hand des Töpfers daraus auf der einfachen Drehscheibe, die mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird, Töpfe, Schüsseln und Teller von den verschiedensten Formen bilden soll. Ist der Thon gut, und geräth das Geschirr im Brennofen, so muß es einen hellen Klang haben und darf nicht leicht zerbrechen. Die Glasur des irdenen Geschirres geschieht durch geschmolzene Mineralien, vornehmlich aber durch Bleiglätte.

Die **Porzellanerde** ist der feinste Thon, der noch dazu sehr kunstgemäß zubereitet werden muß. In China und Japan in Asien

kannte man die Kunst der Porzellan-Fabrikation schon in uralten Zeiten, aber in Europa nicht; und da das aus jenen fernen Ländern kommende Porzellan theuer bezahlt wurde und schwer zu haben war, so strebte man in Deutschland lange nach Erforschung des Geheimnisses. Endlich gelang es einem Apotheker, Namens Böttcher in Sachsen, Porzellan zu verfertigen. Er hatte zwar nicht nach der Verfertigung desselben getrachtet, sondern er hatte nach dem Aberglauben der damaligen Zeit Gold machen wollen; letzteres gelang natürlich nicht, aber es wurde bei den verschiedenen Schmelzversuchen die Kunst erfunden, aus Thon das schöne glänzende Porzellan zu machen. Die erste Porzellanfabrik wurde in Meißen errichtet und anfangs die ganze Sache als ein Geheimniß behandelt. Aber Geheimniß blieb sie nicht, und gegenwärtig wetteifert das Berliner mit dem Meißner Porzellan.

V. Brennbare Mineralien.

91. Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Schwefel und Bernstein.

1. Wenn wir nichts als Holz zur Feuerung hätten, so würden manche Gegenden bald von den Menschen verlassen werden müssen. Allein der weise Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial gesorgt, das aus der Erde geschafft wird; dazu gehören **Steinkohlen, Braunkohlen** und **Torf.** Diese Brennmaterialien haben außer ihrer Wohlfeilheit noch andere Vorzüge: die Steinkohlen geben eine weit grellere Hitze als das Holz und brennen gleichmäßiger; der Torf glimmt langsam, und die Braunkohle dauert lange aus. Jedenfalls können die, welchen es niemals an einem guten Heerd- und Ofenfeuer mangelt, mag es nun aus dem Erd- und Pflanzenreiche stammen, dem Himmel nicht dankbar genug sein! Was wären wir ohne das Feuer? Wird es nicht zu den Elementen gerechnet, ohne die weder Mensch noch Thier bestehen kann? Und hört man je auf, Feuer anzuzünden, obwohl durch das Feuer schon so entsetzliches Unglück angerichtet worden ist?

2. Die **Steinkohlen** werden gleich den Metallen durch Bergbau zu Tage gefördert. Glücklicher Weise sind aber ihre Lager gewaltiger als die der Erze, sonst würde die saure Arbeit der Bergleute nicht belohnt werden. Denn wären die Steinkohlen nicht weit billiger als Holz, so würde sie niemand kaufen. Ist doch mit ihrem Gebrauche manche Unbequemlichkeit verbunden; sie schwärzen die Häuser, Zimmer und Menschen, und verbreiten beim Bremnen einen, wenn auch nicht ungesunden, doch gewiß nicht angenehmen Geruch. Dabei erlischt das Steinkohlenfeuer sehr gern und verlangt sorgsame Abwartung. Wenn aber, wie einst in Oberschlesien, ein Steinkohlenlager in Brand geräth, so gelingt es selten, die Gluth zu löschen; oft wüthet sie Jahre lang unter der Erde fort.

In den Steinkohlen findet man nicht selten Reste von Pflanzen (Pflanzenabdrücke), an denen man noch deutlich das Zellengefüge derselben erkennen kann. Es spricht dies für die Annahme, daß die Steinkohlen pflanzlichen Ursprungs sind. Wie die Steinkohlen aber aus ungeheuren Pflanzenmassen entstanden sind, darüber sind die Meinungen immer noch verschieden.

3. Mit mehr Sicherheit weiß man, daß die **Braunkohlen** durch versunkene Wälder entstanden sind. Denn es finden sich in ihren Lagern noch ganze Stämme mit Ästen, Blättern und Früchten, deren Gestalt sich deutlich erkennen läßt. Auch sind die Braunkohlen bisweilen noch so holzähnlich, daß man glaubt, es seien alte angebrannte Scheite. Doch sind diese holzigen Stücke nicht die besten, sondern die glänzend braunen, wie Harz schimmernden. Am wenigsten gut sind die wie Erde zerfallenden, welche erst naß gemacht, in Formen gedrückt und getrocknet werden müssen, um bequemer benutzt werden zu können. Merkwürdig ist, daß in Gegenden, wo starke Braunkohlenlager sind, meistens auch mineralische Wasser gefunden werden, z. B. in Hessen und Nassau. Um sehr heftiges Feuer zu erzeugen, fehlt es den Braunkohlen an Brennkraft, auch gilt ihr Geruch noch für widerlicher als der der Steinkohlen; deswegen werden sie auch minder weit verführt, vielmehr meistens nur in der nächsten Umgebung verbraucht.

4. Ähnlich verhält es sich mit dem **Torfe**. Er ist unter den genannten Brennstoffen derjenige, der sich erweislich immer noch fort erzeugt, und den man geradezu zu dem Pflanzenreiche rechnen könnte; denn er besteht aus einem dichten Filze von Wurzeln, der mit erdigen Theilen vermischt ist. Diese Wurzeln erzeugen sich in Mooren oder Sümpfen mit solcher Schnelligkeit, daß man nach 10 bis 12 Jahren eine ausgestochene Torfwiese aufs neue benutzen kann. Die Arbeit in den Abzugsgräben, wie in den Torflagern ist sehr beschwerlich, da die Leute im Wasser oder Sumpf stehen müssen; allein sie dauert auch nur die wärmsten Monate des Jahres hindurch, denn die ausgestochenen Platten müssen auf Haufen gesetzt und getrocknet werden. Die weniger feste Masse muß man gleich Lehm in Formen drücken. Merkwürdig ist, daß die besten Stücke am meisten zusammenschrumpfen, so daß also die kleinsten Torfplatten oder Torfziegeln am meisten Hitze geben.

5. Von den übrigen brennbaren Mineralien ist der **Schwefel** am bekanntesten. Seine Farbe hat zu dem Ausdrucke schwefelgelb Veranlassung gegeben. Das läßt sich am Schwefelhölzchen sehen, so wie auch, daß er beim Entzünden eine bläuliche Flamme giebt. Dabei entwickelt sich eine Luft, welche uns am Athmen hindert und zum Husten nöthigt. Auch der Geruch ist unangenehm. Durch Schwefeldampf werden wollene Kleider gereinigt, aber auch Thiere, z. B. Bienen und Wespen, getödtet. Selbst Menschen können darin ersticken. Da aber das Feuer die nämliche Luft zum Brennen bedarf, wie der Mensch zum Athmen, so läßt sich auch eine helle Flamme durch Schwefeldampf löschen. Brennt

es in einem Schornsteine, so kann man durch eine darunter gesetzte Kohlenpfanne mit Schwefel den Brand ersticken. Auch die Eigenschaft des Schwefels, daß er langsam aber sicher fortbrennt, hat man benutzt, indem man durch Schwefelfäden Pulverminen anzündet, und doch Zeit behält, sich zu retten. So geschieht es in Steinbrüchen und Bergwerken. Der Schwefel wird meistens aus der Erde gegraben, besonders häufig im sächsischen Erzgebirge. Sonst sammelt man ihn auch aus manchen Quellen, wo er sich am Rande ansetzt. Solche Wasser werden gemeiniglich als Gesundbrunnen gebraucht.

6. Zu den brennbaren Mineralien gehört auch der **Bernstein**, der an der preußischen Ostseeküste von der Größe einer Linse bis zur Faustdicke gefunden wird. Ausnahmsweise fand 1803 ein Tagelöhner, zwischen mehreren Steinen hervorstehend, ein Stück Bernstein von $13^1/_2$ Pfund. Dieses seltene Stück befindet sich zu Berlin in der Mineraliensammlung und soll 8000 Thaler werth sein. Die Farbe des Bernstein ist entweder weiß oder wachsgelb bis rothgelb. Er läßt sich mit einem Messer bröckeln, schmilzt in der Hitze und verbreitet einen angenehmen Geruch; an der Flamme verbrennt er. Der Bernstein hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er, gerieben, elektrisch wird, denn er zieht alsdann kleine Papierstückchen, Wolle ꝛc. an sich. Er heißt lateinisch electrum, und daher kommt das Wort Electricität. Besonders merkwürdig ist der Bernstein aber durch die von ihm eingeschlossenen Naturkörper. Außer Sand, Erde, Holz und Wassertropfen findet man eine Menge Insekten in ihm eingeschlossen, besonders Schlupfwespen, Ameisen, Fliegen, Mücken, Spinnen ꝛc. Es ist dies ein Beweis, daß der Bernstein aus einem flüssigen Zustande in einen verhärteten übergegangen ist. Man vermuthet daher, daß der Bernstein aus dem Harz einer untergegangenen Pflanzenwelt entstanden ist.

Der Bernstein läßt sich drechseln und schleifen, und so wird er zu allerlei Kunst- und Schmucksachen verarbeitet. Auch giebt er ein angenehmes Räucherpulver.

92. Der Bergbau.

Damit Gold und Silber, Eisen, Salz und Steinkohlen ans Tageslicht gebracht werden, verrichtet unablässig der Bergmann sein mühseliges Geschäft. Es sind die Bergleute in Deutschland meistens eben nicht sehr wohlhabend, aber redlich und arbeitsam, still und ernst bei der Arbeit, heiter und musiklustig in den Ruhestunden. Besondere Sitten und Trachten, besondere Ausdrücke für ihr Thun und Treiben unterscheiden die Bergleute vom Landbauer, Seefahrer, Stadt- und Waldbewohner.

Mit seinem Gezähe, d. h. Werkzeug, meistens aus der Keilhaue, dem Schlägel und Eisen bestehend, und mit dem Grubenlichte versehen, zieht der Bergmann aus, und arbeitet entweder senkrecht in den Boden die tiefen Gruben, die man Schächte nennt, oder er führt Gänge oder Stollen in wagerechter Richtung, und indem er beide Bauarten ver-

bindet und so das Gestein durchbricht, verfolgt er nach allen Richtungen die Mineral- und Erzgänge, welche sich durch das taube Gestein dahinziehen. Über sich hat er das Hangende, unter sich das Liegende der Gesteinmassen.

Der Bergmann fährt zu Berg, wenn er in den Schacht an steilen Leitern hinabklettert oder an einem Seile hinuntergelassen wird; er fährt zu Tage, wenn er den umgekehrten Weg macht. Die Bergwerke sind oft von erstaunlicher Ausdehnung; denn es giebt Schächte, die an 3000 Fuß tief sind, und sich 1300 bis 1600 Fuß unter die Meeresoberfläche erstrecken. Noch bedeutender ist die Länge der Stollen: der Georgs-Stollen auf dem Harze ist drei Stunden lang, der Christophs-Stollen im Salzburgischen 10,500 Fuß lang. Die Stollen sind meistens so hoch, daß darin ein Mann gehen kann, oft jedoch auch recht niedrig und nur in gebückter oder kriechender Stellung zugänglich.

In seinem Beruf hat der Bergmann nächst dem Seefahrer neben vielen Beschwerden wohl die meisten Gefahren zu bestehen. Es giebt Bergwerke, wo von 10,000 Arbeitern im Durchschnitt jährlich sieben durch Unglücksfälle das Leben einbüßen, und gegen 200 mehr oder weniger am Körper beschädigt werden. In andern sollen sogar von 250 Arbeitern jährlich 12 bis 16 umkommen. Bald ist es das Wasser, welches von der Seite oder aus der Tiefe andringt, bald sind es die Schwaden oder schlagenden Wetter, die sich entzünden, heftige Erschütterungen hervorbringen und die Bergleute tödten, oder es sind erstickende Gase (Luftarten), die plötzlich aus geöffneten Spalten hervordringen und die Arbeiter ersticken.

Dieses alles hat dann, namentlich in frühern Zeiten, bei den Bergleuten eine reiche Quelle zu Aberglauben, zu vielerlei Sage und Dichtung gegeben. Da erzählen sie denn von manchen neidischen Berggeistern, Zwergen und Kobolden, die in den Berghöhlen das Erz und die Schätze bewachen, dieselben den Menschen mißgönnen, daher den Bergmann vielfach an der Arbeit hindern und ihm viel Übles zufügen. Auch glauben andere wieder, daß wohlthätige Feen und Geister ihnen helfen. Allein der fromme und erfahrene Bergmann weiß wohl das Mährchen und die Sage von der Wahrheit zu unterscheiden, und indem er, geleitet durch die Wissenschaft und durch die Erfahrung, die Gefahren zu vermeiden sucht, vertraut er auf Gott, den Schutz und Hort aller Menschen, und betet zum Herrn jedesmal, wenn er zu Berge fährt — und ruft seinem Kameraden, der ihm begegnet, einen muntern Gruß zu, daher denn

„Ungestört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort: Glück auf!“

III. Deutschland und seine Bewohner — die Deutschen.

1. Deutschland*).

1. **Deutschland**, dieses große, weite Land, grenzt gegen Süden an das adriatische Meer, die Lombardei-Venedig in Italien und an die Schweiz — gegen Westen an Frankreich, Belgien und Holland — gegen Norden an die Nordsee, die Eider und die Ostsee — gegen Osten an Rußland, Polen, Galizien und Ungarn, und umfaßt einen Flächenraum von 11,438 Quadratmeilen; seine Länge von Süden nach Norden beträgt über 145, und seine Breite von Osten nach Westen über 130 Meilen. Mehr denn 43 Millionen Menschen wohnen auf diesem Raume, so daß, wenn diese gleichmäßig vertheilt wären, auf jeder einzelnen Quadratmeile über 3700 Menschen leben würden. Aber freilich ist ein außerordentlicher Unterschied zwischen der Bewohnbarkeit des Landes. In manchen fruchtbaren Thälern und Ebenen leben mehr als doppelt so viele Menschen auf einer solchen Meile; in öden Gebirgsstrichen oder Sandflächen kaum die Hälfte. Denn die **Bodenbeschaffenheit** Deutschlands ist sehr mannigfaltig. Während an seiner nördlichen Küste sich eine ungeheure Ebene hinzieht, die so niedrig liegt, daß sie zum Theil durch Dünen gegen die Fluthen des Meeres geschützt werden muß, erheben sich an seinem südlichen Rande die himmelhohen Alpen, deren höhere Spitzen mit ewigem Schnee und Eise bedeckt sind. Und zwischen diesen höchsten und tiefsten Grenzen liegen die Hochebenen, die Gebirge und das Hügelland von Mittel- und Süddeutschland.

2. Diese Abdachung Deutschlands von Süden nach Norden ist die Ursache, warum die meisten **deutschen Ströme** von Süden nach Norden fließen und sich nach ihrem Laufe quer durch die norddeutsche Ebene in die Nord- und Ostsee ergießen. So kommt der **Rhein**, der schönste deutsche Strom, aus der Schweiz vom St. Gotthardsberge, durchfließt den Bodensee, und stürzt sich dann bei Schaffhausen von einem mehr als haushohen Felsen herab, indem er einen Wasserfall bildet, dessen Getöse man eine Stunde weit hören kann. Von da an tritt er aber in eine Ebene, wendet sich bei Basel nördlich und bildet hier, dem Schwarzwalde gegenüber, die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Weiter nördlich bei Mannheim nimmt der Rhein dann rechts den aus Schwaben kommenden Neckar, bei Mainz den Main, links bei Bingen die Nahe und bei Koblenz die Mosel auf. Sie ist der letzte recht schiffbare Nebenfluß des Rheines, denn die fast gegenüber einfließende Lahn und die weiter unten mündende Wied, Sieg, Wupper, Ruhr und Lippe können keine großen Schiffe tragen. Von Köln an durchfließt der Rhein die nordwestdeutsche Ebene, tritt dann in Holland, theilt sich dort in mehrere Arme und ergießt sich in die Nord-

---

*) Die Wandkarte Deutschlands wird benutzt: das in dieser Beschreibung Enthaltene, was bereits früher im Einzelnen vorgenommen, nun im Ganzen aufzufassen und so den Schülern zu einem klaren Gesammtbilde Deutschlands zu verhelfen.

see. — Kleiner und von kürzerem Laufe ist die Weser, welche aus der Vereinigung der Fulda und Werra entsteht, wovon die erstere auf der Rhön, die letztere an dem Thüringerwalde entspringt. Die Weser drängt sich durch das Gebirge, besonders bei Minden durch die westphälische Pforte, fließt aber dann in einem ebenen Lande an der Stadt Bremen vorbei und mündet in die Nordsee, indem sie hier eine Art Meerbusen bildet, der Hannover von Oldenburg trennt. — Nicht weit hiervon, östlich, befindet sich auch die Mündung der **Elbe**, obgleich die Quellen der Weser und der Elbe sehr weit aus einander liegen, denn diese entspringt in Böhmen auf dem Riesengebirge. Mit den böhmischen Gewässern durchbricht sie das Erzgebirge, erreicht das Königreich Sachsen und fließt an dessen Hauptstadt Dresden vorbei, wo eine steinerne Brücke über dieselbe führt. Weiter nördlich nimmt sie, außer anderen Nebenflüssen, links die vom Fichtelgebirge kommende Saale, und rechts die Havel mit der Spree auf, durch welche die Verbindung der Schifffahrt der Elbe und der Oder möglich gemacht ist, denn die Spree ist durch einen Kanal mit der Oder verbunden. Vor ihrer Mündung bildet die Elbe einen Meerbusen, der bei Hamburg fast eine Stunde breit ist und zu einem Hafen für kleine Seeschiffe dient. — Auch die **Oder** hat ihre Quelle in Österreich an der preußischen Grenze. Sie durchfließt die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern. In der Provinz Brandenburg nimmt sie einen schiffbaren Nebenfluß, die Warthe, auf, welche durch einen Kanal mit der Weichsel verbunden ist und so eine Schifffahrtsverbindung der Elbe, Oder und Weichsel herstellt. In der Provinz Pommern mündet die Oder in einen See, der mit der Ostsee in Verbindung steht und das stettiner Haff genannt wird. — Die **Weichsel** hat ihre Quelle auf den Karpathen zwischen Mähren und Ungarn, durchfließt den zu Rußland gehörigen Theil des ehemaligen Königreichs Polen und tritt dann in die Provinz Preußen, wo sie sich in drei Arme theilt, von denen einer in die Ostsee sich ergießt und zwei in das frische Haff münden. — Ganz anders, als mit diesen fünf Hauptflüssen, verhält es sich mit dem größten aller deutschen Flüsse: der **Donau**. Diese entspringt auf dem Schwarzwalde und richtet ihren Lauf östlich durch Baiern, Österreich, Ungarn, tritt dann in die Türkei und mündet in das schwarze Meer. Trotz ihres längern Laufes ist die Schifffahrt auf derselben nicht so lebhaft, als auf dem Rheine. — Außer diesen sechs bedeutenden Strömen bewässern und befruchten Deutschland noch über 500 größere und kleinere Flüsse, die gleich Leben und Kraft spendenden Adern nach allen Richtungen das Land durchströmen und von denen über 60 schiffbar sind. Tausende und aber Tausende von Flößen, Kähnen und Schiffen durchfurchen ohne Rast die hellen Fluthen derselben, um die verschiedenartigsten Erzeugnisse Deutschlands nach anderen Ländern zu tragen, oder fremde Waaren uns zuzuführen.

3. Die höchsten **Gebirgszüge**, deren Gipfel sich in Wolken

baden, erheben sich im südlichen Deutschland. Da ragen die rhätischen, die norischen, die karnischen und die julischen **Alpen** hervor. Der Ortles, zu den rhätischen Alpen gehörend, hat eine Höhe von 12,000 Fuß und ist der höchste Berg in Deutschland. Zu den interessantesten Gebirgen gehört ferner der **Schwarzwald** (4300 Fuß hoch) dort in der Ecke, welche der aus der Schweiz kommende Rhein macht. Er verbreitet sich längs des Rheines durch Baden und längs der auf ihm entspringenden Donau nach Schwaben und begleitet unter dem Namen **rauhe Alp** den Neckar auf seinem Laufe gegen den Rhein. Seinen Namen hat der Schwarzwald von den düstern, meist Nadelholz-Wäldern, die seine höchsten Gipfel und Flächen bedecken, während in den Thälern, an den Bächen nach dem Bodensee und dem Rheine hin Acker-, Obst- und sogar Weinbau gut gedeiht. — Jenseits des Neckars setzt der **Odenwald** das Gebirge fort bis in die Nähe des Mains. Seine Berge erreichen jedoch nicht die Höhe des Schwarzwaldes, und auf ihnen herrschen die freundlichen Laubhölzer, besonders die schönen Buchenwälder. Nach der Ebene des Rheines hin ist der Odenwald durch eine Reihe Bergkegel, wie nach einer Schnur gesetzt, scharf abgeschnitten. Darum heißt die darunter laufende Landstraße die Bergstraße. Dort zwischen Heidelberg und Darmstadt ist eine herrliche Gegend, reich an Getreide, Wein, Mandeln, Kastanien und Pfirsichen. — Weiter nördlich, in der Ecke zwischen dem Main- und Rheinthale liegt der **Taunus**, ein an Naturschönheiten und Mineralquellen sehr reiches Gebirge, welches sich über ganz Nassau verbreitet, bis es sich an den **Westerwald** anschließt. Dem Taunus gegenüber finden wir auf dem linken Rheinufer den **Hunsrück**, und nördlich hiervon das unfruchtbare **Eifelgebirge** und das **hohe Veen.** Und wenn auch auf der rechten Rheinseite der **Westerwald** in Norden mit den öden Gebirgen Westphalens zusammenhängt, so schickt er doch auch eine schöne Gruppe von Bergen, das **Siebengebirge** bei Bonn, nach dem Rheine hin. — Folgen wir nun in Osten dem Laufe der Elbe, so finden wir zuerst die Böhmen einschließenden Gebirge. Das höchste von diesen, auf welchem auch die Elbe entspringt, ist das **Riesengebirge**, welches nächst den Alpen die höchsten Gipfel (Schneekoppe 5000′) gen Himmel sendet, die aber nur mit schlechtem Gehölz bewachsen sind. — Auf dem linken Elbufer, jedoch in ziemlicher Entfernung, sehen wir hier den **Böhmerwald** (4000′) und dort das **Fichtelgebirge** (3400′), durch welche Böhmen von Baiern getrennt wird. Das Fichtelgebirge sendet nach drei Stromgebieten und vier Himmelsgegenden nicht unbedeutende Flüsse aus, nämlich nach Süden die Naab zur Donau, nach Osten die Eger, nach Norden die Saale zur Elbe und nach Westen den Main zum Rheine, so daß der Main gleichsam von Osten nach Westen die Grenze zwischen Süd- und Norddeutschland bildet. In Norden wird Böhmen durch das **Erzgebirge** (3900′) verschlossen. Es verkündet durch seinen Namen schon,

daß in seinem Innern die bedeutendsten Erze: Silber und vieles andere Metall sich befinden. Gleichsam im Mittelpunkte von Deutschland, zwischen Elbe, Rhein und Main, finden wir verschiedene unter sich zusammenhängende Gebirge, so den **Thüringerwald**, meistens mit Nadelholz bewachsen. Weiter hinab am Main folgt die **Rhön**, der **Vogelsberg**, der **Spessart**, holzreiche Gebirge, welche das fruchtbare Franken von dem alten Hessen trennen. Weiter nördlich zwischen Rhein und Weser liegen die weit ausgedehnten, aber nicht hohen westphälischen Gebirge, von denen der **teutoburger Wald** geschichtlich dadurch berühmt geworden ist, daß hier der deutsche Feldherr Hermann in einer Schlacht die Römer besiegte (9 n. Chr.). Weit wichtiger aber, als die westphälischen, ist das nördlichste Gebirge: der **Harz**, mit seinem höchsten Gipfel, dem Brocken oder Blocksberg (3500′). Er hat ungeheure tiefe Schluchten, unterirdische Höhlen und sehr ergiebige Bergwerke. Nächst dem Erzgebirge liefert er unter allen deutschen Gebirgen die meisten Metalle, namentlich viel Silber, und das meiste Geld, was durch unsere Hände geht, ist in den Gruben des Harzes oder Erzgebirges gefördert worden. Nördlich von dem Erzgebirge, dem Harz, den westphälischen Gebirgen, dem Siebengebirge, der Eifel und dem hohen Veen senkt sich Deutschland allmählich und flacht sich zu der großen norddeutschen Ebene ab, bis auch dieser durch die Nord- und Ostsee eine Grenze gesetzt ist.

4. In den Thälern und Ebenen Deutschlands erfreuen neben Morästen und Heiden das Auge des Menschen die schönsten Fluren, geeignet zu den besten Erzeugnissen des **Pflanzenreichs**, des Acker-, des Garten-, Wein-, Wiesen- und Waldbaues. Obstbäume prangen in unermeßlicher Menge, vom gewöhnlichen Apfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt unter Buchen und Tannen die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor, und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein hervorbringen, die Freude der Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht und gewünscht von Hohen, wie von Geringen. — Kein reißendes Thier schreckt, kein giftiges Gewürm bedroht, kein häßliches Ungeziefer quält den Menschen. Aber Überfluß gewährt das **Thierreich** für der Menschen Arbeit, Nahrung und Kleidung. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst; der Stier verkündet Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier wie dort gleich ausdauernd. In ihrem Innern verbirgt die Erde große Schätze des **Mineralreichs**. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung, Gesundheit und Heiterkeit zu. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze: dem Salze, bald mit dem Silber, hinreichend für den Verkehr und die Verschönerung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zum Schutze und Schirme dem Volke.

5. Die **Industrie** (Kunstfleiß, Betriebsamkeit) Deutschlands hat

einen hohen Grad erreicht. Die **Baumwollen-Manufakturen** in Sachsen — die **Leinwand-Manufakturen** in Schlesien und Westphalen — die **Seiden-Manufakturen** in Crefeld, Elberfeld, Berlin, Wien und in Tyrol — die **Eisen-** und **Stahlfabriken** in der Rheinprovinz, im Erzherzogthum Österreich und im Thüringerwalde — die **Porzellanfabriken** in Meißen, Berlin und Wien — die **Glashütten** in Böhmen — die **Gold-** und **Silberwaarenfabrikation** in Wien, Augsburg, Berlin, Breslau u. s. w. sind eben so bedeutend in Hinsicht ihrer Menge, als vorzüglich in Hinsicht der Güte ihrer Fabrikate. — Der **Handel** Deutschlands ist von großer Bedeutung und wird durch die in allen Richtungen sich durchschneidenden Kunststraßen und Eisenbahnen, durch treffliche Posteinrichtungen, durch die weltberühmten Messen in Leipzig, Frankfurt, Braunschweig 2c. in hohem Grade begünstigt. Als Seehandelsstädte sind berühmt: Hamburg, Triest, Bremen, Lübeck, Altona, Stettin, Stralsund, Rostock, Kiel und Emden. Wichtigen Land-Handel treiben besonders: Leipzig, Magdeburg, Köln, Wien, Berlin, Elberfeld, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Breslau, Prag, Augsburg 2c.

6. Ein solches Land, mit so vielen reichen Gaben, Eigenschaften, und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes **Volk** zu ernähren. Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Grenzen beraubt gegen Morgen, wie gegen Abend und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner dieses herrlichen Landes können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Übermuth benachbarter Völker auf nichts besser verlassen, als auf ihre eigene Kraft. Es gibt für sie keine Sicherheit, als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht. Und mehr als einmal haben die Bewohner Deutschlands die Wahrheit des alten Spruches erfahren: **„Eintracht giebt Macht!"** — Darum bilden auch die 35 Staaten Deutschlands einen **Bund, den deutschen Bund,** der zum Zwecke hat: „die Erhaltung der äußern und innern Ruhe Deutschlands und die Unverletzlichkeit der einzelnen Staaten." Jeder dieser Staaten schickt Gesandte nach Frankfurt am Main zur **Bundesversammlung**, welche die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hat.

7. Wie der Staat, in welchem wir wohnen, unser Vaterland im engern Sinne, so ist Deutschland im weitern Sinne unser **Vaterland.** Die Bewohner dieses unseres großen Vaterlandes — wenn auch nach den verschiedenen Stämmen und Staaten getrennt und verschieden — sind doch durch Sitten, Gebräuche, Gesetze und einerlei **Sprache,** die deutsche Sprache, mit einander verbunden und bilden in dieser Verbindung ein **Volk** oder mit einem fremden Worte eine **Nation.** Zum **deutschen Volke** gehören aber nicht bloß die Bewohner der deutschen Bundesstaaten, sondern man rechnet dazu alle, welche die deutsche Sprache reden und deutsche Sitte

pflegen, mögen sie in der Schweiz, im Elsaß, in Schleswig, in Ungarn etc., oder gar in Amerika wohnen.

„Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

2. Das deutsche Volk.

In Hinsicht der **körperlichen Beschaffenheit** weichen die Deutschen nach den einzelnen Landstrichen stark von einander ab. Rauhere oder mildere Luft, Nahrung, Lebensweise, selbst Bildung und Kleidung tragen zu dieser Abweichung bei. Im allgemeinen bemerkt man an den Männern einen hohen, schlanken Wuchs. Das Gesicht ist oval, die Hautfarbe weiß, und Haare und Augen heller im Norden, als im Süden. In Norddeutschland findet man meist blaue und hellgraue, in Süddeutschland vorherrschend dunkelgraue und dunkelbraune Augen. Das weibliche Geschlecht hat ebenfalls einen schlanken Wuchs, und eine sehr weiße Hautfarbe zeichnet die Mädchen in Norddeutschland und die Großstädterinnen aus.

Die gewöhnlichsten **Nahrungsmittel** in Deutschland sind Roggen- (Schwarz-) Brod, in Westphalen Pumpernickel genannt, und Weizen- (Weiß-) Brod — Kartoffeln, besonders in den Gebirgsgegenden, wo man sie täglich genießt und sie auf die mannigfaltigste Weise wohlschmeckend zu bereiten weiß — Fleisch und Fische mehr in Norddeutschland als in Süddeutschland — Mehlspeisen und Gemüse mehr in Schwaben, Baiern und Österreich als im Norden — Kaffee, seit 100 Jahren allgemein verbreitet und bei den niedern Ständen oft die Stelle der Mahlzeit vertretend — Bier, am meisten in Norddeutschland, in Sachsen und Baiern — Wein mehr im Süden als im Norden, Obstwein in den Maingegenden am stärksten verbreitet, Branntwein mehr im nördlichen Deutschland — Milch vorzugsweise in den Alpenländern — Thee an den Küsten der Nordsee. Sehr verbreitet ist auch das Rauchen und Schnupfen des Tabaks, allein das Kauen desselben gilt für gemein und findet sich nur bei der geringsten Volksklasse.

Eine allgemeine **Nationaltracht** haben die Deutschen nicht. Die ewig wechselnde, oft lächerliche Mode regiert besonders in den Städten um so mehr, je größer sie sind, indem die höheren Volksklassen zumeist den Modegesetzen gehorchen, welche Paris vorschreibt.

Man findet bei den Deutschen alle Arten von menschlichen **Wohnungen,** von den elendesten Hütten bis zu den prächtigsten Palästen. Die Dörfer in Süddeutschland, besonders in den Rheingegenden, zeigen viele im städtischen Geschmacke erbaute Häuser, gepflasterte Straßen, und übertreffen oft an Bauart und Einwohnerzahl die Landstädte Norddeutschlands. Die Ackersleute wohnen aber gewöhnlich auf einzeln liegenden Höfen, deren mehrere zusammen einen Weiler ausmachen. Ganze Striche solcher Weiler, mit ihren Gärten, Äckern, Wiesen — mit ihren die einzelnen Höfe umgebenden Eschen, Linden, Ulmen —

mit ihren Obstbäumen, welche oft kleine Wäldchen bilden und dem ermüdeten Landmann Schatten, so wie seinem Hause Schutz gegen die Stürme gewähren — haben oft das Ansehen eines Parkes, aus dem hier und da die Spitze eines Kirchthurmes freundlich hervorsieht. Die armseligsten Wohnungen der Landleute trifft man aber im Osnabrück'schen und in einem Theil von Ostfriesland, die oft nur aus Rasen oder Torf aufgeführt und mit ein paar Sparren und Stroh bedeckt sind; so daß der Reisende oft im Zweifel ist, ob er eine menschliche Wohnung oder einen Viehstall erblickt.

Die gewöhnlichsten Veranlassungen zum **Vergnügen** geben in Deutschland die Jahrmärkte, Kirmessen oder Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, die Scheiben- und Vogelschießen, die Weinlesen, die Erntefeste 2c., wobei Musik, Tanz, Kegel-, Würfel- und Kartenspiele gewöhnlich nicht fehlen.

Was endlich das Volk der Deutschen in Hinsicht seiner **Geistesbildung** anbelangt, so können wir kühn behaupten, daß kein Volk die Deutschen an geistiger Bildung übertrifft; denn nirgends ist mehr für Volksunterricht und Volksbildung geschehen, als in Deutschland. Von Charakter gilt der Deutsche für ehrlich, bieder, fleißig, ausdauernd und besonnen. Von deutscher Treue und Tapferkeit wird aus alten und neuen Zeiten manches herrliche Beispiel erzählt. Ziemlich allgemein wirft man aber den Deutschen allzugroße Bedächtigkeit vor, wodurch sie oft den rechten Zeitpunkt zum Handeln vorübergehen lassen. In ihrer Berührung mit andern Völkern trauen sie diesen mehr Gutes als Schlechtes zu, weshalb sie von denselben oft überlistet worden. —

Mit Ausnahme von ungefähr einer halben Million Juden bekennen sich die Bewohner Deutschlands zur **christlichen Religion.** Die Christen aber theilen sich in Katholiken und Evangelische. Letztere, über 19 Millionen, bewohnen vorherrschend Norddeutschland, wohingegen die Katholiken, über 25 Millionen, die Mehrzahl in Süd- und Westdeutschland bilden. Die Katholiken Deutschlands gehören zu der einigen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche und anerkennen mit den Katholiken aller Länder der Erde den **Papst in Rom** (gegenwärtig **Pius IX.**) als ihr gemeinsames kirchliches Oberhaupt, als den sichtbaren Stellvertreter Christi. — Der Deutsche hat ein tiefes Gemüth. Die Religion ist ihm Herzenssache; darum wurden die Deutschen im Mittelalter die Träger des Christenthums für das Abendland, und zur Zeit ihrer großen Kaiser waren sie das erste Volk der Christenheit. Ihr religiöser Geist, ihr hoher Glaube, spricht aus den herrlichen Domen und Münstern in Köln, Xanten, Straßburg, Ulm, Freiburg, Regensburg, Augsburg, Wien, Magdeburg und Breslau zu allen folgenden Jahrhunderten.

Freuen wir uns daher, daß wir Deutsche sind! Bestreben wir uns aber auch, stets echte, wahre Deutsche zu sein!

3. Unsere Muttersprache.

Unsere **Sprache** ist die **deutsche**, aber zwischen Deutsch und Deutsch ist hier ein solcher Unterschied, daß z. B. der Schwabe den Westphälinger schwer versteht. Das Deutsche wird nämlich im Süden ziemlich hart und am härtesten in dem Alpenlande, im Nordwesten aber weich gesprochen, und für die Schriftsprache und die gebildete Umgangssprache hat sich eine mittlere Mundart, das Hochdeutsche herausgebildet, welches am wohllautendsten in Holstein, Mecklenburg, Hannover, Braunschweig und Sachsen gesprochen wird. In Limburg spricht man auch flämisch und holländisch, welches ursprünglich deutsche Mundarten waren; in Südtyrol und um Triest spricht man mehr italienisch; daß man aber in Deutsch-Luxemburg und in einigen Rheingegenden französisch radebrecht und in Nordschleswig das Dänische gewaltsam verbreitet, ist mindestens betrübend für den deutschen Vaterlandsfreund, der mit dem Dichter spricht:

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klinget ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

(Max v. Schenkendorf.)

Woran grenzt Deutschland in Süden? — In Westen? — In Norden? — In Osten? — Wie gross ist es? — Gieb die Einwohnerzahl Deutschlands an! — Was weisst du von der Oberfläche des Bodens? — Wo befinden sich in Deutschland die höchsten Gebirge? — Wie heissen die Hauptgebirge? — Wie die Hauptflüsse? — Gieb an, in welcher Richtung sie fliessen und worein sie münden! —

Was weisst du von dem Thierreich in Deutschland? — Von dem Pflanzenreich? — Von dem Mineralreich? — Was weisst du von dem Kunstfleiss, der Industrie der Deutschen? — Was von dem Handel? — Nenne diejenigen Städte, welche bedeutenden Landhandel treiben! — Nenne die Haupteisenbahnen Deutschlands, welche diese Städte mit einander verbinden! — Wie heissen die berühmtesten Seehandelsstädte? —

Aus wie viel Staaten besteht Deutschland? — Gieb ihre Lage nach den Bestimmungen: Süd- und Norddeutschland an! — Nenne diese Staaten nach der Reihenfolge der Bestimmungen: Kaiserreich — Königreich — Kur-

mit ihren Obstbäumen, welche oft kleine Wäldchen bilden und dem ermüdeten Landmann Schatten, so wie seinem Hause Schutz gegen die Stürme gewähren — haben oft das Ansehen eines Parkes, aus dem hier und da die Spitze eines Kirchthurmes freundlich hervorsieht. Die armseligsten Wohnungen der Landleute trifft man aber im Osnabrück'schen und in einem Theil von Ostfriesland, die oft nur aus Rasen oder Torf aufgeführt und mit ein paar Sparren und Stroh bedeckt sind; so daß der Reisende oft im Zweifel ist, ob er eine menschliche Wohnung oder einen Viehstall erblickt.

Die gewöhnlichsten Veranlassungen zum **Vergnügen** geben in Deutschland die Jahrmärkte, Kirmessen oder Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, die Scheiben- und Vogelschießen, die Weinlesen, die Erntefeste &c., wobei Musik, Tanz, Kegel-, Würfel- und Kartenspiele gewöhnlich nicht fehlen.

Was endlich das Volk der Deutschen in Hinsicht seiner **Geistesbildung** anbelangt, so können wir kühn behaupten, daß kein Volk die Deutschen an geistiger Bildung übertrifft; denn nirgends ist mehr für Volksunterricht und Volksbildung geschehen, als in Deutschland. Von Charakter gilt der Deutsche für ehrlich, bieder, fleißig, ausdauernd und besonnen. Von deutscher Treue und Tapferkeit wird aus alten und neuen Zeiten manches herrliche Beispiel erzählt. Ziemlich allgemein wirft man aber den Deutschen allzugroße Bedächtigkeit vor, wodurch sie oft den rechten Zeitpunkt zum Handeln vorübergehen lassen. In ihrer Berührung mit andern Völkern trauen sie diesen mehr Gutes als Schlechtes zu, weshalb sie von denselben oft überlistet worden. —

Mit Ausnahme von ungefähr einer halben Million Juden bekennen sich die Bewohner Deutschlands zur **christlichen Religion.** Die Christen aber theilen sich in Katholiken und Evangelische. Letztere, über 19 Millionen, bewohnen vorherrschend Norddeutschland, wohingegen die Katholiken, über 25 Millionen, die Mehrzahl in Süd- und Westdeutschland bilden. Die Katholiken Deutschlands gehören zu der einigen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche und anerkennen mit den Katholiken aller Länder der Erde den **Papst in Rom** (gegenwärtig **Pius IX.**) als ihr gemeinsames kirchliches Oberhaupt, als den sichtbaren Stellvertreter Christi. — Der Deutsche hat ein tiefes Gemüth. Die Religion ist ihm Herzenssache; darum wurden die Deutschen im Mittelalter die Träger des Christenthums für das Abendland, und zur Zeit ihrer großen Kaiser waren sie das erste Volk der Christenheit. Ihr religiöser Geist, ihr hoher Glaube, spricht aus den herrlichen Domen und Münstern in Köln, Xanten, Straßburg, Ulm, Freiburg, Regensburg, Augsburg, Wien, Magdeburg und Breslau zu allen folgenden Jahrhunderten.

Freuen wir uns daher, daß wir Deutsche sind! Bestreben wir uns aber auch, stets echte, wahre Deutsche zu sein!

3. Unsere Muttersprache.

Unsere **Sprache** ist die **deutsche**, aber zwischen Deutsch und Deutsch ist hier ein solcher Unterschied, daß z. B. der Schwabe den Westphälinger schwer versteht. Das Deutsche wird nämlich im Süden ziemlich hart und am härtesten in dem Alpenlande, im Nordwesten aber weich gesprochen, und für die Schriftsprache und die gebildete Umgangssprache hat sich eine mittlere Mundart, das Hochdeutsche herausgebildet, welches am wohllautendsten in Holstein, Mecklenburg, Hannover, Braunschweig und Sachsen gesprochen wird. In Limburg spricht man auch flämisch und holländisch, welches ursprünglich deutsche Mundarten waren; in Südtyrol und um Triest spricht man mehr italienisch; daß man aber in Deutsch-Luxemburg und in einigen Rheingegenden französisch radebrecht und in Nordschleswig das Dänische gewaltsam verbreitet, ist mindestens betrübend für den deutschen Vaterlandsfreund, der mit dem Dichter spricht:

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klinget ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

(Max v. Schenkendorf.)

Woran grenzt Deutschland in Süden? — In Westen? — In Norden? — In Osten? — Wie gross ist es? — Gieb die Einwohnerzahl Deutschlands an! — Was weisst du von der Oberfläche des Bodens? — Wo befinden sich in Deutschland die höchsten Gebirge? — Wie heissen die Hauptgebirge? — Wie die Hauptflüsse? — Gieb an, in welcher Richtung sie fliessen und worein sie münden! —

Was weisst du von dem Thierreich in Deutschland? — Von dem Pflanzenreich? — Von dem Mineralreich? — Was weisst du von dem Kunstfleiss, der Industrie der Deutschen? — Was von dem Handel? — Nenne diejenigen Städte, welche bedeutenden Landhandel treiben! — Nenne die Haupteisenbahnen Deutschlands, welche diese Städte mit einander verbinden! — Wie heissen die berühmtesten Seehandelsstädte? —

Aus wie viel Staaten besteht Deutschland? — Gieb ihre Lage nach den Bestimmungen: Süd- und Norddeutschland an! — Nenne diese Staaten nach der Reihenfolge der Bestimmungen: Kaiserreich — Königreich — Kur-

fürstenthum — Grossherzogthum — Herzogthum — Fürstenthum — Landgrafschaft — freie Stadt! — Wie heisst dein engeres Vaterland? — „Was ist des Deutschen Vaterland?“ —

Was weisst du von dem deutschen Volke? — Zu welcher Religion bekennen sich die Deutschen? — In welchem Theile Deutschlands wohnen die meisten Katholiken? — Wozu gehören die Katholiken Deutschlands? — Wer ist das Oberhaupt der katholischen Kirche? — Wie heisst der jetzige Papst? —

Welche Sprache redet das deutsche Volk? — Wie nennen wir diese Sprache sonst noch? — Warum? —

Zeichnet jetzt Deutschland auf eure Schiefertafel!

Beschreibet es nach der Reihenfolge vorstehender Fragen!

IV. Geschichten aus der Geschichte der Deutschen.

1. Die alten Deutschen.

Unser **Vaterland** hatte vor Jahrtausenden ein anderes Aussehen als heute. Wo wir jetzt volkreiche Städte und Dörfer, fruchtbare Felder und Fluren, von belebten Landstraßen durchschnitten, erblicken, war früher ein rauhes, unwirthbares Land, welches ungeheure Wälder, durch deren Dickicht die Strahlen der Sonne nicht zu dringen vermochten, von einem Ende bis zum andern durchzogen. Die Flüsse schweiften wild über ihre Ufer hinweg und bildeten Sümpfe und Moräste, welche das Land feucht und kalt machten. Der wenig und schlecht bebaute Boden brachte fast nur Gerste und Hafer hervor; Rettige und Spargel wuchsen wild, und die Wälder versahen ihre Bewohner mit allerhand Beeren und herben Baumfrüchten. Die Weideplätze aber, welche inmitten düsterer Wälder lichtvoll hervortraten und in üppiger Fülle prangten, waren grasreich und schön und gaben den kleinen, aber kräftigen Pferden und Rindern ein nahrhaftes Futter. Wild, wie es sich noch jetzt bei uns findet, und außerdem Auerochsen, Elenthiere, Wölfe, Bären und allerhand Raubvögel bewohnten in großer Menge die ungeheuren Wälder. Dieses Land wurde von unsern Vorfahren, den **Deutschen**, welche sich den Fremden gegenüber **Germanen** (d. h. Wehrmänner, Speermänner) nannten, bewohnt.

Die **alten Deutschen** waren ein kräftiger Menschenschlag von hoher Gestalt, blauen Augen, blonden, etwas röthlichen Haaren und starken, rüstigen Gliedern. Ihre **Kleidung** war entweder anliegend, oder sie bestand in einem mantelartigen Überwurf ohne Ärmel von grober Leinwand oder Thierfellen; die Haare trugen sie meistentheils, besonders wenn sie in den Kampf gingen, auf dem Scheitel zusammengebunden; der Kopf war unbedeckt; doch schützten ihn einige im Gefechte auch mit einer Art Helm oder mit Köpfen wilder Thiere, welche ihnen ein fürchterliches Ansehen gaben. Sie **wohnten** in Hütten von rohem Holzwerke, welche mit Zweigen, Rohr oder Stroh gedeckt, nicht in zusammenhängenden Städten oder Dörfern, sondern einzeln auf einem

Weideplätze oder im Walde lagen und von einem Gehege umgeben waren. Ihre **Nahrung** war einfach: Kräuter und Wurzeln, Waldbeeren und Baumfrüchte, Vogeleier, Fische und Fleisch aß man entweder roh, oder gekocht und geröstet; ihre Lieblingsspeise war Haferbrei und ihr liebstes Getränk Bier, welches sie aus Gerste zu bereiten wußten. Auch Brod, Butter und Käse zu machen, verstanden sie. Einfache Geräthschaften und Werkzeuge verfertigten sie sich aus Holz, Thon, Stein und Eisen. Doch hatten sie auch schon Karren, Pflüge und Webstühle, freilich einfacher als die unsrigen. Zum Sitzen und Liegen dienten ihnen die Häute von Hunden, Wölfen und Bären.

Es gab bei den alten Deutschen noch keine besondere Handwerker; jeder mußte sich das, dessen er zum Leben nöthig hatte, selbst zu verschaffen suchen. Ihre Arbeit diente daher auch nur zu des Leibes Nothdurft. Außer den ihren Bedürfnissen entsprechenden Handarbeiten wurde Ackerbau und Viehzucht getrieben, doch nur von den Frauen, den Schwächlingen und Sklaven. Der freie, kräftige Mann hielt es unter seiner Würde, zu arbeiten.

Auf seinem eigenen Gehöfte, umgeben von dem nöthigen Ackerlande und von Weideplätzen zur Nahrung für das Vieh, lebte der freie Deutsche mit seinem Weibe, seinen Kindern und Sklaven, welche letzteren bei keinem der alten Völker so gut gehalten wurden, als bei unseren Vorfahren. Der Leibeigene hatte entweder seine eigene Besitzung, von deren Ertrage er ein Gewisses abgeben mußte, oder er lebte mit am Tische des Herrn. Der Hausvater war das Haupt, der Herr und Richter in seiner Familie, welcher die Streitigkeiten in der Familie durch seinen Machtspruch schlichtete.

Die Frau war des Mannes treue Gehülfin, welche die Gefahren und die Lasten desselben im Kriege und Frieden theilte und das Hauswesen und die Kindererziehung leitete. Die letztere war ganz darauf berechnet, das Geschlecht in seiner ursprünglichen Kraft zu erhalten. Halbnackt wuchs der Knabe heran, im Hause und auf dem Felde der Mutter Gehülfe. Bei Sturm und Wetter warf er sich in den Strom und stählte seine Kraft an jeglicher Leibesübung. Schon früh folgte er dem Vater auf die Jagd und suchte von jetzt ab an dessen Beispiel sich zu bilden. Wie mit Siegeszeichen prangten die Jünglinge mit den Hörnern erlegter Auerochsen in der Gemeinde und je mehr sie vorzeigen konnten, desto lauter ertönte ihr Lob; dann wurden sie in der Volksversammlung von den Edelsten des Stammes wehrhaft gemacht und durften von nun an ihre Kraft an den Feinden beweisen. Das Mädchen lernte Sitte und Zucht von der treuen Mutter. Durch die Heirath begründete der Jüngling, der bis dahin unter der Vormundschaft des Vaters gestanden hatte, sein eigenes Hauswesen. Auf die Verwandten hielt man sehr viel, denn eine ausgebreitete Verwandtschaft hatte hohen Werth und verschönerte das Alter.

Die liebste Beschäftigung der Deutschen war der Krieg. War in der Volksversammlung ein Krieg beschlossen, so wählte man den Tapfer-

sten zum Führer, hob ihn jauchzend auf den Schild und begrüßte ihn als **Herzog.** Dieser ließ dann das Aufgebot an alle freien Männer ergehen, die sich dann nach ihren Geschlechtern, Gemeinden und **Gauen** ordneten. Das war der deutsche **Heerbann.** Auf Wagen folgten ihm oft die Frauen mit den Kindern nach, um von der Wagenburg herab den Kämpfenden Muth zuzurufen und die Verwundeten zu pflegen. Ihren Führer verließen die Deutschen nicht, und einer suchte es an Tapferkeit dem andern zuvorzuthun.

Währte den deutschen Helden die Ruhe des Friedens zu lange, so berief auch wohl einer der Angesehensten des Stammes seine Waffenbrüder, daß sie mit ihm auf Abenteuer auszögen, auf Sieg, Ruhm und Beute. Da fanden sich denn viele, welche gelobten, sein Geleite und ihm getreu in Noth und Tod zu sein. Ewige Schande traf dann den, der seinen Herzog verließ. Ja, die Deutschen waren im Kriege so zuverlässig und treu, daß späterhin die Römer sie gern zu Söldnern nahmen. Die Waffen, welche beim Kriege in einem großen Schilde von Brettern oder Baumrinden, aus Lanzen, Spießen, Schwertern, Keulen, Streitäxten, auch wohl aus Pfeilen und Steinen bestanden, waren der köstlichste Schmuck des freien Mannes; nicht nur im Kampfe, sondern bei allen feierlichen Gelegenheiten trug er dieselben; der Schwur wurde nur auf sie geleistet; sie begleiteten ihn in die Volksversammlung, zum Schmause, ja selbst zum Tode. Der Tod auf dem Schlachtfelde war für die alten Deutschen der ehrenvollste; eines natürlichen Todes sterben war für sie ein beklagenswerthes Schicksal. Merkte man das Heranziehen der Sterbestunde, so ließ man sich noch die Rüstung anlegen, um mit derselben ins andere Leben hinüberzugehen. Die Leichname wurden gewöhnlich mit den Waffen, auch wohl mit dem Leibrosse verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt und an stille Orte beigesetzt, wo einfache Rasenhügel die Ruhestätte der Helden bezeichneten.

Dieses kräftige, unverdorbene Volk war reich an mancherlei Tugenden. Es war **treu, redlich, bieder, offen** und **wahrheitsliebend.** Was man versprach, das hielt man unverbrüchlich fest; einem **deutschen Worte** konnte man vertrauen, und ein deutscher **Handschlag** ist ja sprüchwörtlich geworden. Während bei den übrigen alten Völkern, neben der Tapferkeit, List eine Hauptsache im Kriege war, zeichneten sich die Deutschen von jeher durch Ehrlichkeit und offene Ritterlichkeit im Streite aus; denn jeder war ehrlos, der mit Hinterlist kämpfte.

Auch die **Gastfreundschaft** war ein hervorragender Zug der alten Deutschen. Heilig und unverletzlich war der Fremde, in welcher Absicht er auch gekommen sein mochte. Offen stand ihm die Hütte; an dem Tische fand er seinen Platz. War der Vorrath des Wirthes aufgezehrt, so führte dieser seinen Gast weiter, und ungeladen gingen beide dann in das erste beste Haus und waren eines freundlichen Empfanges gewiß. Am meisten aber trat bei den alten Deutschen die Liebe zur **Freiheit**

hervor; freie Männer zu sein war ihr größter Stolz. Nur der freie Mann durfte Waffen tragen und in der Volksversammlung erscheinen.

Das waren die Tugenden unserer Vorfahren, die indeß auch nicht ganz frei von Fehlern waren. Waren sie nicht auf der Jagd oder im Kriege, so lagen sie ganze Tage auf der sprüchwörtlich gewordenen deutschen Bärenhaut, denn gegen jede friedliche Arbeit hatten sie eine grenzenlose Abneigung. Nach überstandenem Kriege oder glücklich vollbrachter Jagd erfrischte man die ermüdeten Glieder gern beim Trinkgelage. Da wurde erzählt von der Hitze des Kampfes, den Gefahren des Tages und den errungenen Siegen, während den Hörnern des Urs, gefüllt mit Bier und Meth, wacker zugesprochen wurde. Selten blieb es dann aus, daß man im Trinken des Guten zu viel that, und der Held, der noch kurz zuvor so kräftig dagestanden, mußte nun im Rausche schwach erscheinen. Oder man griff auch wohl nach den Würfeln, und im leidenschaftlichen Spiel wurde Hab und Gut, Weib und Kind, ja die eigene Freiheit, so hoch man auch sonst dieselbe schätzte, dahingegeben. Ruhig ging dann nach unglücklichem Wurf der Verlierende in die freiwillige Knechtschaft und wurde der Leibeigene des andern.

Noch ein Zug des deutschen Charakters verdient der Erwähnung. Die verschiedenen deutschen Stämme, deren es eine große Menge gab, waren nämlich selten einig; Eifersucht und Neid herrschten zwischen ihnen und waren die Ursache von verheerenden Kriegen gegen einander, und besonders späterhin von mancherlei Niederlagen durch die äußeren Feinde, denen man nicht immer gemeinschaftlich entgegen trat. Das wußten und benutzten auch die Römer schon; sonst würde es ihnen nimmer, auch nur auf einige Jahre, gelungen sein, Deutschland vom Rhein bis zur Weser zu erobern und als römische Provinz behandeln zu können.

Die Vorsteher, Grafen und **Fürsten**, welche man aus den Tapfersten und Besten wählte, hatten nur sehr beschränkte Gewalt und mußten in jeder wichtigen Angelegenheit die **Volksversammlung** befragen. Diese wurde von den Freien und Edlen unter heiligen Bäumen gehalten; in ihr wurde des Volkes Wohl berathen, über Krieg und Frieden Beschlüsse gefaßt. Waffengeklirr verkündete hier den Beifall, Murren das Gegentheil. War aber ein Beschluß zu Stande gekommen, so unterwarf sich demselben jeder Einzelne ohne Widerstand.

Auch **Gericht** wurde unter freiem Himmel gehalten. Jeder trug seine Klage oder seine Vertheidigung selbst vor, Beweise wurden durch Zeugen geführt. Geschriebene Gesetze hatte man noch nicht. Das ganze Volk nahm Theil am Rechtsspruche, indem es aus seiner Mitte besondere Männer erwählte, welche das Urtheil nach Brauch und Herkommen sprachen. Leibes- und Lebensstrafen wurden für gewöhnlich nicht vollstreckt, weil man sie für kalte Ausbrüche roher Erbitterung hielt. Die Strafen bestanden meist in dem sogenannten Wehrgelde, welches dem Verletzten oder dessen nächsten Angehörigen, auch wohl dem Volke zukam, und wodurch, höher oder niedriger, alle Vergehungen gebüßt

werden konnten. Priester sorgten im Namen der Götter für die Ausführung der Rechtsurtheile, oder vollstreckten die Strafen selbst.

Von dem wahren **Gott** wußten die Deutschen nichts; sie verehrten die Sonne, den Mond und das Feuer als die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Außerdem hatten sie noch viele andere Götter, unter denen Odin oder Wodan, auch wohl Krodo, d. i. der Große, genannt, der Allvater der Götter und Menschen, der vornehmste war. Er leitete durch seine Allmacht die Welt, kannte die Thaten der Menschen und gab aus seiner Fülle Weisheit und Reichthum den Sterblichen, und den edel gefallenen Helden in Walhalla's Hainen den Lohn ihrer Tapferkeit. Seine Gemahlin war Freya, die von Lichtglanz umflossene Beglückerin der Menschen. Thor, Odin's Sohn, hatte Donner, Blitz, Wind und Wetter in seiner Gewalt, und Hertha, das Sinnbild der fruchtbaren Erde, war die liebende, nährende und pflegende Mutter der Menschen. Außer diesen gab es noch eine Menge anderer, höherer und niederer Götter, auch Zwischenmächte, als Elfen, Nixen, Kobolde, Riesen, Zwerge u. s. w. Die Deutschen verehrten ihre Götter, denen man viele, nicht selten freilich mit Menschenopfern verbundene Feste feierte, nicht in Tempeln, sondern in heiligen Eichenhainen, auf über das Irdische scheinbar erhabenen Bergen und Felsen, auch wohl an heiligen Quellen und an den Gräbern der Verstorbenen. Sie glaubten an ein ewiges Leben nach dem Tode in Walhalla, wo die trefflichen Helden in Gemeinschaft mit den Göttern, angethan mit ihrem Waffenschmuck, Bier aus großen Hörnern oder aus den Hirnschalen erschlagener Feinde trinken, sich auf ihren Streitrossen an Kampfspielen erfreuen und sich durch das Andenken wohlbestandener Kämpfe beseligt fühlen würden.

Die Priester, Druiden, wurden, als die Diener der Götter, hoch geachtet und waren im Besitz von mancherlei Kenntnissen, auch der sogenannten Runenschrift. Als die Lehrer, die Weisen, die Ärzte des Volkes belehrten sie ihre Schüler über den Lauf der Gestirne, über die Größe der Welt und über die Natur der Götter, Menschen und aller Dinge. Sie waren auch wohl zugleich die Dichter und Sänger des Volks, Barden genannt, die das Heldenthum und die Gottheit in kräftigen Liedern feierten, welche dann vom Volke bei fröhlichen Gelagen, vor der Schlacht u. s. w. gesungen wurden. In sehr hohem Ansehen standen auch die Priesterinnen und Seherinnen, Alrunen, welchen man besonders die Gabe der Weissagung zuschrieb, und die fast göttlich verehrt wurden.

2. Hermann der Cheruskerfürst.

(9 n. Chr.)

Um die Zeit der Geburt Christi, als Augustus römischer Kaiser war, kamen die Deutschen in Gefahr, von den Römern unterjocht zu werden. Bis zum Rheine und zur Donau war Deutschland unter römische Herrschaft gekommen, und an deren Ufer

hatten die Römer bereits Colonien (Pflanzorte), Städte und Festungen angelegt. So sind die jetzigen Städte Köln, Koblenz, Mainz, Augsburg (d. i. Augustusburg) von den Römern erbaut worden. Man führte römische Gesetze ein und behandelte diese Länder als römische Provinzen.

Aber damit begnügte sich der Kaiser Augustus nicht, er wollte auch das Innere der deutschen Wälder erobern. Er schickte darum seinen Stiefsohn **Drusus** gegen die Chatten (Hessen), Brukterer, Marsen, Cherusker u. a. deutsche Völkerschaften. Schon war er tief ins Land gedrungen, als ein riesenhaftes Zauberweib, eine Alrune, sich vor ihn stellte und ihm drohend die Worte zurief: „Wohin noch strebst du, unersättlicher Drusus! Alle unsere Länder möchtest du sehen, aber das Schicksal will es nicht. Fliehe von dannen!“ Geschreckt wich Drusus zurück, und mit seinem Rosse stürzend, fand er den Tod. Vergebens suchte sein Bruder Tiberius diese Völker an sich zu locken, und später wurde **Varus** als Statthalter an den Rhein geschickt. Dieser kluge Mann wollte die wilden Deutschen an römische Sitten gewöhnen und sie mit List und Gewalt unterwerfen. Er verlegte sein Hauptlager auf das rechte Rheinufer, brachte ihnen allerlei Geschenke und nahm viele in römische Kriegsdienste. Bald ward er aber dreister, verlegte sein Lager bis über die Weser ins Land der Cherusker und fing, durch Segest, ein verrätherisches Oberhaupt dieses Volkes, unterstützt, sogar an, den Herrn zu spielen, römisches Gerichtswesen gewaltsam einzuführen und den freien Deutschen Stockschläge und Henkerbeil aufzubringen. Da regte sich der Groll betrogener Gutmüthigkeit bei dem Volke, und es dachte darauf, den zudringlichen Fremdling los zu werden. Unter dem Volke der Cherusker stand ein Jüngling auf, der schon eine Zeit lang in römischen Heeren gedient, die Kunst des Krieges gelernt und selbst die römische Ritterwürde erlangt hatte. Er hieß **Hermann** oder **Armin.** Ein schöner und gewaltiger Held, edeln Geschlechtes, untadelig an Sitten, klug wie wenige seines Volkes, von feuriger Beredsamkeit und glühend für die Freiheit, gewann er leicht die Herzen aller freigesinnten Männer und Jünglinge. In einer nächtlichen Versammlung schwuren sie allen Römern in Deutschland den Untergang. So geheim indeß diese Unternehmung betrieben wurde, so erfuhr sie doch Segest, und weil dieser ehrgeizige Mann nichts so sehr als die Freiheit des Volkes haßte und überdem mit Armin, der ihm seine schöne und freigesinnte Tochter Thusnelda entführt hatte, in bitterer Fehde lebte, so verrieth er sogleich das ganze Vorhaben. Varus aber lachte darüber und hielt die Deutschen für zu dumm und sich für zu mächtig, als daß er irgend eine Gefahr hätte fürchten dürfen.

Als der Herbst des Jahres 9 nach Chr. gekommen war und die in Norddeutschland gewöhnlichen langen Regengüsse bevorstanden, schritt Hermann zur Ausführung des Planes. Varus wurde von allen Seiten angegriffen. Der Himmel selber war mit den Deutschen zum Unter-

gange der Römer verschworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen strömte nieder, und die Gebirgswässer schwollen zu Strömen an. Plötzlich erscholl in dem Brausen des Waldes und der Gewässer der fürchterliche Kriegsgesang der Deutschen. Erschrocken standen die Römer, die sich durch die engen Thäler mühsam fortschleppten. Da wurden sie von allen Seiten mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überschüttet. Dann stürzten die Deutschen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entsetzen ergriff die Römer. Sie zogen auf einer waldlosen Ebene hin und hielten so ziemlich Ordnung, erlitten aber auch hier Verlust und kamen aufs neue in die Waldgebirge (bei Detmold). Da öffnete sich ihnen ein unwegsames Thal, in dem ihnen wieder große Schaaren von Deutschen auflauerten und ihre Niederlage vollendeten, im **teutoburger Walde.** Varus stürzte sich in sein Schwert. Nur wenige Römer entkamen; alle andern wurden erschlagen oder gefangen.

Hermann feierte den Göttern große Opferfeste und weihte ihnen alle Todten und alle Beute, also daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geschlachtet.

Als die Römer am Rhein von dieser Niederlage hörten, verstärkten sie sich in aller Eile; denn sie glaubten nicht anders, als daß die Deutschen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Kaiser Augustus stieß verzweiflungsvoll den Kopf gegen die Wand und rief: „O Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Die deutsche Leibwacht des Kaisers und alle Germanen, die im römischen Kriegsdienste standen, wurden schnell in entlegene Gegenden geschickt.

Aber die Deutschen blieben ruhig in ihrem Lande und begnügten sich, alle Festungen und Heerstraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerstören, und diesen Fluß wieder zur Grenze zwischen dem freien Deutschland und dem Römerreiche zu machen.

Hermann's Thaten wurden im ganzen Lande besungen. Noch jetzt singen die Kinder in Westphalen ein Hermannsliedchen und machen dabei, ohne die Bedeutung des Liedchens zu kennen, eine marschmäßige Bewegung.

Hermann, schla Lärm an! la piepen, la trummen!
De Kaiser will kummen met Hammer und Stangen,
Will Hermann uphangen.
Un Hermann schloug Lärm an, leit piepen, leit trummen,
De Fürsten sind kummen met all' ehren Mannen,
Hewt Varus uphangen.

3. Drusus Tod.

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Gold'ne Römeradler horsten;
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Axt mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Weser Strande,
Wollt' hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Übermenschlich von Geberde
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

Jene Marken uns'rer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.

Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange;
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen;
Aus dem Schauern deutscher Haine
Führt er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht er's flirren,
Deutsche Waffen hört er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott alle fällen,
Die nach Deutschlands Freiheit stellen.

(Simrock.)

4. Die Völkerbündnisse.

(213 n. Chr.)

Bisher hatten sich vereinzelte Stämme der Deutschen nur gewehrt, und dies, um ihre Freiheit zu retten. Jetzt, da sie nicht mehr angegriffen wurden, regte sich in ihnen die Lust, Rache an den Römern zu nehmen und theilhaftig zu werden der Herrlichkeit und Schätze ihrer Städte. Die Noth hatte sie die Erfahrung gelehrt, daß ihre Uneinigkeit dem Feinde zur Macht gereiche. Da sagten um 213 nach Christus die Gauvölker am Oberrhein und in Schwaben, meist alte Sueven: „Laßt uns ein einig Volk sein, wer will uns dann widerstehen?" Und sie schlossen einen Bund und nannten sich alle zusammen **Alemannen.** Alsbald überstiegen sie kühn die Teufelsmauer*), brachen die stolzen Burgen der Römer und machten sich auf ihren Streifzügen denselben furchtbar.

Nicht viel später erhoben sich die deutschen Stämme am Niederrhein, darunter die kriegserfahrenen Chatten oder Hessen. Die machten auch ein Bündniß und hießen sich **Franken,** denn sie wollten frank und freie Leute sein, und waren ein gar kühnes Volk. Weiter nordwärts aber bis an die Küsten der Nordsee und der Elbe verbanden sich die Friesen und Cherusker und viele andere, und nannten sich **Sachsen;** die waren kühne Seefahrer und nahmen den Römern Land und Schiffe an der Küste weg. Von der Küste der Ostsee aber bis an das schwarze Meer wurde der Bund der **Gothen** gewaltig, und verdrängte die Römer vom schwarzen Meere und der Donau.

5. Die Schlacht bei Zülpich.

(496 n. Chr.)

Chlodewig, der Frankenkönig, sah in Zülpichs heißer Schlacht,
Daß die Alemannen siegten, durch der Volkszahl Übermacht.
Plötzlich aus des Kampfs Gedränge hebt er sich auf stolzem Roß,
Und man sah ihn herrlich ragen vor den Edlen, vor dem Troß.
Beide Arme, beide Hände hält er hoch empor zum Schwur,
Ruft mit seiner Eisenstimme, daß es durch die Reihen fuhr:

*) So nennt man die noch vorhandenen Spuren von Wällen und Gräben, welche die Römer nach der Hermannsschlacht von der Altmühl in Baiern an, östlich am Odenwald vorbei und vor dem Taunus durch zum Siebengebirge ans rechte Rheinufer gezogen hatten, um dem weitern Vordringen der Deutschen sich hinter Verschanzungen entgegen zu stellen.

„Gott der Christen, Gott am Kreuze, Gott, den mein Gemahl verehrt,
„So du bist ein Gott der Schlachten, der im Schrecken niederfährt,
„Hilf mir dieses Volk bezwingen, gieb den Sieg in meine Hand,
„Daß der Franken Macht erkennen muß des Rheins, des Neckars Strand:
„Sieh, so will ich an dich glauben, Kirchen und Kapellen bau'n
„Und die edlen Franken lehren, keinem Gott als dir vertrau'n." —
Sprach es, und aus Wolken leuchtend brach der Sonne voller Strahl,
Frischer Muth belebt die Herzen, füllt des schwachen Häufleins Zahl.
Chlodwig selbst ergriff das Banner, trug es in der Feinde Reih'n,
Und die Franken, siegesmuthig, stürzen jauchzend hinterdrein.
Schreck ergriff der Feinde Rotten, feige wenden sie und flieh'n,
All' ihr Kriegsruhm ist erloschen, ihre Macht und Freiheit hin.
König Chlodwig ließ sich taufen und sein edles Volk zugleich,
Und ob allen deutschen Stämmen mächtig ward der Franken Reich. —
„Wenn sie einst den Gott verlassen, der bei Zülpich Sieg verlieh,
„Ist den Alemannen wieder Macht gegeben über sie!" —

(Simrock.)

6. Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(715—755.)

Das Licht des Christenthums war von Italien aus schon im zweiten und in den folgenden Jahrhunderten nach Süddeutschland gedrungen; das mittlere und nördliche Deutschland dagegen blieb noch ganz den Finsternissen des Heidenthums ergeben. Zwar waren im siebenten Jahrhundert schon englische und fränkische Mönche nach Deutschland gekommen und hatten in verschiedenen Gegenden das Christenthum gepredigt; aber die Zahl der Christen war nur gering und die Masse des Volkes widerstand hartnäckig allen Bemühungen dieser frommen Männer. Da gelang es der glühenden Begeisterung und der aufopfernden Liebe eines englischen Mönches, die meisten deutschen Stämme für das Christenthum zu gewinnen und in dem größten Theile unsres Vaterlandes das Heidenthum für immer auszurotten. Dieser ausgezeichnete Glaubensbote war Wienfried, der, wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die feste Begründung des Christenthums in Deutschland, nachher den Namen **Bonifacius**, d. i. Wohlthäter, und den gleich ehrenvollen Beinamen „Apostel der Deutschen" erhielt. Schon in früher Jugend erfüllte seine Seele der feurige Wunsch, den Heiden das Wort des Lebens zu verkündigen. In der Abgeschiedenheit eines Klosters bereitete er sich zu dem heiligen Geschäfte vor und ging nach Rom, um sich vom Papste zu seinem edlen Werke einweihen zu lassen. Dann reiste er nach Friesland an der Nordsee und arbeitete an der Bekehrung der heidnischen Landesbewohner drei Jahre lang. Von hier wandte er sich nach Hessen und Thüringen und bekehrte, unterstützt von einer Anzahl frommer Männer und Frauen aus England, diese Landstriche. Aus allen Gegenden drängten sich die Heiden zu ihm, um seine ergreifende Predigt des göttlichen Wortes zu hören und sich taufen zu lassen. Auch legte er daselbst Kirchen und Klöster an, von welchen Fulda sein Lieblingsaufenthalt und später eine berühmte Hochschule wurde. Als er zum zweiten Male nach Rom kam, ernannte ihn der Papst zur

Belohnung seines apostolischen Eifers zum Erzbischof in Deutschland. Dahin zurückgekehrt, verkündete er das Wort Gottes mit neuem Eifer und zertrümmerte überall die Götzenbilder. Bei Geismar in Hessen stand eine uralte, dem Donnergotte gewidmete Eiche, unter welcher die heidnischen Bewohner dieser Gegend zu opfern pflegten. Als nun der heilige Mann erfuhr, daß der Baum für unverletzlich gehalten werde, legte er, um den Aberglauben zu zerstören, die Axt an denselben. Erschrocken standen die Heiden umher und blickten bald nach dem Apostel, bald nach der Eiche, ob ihre Götter keine Blitze auf den Frevler herabschleudern würden; aber der Baum fiel und der Mann Gottes stand unverletzt. Da entsagten die Heiden ihren unmächtigen Göttern, welche ihr Heiligthum nicht einmal vor schwachen Menschenhänden schützen konnten, und ließen sich taufen. Bonifacius aber baute aus dem Holze des gefällten Baumes eine kleine Kapelle. Nach einer dritten Reise nach Rom gründete Bonifacius allenthalben neue Bisthümer und traf weise Verordnungen. Endlich wählte er Mainz zu seinem beständigen Sitze.

Dennoch wollte er auch in seinem hohen Alter von 75 Jahren der Ruhe nicht genießen und ging noch einmal zu den Friesen. Sein abermaliges Erscheinen reizte die Wuth der dortigen Feinde des Christenthums der Art, daß sie einen Anschlag gegen sein Leben faßten. Bonifacius war schon bis in die Nähe des nördlichen Meeres vorgedrungen. Bei Dockum hatte er Zelte aufschlagen lassen, denn er dachte länger dort zu weilen und die auf diesem Boden nie gesehene Feier der heiligen Firmung zu halten. Die Neugetauften hatte er vorher in ihre Heimath gehen lassen, damit sie sich zum Empfange dieses Sakramentes vorbereiteten und wenige Tage nach dem Pfingstfeste wieder zu ihm nach Dockum kämen, um die heilige Firmung zu empfangen. Seine Schüler und Mitarbeiter waren wegen der bevorstehenden Feier um ihn versammelt. An dem festgesetzten Tage, dem 5. Juni, erwartete Bonifacius mit ihnen die Ankunft der Neugetauften. Er, der Friedensbote und Segensbringer, wollte des Herrn Heilsmittel spenden; als aber früh am Morgen die Sonne sich über das Land erhob und höher des Bonifacius Dankgebete gen Himmel stiegen für den Segen des Herrn, der sichtbar mit ihm gewesen war, da vernahm sein Ohr statt der Hymnen und Loblieder, mit welchen manches Jahr auf deutschem Boden die Schaaren der Firmlinge ihm entgegen gezogen waren, wildes Kriegsgeschrei. Statt der Neugetauften, die er erwartete, sah er eine Rotte blutdürstiger Feinde nahen. Mit Schild und Speer bewaffnet, die Lanzen schwingend, drangen sie auf seinen Lagerplatz. Die um Bonifacius versammelten Diener dachten Gewalt mit Gewalt abzuwehren, suchten sich zu bewaffnen, so gut sie konnten, und stürzten aus dem Zelte dem Feinde entgegen. Bonifacius aber hatte kaum den Waffenlärm vernommen, so hängte er, statt der Rüstung, die Reliquien der Heiligen, welche er stets bei sich führte, um. Dann trat er aus dem Zelte, versam-

melte seine Geistlichen um sich und redete also zu den Dienern: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite, und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde!"

Während Bonifacius also redete, stürmte die wilde Rotte wüthend auf ihn und seine Begleiter ein. Er empfing den Todesstreich betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend. So starb der große, heilige Bonifacius im Jahre 755, wie er gelebt hatte, für das Heil der Seelen. Seine Gebeine ruhen, seinem letzten Willen gemäß, in Fulda. Die Kirche feiert sein Andenken am 5. Juni, seinem Todestage.

7. Karl Martell und Pipin.

Die spätern Könige der Franken (Clodwig's Nachkommen) wurden immer schwächer, ergaben sich der Trägheit und ließen ihre ersten Minister für sich regieren, welche dadurch immer mächtiger wurden. Solch ein Minister war **Karl**, mit dem Beinamen **Martell**, d. h. der Hammer, denn er hatte in einer Schlacht gegen die muhamedanischen Araber, die aus Spanien in Frankreich eingedrungen waren, wie ein eiserner Hammer auf die Köpfe der Feinde geschlagen. Karl Martell's Sohn war **Pipin**, von seiner kleinen Gestalt der **Kurze** genannt. Auch dieser war solch ein mächtiger Minister, der das ganze Reich kräftig beschirmte. Childerich, der eigentliche König, besaß die Würde ohne die Macht, das Herrscheransehen ohne die Herrschermühe. Was Pipin der Sache nach schon lange war, das wollte er auch dem Namen nach sein. Da sendete er Gesandte an den Papst Zacharias und ließ diesem die Frage vorlegen: „ob es besser sei, daß derjenige König sei und heiße, welcher alle Macht besitze, oder der, welcher nur den Namen führe". Der Papst antwortete: „Es scheint mir besser und nützlicher, daß derjenige König sei und heiße, der alle Gewalt in Händen hat." Dieses Urtheil des Papstes wurde einer zusammenberufenen großen Reichsversammlung (zu Soissons) vorgelegt, von dieser als richtig anerkannt, und der schwache König Childerich des Thrones entsetzt und in ein Kloster verwiesen. Der heilige Bonifacius aber setzte Pipin dem Kurzen die Krone auf und salbte ihn zum Könige der Franken (752 n. Chr.).

Zum Danke dafür unterstützte Pipin die Bestrebungen des h. Bonifacius und seiner Genossen für Ausbreitung des Christenthums. Zweimal zog er mit seinem Heere über die Alpen, um den Einfällen der Longobarden in das mittlere Italien entgegen zu treten. Er nahm ihnen das eroberte Land wieder ab, schenkte es dem Papste und legte so den Grund zu den weltlichen Besitzungen desselben, zum Kirchenstaate.

8. Pipin der Kurze.

(752.)

Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karls des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberather.

Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen.

War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren!
Zum Herrschen war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: Amen!

Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch' kleinen Geistern,
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

Deß schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er den Hohn zu dämpfen,
Und läd't zum Spiele männiglich,
Wo wilde Thiere kämpfen.

Schon eilt das Volk herbei mit Drang,
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trompetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

Still sitzt Pipin, gedankenschwer,
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her —
Da rauscht herab das Gitter.

Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

Jetzt aber reißt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke,
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wuth im Blicke.

Wer ist von euch, — so fragt Pipin,
Und blitzte durch die Reihen —
Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?

Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

Und wie noch alle schweigend stehn
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
Allein den Strauß zu wagen.

Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnerreicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wuth heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen.
Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen.

Und schlägt den Löwen in den Bart,
Daß todt er niederstürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet!

Nun rafft der wilde Ur sich auf,
Den neuen Feind er wittert,
Und rennt heran mit vollem Lauf,
Daß Schrank' und Boden zittert.

Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle:
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzesschnelle.

Und trifft den Schnaubenden so gut
Dicht an des Nackens Rande —
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

„Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen?" —

Es stehn beschämt die Spötter werth,
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
Dann tritt er schnell zurücke.

Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken,
Empor ihn hebend auf dem Schild
Zeigt ihn der Frank dem Franken.

Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müssen schweigen
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demüthiglich sich neigen.

(Baur.)

9. Karl der Große.

(Geb. 742, gest. 814 zu Aachen.)

Des tüchtigen Pipin eben so tüchtiger, aber noch weit berühmterer Sohn war **Karl der Große.** Im Jahre 768 folgte er seinem Vater in der Regierung. Man nannte ihn Karl den Großen, weil er im Frieden und im Kriege sich als ein Mann von hohen Geistesfähigkeiten bewies, und seine Völker zu bessern, verständigern und

glücklichern Menschen zu machen suchte. Rohe, unwissende Menschen waren ihm zuwider. Er ließ daher eine Menge Schulen anlegen, vor allem eine Hofschule für die Kinder seiner Edelleute und Hofbedienten, erschien auch mehrmals unvermuthet selbst mitten unter den Schülern, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es bei dem Unterricht herging. Einst fand er bei einem solchen Schulbesuch, daß die Söhne der Edelleute und Vornehmen den Bürgerkindern an Fleiß und Fortschritten weit nachstanden. Diese mußten sich zu seiner Rechten, jene aber zu seiner Linken stellen. Dann sagte er zu den armen, aber fleißigen Kindern: „Ich danke euch, meine Kinder, ihr habet ganz meinen Wünschen entsprochen, euch zur Ehre und zum bleibenden Gewinn." Zürnend wandte er sich hierauf an die vornehmen, aber trägen Kinder mit den drohenden Worten: „Ihr aber, ihr Söhne der Edelen, ihr feinen Püppchen, die Ihr euch der Trägheit und dem Müssiggange überließet und meinen Befehlen ungehorsam gewesen seid, trotzet nur nicht auf Stand und Reichthum eurer Eltern, denn wisset, Nichtswürdige haben vor mir weder Rang noch Ehre. Und werdet ihr nicht fleißige Schüler, so soll keiner von euch mir wieder vor meine Augen kommen. Beim Könige des Himmels, ich werde euch strafen, wie ihr es verdient." —

Karl der Große war ein eifriger Beförderer des Christenthums. Neue Bisthümer, Kirchen und Klöster ließ er gründen. Die Klöster förderten innerhalb ihrer stillen Mauern nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke, und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn Gasthöfe gab es in damaliger Zeit nur wenige. Auch beschäftigten sich die Mönche damit, die guten alten Schriften der Griechen und Römer abzuschreiben — denn damals war die Kunst, Bücher zu drucken, noch nicht erfunden; — sie schrieben die Geschichten der Länder und Völker und die Thaten der Heiligen auf, oder sie rotteten die Wälder aus und machten den Boden urbar — kurz die Klöster wurden auf mancherlei Weise nützlich und waren ein wahrer Segen des Landes. — Dem Könige Karl war sehr daran gelegen, das Äußere des Gottesdienstes zu verschönern und den Kirchengesang zu verbessern. Er ließ Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine gar rauhe Stimme, so daß ihr Gesang fast dem Gebrülle wilder Thiere glich. — Auch liebte Karl seine Muttersprache; er arbeitete selbst mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ auch eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten. Uns ist leider von diesen Bestrebungen des großen Kaisers nichts überkommen, als die deutschen Namen, die er den Winden (Himmelsgegenden) und den Monaten gab.

Karl war ein ächt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große lebendige Augen, die dem Freunde und Hülfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach

Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und beste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich zu Pferde, und nun ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo die Blüthe der jungen Edelmänner sich dann durch Muth und Geschicklichkeit einander zu übertreffen suchte. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr nüchtern. Speisete er mit den Seinigen allein, so kamen nur vier Schüsseln auf den Tisch. Ein Wildpretbraten, am Spieße vom Jäger zur Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Sein Schlaf war nur kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtsschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach oder einen geharnischten Mann emporhob wie ein Kind, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte. Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt, Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden, ein leinenes Wamms und darüber einen einfachen Rock mit seidenen Streifen, seltener einen viereckigen Mantel, von weißer oder grüner Farbe; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, mit goldenen Bienen besetzt.

Karl war auch ein großer Kriegsheld. Von allen Völkern, die er besiegte, machten ihm die heidnischen Sachsen am meisten zu schaffen. Diese wollten durchaus nicht ihrem heidnischen Glauben entsagen und hatten jeden Glaubensboten, der ihnen die christliche Religion predigen wollte, von sich gestoßen. Da zog Karl der Große das Schwert gegen sie, um sie mit Gewalt zur Taufe zu treiben. Aber der Kampf dauerte 30 Jahre (von 772—803). Endlich nahm **Wittekind**, ihr tapferer Anführer, das Christenthum an und ließ sich taufen. Wittekind wurde unter Karl's Oberherrschaft Herzog der Sachsen; denn Karl hatte sein großes Reich, welches Frankreich, einen Theil von Spanien, das nördliche Italien, die Niederlande und Deutschland nördlich bis zur Nord- und Ostsee und östlich bis zur Elbe und zum Raabflusse in Ungarn umfaßte —

in mehrere kleine Bezirke getheilt, und darin als Gehülfen in der Regierung Herzoge, Burg- oder Markgrafen angestellt, welche ihm Berichte einsenden mußten und Befehle von ihm erhielten. Hatte er so einen Befehl mit seinem Degenknopf untersiegelt, so pflegte er zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwert schüttelte — ist der, welcher ihm Gehorsam verschaffen soll.“

Im Jahre 800 wurde Karl der Große als Schirmherr der Kirche vom Papste gegen dessen Feinde um Hülfe angerufen; er leistete diese, indem er selbst nach Italien zog. Da geschah es, daß — als er am Weihnachtstage in der Peterskirche, angethan mit einem langen Purpurmantel, mit allem Volke die Geburt des Heilandes feierte und kniend andächtig an den Stufen des Hochaltars betete — der Papst Leo III. zu ihm trat, ihm eine prächtige Krone auf das Haupt setzte und ihn unter dem Jubelrufe des Volkes zum römischen Kaiser krönte. Von jener Zeit an führten seine Nachfolger in Deutschland diesen Titel.

Eine feste Residenz hatte Karl nicht; er wohnte da, wo seine Gegenwart am nöthigsten war — am liebsten aber hielt er sich zu Aachen auf, wo er geboren war. Dort starb er am 28. Januar 814 in einem Alter von 72 Jahren. Sein Leichnam wurde in einer Gruft im Dome zu Aachen, aufrecht auf vergoldetem Stuhle sitzend, im vollen kaiserlichen Ornat, mit einem Evangelienbuch auf dem Schooße und einer goldenen Pilgertasche um die Hüfte, bestattet und in dieser Stellung 1165 so gefunden, wo man ihn erst in ein prächtiges Grabmal legte, die Kleinodien jedoch: Schwert, Krone, Reichsapfel und Panzer, zurückbehielt, um sie fortan bei jeder Krönung eines römisch-deutschen Kaisers zu gebrauchen. —

10. Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten, leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise,
Das ist der Sachse Wittekind!

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüth;
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maget,
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne,
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knieen erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament;
Doch staunt er deß' nicht minder,
Da sich kein Priester fand,
Und sieh! Es kamen Engelkinder
Im blüthenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Das Sakrament dem Kaiser dar,
Das auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar.
Und Jubel füllt die Seelen,
Der Heiland kehret ein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein!

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß. —
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt,
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!“ —
(Platen.)

11. Roland.

Manche Kriege hat Karl der Große, von tapfern Dienstmannen unterstützt, zur Verbreitung des Christenthums geführt. Selbst bis nach Spanien hin — wo damals arabische Fürsten regierten — trug er seine Waffen. Dieser Feldzug ist in einer alten Sage verherrlicht, in der Sage von **Roland**, einem seiner Getreuen. Als Karl mit den Fürsten seines Reiches auf einem Reichstage zu Paderborn versammelt war, erschien ihm in der Nacht — so erzählt die Sage — ein Engel, der zu ihm sprach: „Eile gen Spanien, wo die Heiden untugendlich in Abgötterei leben, damit du dieses Land gewinnest und die Krone des Himmels erbest. Hier nimm dieses Schwert und dieses Horn und gieb es deinem Neffen Roland, der soll an dieser Heerfahrt das ewige Leben verdienen.“ —

Da machte sich im Jahre 778 Karl auf mit seinen zwölf Helden, unter denen Roland der vornehmste war, und mit vielem Kriegsvolk, daß er dem Heidenthume in Spanien ein Ende mache und das Christenthum mehre. Die Araber wurden geschlagen und Karl bemächtigte sich in kurzer Zeit der wichtigsten Städte und eroberte fast ganz Spanien. Auf dem Rückzuge aber — als sein Heer mit Beute beladen, zerstreut, langsam und in fröhlicher Sorglosigkeit durch die engen Gebirgsschluchten von Ronceval daherzog, wurde der Nachtrab von den auflauernden Arabern überfallen, beraubt und größtentheils niedergehauen. Hier fiel nebst vielen andern berühmten Helden auch der Ritter Roland, der Liebling des Kaisers. Er war von vier Speeren und vielen Steinwürfen hart verletzt. Da nahm er sein herrliches und leuchtendes Schwert und gedachte es lieber zu zertrümmern, als den Arabern zu überliefern, und er schlug aus allen Kräften auf einen Marmorstein. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Alsdann nahm er sein Horn und stieß mit solcher Kraft hinein, daß es zersprang und die Adern an seinem Halse zerrissen. Kaiser Karl, der schon 8 Meilen voraus war, vernahm den gewaltigen Schall und kehrte wieder um; aber er fand Roland, die Arme in

Kreuzgestalt auf der Brust, todt da liegen. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen.

Das Andenken an Roland lebt noch in mancher andern Sage fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, unfern der Stadt Bonn, dem Siebengebirge gegenüber, liegt **Rolandseck.** Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand*). Aber auch im Sachsenlande ist uns das Andenken Rolands erhalten. In vielen alten Sachsenstädten findet man gewaltige Steinbilder, riesenhafte Männergestalten mit Waffen geschmückt, die man Rolande nennt. Von allen der berühmteste ist der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte steht. So hat man das Andenken dieses Helden bewahrt, dessen wundervolle Thaten in aller Munde leben und in vielen schönen Gedichten besungen worden sind.

12. Roland der Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennenwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater: hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euren Speer
Sammt eurem guten Schilde.

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland der Junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starke Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und that den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

*) Vergl. S. 12: Rheinthals Ritterburgen.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Schwert,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.

Der Riese mit der Stange schlug
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende,
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal herunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in die Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag,
Des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Erinnerungsstück,
Ich bring es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck,
Hei! bairisch Bier ein guter Schluck
Sollt' mir gar köstlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin that ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß' ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil, Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
„Roland, sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!""

(Uhland.)

Karl der Grosse regierte 47 Jahre, von 768 bis 814. Sein Sohn, **Ludwig der Fromme**, folgte ihm in der Regierung (von 814 — 840). Die Söhne Ludwigs des Frommen aber theilten das grosse fränkische Reich durch den Vertrag zu Verdün (843) in: **Frankreich, Italien** und **Deutschland.** So wurde Deutschland ein für sich bestehendes Reich, welches **Ludwig der Deutsche** erhielt. Mit der deutschen Königswürde blieb aber auch die römische Kaiserwürde verbunden. — Im Jahre 911 starb das karolingische Geschlecht in Deutschland aus, und dieses wurde ein **Wahlreich.** Die deutschen Fürsten wählten nun Konrad von Franken (regierte von 911 — 918), alsdann folgten Könige aus dem sächsischen Geschlecht (von 918—1024). Unter den sächsischen Königen ist besonders bemerkenswerth:

13. Heinrich I., auch Heinrich der Vogelsteller genannt.

(919—936.)

„Heinrich der Vogelsteller!" Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen im Jahre 919 zu ihrem Könige. Die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl zum Könige brachten, sollen ihn bei der Stadt Quedlinburg beim Finkenfange angetroffen haben, daher sein Beiname.

Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Hunnen oder Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Und sammelte sich nun erst langsam ein Haufen deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie sammt ihren Leuten schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge. — Und von Nordosten her kamen zu Zeiten die Wenden, die jenseits der Elbe wohnten, und machten's eben so. Das war eine traurige Zeit. — Was that da der weise, der bedächtige Heinrich?

Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen einen neunjährigen Tribut. Dafür sollten sie nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren auch damit zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reich eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Überall fing man an, Häuser zu bauen und hier und da einen Haufen derselben mit einer Mauer und mit einem Wassergraben zu umziehen. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen, als Bewohner dafür zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Deine Städte sind nichts anders, als Gräber." Da befahl Heinrich, die Leute sollten loosen, und je einer aus neunen, den das Loos treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden, als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder Klöstern als Leibeigne dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an, und machte für alle die Kleider; ein anderer für alle die Schuhe; ein dritter baute Häuser für die andern; — natürlich aber das alles nicht umsonst! Mit einem Worte: es entstanden die verschiedenen Handwerker. Bis dahin hatte nämlich jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles Mögliche selbst sein müssen. Und das ging gerade nicht sehr gut. In den Städten ging's nun natürlich besser. Und doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten. Als aber nach neun Jahren die Ungarn wieder kamen, und die Bauern nun mit ihrem Vieh und ihren sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, wohin die Ungarn nicht einzudringen vermochten, und als Heinrich mit Gottes Hülfe diese Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wieder kamen: da jubelte alles dem Städtebauer zu und freute sich seines Königs. — Schon vorher hatte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe gebracht. Mitten im Winter nahte er sich ihrer Hauptstadt Brennabor (jetzt Brandenburg). Sie zagten aber nicht, sondern dachten: Laß ihn nur kommen; durch die weiten Sümpfe um unsere Stadt kann er gewiß nicht hindurch dringen. Er kam aber dennoch, zwar nicht durch aber über die Sümpfe her. Gott schickte einen harten Frost, und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie. Die Wenden waren besiegt. — König Heinrich starb 936.

14. Kaiser Otto's I. Krönung.

(936–973.)

Die Deutschen fühlten sich dem sächsischen Stamme dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach innen und außen gekräftiget hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes **Otto**

besonders feierlich zu begehen. Bei derselben erschienen die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Frankenkönig Karl so oft und gerne weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweihet werden. Die weiten Räume der Pfalz*) waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen. In ihrer Mitte erschien Otto, ein Mann von königlicher Haltung, Ernst in den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen. Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die einer dem andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubelruf los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohne des großen Heinrich!" Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterland.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf den Straßen und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit, angethan mit prächtigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubelruf des Volkes erschien, trat der Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor und faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!" Jubelnd streckten alle die Hand empor, der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlecht!" erfüllte die Tempelhallen, und draußen vor den Thüren wiederhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen, Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen, und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen.

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Reichsschwert — legte ihm den Königsmantel an — gab ihm das Zepter in die Hand, salbte ihn mit geweihetem Öle und setzte ihm mit Hülfe der Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone auf das Haupt. Nachdem dieses geschehen war, führten ihn alle drei auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielten ein feierliches Hochamt und ließen den Lobgesang anstimmen.

Da saß der vierundzwanzigjährige König, das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte an

*) Pfalz = Schloß Palast, auch Rathhaus; ehemals insbesondere die Paläste der deutschen Kaiser.

die Thaten des unter ihm in der Gruft ruhenden Kaisers Karl und gelobte im Herzen, jenes großen Vorfahren würdig zu regieren. Aller Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ. Unter erneutem Beifallsruf bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Krönungsmahl begann. Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen, und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer, er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, welche bei der Krönung ein Vorrecht der Wahlfürsten (Kurfürsten) blieben, die sie aber nachher nicht mehr in eigener Person, sondern durch ihre Gesandten verrichteten. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier nahmen von jetzt an das Krönungsrecht in Anspruch. — Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines beim Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen, und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes. Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnet, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er bekämpfte die Söhne des bayerischen Herzogs Arnulf, welche seine Oberhoheit nicht anerkennen wollten, und entsetzte sie der Herzogswürde, die er seinem eigenen Bruder Heinrich übertrug; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich die Böhmen und Wenden; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolf hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt im Dome, den er erbaut hat, seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet.

15. Otto I. und Heinrich.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang,
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch sitzt er in dem Kreise, von männlicher Gestalt,
Das Auge, scharf wie Blitze, von gold'nem Haar umwallt,
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrothes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht,
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein —
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein schuldig Haupt.""

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleich wie im Todtenreich,
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er lies't mit lautem Munde der Worte heil'gen Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang.

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieb,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb." —

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

(Mühler.)

Otto's Nachfolger auf dem Kaiserthron: **Otto II.** und **Otto III.** starben früh und mit **Heinrich II.**, dem Heiligen, erlosch das sächsische Haus. Heinrich II. wurde im Jahre 995 Herzog von Bayern und regierte als deutscher Kaiser von 1002—1024. Er ist der Gründer des Bisthums Bamberg und liegt im Dome daselbst begraben. — Auf die sächsischen folgten wieder Kaiser aus dem fränkischen (salischen) Geschlechte: **Konrad II.**, **Heinrich III.**, **IV.** u. **V.**, welche ein Jahrhundert lang (von 1024—1125) die Kaiserkrone trugen. Der Stammvater dieser Kaiserreihe war **Konrad der Rothe**, Graf des Worms-, Speyer- und Nahegaues, dessen Macht sich über den grössten Theil der spätern pfälzischen Lande ausdehnte. Graf Konrad der Rothe war vermählt mit der Tochter Kaiser Otto's I. Er fiel als Held in der furchtbaren Ungarnschlacht (955) und wurde in Worms, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, begraben. Sein Sohn hiess **Otto**. Von Otto's Söhnen, den Enkeln Konrad's des Rothen, die sich in die Güter des Speyer- und Wormsgaues theilten, hinterliess jeder einen Sohn, welcher Konrad hiess. Nach dem Aussterben des sächsischen Hauses bewarben sich diese beiden Vettern: Herzog Konrad von Fran-

ken und Graf Konrad bei der Kaiserwahl um die Kaiserkrone. Herzog Konrad erhielt die meisten Stimmen und regierte als **Konrad II.** von 1024—1039 als deutscher Kaiser.

16. Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien herauf zu ziehn;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf;
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,*)
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
Ins Maienfeld**) hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer, —
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt.
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und Alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
All' Beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum

*) Hub = Hufe (Feld), Hain = Wald, Mark = Grenze, Geding = Vertrag.
**) Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf freien großen Orten in der Nähe eines Flusses statt.

Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu scheitern schien,
Und daß die Waage ruht im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältigt.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt in manches Mannes Bart;
Und wie nun harrend all' die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn Niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andren Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „einer es muß sein,
So sei's der Ael'tre." Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten und am freudigsten
Der jüng're Kunrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz;
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund'.
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar. —
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihen,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom hinab nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt ob allem Volk. (Uhland.)

Konrad II. starb 1039 und liegt begraben in der Kaisergruft des Domes zu Speyer, zu welchem er den Grund gelegt hatte. Seine Erbgüter am Rheine bei Speyer und Worms etc. blieben seinen kaiserlichen Nachfolgern, **Heinrich III.**, **Heinrich IV.** und **Heinrich V.** Diese Gaue am Rhein waren der Lieblingsaufenthalt der fränkischen Kaiser. Aus ihnen waren

sie hervorgegangen, hier wohnten sie in prachtvollen Pfalzen, hier in der Kaisergruft zu Speyer ruhen ihre Leiber. — Nach dem Tode Heinrich's V., des letzten fränkischen Kaisers gingen die Besitzungen desselben an die Söhne seiner Schwester, die in Schwaben und Franken herrschenden **Hohenstaufen**, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, über — von denen letzterer im Jahre 1138 als **Konrad III.** den deutschen Kaiserthron bestieg und bis 1152 regierte. Sein Bruder, Friedrich von Schwaben hinterliess zwei Söhne: Friedrich und Konrad. Der ältere, Friedrich, ist der hochberühmte **Kaiser Friedrich I., Barbarossa.** Er übertrug seinem Bruder Konrad die pfalzgräfliche Würde und so kam die rheinische Pfalzgrafschaft an das Haus der Hohenstaufen.

17. Friedrich I., Barbarossa.

(1152—1190.)

Im Jahre 1152 starb Konrad III., der erste deutsche Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen. So nennt man diese Regenten von einer Burg, die Friedrich, der Stammvater dieses Geschlechts, auf dem Hohenstaufen, einem Bergkegel der rauhen Alp (im jetzigen Königreiche Würtemberg) erbaut hatte. Die deutschen Fürsten wählten nun zu Frankfurt am Main den Brudersohn Konrads, **Friedrich** den Rothbart oder **Barbarossa**, wie die Italiener ihn nannten, zum deutschen Kaiser. Wer ihn sah in seiner männlichen, stolzen Haltung und blühenden Jugendkraft, mit den blauen, durchdringenden Augen und blonden Haaren, in seinem Ernste und den edlen Sitten, der mußte sagen, daß er ein echter Deutscher sei. Aber er war auch ein gar gewaltiger Kaiser, dieser Barbarossa; er ist sechsmal mit einem großen Heere über die Alpen gezogen, um in Italien Streitigkeiten zu schlichten, und noch am Abend des Lebens zog er als 70jähriger Greis in einem Kreuzzuge ins gelobte Land, um das heil. Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. In zwei Schlachten kämpfte er wie ein rüstiger Jüngling; aber da kam das Heer an den Fluß Saleph und drängte sich nur langsam auf schmaler Brücke hinüber. Das dünkt dem grauen Helden zu langsam; er sprengt mit dem Rosse hinein in den Fluß, ihn zu durchschwimmen; der Strudel erfaßt ihn, reißt ihn fort und — ein Leichnam nur kommt ans Ufer (1190).

Unendlicher Schmerz, Jammer, Verzweiflung verbreitete sich unter den Kreuzfahrern über den Verlust des Kaisers; — er wurde zu Tyrus begraben. Aber lange glaubte man in Deutschland nicht, daß der Schirmherr des Reichs, der gefürchtete und geachtete Rothbart, wirklich gestorben sei, wie die noch jetzt in Aller Munde lebende Sage bezeugt, daß er nicht gestorben, sondern im Kyffhäuserberge in der goldenen Aue, in Thüringen, sitze mit seinem silberweiß gewordenen rothen Barte, der durch den marmornen Tisch gewachsen sei, hier Hof halte mit seinen Helden und seiner holdseligen Tochter, und dereinst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wieder hervorkommen werde aus diesem Kyffhäuser, um das deutsche Reich wieder glorreich und einig zu machen. —

melte seine Geistlichen um sich und redete also zu den Dienern: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite, und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde!"

Während Bonifacius also redete, stürmte die wilde Rotte wüthend auf ihn und seine Begleiter ein. Er empfing den Todesstreich betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend. So starb der große, heilige Bonifacius im Jahre 755, wie er gelebt hatte, für das Heil der Seelen. Seine Gebeine ruhen, seinem letzten Willen gemäß, in Fulda. Die Kirche feiert sein Andenken am 5. Juni, seinem Todestage.

7. Karl Martell und Pipin.

Die spätern Könige der Franken (Clodwig's Nachkommen) wurden immer schwächer, ergaben sich der Trägheit und ließen ihre ersten Minister für sich regieren, welche dadurch immer mächtiger wurden. Solch ein Minister war **Karl**, mit dem Beinamen **Martell**, d. h. der Hammer, denn er hatte in einer Schlacht gegen die muhamedanischen Araber, die aus Spanien in Frankreich eingedrungen waren, wie ein eiserner Hammer auf die Köpfe der Feinde geschlagen. Karl Martell's Sohn war **Pipin**, von seiner kleinen Gestalt der **Kurze** genannt. Auch dieser war solch ein mächtiger Minister, der das ganze Reich kräftig beschirmte. Childerich, der eigentliche König, besaß die Würde ohne die Macht, das Herrscheransehen ohne die Herrschermühe. Was Pipin der Sache nach schon lange war, das wollte er auch dem Namen nach sein. Da sendete er Gesandte an den Papst Zacharias und ließ diesem die Frage vorlegen: „ob es besser sei, daß derjenige König sei und heiße, welcher alle Macht besitze, oder der, welcher nur den Namen führe". Der Papst antwortete: „Es scheint mir besser und nützlicher, daß derjenige König sei und heiße, der alle Gewalt in Händen hat." Dieses Urtheil des Papstes wurde einer zusammenberufenen großen Reichsversammlung (zu Soissons) vorgelegt, von dieser als richtig anerkannt, und der schwache König Childerich des Thrones entsetzt und in ein Kloster verwiesen. Der heilige Bonifacius aber setzte Pipin dem Kurzen die Krone auf und salbte ihn zum Könige der Franken (752 n. Chr.).

Zum Danke dafür unterstützte Pipin die Bestrebungen des h. Bonifacius und seiner Genossen für Ausbreitung des Christenthums. Zweimal zog er mit seinem Heere über die Alpen, um den Einfällen der Longobarden in das mittlere Italien entgegen zu treten. Er nahm ihnen das eroberte Land wieder ab, schenkte es dem Papste und legte so den Grund zu den weltlichen Besitzungen desselben, zum Kirchenstaate.

8. Pipin der Kurze.

(752.)

Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karls des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberather.

Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen.

War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren!
Zum Herrschen war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: Amen!

Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch' kleinen Geistern,
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

Deß schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er den Hohn zu dämpfen,
Und läd't zum Spiele männiglich,
Wo wilde Thiere kämpfen.

Schon eilt das Volk herbei mit Drang,
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trompetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

Still sitzt Pipin, gedankenschwer,
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her —
Da rauscht herab das Gitter.

Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

Jetzt aber reißt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke,
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wuth im Blicke.

Wer ist von euch, — so fragt Pipin,
Und blitzte durch die Reihen —
Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?

Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

Und wie noch alle schweigend stehn
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
Allein den Strauß zu wagen.

Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnerreicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wuth heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen.
Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen.

Und schlägt den Löwen in den Bart,
Daß todt er niederstürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet!

Nun rafft der wilde Ur sich auf,
Den neuen Feind er wittert,
Und rennt heran mit vollem Lauf,
Daß Schrank' und Boden zittert.

Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle:
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzesschnelle.

Und trifft den Schnaubenden so gut
Dicht an des Nackens Rande —
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

„Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen?" —

Es stehn beschämt die Spötter werth,
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
Dann tritt er schnell zurücke.

Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken,
Empor ihn hebend auf dem Schild
Zeigt ihn der Frank dem Franken.

Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müssen schweigen
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demüthiglich sich neigen.

(Baur.)

9. Karl der Große.

(Geb. 742, gest. 814 zu Aachen.)

Des tüchtigen Pipin eben so tüchtiger, aber noch weit berühmterer Sohn war **Karl der Große**. Im Jahre 768 folgte er seinem Vater in der Regierung. Man nannte ihn Karl den Großen, weil er im Frieden und im Kriege sich als ein Mann von hohen Geistesfähigkeiten bewies, und seine Völker zu bessern, verständigern und

glücklichern Menschen zu machen suchte. Rohe, unwissende Menschen waren ihm zuwider. Er ließ daher eine Menge Schulen anlegen, vor allem eine Hofschule für die Kinder seiner Edelleute und Hofbedienten, erschien auch mehrmals unvermuthet selbst mitten unter den Schülern, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es bei dem Unterricht herging. Einst fand er bei einem solchen Schulbesuch, daß die Söhne der Edelleute und Vornehmen den Bürgerkindern an Fleiß und Fortschritten weit nachstanden. Diese mußten sich zu seiner Rechten, jene aber zu seiner Linken stellen. Dann sagte er zu den armen, aber fleißigen Kindern: „Ich danke euch, meine Kinder, ihr habet ganz meinen Wünschen entsprochen, euch zur Ehre und zum bleibenden Gewinn.“ Zürnend wandte er sich hierauf an die vornehmen, aber trägen Kinder mit den drohenden Worten: „Ihr aber, ihr Söhne der Edelen, ihr feinen Püppchen, die Ihr euch der Trägheit und dem Müssiggange überließet und meinen Befehlen ungehorsam gewesen seid, trotzet nur nicht auf Stand und Reichthum eurer Eltern, denn wisset, Nichtswürdige haben vor mir weder Rang noch Ehre. Und werdet ihr nicht fleißige Schüler, so soll keiner von euch mir wieder vor meine Augen kommen. Beim Könige des Himmels, ich werde euch strafen, wie ihr es verdient.“ —

Karl der Große war ein eifriger Beförderer des Christenthums. Neue Bisthümer, Kirchen und Klöster ließ er gründen. Die Klöster förderten innerhalb ihrer stillen Mauern nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke, und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn Gasthöfe gab es in damaliger Zeit nur wenige. Auch beschäftigten sich die Mönche damit, die guten alten Schriften der Griechen und Römer abzuschreiben — denn damals war die Kunst, Bücher zu drucken, noch nicht erfunden; — sie schrieben die Geschichten der Länder und Völker und die Thaten der Heiligen auf, oder sie rotteten die Wälder aus und machten den Boden urbar — kurz die Klöster wurden auf mancherlei Weise nützlich und waren ein wahrer Segen des Landes. — Dem Könige Karl war sehr daran gelegen, das Äußere des Gottesdienstes zu verschönern und den Kirchengesang zu verbessern. Er ließ Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine gar rauhe Stimme, so daß ihr Gesang fast dem Gebrülle wilder Thiere glich. — Auch liebte Karl seine Muttersprache; er arbeitete selbst mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ auch eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten. Uns ist leider von diesen Bestrebungen des großen Kaisers nichts überkommen, als die deutschen Namen, die er den Winden (Himmelsgegenden) und den Monaten gab.

Karl war ein ächt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große lebendige Augen, die dem Freunde und Hülfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach

Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und beste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich zu Pferde, und nun ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo die Blüthe der jungen Edelmänner sich dann durch Muth und Geschicklichkeit einander zu übertreffen suchte. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr nüchtern. Speisete er mit den Seinigen allein, so kamen nur vier Schüsseln auf den Tisch. Ein Wildpretbraten, am Spieße vom Jäger zur Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Sein Schlaf war nur kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtsschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach oder einen geharnischten Mann emporhob wie ein Kind, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte. Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt, Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden, ein leinenes Wamms und darüber einen einfachen Rock mit seidenen Streifen, seltener einen viereckigen Mantel, von weißer oder grüner Farbe; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, mit goldenen Bienen besetzt.

Karl war auch ein großer Kriegsheld. Von allen Völkern, die er besiegte, machten ihm die heidnischen Sachsen am meisten zu schaffen. Diese wollten durchaus nicht ihrem heidnischen Glauben entsagen und hatten jeden Glaubensboten, der ihnen die christliche Religion predigen wollte, von sich gestoßen. Da zog Karl der Große das Schwert gegen sie, um sie mit Gewalt zur Taufe zu treiben. Aber der Kampf dauerte 30 Jahre (von 772—803). Endlich nahm **Wittekind**, ihr tapferer Anführer, das Christenthum an und ließ sich taufen. Wittekind wurde unter Karl's Oberherrschaft Herzog der Sachsen; denn Karl hatte sein großes Reich, welches Frankreich, einen Theil von Spanien, das nördliche Italien, die Niederlande und Deutschland nördlich bis zur Nord- und Ostsee und östlich bis zur Elbe und zum Raabflusse in Ungarn umfaßte —

in mehrere kleine Bezirke getheilt, und darin als Gehülfen in der Regierung Herzoge, Burg- oder Markgrafen angestellt, welche ihm Berichte einsenden mußten und Befehle von ihm erhielten. Hatte er so einen Befehl mit seinem Degenknopf untersiegelt, so pflegte er zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwert schüttelte — ist der, welcher ihm Gehorsam verschaffen soll."

Im Jahre 800 wurde Karl der Große als Schirmherr der Kirche vom Papste gegen dessen Feinde um Hülfe angerufen; er leistete diese, indem er selbst nach Italien zog. Da geschah es, daß — als er am Weihnachtstage in der Peterskirche, angethan mit einem langen Purpurmantel, mit allem Volke die Geburt des Heilandes feierte und kniend andächtig an den Stufen des Hochaltars betete — der Papst Leo III. zu ihm trat, ihm eine prächtige Krone auf das Haupt setzte und ihn unter dem Jubelrufe des Volkes zum römischen Kaiser krönte. Von jener Zeit an führten seine Nachfolger in Deutschland diesen Titel.

Eine feste Residenz hatte Karl nicht; er wohnte da, wo seine Gegenwart am nöthigsten war — am liebsten aber hielt er sich zu Aachen auf, wo er geboren war. Dort starb er am 28. Januar 814 in einem Alter von 72 Jahren. Sein Leichnam wurde in einer Gruft im Dome zu Aachen, aufrecht auf vergoldetem Stuhle sitzend, im vollen kaiserlichen Ornat, mit einem Evangelienbuch auf dem Schooße und einer goldenen Pilgertasche um die Hüfte, bestattet und in dieser Stellung 1165 so gefunden, wo man ihn erst in ein prächtiges Grabmal legte, die Kleinodien jedoch: Schwert, Krone, Reichsapfel und Panzer, zurückbehielt, um sie fortan bei jeder Krönung eines römisch-deutschen Kaisers zu gebrauchen. —

10. Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten, leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise,
Das ist der Sachse Wittekind!

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüth;
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maget,
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne,
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knieen erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament;
Doch staunt er deß' nicht minder,
Da sich kein Priester fand,
Und sieh! Es kamen Engelkinder
Im blüthenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Das Sakrament dem Kaiser dar,
Das auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar.
Und Jubel füllt die Seelen,
Der Heiland kehret ein;
Es bringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein!

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß. —
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt,
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!" —
(Platen.)

11. Roland.

Manche Kriege hat Karl der Große, von tapfern Dienstmannen unterstützt, zur Verbreitung des Christenthums geführt. Selbst bis nach Spanien hin — wo damals arabische Fürsten regierten — trug er seine Waffen. Dieser Feldzug ist in einer alten Sage verherrlicht, in der Sage von **Roland**, einem seiner Getreuen. Als Karl mit den Fürsten seines Reiches auf einem Reichstage zu Paderborn versammelt war, erschien ihm in der Nacht — so erzählt die Sage — ein Engel, der zu ihm sprach: „Eile gen Spanien, wo die Heiden untugendlich in Abgötterei leben, damit du dieses Land gewinnest und die Krone des Himmels erbest. Hier nimm dieses Schwert und dieses Horn und gieb es deinem Neffen Roland, der soll an dieser Heerfahrt das ewige Leben verdienen." —

Da machte sich im Jahre 778 Karl auf mit seinen zwölf Helden, unter denen Roland der vornehmste war, und mit vielem Kriegsvolk, daß er dem Heidenthume in Spanien ein Ende mache und das Christenthum mehre. Die Araber wurden geschlagen und Karl bemächtigte sich in kurzer Zeit der wichtigsten Städte und eroberte fast ganz Spanien. Auf dem Rückzuge aber — als sein Heer mit Beute beladen, zerstreut, langsam und in fröhlicher Sorglosigkeit durch die engen Gebirgsschluchten von Ronceval daherzog, wurde der Nachtrab von den auflauernden Arabern überfallen, beraubt und größtentheils niedergehauen. Hier fiel nebst vielen andern berühmten Helden auch der Ritter Roland, der Liebling des Kaisers. Er war von vier Speeren und vielen Steinwürfen hart verletzt. Da nahm er sein herrliches und leuchtendes Schwert und gedachte es lieber zu zertrümmern, als den Arabern zu überliefern, und er schlug aus allen Kräften auf einen Marmorstein. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Alsdann nahm er sein Horn und stieß mit solcher Kraft hinein, daß es zersprang und die Adern an seinem Halse zerrissen. Kaiser Karl, der schon 8 Meilen voraus war, vernahm den gewaltigen Schall und kehrte wieder um; aber er fand Roland, die Arme in

Kreuzgestalt auf der Brust, todt da liegen. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen.

Das Andenken an Roland lebt noch in mancher andern Sage fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, unfern der Stadt Bonn, dem Siebengebirge gegenüber, liegt **Rolandseck.** Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand*). Aber auch im Sachsenlande ist uns das Andenken Rolands erhalten. In vielen alten Sachsenstädten findet man gewaltige Steinbilder, riesenhafte Männergestalten mit Waffen geschmückt, die man Rolande nennt. Von allen der berühmteste ist der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte steht. So hat man das Andenken dieses Helden bewahrt, dessen wundervolle Thaten in aller Munde leben und in vielen schönen Gedichten besungen worden sind.

12. Roland der Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennenwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben 'Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater: hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euren Speer
Sammt eurem guten Schilde.

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland der Junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starke Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und that den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

*) Vergl. S. 12: Rheinthals Ritterburgen.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Schwert,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.

Der Riese mit der Stange schlug
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende,
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal herunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in die Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag,
Des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Erinnerungsstück,
Ich bring es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck,
Hei! bairisch Bier ein guter Schluck
Sollt' mir gar köstlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin that ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß' ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil, Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
„Roland, sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?“
„„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!““

(Uhland.)

Karl der Grosse regierte 47 Jahre, von 768 bis 814. Sein Sohn, **Ludwig der Fromme**, folgte ihm in der Regierung (von 814 — 840). Die Söhne Ludwigs des Frommen aber theilten das grosse fränkische Reich durch den Vertrag zu Verdün (843) in: **Frankreich, Italien** und **Deutschland.** So wurde Deutschland ein für sich bestehendes Reich, welches **Ludwig der Deutsche** erhielt. Mit der deutschen Königswürde blieb aber auch die römische Kaiserwürde verbunden. — Im Jahre 911 starb das karolingische Geschlecht in Deutschland aus, und dieses wurde ein **Wahlreich.** Die deutschen Fürsten wählten nun Konrad von Franken (regierte von 911 — 918), alsdann folgten Könige aus dem sächsischen Geschlecht (von 918—1024). Unter den sächsischen Königen ist besonders bemerkenswerth:

13. Heinrich I., auch Heinrich der Vogelsteller genannt.

(919—936.)

„Heinrich der Vogelsteller!“ Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen im Jahre 919 zu ihrem Könige. Die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl zum Könige brachten, sollen ihn bei der Stadt Quedlinburg beim Finkenfange angetroffen haben, daher sein Beiname.

Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Hunnen oder Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Und sammelte sich nun erst langsam ein Haufen deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie sammt ihren Leuten schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge. — Und von Nordosten her kamen zu Zeiten die Wenden, die jenseits der Elbe wohnten, und machten's eben so. Das war eine traurige Zeit. — Was that da der weise, der bedächtige Heinrich?

Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen einen neunjährigen Tribut. Dafür sollten sie nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren auch damit zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reich eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Überall fing man an, Häuser zu bauen und hier und da einen Haufen derselben mit einer Mauer und mit einem Wassergraben zu umziehen. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen, als Bewohner dafür zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Deine Städte sind nichts anders, als Gräber." Da befahl Heinrich, die Leute sollten loosen, und je einer aus neunen, den das Loos treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden, als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder Klöstern als Leibeigne dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an, und machte für alle die Kleider; ein anderer für alle die Schuhe; ein dritter baute Häuser für die andern; — natürlich aber das alles nicht umsonst! Mit einem Worte: es entstanden die verschiedenen Handwerker. Bis dahin hatte nämlich jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles Mögliche selbst sein müssen. Und das ging gerade nicht sehr gut. In den Städten ging's nun natürlich besser. Und doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten. Als aber nach neun Jahren die Ungarn wieder kamen, und die Bauern nun mit ihrem Vieh und ihren sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, wohin die Ungarn nicht einzudringen vermochten, und als Heinrich mit Gottes Hülfe diese Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wieder kamen: da jubelte alles dem Städtebauer zu und freute sich seines Königs. — Schon vorher hatte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe gebracht. Mitten im Winter nahte er sich ihrer Hauptstadt Brennabor (jetzt Brandenburg). Sie zagten aber nicht, sondern dachten: Laß ihn nur kommen; durch die weiten Sümpfe um unsere Stadt kann er gewiß nicht hindurch dringen. Er kam aber dennoch, zwar nicht durch aber über die Sümpfe her. Gott schickte einen harten Frost, und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie. Die Wenden waren besiegt. — König Heinrich starb 936.

14. Kaiser Otto's I. Krönung.

(936–973.)

Die Deutschen fühlten sich dem sächsischen Stamme dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach innen und außen gekräftiget hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes **Otto**

besonders feierlich zu begehen. Bei derselben erschienen die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Frankenkönig Karl so oft und gerne weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweihet werden. Die weiten Räume der Pfalz*) waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen. In ihrer Mitte erschien Otto, ein Mann von königlicher Haltung, Ernst in den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen. Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die einer dem andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubelruf los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohne des großen Heinrich!“ Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterland.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf den Straßen und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit, angethan mit prächtigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubelruf des Volkes erschien, trat der Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor und faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!“ Jubelnd streckten alle die Hand empor, der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlecht!“ erfüllte die Tempelhallen, und draußen vor den Thüren wiederhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen, Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen, und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen.

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Reichsschwert — legte ihm den Königsmantel an — gab ihm das Zepter in die Hand, salbte ihn mit geweihetem Öle und setzte ihm mit Hülfe der Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone auf das Haupt. Nachdem dieses geschehen war, führten ihn alle drei auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielten ein feierliches Hochamt und ließen den Lobgesang anstimmen.

Da saß der vierundzwanzigjährige König, das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte an

*) Pfalz = Schloß Palast, auch Rathhaus; ehemals insbesondere die Paläste der deutschen Kaiser.

die Thaten des unter ihm in der Gruft ruhenden Kaisers Karl und gelobte im Herzen, jenes großen Vorfahren würdig zu regieren. Aller Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ. Unter erneutem Beifallsruf bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Krönungsmahl begann. Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen, und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf, er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer, er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, welche bei der Krönung ein Vorrecht der Wahlfürsten (Kurfürsten) blieben, die sie aber nachher nicht mehr in eigener Person, sondern durch ihre Gesandten verrichteten. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier nahmen von jetzt an das Krönungsrecht in Anspruch. — Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines beim Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen, und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes. Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnet, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er bekämpfte die Söhne des bayerischen Herzogs Arnulf, welche seine Oberhoheit nicht anerkennen wollten, und entsetzte sie der Herzogswürde, die er seinem eigenen Bruder Heinrich übertrug; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich die Böhmen und Wenden; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen auf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolf hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt im Dome, den er erbaut hat, seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet.

15. Otto I. und Heinrich.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang,
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch sitzt er in dem Kreise, von männlicher Gestalt,
Das Auge, scharf wie Blitze, von gold'nem Haar umwallt,
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrothes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht,
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein —
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein schuldig Haupt.""

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleich wie im Todtenreich,
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er lies't mit lautem Munde der Worte heil'gen Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang.

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieb,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb." —

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

(Mühler.)

Otto's Nachfolger auf dem Kaiserthron: **Otto II.** und **Otto III.** starben früh und mit **Heinrich II.**, dem Heiligen, erlosch das sächsische Haus. Heinrich II. wurde im Jahre 995 Herzog von Bayern und regierte als deutscher Kaiser von 1002—1024. Er ist der Gründer des Bisthums Bamberg und liegt im Dome daselbst begraben. — Auf die sächsischen folgten wieder Kaiser aus dem fränkischen (salischen) Geschlechte: **Konrad II.**, **Heinrich III.**, **IV.** u. **V.**, welche ein Jahrhundert lang (von 1024—1125) die Kaiserkrone trugen. Der Stammvater dieser Kaiserreihe war **Konrad der Rothe**, Graf des Worms-, Speyer- und Nahegaues, dessen Macht sich über den grössten Theil der spätern pfälzischen Lande ausdehnte. Graf Konrad der Rothe war vermählt mit der Tochter Kaiser Otto's I. Er fiel als Held in der furchtbaren Ungarnschlacht (955) und wurde in Worms, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, begraben. Sein Sohn hiess **Otto**. Von Otto's Söhnen, den Enkeln Konrad's des Rothen, die sich in die Güter des Speyer- und Wormsgaues theilten, hinterliess jeder einen Sohn, welcher Konrad hiess. Nach dem Aussterben des sächsischen Hauses bewarben sich diese beiden Vettern: Herzog Konrad von Fran-

ken und Graf Konrad bei der Kaiserwahl um die Kaiserkrone. Herzog Konrad erhielt die meisten Stimmen und regierte als **Konrad II.** von 1024—1039 als deutscher Kaiser.

16. Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien herauf zu ziehn;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf;
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,*)
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
Ins Maienfeld**) hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer, —
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt.
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und Alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
All' Beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum

---

*) Hub = Hufe (Feld), Hain = Wald, Mark = Grenze, Geding = Vertrag.
**) Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf freien großen Orten in der Nähe eines Flusses statt.

Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu scheitern schien,
Und daß die Waage ruht im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältigt.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt in manches Mannes Bart;
Und wie nun harrend all' die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn Niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andren Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „einer es muß sein,
So sei's der Aelt're." Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten und am freudigsten
Der jüng're Kunrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz;
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund'.
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar. —
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihen,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom hinab nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt ob allem Volk.

(Uhland.)

Konrad II. starb 1039 und liegt begraben in der Kaisergruft des Domes zu Speyer, zu welchem er den Grund gelegt hatte. Seine Erbgüter am Rheine bei Speyer und Worms etc. blieben seinen kaiserlichen Nachfolgern, **Heinrich III.**, **Heinrich IV.** und **Heinrich V.** Diese Gaue am Rhein waren der Lieblingsaufenthalt der fränkischen Kaiser. Aus ihnen waren

sie hervorgegangen, hier wohnten sie in prachtvollen Pfalzen, hier in der Kaisergruft zu Speyer ruhen ihre Leiber. — Nach dem Tode Heinrich's V., des letzten fränkischen Kaisers gingen die Besitzungen desselben an die Söhne seiner Schwester, die in Schwaben und Franken herrschenden **Hohenstaufen**, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, über — von denen letzterer im Jahre 1138 als **Konrad III.** den deutschen Kaiserthron bestieg und bis 1152 regierte. Sein Bruder, Friedrich von Schwaben hinterliess zwei Söhne: Friedrich und Konrad. Der ältere, Friedrich, ist der hochberühmte **Kaiser Friedrich I.**, **Barbarossa.** Er übertrug seinem Bruder Konrad die pfalzgräfliche Würde und so kam die rheinische Pfalzgrafschaft an das Haus der Hohenstaufen.

17. Friedrich I., Barbarossa.

(1152—1190.)

Im Jahre 1152 starb Konrad III., der erste deutsche Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen. So nennt man diese Regenten von einer Burg, die Friedrich, der Stammvater dieses Geschlechts, auf dem Hohenstaufen, einem Bergkegel der rauhen Alp (im jetzigen Königreiche Würtemberg) erbaut hatte. Die deutschen Fürsten wählten nun zu Frankfurt am Main den Bruderssohn Konrads, **Friedrich** den Rothbart oder **Barbarossa**, wie die Italiener ihn nannten, zum deutschen Kaiser. Wer ihn sah in seiner männlichen, stolzen Haltung und blühenden Jugendkraft, mit den blauen, durchdringenden Augen und blonden Haaren, in seinem Ernste und den edlen Sitten, der mußte sagen, daß er ein echter Deutscher sei. Aber er war auch ein gar gewaltiger Kaiser, dieser Barbarossa; er ist sechsmal mit einem großen Heere über die Alpen gezogen, um in Italien Streitigkeiten zu schlichten, und noch am Abend des Lebens zog er als 70jähriger Greis in einem Kreuzzuge ins gelobte Land, um das heil. Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. In zwei Schlachten kämpfte er wie ein rüstiger Jüngling; aber da kam das Heer an den Fluß Saleph und drängte sich nur langsam auf schmaler Brücke hinüber. Das dünkt dem grauen Helden zu langsam; er sprengt mit dem Rosse hinein in den Fluß, ihn zu durchschwimmen; der Strudel erfaßt ihn, reißt ihn fort und — ein Leichnam nur kommt ans Ufer (1190).

Unendlicher Schmerz, Jammer, Verzweiflung verbreitete sich unter den Kreuzfahrern über den Verlust des Kaisers; — er wurde zu Tyrus begraben. Aber lange glaubte man in Deutschland nicht, daß der Schirmherr des Reichs, der gefürchtete und geachtete Rothbart, wirklich gestorben sei, wie die noch jetzt in Aller Munde lebende Sage bezeugt, daß er nicht gestorben, sondern im Kyffhäuserberge in der goldenen Aue, in Thüringen, sitze mit seinem silberweiß gewordenen rothen Barte, der durch den marmornen Tisch gewachsen sei, hier Hof halte mit seinen Helden und seiner holdseligen Tochter, und dereinst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wieder hervorkommen werde aus diesem Kyffhäuser, um das deutsche Reich wieder glorreich und einig zu machen. —

18. Friedrich Rothbart.

Tief im Schooße des Kyffhäusers bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich an dem Tisch von Marmorstein.
Ihn umwallt der Purpurmantel, ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern liegt des Schlafes tiefe Nacht.
Vorgesunken ruht das Antlitz, drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen ist sein langer, gold'ner Bart.
Rings wie eh'rne Bilder stehen seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet, aber tief im Schlaf, wie er.
Alles schweigt, nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich bricht mit Feuersgluth herein.
Bis der Adler stolzen Fluges um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen dort der Rabenschwarm entflieht.
Aber dann wie ferner Donner rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte, und die Ritter wachen auf.
Laut in seinen Angeln tönend, springet auf das eh'rne Thor,
Barbarossa mit den Seinen steigt im Waffenschmuck empor.
Auf dem Helm trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klirren, wo er schreitet durch das Land.
Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker all' zugleich,
Und auf's neu' zu Aachen gründet er das heil'ge, deutsche Reich.

(E. Geibel.)

Ueber 200 Jahre hindurch (948—1070) waren die Herzoge Bayerns aus sächsischen, fränkischen und andern Häusern, bis endlich der Stamm der **Welfen** von Kaiser Heinrich IV. mit dem Herzogthum Bayern belehnt wurde. Der letzte von ihnen war **Heinrich der Löwe**, zugleich Herzog von Sachsen, welcher bis zum Jahre 1180 in Bayern regierte. Er ist der Gründer der Stadt **München**. Auf dem sechsten Zuge, den Friedrich Barbarossa gegen die Italiener unternahm, verweigerte er dem Kaiser die Heeresfolge und wurde deshalb seiner Länder und Würden entsetzt. Zum Lohne für Treue und Tapferkeit erhielt nun **Otto von Wittelsbach** das Herzogthum Bayern für sich und seine Nachkommen. Derselbe war ein Nachkomme der alten bayerischen Herzoge, nachmaligen Grafen von Scheyern, später von Wittelsbach. Die Stammschlösser derselben waren die Burg Scheyern bei Pfaffenhofen und das Schloss Wittelsbach bei Aichach in Oberbayern.

19. Otto der Große von Wittelsbach in der Berner Klause.

Im Jahre 1155 mußte Kaiser Friedrich I. mit seinem Heere auf dem Rückwege aus Italien durch die engen Pässe an der Etsch, die sogenannte Berner Klause, ziehen. Auf der einen Seite hatte er den Fluß, auf der anderen Seite das ansteigende Gebirge vor sich. Alberich, ein Edelmann aus Verona, hatte die unzugänglichen Höhen des Gebirges mit 500 Mann besetzt, ließ große Felsenstücke bereithalten, welche dem deutschen Heere den Untergang drohten, und verlangte, daß jeder Deutsche, welcher unbeschädigt durchziehen wollte, den freien Durchgang entweder mit Geld, oder mit seinem Pferde, oder im Nothfalle auch mit seinem Panzer erkaufen sollte. Entrüstet über solche übermüthige Forderung des Italieners, warf der Kaiser einen Blick auf die Helden, welche um ihn her standen, und betrachtete sie der Reihe nach. Sodann sprach er: „Otto von Wittelsbach, es würde einem Manne, wie ihr seid, wohl an-

stehen, diesen Schimpf zu rächen!“ — Der tapfere Pfalzgraf vo Bayern ließ sich nicht zwei Mal mahnen; er kletterte mit 200 Kriegern welche er ausgewählt hatte, auf einem Umwege über die schauerlichen Felsen, bis er die Italiener tief unter sich hatte. Während der Kaiser sich stellte, als ob er von unten herauf die unzugänglichen Felsen erstürmen wollte, worüber die Italiener lachten, kam der Pfalzgraf von oben herab. Das Hohngelächter verwandelte sich in Schrecken, und die Feinde wurden theils mit den Schwertern getödtet, theils von den Felsen herabgestürzt. Von fünfhundert waren am Ende nur noch zwölf am Leben. Unter diesen befand sich auch ein Franzose, welcher demüthig um sein Leben bat, indem er sagte, man habe ihn mit Gewalt gezwungen, diese furchtbaren Höhen zu besteigen. Das Leben wurde ihm geschenkt unter der Bedingung, daß er die andern elf aufhängen müsse. — Otto's Ruhm erscholl durch ganz Deutschland. Er war fortan beständig als treuester Freund des Kaisers in dessen nächster Umgebung und leistete ihm als Rathgeber, als Feldhauptmann und als Gesandter die wichtigsten Dienste. Zum Lohne verlieh ihm daher der dankbare Kaiser, als **Heinrich der Löwe**, Herzog von Sachsen und Bayern, wegen Verweigerung der Heeresfolge seiner Herzogthümer entsetzt wurde, das Herzogthum Bayern (1180). Dadurch wurde **Otto von Wittelsbach** der **Stammvater** des noch jetzt regierenden **bayerischen Königshauses**.

20. Vereinigung der Pfalz mit Bayern.

Die Pfalz, jenes schöne, fruchtbare Land, welches ansehnliche Bezirke am Rheine unterhalb Speyer bis gegen Bacharach, das Schloß Heidelberg und viele zwischen dem Rheine und dem Neckar gelegenen Güter in sich begriff, war im Besitze des Pfalzgrafen **Heinrich**, der ein Sohn Heinrich des Löwen war. Kaiser **Friedrich II.** sprach 1215 über den Pfalzgrafen Heinrich die Acht aus, erklärte die Pfalz als erledigt und belehnte damit Herzog **Ludwig I.** von Bayern, der ein Sohn Otto's von Wittelsbach war. Ludwig I. zog sogleich hin, sein neues Lehen in Besitz zu nehmen, wurde aber von Heinrich und seinen Pfälzern geschlagen und gefangen genommen. Nur durch ein großes Lösegeld, das die Bayern zusammenschossen, ward Ludwig wieder frei. Die Ansprüche auf die Pfalz, die ihm einmal vom Kaiser zugesichert worden waren, gab er jedoch weder gefangen noch in der Freiheit wieder auf, sondern führte, obwohl er nicht in den Besitz des Landes hatte kommen können, den Titel Pfalzgraf bei Rhein.

War es nun Ludwig I. auch nicht gelungen, in den wirklichen Besitz der Pfalz zu kommen, so gelang es endlich dessen Sohn **Otto II.** (der Erlauchte). Dieser vermählte sich mit Agnes, der einzigen Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, worauf ihn die Pfälzer gern als ihren Herrn und Gebieter anerkannten. Die Trauung wurde am Pfingstfeste 1225 zu Straubing durch den Erzbischof Eberhard von Salzburg vollzogen. Drei Herzoge, zehn Bischöfe und eine Menge Grafen wohnten der

Feier bei. So wurde die Pfalz auf immer mit Bayern vereinigt. Es klang nur und klingt noch fortan im Munde des Volkes:

„Bayern und Pfalz,
Gott erhalt's!"

Durch die Erwerbung der Pfalz gewann aber Bayern nicht nur an Umfang, sondern auch an Würde und Ansehen; denn mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein war auch das Recht der Reichsverwesung nach dem Tode des Kaisers und der Aufbewahrung der Reichskleinodien verbunden. — Otto der Erlauchte starb am 29. November 1253, nachdem er 22 Jahre über Bayern regiert hatte, in seinem Schlosse zu Landshut. Sechzehn Jahre später folgte ihm auch seine Gemahlin Agnes in die Ewigkeit. Beide liegen in der Gruft zu Scheyern begraben.

Otto der Erlauchte hinterliess zwei Söhne. **Ludwig** (der Strenge) und **Heinrich**. Sie regierten anfangs gemeinschaftlich, später aber theilten sie das Land. Heinrich bekam Niederbayern und behielt Landshut als Residenz. Ludwig nahm Oberbayern und die Pfalz und erbaute sich eine Burg zu München. Dies war die erste Theilung Bayerns.

21. Die deutsche Hansa.

(1241.)

Während Kaiser **Friedrich II.**, ein Enkel Friedrich's I., in Italien und Palästina kämpfte, herrschte in Deutschland gar arger Unfug und viel Gewaltthat. Alles wimmelte von Land- und Seeräubern; weder auf den Landstraßen, noch auf den Flüssen und auf den Meeren war Sicherheit zu finden. Die Ritter hatten eine Menge Burgen an der Elbe und am Rhein errichtet und nöthigten die vorübersteuernden Schiffe, ihnen hohe Zölle zu bezahlen. An den Straßen aber lauerten sie den Kaufleuten auf, warfen sie nieder, plünderten sie aus, führten sie gefangen fort und gaben sie nicht anders, als gegen ein starkes Lösegeld, wieder frei.

Dieser Plackereien wurden die großen und mächtigsten Handelsstädte, Hamburg und Lübeck, endlich müde; und da durchaus kein Schutz gegen dieses Raubgesindel zu erlangen war, so traten sie mit einander in einen Bund und beschlossen, sich selbst zu helfen (1241). Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten sie ein bedeutendes Heer und rüsteten Kriegsschiffe aus, welche die Kauffahrer auf der Elbe in Schutz nahmen. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört, der Erde gleich gemacht, und die Galgen mit ihren Personen geziert. Nicht besser erging es den Seeräubern; eine mächtige Flotte lief gegen sie aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Fahrzeuge, ersäufte ihre Mannschaft. Bald erzitterte Alles vor der deutschen **Hansa**; so nannte man diesen Bund, denn in der Sprache jener Zeit hieß Hansa so viel als Verbindung. Sogar der König von Dänemark, der gefährlichste Feind der Städte Lübeck und Bremen, wurde gedemüthigt und genöthigt, die Feindseligkeiten gegen sie einzustellen.

Als die andern norddeutschen Handelsstädte sahen, wie furchtbar

sich die Hansa gemacht hatte, und wie sicher sie ihren Handel trieb, da traten viele von ihnen dem Bunde bei. Die ersten waren: Braunschweig, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde, Kolberg, Stettin, Stolpe, Anclam, in der Folge auch noch viel mehrere, wie Berlin, Frankfurt an der Oder, Königsberg, Danzig, Magdeburg, Soest, Köln 2c., im Ganzen über sechzig Städte. Sie hatten sich nun selbst vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten; im Gegentheil, sie führten eine hohe, gebieterische Sprache gegen sie und wußten ihren Worten Bedeutung zu geben. Wer sich nicht in der Güte zur Ruhe fügte, der wurde schnell, oft schimpflich, dazu gezwungen. Mit jedem Jahre verstärkte sich ihr Bund; zur Zeit seiner höchsten Macht gehörten fünfundachtzig Städte zu demselben. Sie rüsteten gemeinschaftlich eine Flotte von mehr als 200 Schiffen aus, hielten ein furchtbares Landheer, führten Kriege mit mächtigen Fürsten, eroberten ihre Städte und Länder, stießen Könige vom Thron. Der schwedische König Magnus verlor durch die deutsche Hansa seine Krone, und dem dänischen König Christoph wurde von einem Danziger Bürgermeister der Krieg erklärt. Andere Städte und Länder bemühten sich dagegen um die Freundschaft der deutschen Hansa und räumten ihnen Schiffe, Waarenlager und Vorrechte ein. So kam bald ihr Handel in den Niederlanden, in England, in den nordischen Reichen, in Ost-Europa zum höchsten Flor.

Zu Lübeck wurden die Hansatage, das heißt die Bundesversammlungen, gehalten, bei welchen sich alle Bundesstädte durch ihre Abgeordneten einfanden. Auch Gesandte oder Geschäftsträger aus den benachbarten Staaten erschienen, wenn mit dem Bunde etwas zu verhandeln war. Hier wurden alle nöthigen Maßregeln und Unternehmungen verabredet, die Beiträge zu den Kosten ausgeschrieben und die Beschwerden eines jeden gehört und abgethan. Der Bund hielt streng Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt, oder sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie verhanset, das heißt aus dem Bunde ausgestoßen, geächtet, für eine Feindin aller anderen erklärt. Eine solche Strafe war immer von furchtbaren Folgen; denn der geächteten Stadt wurden ihre Schiffe weggenommen und ihr Handel zerstört.

Drei hundert Jahre lang erhielt sich die deutsche Hansa auf dieser Höhe ihrer Gewalt und ihres Ansehens. Als aber ihr Zweck erreicht, das heißt die Sicherheit und Ausbreitung ihres Handels nach Wunsch befördert war, trat wieder eine Stadt nach der andern von dem Bunde ab; und so blieben am Ende nicht mehr, als die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig, die auf dem letzten Bundestage im Jahre 1630 ihren Verein erneuerten und bis auf diesen Tag den Namen der Hansestädte beibehalten haben.

Nach dem Aussterben des hohenstaufischen Kaisergeschlechts (1254) war grosse Verwirrung in Deutschland. Denn von 1254 bis 1273 hatte Deutschland so gut als gar kein Oberhaupt, und deshalb hat man

diese Zeit das **Interregnum** oder das Zwischenreich genannt. Mord wurde auf offener Strasse verübt; vorüberziehende Wanderer wurden beraubt; blühende Dörfer und Städte eingeäschert, und kein Richter war zu finden, der solchem Gräuel gewehrt hätte. Ein Jeder suchte sich selbst zu helfen, und die Rache war oft weit schrecklicher, als das verübte Verbrechen. Diese böse Zeit, in der nicht das Recht, sondern die Gewalt — die stärkste Faust — obsiegte, nennt man auch die Zeit des **Faustrechts**. Solchem Zustande wünschten die deutschen Fürsten ein Ende gesetzt. In dem schweizerischen Grafen **Rudolph von Habsburg** glaubte man den Mann zu erkennen, den das Reich bedürfe, und man irrte sich nicht, als man ihn zum deutschen Kaiser wählte; denn er war es, der durch seine Strenge gegen die Raubritter Gesetz und Ordnung wieder herstellte und das Faustrecht beschränkte.

22. Rudolph von Habsburg.

(1273—1291.)

Die kaiserlose Zeit war eine schreckliche Zeit gewesen für das deutsche Reich. Da versammelten sich die deutschen Fürsten zur Kaiserwahl. Der Erzbischof Werner von Mainz brachte den schweizerischen Grafen **Rudolph von Habsburg** in Vorschlag, den er auf einer Reise nach Rom kennen gelernt hatte. Rudolph bot ihm damals freundlich Schutz und Begleitung durch die Schweiz an, und Werner sprach beim Abschiede die Worte: „Edler Graf, könnte ich späterhin den mir erwiesenen Dienst durch die That vergelten!“ Jetzt war die gelegene Zeit. —

Ein andermal war Rudolph auf die Jagd gegangen. Im Walde begegnete er einem Priester, welcher zu einem Kranken wollte, um ihn mit den h. Sterbesakramenten zu versehen. Der angeschwollene Bach hatte aber den Steg weggerissen, und eben wollte der Priester das Wasser durchwaten; da stieg Rudolph von seinem Pferde und half dem Priester hinauf. Als dieser andern Tags dem Grafen das Pferd zurückbrachte, schenkte es ihm Rudolph mit den Worten: „Verhüte Gott, daß ich ferner das Pferd zum Jagen benutzen sollte, welches zu so heiligem Dienste gebraucht worden ist; behalte es für dich zu ähnlichen Diensten!“

Dieser fromme und tapfere Graf wurde nun fast einstimmig erwählt, und herrlich hat er das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Zuerst zog er gegen den widerspenstigen König Ottokar von Böhmen, der sich während des Interregnums auch noch der Länder Österreich, Steyermark, Kärnthen und Krain bemächtigt hatte. Auf dem Marchfelde — in Österreich — kam es zur Schlacht, in welcher Ottokar sein Leben verlor. Nun machte er sich an die Zerstörung der Raubschlösser. Einst zerstörte er ihrer in einem Monat über sechzig. Die adeligen Räuber ließ er so gut bestrafen und hinrichten, wie andere. „Keinen halte ich für adelig,“ sagte er, „der von Raub und unehrlicher Hantierung lebt.“ Dabei blieb er auf dem Kaiserthrone immer einfach und menschenfreundlich, und wurde daher zuweilen auf seinen Reisen gar nicht als Kaiser erkannt.

Als er mit seinem Hoflager einst bei Mainz stand, ging er in seinem einfachen Wamms auch in die Stadt. Da es strenge Kälte war, trat er in das offene Haus eines Bäckers, um sich zu erwärmen. Die Bäckersfrau hielt ihn für einen gemeinen Soldaten, schalt über seine Dreistigkeit und schimpfte auf die Soldaten und den Kaiser. Als dieser die Schimpfreden lächelnd anhörte, wurde die Frau so aufgebracht, daß sie einen Topf Wasser nahm und den Kaiser damit begoß. Durchnäßt, doch ganz gelassen, verließ er das Bäckerhaus. Mittags schickte er durch einen Diener der Frau einige Schüsseln mit Essen und ließ ihr sagen, das schicke der Soldat, den sie Vormittags so unfreundlich behandelt habe. Als dieselbe erfuhr, daß der Geschimpfte der Kaiser sei, lief sie eilend hinaus, warf sich Rudolph zu Füßen und bat um Verzeihung. Er aber belegte sie mit der Strafe, daß sie den ganzen Vorfall der Gesellschaft nochmals erzählen mußte. —

Gern hätte Rudolph vor seinem Tode seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger erwählt gesehen; aber hierin waren ihm die deutschen Fürsten nicht zu Willen. Er starb 1291 zu Germersheim.

Rudolph von Habsburg hatte nach der Besiegung Ottokars die österreichischen Länder seinem Sohne Albrecht gegeben, und so wurde er der Gründer der Macht des Habsburgischen Hauses, aus welchem die jetzigen **Kaiser von Oesterreich** stammen.

23. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolph's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins*),
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaune Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit,
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust

*) **Ludwig der Strenge**, ein Sohn Otto's des Erlauchten von Bayern.

Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichen Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind saus't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braus't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen,
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen von fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt in Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,

Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott," rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zum eignen Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben." —

„So möge auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret. —
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter." —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten. —
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. (Friedrich v. Schiller.)

Mit Rudolph von Habsburg begann die Reihe der Kaiser aus verschiedenen Häusern. Der erste nach ihm war **Adolph von Nassau** (von 1291 — 1298); dann folgte Rudolphs Sohn, **Albrecht von Österreich** (1298 — 1308), ein stolzer Regent, unter dessen Regierung die Schweiz sich von Deutschland losriss.

24. Der Schweizerbund. — Wilhelm Tell.

(1307.)

Im Jahre 1298 kam **Albrecht**, Sohn Rudolphs von Habsburg, zur Regierung, die aber kein Segen für Deutschland wurde. Sein ungerechtes und hartes Verfahren gegen die freien deutschen Landleute in den Schweizeralpen veranlaßte diese, sich zum Schutz ihrer Freiheiten zu verbinden. So entstand die schweizerische Eidgenossenschaft, und der Abfall der Schweiz vom deutschen Reiche begann.

In jener schlimmen Zeit traten zusammen die Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden und beschworen, „in Erwägung böser

und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab und Gut gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und Hülfe beizustehen". Der Kaiser aber schickte ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande, die sie drückten und quälten, den **Hermann Geßler** von Brunnegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs, bei Sarnen in Oberwalden, und Geßler baute sich einen Zwinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöhet, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Hause im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?" Und als Arnold von Melchthal im Unterwaldner Lande, wegen eines geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft wurde, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge weg und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen." Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirge. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen. Und die Vögte und ihre Gesellen verübten Gräuel über Gräuel und schalteten im Lande also, daß sie nicht nur des Volkes, von Kaiser und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, gegeben hat.

Als nun in den Thälern der Waldstädte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Herren unsers Gutes sein? Wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!"

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am Vierwaldstädtersee und fuhr über das Wasser nach Uri zu Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er Arnold von Melchthal verborgen.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit dieser schweizerischen Vögte vergebens geklagt hätten vor dem Könige. Sie meinten, der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem geheimen Orte am See. Dieser Versammlungsort lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese, am Fuße der Felsen des Seelis-

berges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man heißt ihn vom ausgerotteten Gestrüpp das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volke sei viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber im November des Jahres 1307 zusammen kamen, und jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schwuren zu Gott dem Herrn: in Treue für die Rechte des unschuldigen Volkes zu leben und zu sterben, Alles gemeinschaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen, kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun, des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebles zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig andern Schweizer streckten auch die Hände aus und thaten den Eid, wie jene, zu Gott, die Freiheit mannhaft zu behaupten. Und sie wählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gingen sie auseinander, jeder in sein Thal zu seiner Hütte und winterten das Vieh.

Dem Vogt Hermann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte ein böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Österreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Österreich sei.

Und **Wilhelm Tell**, der Schütz aus Bürglen, einer von den Männern auf dem Rütli, ging vorüber; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst! Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins Walther, den schieße herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne; und der Pfeil durchbohrte den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien wegen des Volkes nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind blies. Der See ging hohl und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward, und die Schiffsleute verzagten. Je weiter im See, je größer in Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewässers wie Mauern zum Himmel. In schwerer

Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abnehmen, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber Tell lenkte gegen die kahle Wand des Gebirges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus auf den Vierwaldstädter-See.

Nun kletterte der Erlöste den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: „Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon, um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen, dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige wieder!"

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne; da durchbohrte der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn Hermann Geßler von Brunnegg.

Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höhern Muth. In der Nacht des Neujahrs wurden die Vögte vertrieben und ihre Zwingburgen gebrochen. — Also hat durch des stolzen Kaisers Albrecht von Österreich knechtende Herrschaft das deutsche Reich die Schweiz verloren.

Nach Albrecht von Österreich kam der Graf Heinrich von Luxemburg oder Lützelburg als **Heinrich VII.** auf den deutschen Kaiserthron (1308—1313). Durch die Vermählung seines Sohnes mit Elisabeth, der Enkelin Ottokars, des Königs von Böhmen, gewann er die böhmische Krone, welche in der Folge zu der deutschen Kaiserkrone kam. — Nach seinem Tode geschah es, dass die Kurfürsten bei der neuen Kaiserwahl sich entzweiten und die eine Partei **Friedrich von Österreich,** die andere dagegen **Ludwig von Bayern** zum Kaiser wählten.

Ludwig der Bayer (geboren 1286) war der Sohn Ludwigs des Strengen und regierte anfangs mit seinem Bruder Rudolph gemeinschaftlich in Oberbayern und in der Pfalz, später aber theilten sie das Land abermals. Rudolph bekam die Pfalz, Ludwig Oberbayern. In Niederbayern war zu derselben Zeit ein minderjähriger Prinz, über welchen Ludwig der Bayer nach dem Willen des Vaters die Vormundschaft führen sollte. Diese Anordnung missfiel aber dem niederbayerischen Adel, welcher Friedrich den Schönen, Herzog von Österreich, zu Hülfe rief. Es kam zu einer Schlacht (bei Gammelsdorf) und Friedrich der Schöne wurde geschlagen 1313.

25. Kaiser Ludwig der Bayer. — Die Schlacht bei Ampfing.

(1322.)

Durch den Sieg bei Gammelsdorf gegen Herzog **Friedrich den Schönen** von Österreich, so wie durch Biedersinn und Edelmuth hatte sich **Ludwig der Bayer** ein solches Ansehen erworben, daß ihn die Mehrzahl der Kurfürsten zum deutschen Kaiser wählte. Höchst ungern nahm Ludwig die Wahl an; nachdem er aber in Aachen gekrönt war, wollte er auch Krone und Reich männlich beschützen und vertheidigen. Bei der Kaiserwahl hatte Friedrich der Schöne von Österreich zwei Stimmen erhalten; trotzdem setzte auch er sich in Bonn die Kaiserkrone auf und fing an, den rechtmäßigen Herrn von Deutschland zu bekriegen. Acht Jahre dauerte der verderbliche Kampf; da wollte Friedrich mit einem Schlage Bayerns erhabenen Fürsten sammt seinem getreuen Volke niederschmettern. Mit 30,000 Kerntruppen, darunter 2200 schwer geharnischte Ritter, zog er nach Bayern herauf und stellte sich auf dem grünen Plane vor Ampfing in Schlachtordnung. Zudem erwartete Friedrich seinen Bruder Leopold, der mit einem wohlgerüsteten Heere aus Schwaben im Anzug war. Nicht so gut stand es mit den Streitkräften Ludwig's des Bayern. Nur mit einer kleinen Schaar, aber mit unerschütterlichem Gottvertrauen eilte er dem Feinde entgegen. Die treuen Städte München, Moosburg und Landshut schickten ihre streitbare Mannschaft, unter welcher sich namentlich die Bäckergesellen Münchens durch Heldenmuth auszeichneten. Auf dem Zuge schlossen sich noch viele Landleute an mit dem Vorsatze, für ihren Ludwig und das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Da kamen auch der vielgetreue Burggraf Friedrich von Nürnberg, der tapfere Böhmenkönig Johann und der jugendliche Herzog Heinrich von Landshut mit ihren Hülfstruppen und vereinigten sich mit der Streitmacht Ludwig's.

Am 28. September 1322 standen sich beide Heere gegenüber und schon mit frühem Morgen begannen mit großem Ungestüm die Österreicher die Schlacht. Mit Sturmesgewalt stürzten die Ungarn auf die Böhmen und brachten diese zum Wanken. Dem Könige Johann fiel das Pferd unter dem Leibe und 500 seiner Kriegsknechte mußten sich als Gefangene ergeben. Bald wurde in der ganzen Schlachtlinie mit rasender Erbitterung gekämpft. Gegen Mittag gelang es dem greisen, aber kriegserfahrenen Feldhauptmann Schweppermann aus Nürnberg, dem vom Kaiser Ludwig das Kommando über das bayerische Heer anvertraut war, durch eine kühne Schwenkung den Österreichern eine solche Stellung zu geben, daß sie Sonne, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Endlich brach auch der Burggraf von Nürnberg mit seinen gerasteten Reitern aus dem Hinterhalte hervor. Um den Feind zu täuschen, führte er ein österreichisches Banner. Mit einem Freudengeschrei wurde er von Friedrich des Schönen Heer als der sehnlichst erwartete Herzog Leopold begrüßt. Wie groß war aber die Bestür-

zung, als die vermeintlichen Freunde wüthend auf die Österreicher einhieben. Schreck und Verwirrung verbreiteten sich unter dem Feinde; zudem machten sich die 500 Böhmen wieder los, um die Schmach ihrer Gefangenschaft zu tilgen.

Friedrich der Schöne kämpfte wie ein Verzweifelnder, aber umsonst. Viele seiner Leute flohen, sehr viele blieben auf dem Schlachtfelde, und er selbst wurde nebst 1400 Adeligen gefangen genommen. Mit großer Niedergeschlagenheit trat er vor den Kaiser. Doch der edle Ludwig kannte keinen Uebermuth, sondern bot ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Herr Vetter, ich bin erfreut, euch zu sehen!“

Die Sieger zogen jubelnd heim, der besiegte Gegner Friedrich aber wurde in das Schloß Trausnitz in sichern Gewahrsam gebracht. Dort lebte er zwei Jahre in tiefster Trauer. Eines Tages erschien Ludwig vor ihm, reichte ihm die Hand zur Versöhnung und schenkte ihm die Freiheit gegen das Versprechen, daß er der Königskrone entsagen und seinen Bruder Leopold, der noch immer den Kampf gegen Ludwig nicht aufgeben wollte, zur Ruhe bringen wolle. Friedrich versprach es bei Ritterehre und ritt heim. Aber es war ihm unmöglich, Leopolden und überhaupt die Feinde Ludwigs zum Frieden zu bewegen. Und was that nun der edle Fürst? — Er setzte sich zu Roß, ritt gegen München und ward wieder Ludwigs Gefangener. Dieser aber wollte sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen, nannte ihn seinen Freund, theilte mit ihm Bett und Tisch und legte in seiner (Ludwigs) Abwesenheit den Schutz des Landes und seiner Familie in des treuen Freundes Hand.

Nachdem Ludwig alle seine Feinde besiegt hatte, wurde er im Jahre 1328 am 16. Januar in Rom zum Kaiser gekrönt. Er starb 1347 auf einer Jagd bei Fürstenfeld und wurde in der Frauenkirche beigesetzt. — Friedrich war schon 1330 gestorben.

Ludwig der Bayer war es, der den berühmten Vertrag von Pavia mit seines Bruders Söhnen schloss (1329), wodurch im Wittelsbachschen Hause die pfälzische und die bayerische Linie entstand. Er erbte die niederbayerischen Besitzungen und brachte unter bayerische Herrschaft Tyrol, Brandenburg und einen Theil von Holland, welcher aber unter seinen Söhnen für die Wittelsbacher wieder verloren ging. Nach Ludwigs Tode theilten seine 6 Söhne sich in die geerbten Lande, wodurch in Bayern verschiedene Linien entstanden. Durch diese Theilung wurde die Macht Bayerns sehr zersplittert. Erst 1506 wurden die einzelnen Theile wieder vereinigt, nachdem Herzog Albrecht der Weise, der IV., bestimmt hatte, dass in Bayern jederzeit nur der älteste Prinz regieren und Herzog heissen sollte.

26. Die Fehmgerichte.

Vom dreizehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert bestanden durch ganz Deutschland furchtbare heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich

vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten sie in Westphalen (in Dortmund), darum hießen sie auch die westphälischen Freigerichte; den Namen **Fehmgerichte** hatten sie aber von dem altdeutschen Worte verfehmen, das so viel heißt als verbannen.

Jedes solche Gericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Fehme wußten. Solcher Beisitzer mußten wenigstens vierzehn sein; gemeiniglich waren deren aber viel mehr. Man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100,000 verbreitet waren; denn in jeder Stadt hielten sich Wissende auf, von denen die Bürger beobachtet wurden. Ihre Sitzungen nannten sie Freidinge. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte auf rother Erde, das heißt im Westphälischen, belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen bei ihrer Aufnahme zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit abnahm, war furchtbar. „Ich schwöre," mußten sie sprechen, „die heilige Fehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist" ꝛc. Ein Schöppe, der seinen Eid brach, der sollte der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Schuh höher als andere Schelme, gehenkt werden. Sämmtliche Freistühle erkannten den Kaiser für ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westphalen aus hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet.

Hatte jemand einen Raub oder Mord, oder sonst ein Verbrechen begangen, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde alsdann von einem der Freischöppen vor dem heimlichen Gerichte angegeben, und wenn dieser mit einem Eide erhärtete, daß das Verbrechen wirklich von ihm begangen sei, wurde der Angeklagte zur Verantwortung aufgefordert. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern einer von den Freifrohnen schlich sich des Nachts ungesehen an die Mauern des Schlosses oder des Hauses, wo der Angegebene wohnte, und schlug die Ladung an die Thür an. Dieser mußte sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner schon ein Abgeordneter der heiligen Fehme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dicken Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und for-

derte ihn auf, sich zu vertheidigen. Konnte er sich befriedigend verantworten, so wurde er freigesprochen und eben so geheimnißvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurtheilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolche niedergestoßen oder an einen Baum aufgeknüpft. Gemeiniglich mußte der jüngste Schöppe das Henkeramt verrichten, und alles wurde so geheim gehalten, daß niemand erfuhr, wer der Henker gewesen sei.

Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so erfolgte die Verurtheilung, und einige von den Freischöppen erhielten den Auftrag, den Spruch der Richter an ihm zu vollziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Traf ihn einer von den Schöppen an einem einsamen Orte, so stieß er ihm ohne Umstände ein Messer in die Brust, oder knüpfte ihn, von einigen seiner Gesellen unterstützt, an den nächsten Baum auf. Das blutige Mordgewehr aber wurde neben den Leichnam des Getödteten gelegt oder in die Erde gesteckt, zum Zeichen, daß er nicht unter die Hände eines gemeinen Mörders, sondern, von der heiligen Fehme verurtheilt, durch die Hand eines Wissenden gefallen sei.

Die Sitzungen der heiligen Fehme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündigte dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem großen Kreis niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen Stricke und ein Dolch.

Befand sich nun jemand im Kreise, der im Rufe eines Mordes oder Diebstahls, oder eines andern von den schon genannten Verbrechen stand, so trat ein Schöppe zu ihm hin und sagte ihm ins Ohr: Freund, es ist anderswo eben so gut Brod essen, wie hier. Das hieß: Hast du kein gutes Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöppe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern ganz überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum aufgeknüpft.

So empfing nun freilich gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder durch die Verwendung seiner Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen zu sein glaubte, durch das unbestechliche heimliche Gericht doch den verdienten Lohn; es ist aber leicht einzusehen, wie viele schuldlose Menschen auch aus Feindschaft, Rache, Bosheit von

gewissenlosen Feinden angegeben und ein Opfer ihrer Tücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurtheilt, und erst nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich Zeit, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. Allgemein wünschte man daher die Aufhebung dieser Gerichte; sie erhielten sich aber doch durch das ganze Mittelalter bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte waren sie am furchtbarsten.

Von 1347 bis 1437 finden wir — mit kurzer Unterbrechung durch Kaiser **Ruprecht** von der Pfalz (1400—1410) — wieder Fürsten aus dem Hause Luxemburg auf dem deutschen Kaiserthron. Der erste von ihnen war **Karl IV.** (von 1347—1378). Das Wichtigste, was Deutschland ihm zu verdanken hat, ist die **goldene Bulle** (von 1356), ein Reichsgrundgesetz über die Kaiserwahl und die Rechte der Fürsten. Diese Bulle wird noch in einem Gemache des Rathhauses zu Frankfurt am Main aufbewahrt. Nach ihr hatten 7 Fürsten, 3 geistliche und 4 weltliche, den Kaiser zu wählen oder zu küren, weshalb sie Kurfürsten genannt wurden. Die 3 geistlichen waren: die **Erzbischöfe von Mainz**, **von Trier** und **von Köln** — die 4 weltlichen: die **Herzoge von Sachsen**, die **Pfalzgrafen am Rhein**, denen durch die goldene Bulle die Reichsverwesung übertragen wurde, die **Markgrafen von Brandenburg** und die **Könige von Böhmen**. — Der letzte Kaiser aus dem Hause Luxemburg war **Sigismund** (von 1410—1437). Dieser Kaiser war es, der — wegen seiner vielen Kriege in Geldverlegenheit — die Mark Brandenburg erst verpfändete und endlich an den Burggrafen von Nürnberg, **Friedrich von Hohenzollern**, für 400,000 Goldgulden verkaufte (1415). So wurde dieser, als **Friedrich I.**, der Stammvater des jetzt regierenden **preussischen Hauses**.

27. Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst.

(1350. — 1440.)

Zwar soll in Deutschland schon im 12. Jahrhundert das **Pulver** zur Sprengung des Gesteins im Harz gebraucht worden sein. Damit war es aber noch nicht für den Krieg erfunden und also eigentlich auch kein **Schießpulver** zu nennen. Als solches findet es sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und schreibt man die Erfindung desselben einem deutschen Klosterbruder, **Berthold Schwarz**, zu Freiburg in Baden, zu. Dieser pflegte in seinen Mußestunden verschiedene Versuche in der Naturforschung zu machen. Einmal stampfte er Schwefel, Salpeter und Kohlen in einem Mörser und legte einen Stein auf denselben, der die Öffnung des Mörsers nicht ganz verschloß. Als er zu irgend einem Zwecke Licht anschlug, fiel ein Funke in das Gemenge des Mörsers; in diesem Augenblicke entzündete sich auch dasselbe und trieb den Stein mit einem gewaltigen Knalle hoch in die Höhe. Berthold wiederholte nun die Versuche mit mehr Genauigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht, und da er immer größere Wirkungen hervorbrachte, machte er die Entdeckung, von der er sich im Kriege bedeutende Erfolge versprach, einflußreichen Männern bekannt. Nun wurde gar bald Belagerungsgeschütz, dann wurden Kanonen zum Feldgebrauche, endlich auch Flintenläufe gegossen und Musketen verfertigt. Die letzteren waren allerdings anfangs sehr schwer-

fällig, und es bedurfte umständlicher Vorrichtungen, ehe eine solche Hakenbüchse, wie man sie auch nannte, losgeschossen und wieder geladen werden konnte; indeß war der Weg doch gewiesen, um diese Mordgewehre zu vervollkommnen. Daß dadurch die ganze Kriegsführung allmählich umgewandelt werden mußte, ist leicht ersichtlich.

Auch die **Buchdruckerkunst** ist eine Erfindung der Deutschen und geschah ums Jahr 1440. Bis dahin gab es nur Bücher, welche in den Klöstern von einzelnen Mönchen auf Pergament abgeschrieben und oft mit zierlichen Anfangsbuchstaben und Bildern verziert wurden. Bis aber ein solches Buch fertig war, vergingen oft viele Jahre; daher war es kein Wunder, daß die Bücher sehr selten waren und viel Geld, oft mehrere hundert Thaler kosteten. Um das Jahr 1420 kam aber Lorenz Coster in Harlem in Holland darauf, die Buchstaben einer ganzen Buchseite verkehrt auf einem wohl zubereiteten Brette erhaben auszuschneiden diese erhabenen Buchstaben sorgsam anzuschwärzen, die ganze Seite auf einmal abzudrucken und nun den Abdruck so oft zu wiederholen, als Bücher desselben Inhaltes geliefert werden sollten. Da nun in Holland die ersten gedruckten Bücher solcher Art entstanden, schreiben sich die Holländer die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu. Sie haben aber Unrecht; denn jene immer noch sehr langweilige und kostspielige Druckkunst ist von der eigentlichen, jetzt eingeführten, gar sehr verschieden.

Die gegenwärtige Art des Buchdrucks aber hat unbestreitbar ein Deutscher, **Johann Guttenberg** in Mainz, wo ihm auch ein Denkmal errichtet ist, erfunden. Er schnitt jeden Buchstaben einzeln auf harten buchenen Stäben aus; diese Stäbe mit den verschiedenen Lettern setzte er zu Wörtern und ganzen Sätzen zusammen, so viele er deren auf einer Seite brauchte, und nun druckte er das Ganze ab. Nach Bedürfniß konnte er dann die Buchstaben dieser Seite wieder auseinander nehmen und bei der folgenden Seite, die einen ganz verschiedenen Inhalt hatte, von neuem anwenden. Um seine Kunst zu vervollkommnen, verband er sich mit Johann Faust, einem reichen Goldschmiede, und dem Kunstschreiber Peter Schöffer. Dieser gab nicht allein den Rath, die Buchstaben in Metall zu gießen, statt sie mühsam zu schneiden, sondern erfand auch eine bessere Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl. Bald druckte man nun mit den weit dauerhafteren und einen stärkern Druck der Presse aushaltenden metallenen Lettern. Zu den ersten, schon recht saubern Drucken gehören die lateinischen Bibeln, deren eine damals immer noch mit 100 Gulden bezahlt wurde. Der Druck der ersten lateinischen Bibel rührt aus dem Jahre 1456 her, der des ersten deutschen Buches aus dem Jahre 1461. — Die Vollkommenheit der jetzigen Druckweise besteht vorzüglich nur in der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher jetzt Tausende von Exemplaren eines Buches, das einmal gesetzt ist, in wenigen Stunden geliefert werden können; außerdem übertrifft der jetzige Druck den aus dem 15. und 16. Jahrhunderte im Ganzen auch an Schönheit.

Von 1437 an folgten in Deutschland nur Kaiser aus dem habsburgischen (österreichischen) Hause. Ein solcher war auch **Maximilian I.**, welcher von 1493—1519 regierte. Deutschland hat ihm viele nützliche Einrichtungen zu verdanken. Er machte der Gewaltthat seiner Zeit ein Ende, indem er das Faustrecht und die Fehmgerichte aufhob, den **ewigen Landfrieden** stiftete und ein **Reichskammergericht** einführte (1495). Deutschland wurde von ihm zur bessern Handhabung der Ordnung in **zehn Kreise** eingetheilt. Auch führte er das **Postwesen** in Deutschland ein und ernannte den Grafen von **Thurn** und **Taxis** zum **General-Postmeister** *). —

Maximilian I. starb 1519. Mit ihm geht die Zeit des **Mittelalters** zu Ende, und unter seinem Nachfolger, **Karl V.**, welcher von 1519 — 1556 regierte, beginnt die Geschichte der **neuern Zeit**.

Gleich am Eingange dieses neuen Zeitraumes stossen wir auf eine der wichtigsten Begebenheiten der Geschichte, auf die **Kirchentrennung**, die sogenannte **Reformation**.

28. Die Kirchentrennung.

(1517.)

Obgleich die **Kirche**, als die von Christus gestiftete und vom hl. Geist geleitete Heilsanstalt in ihrer Lehre, in ihren Heilsmitteln und in ihrer Verfassung stets rein und unbefleckt bleibt, so hatten sich doch im Verlaufe der Zeit, und besonders zu Anfang des 16. Jahrhunderts mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, welche jedoch nicht die Lehre, die hl. Sakramente und die von Christus der Kirche gegebene Verfassung, sondern nur das Leben der Menschen in der Kirche betrafen. Die Kirche war stets, besonders auf ihren Versammlungen, eifrig bemüht, diesem unheilvollen Uebel, das allgemein und tief gefühlt wurde, abzuhelfen; auch erweckte Gott heilige und weise Männer, welche, nachdem sie die Verbesserung an sich selbst vollzogen hatten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Gebrechen anderer Glieder der Kirche zu heilen suchten. Allein da alle diese Bemühungen ohne den gewünschten Erfolg blieben, so kam es zu der beklagenswerthen **Kirchentrennung**, welche von dem Augustinermönch **Martin Luther**, geboren zu Eisleben den 10. November 1483, durch folgende Veranlassung herbeigeführt wurde.

Im Jahre 1517 schrieb Papst Leo X. einen vollkommenen Ablaß aus und bestimmte, daß die daran sich Betheiligenden als Almosen einen Beitrag zur Vollendung der prachtvollen Peterskirche in Rom geben möchten. So zweckmäßig und heilsam dies auch war, so trieben doch einige Verkünder dieses Ablasses, besonders der Dominikanermönch Johann Tetzel, mit demselben einen ärgerlichen Mißbrauch, indem sie sich nicht strenge an die Lehre der Kirche hielten. Mehrere Bischöfe untersagten deshalb die Verkündigung des Ablasses in ihren Diözesen und Martin Luther schlug am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Lehrsätze an, in welchen er neben manchem Richtigen auch Irriges über denselben behauptete. Durch den Beifall, den er fand, ermuntert und durch die Widersprüche, welche von Gelehrten seinen irrigen Behauptungen entgegengesetzt wurden, ließ er

*) Vgl. Seite 18: Regensburg.

sich zu Angriffen auf die Lehre und die Verfassung der Kirche hinreißen. Da die freundlichen Versuche des Papstes, ihn zum friedlichen Gehorsam gegen die Kirche zu bewegen, fruchtlos blieben, so erschien eine päpstliche Bulle, in welcher seine Irrthümer bezeichnet waren, und er unter Androhung des Bannes zum Widerruf aufgefordert wurde. Statt sich den Anordnungen der Kirche zu unterziehen, warf er am 10. Dezember 1520 die Bulle in die Flammen eines hiezu errichteten Scheiterhaufens mit den Worten: „Weil ihr betrübt habt den Heiligen des Herrn, so betrübe und verzehre euch das ewige Feuer!" Damit war der Abfall von der Kirche äußerlich entschieden, und durch die damals herrschenden Gebrechen begünstigt, verbreitete sich derselbe in rascher Zunahme über einen großen Theil von Deutschland, welches dadurch in das tiefste Elend gestürzt wurde.

Um die durch das Auftreten Luthers verursachte Verirrung zu beseitigen, schrieb Kaiser **Karl V.**, welcher nach dem Tode Maximilians I. zum Kaiser gewählt worden war, einen Reichstag nach Worms (1521) aus, auf welchem Luther nach der an ihn ergangenen Vorladung erschien und aufgefordert wurde, seine Irrthümer zu widerrufen. Da er dieses verweigerte, so wurde er in die Reichsacht erklärt, von dem Churfürsten Friedrich von Sachsen jedoch auf der Wartburg beschützt. Nach einem Jahre trat er wieder öffentlich auf, verheirathete sich mit einer dem Kloster entlaufenen Nonne, Namens Katharina von Bora, und eiferte in Schriften und Predigten gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit. Die dadurch hervorgerufene Zügellosigkeit veranlaßte den verheerenden Bauernkrieg (1525). Auch viele der Neuerung ergebene Fürsten lehnten sich gegen die Reichsordnung auf und protestirten auf dem Reichstage zu Speyer (1529) gegen dessen Beschluß, daß alle Neuerungen in kirchlichen Dingen bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung unterbleiben sollten, weswegen die Anhänger Luthers von da an Protestanten genannt wurden. Luther starb auf einer Reise nach Eisleben 1546. — Als alle Versuche des Kaisers zur friedlichen Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten fruchtlos blieben, entstand der schmalkaldische Krieg, welcher (1555) durch den Religionsfrieden auf dem Reichstage zu Augsburg damit endete, daß den Protestanten freie Religionsübung gestattet wurde. Auch die Versuche, welche die zu Trient von 1545—1563 abgehaltene Kirchenversammlung zur Vereinigung der Protestanten mit der Kirche gemacht hatte, blieben ohne Erfolg, obgleich durch die Beschlüsse dieses Conciliums die heilsamste Kirchenreform bezweckt wurde.

29. Bayern zur Zeit der Kirchentrennung.

Bayern blieb von allem Unheile, welches in dieser Zeit auf einem großen Theile von Deutschland lastete, befreit. Die Herzoge Bayerns blieben dem alten katholischen Glauben treu und widersetzten sich standhaft der Ausbreitung der neuen Lehre, welche namentlich von Dr. Eck,

Professor der Theologie zu Ingolstadt, lebhaft bekämpft wurde. Besonders waren die Herzoge eifrigst bemüht, ihre Unterthanen in der katholischen Religion zu befestigen, seitdem das Concilium von Trient die neue Lehre verworfen, die katholische Lehre deutlich ausgesprochen und zur Beseitigung aller Uebelstände die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen hatte. Dabei waren sie aber weit entfernt, die Andersdenkenden bedrücken und verfolgen zu wollen; vielmehr wurde es vorzüglich durch die Bemühungen Albrecht des Großmüthigen bewirkt, daß im Jahre 1552 der Passauer Vertrag zu Stande kam, nach welchem den Anhängern der andern christlichen Confession freie Religionsübung gestattet wurde. Weil aber die bayerischen Herzoge einsahen, daß vorzüglich solche der neuen Lehre anhingen, welche in der Religion schlecht unterrichtet waren, so waren sie eifrig darauf bedacht, die Schulen und höheren Bildungsanstalten zu vermehren und zu verbessern, namentlich wurde in München die Schule bei St. Michael zur Bildung des jungen Adels, für die künftige Geistlichkeit das Gregorianische Seminar und in Ingolstadt das Albertinum gestiftet. Es gelang ihnen auch, den Krieg, der zu dieser Zeit im übrigen Deutschland so verderblich wüthete, von Bayern fern zu halten. Selbst während des schrecklichen Bauernkrieges, der in dem benachbarten Franken und Schwaben und im Salzburgischen mit Mord und Brand wüthete, erhielten die Herzoge in ihrem Lande ungestörten Frieden.

So ward die Reformation in Bayern völlig unterdrückt, das Land blieb von allen üblen Folgen derselben befreit und die katholische Religion erhalten. Von Seite der Herzoge wurden Künste und Wissenschaften gepflegt und Werke der Wohlthätigkeit geübt, und wenn andere, der neuen Lehre ergebene Fürsten die Gräuel der Verwüstung in ihren Ländern sahen, so konnten jetzt die Bayern, stolz auf ihre Fürsten aus dem Hause der Wittelsbacher, sagen: „Seht, was wahre Gottesverehrung und aufrichtige Menschenliebe vermag!"

30. Der dreißigjährige Krieg.

Alle bisherigen Religionskämpfe in Deutschland waren nur ein Vorspiel des langjährigen entsetzlichen Krieges, der unsägliches Elend über das Vaterland brachte. Die Veranlassung war folgende:

Durch einen kaiserlichen Majestätsbrief war den protestantischen Ständen (das heißt, dem Adel und den freien Städten) in Böhmen erlaubt worden, auf ihrem Gebiete noch neue Kirchen und Schulen ihres Glaubens zu errichten. Die Protestanten gingen aber noch weiter, als ihnen hier gestattet war. Die protestantischen Unterthanen von Prag und des Abtes von Braunau erbauten eigenmächtig in dem Städtchen Klostergrab und zu Braunau zwei Kirchen. Da wurde mit Genehmigung des kaiserlichen Hofes die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Bürger setzte man ins Gefängniß; denn durch den Majestätsbrief, hieß es, sei ein solcher Bau nur den protestantischen

Ständen auf ihrem Gebiete, nicht aber den protestantischen Unterthanen katholischer Stände bewilligt worden. Hierüber entstand eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten. Sie beschuldigten den Kaiser **Matthias** öffentlich der Rechtsverletzung und richteten ein unangemessenes Schreiben an ihn. Als der Kaiser strenge antwortete, drangen Abgesandte der Protestanten bewaffnet in das Schloß zu Prag und warfen zwei kaiserliche Räthe, welche die Antwort des Kaisers entworfen haben sollten, sammt dem Geheimschreiber durchs Fenster 80 Fuß tief in den Schloßgraben hinab. Diese Mißhandlung der kaiserlichen Beamten gab das Zeichen zur allgemeinen Empörung, welche längst vorbereitet war. Um sich zu sichern, knüpften die Anführer mit den deutschen Protestanten Verbindungen an. Vergebens mahnte der Kaiser zum Frieden — und es begann der furchtbare **dreißigjährige Krieg** (1618.)

Alle Schrecknisse der Verheerung, des Raubes, Brandes und Mordes wurden in diesem Kriege über das unglückliche deutsche Vaterland verhängt — durch die kaiserlichen Schaaren unter **Tilly** und **Wallenstein** sowohl, als auch durch die Dänen unter **Christian VI.**, die Schweden unter **Gustav Adolph**, und die Franzosen unter **Türenne** und **Condé**. Ströme von Blut wurden vergossen, wehrlose Weiber und Kinder ermordet und Städte und Dörfer verwüstet. Wo früher Wohlstand blühte, herrschte Noth und Elend, ganze Gegenden waren entvölkert, Räuber und wilde Thiere haus'ten, wo früher der Pflug gegangen war, und machten Wege, Dörfer und Städte unsicher, und erst, nachdem Deutschland eine große Einöde geworden, kam zu Münster und Osnabrück der **westphälische Friede** zu Stande (1648), in welchem den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt und zugleich festgesetzt wurde, daß sie alle Kirchen und Kirchengüter behalten sollten, die sie seit dem Jahre 1624, welches das Normaljahr genannt wird, besaßen. —

Dort, wo Hermann einst die Legionen des Varus schlug und sein Vaterland von der Herrschaft der Römer befreite, da beugte jetzt Deutschland seinen Nacken und ließ von beutelustigen Fremden sich einen schmachvollen Frieden diktiren, denn verschiedene Theile wurden jetzt vom deutschen Reiche abgerissen. Frankreich erhielt das schöne Elsaß; Schweden bekam einen Theil von Pommern und die Insel Rügen und außerdem 5 Millionen Thaler Kriegsentschädigung. Die vereinigten Niederlande wurden als neuer Staat vom deutschen Reichsverbande losgerissen, und die Unabhängigkeit der Schweiz von Deutschland wurde anerkannt.

Als daher die Friedenstrompeten das Ende des 30jährigen Krieges durch Deutschland verkündeten, da tönten wohl die Glocken hinab in die Straßen, um einzuladen zum Dankgebet im Tempel des Herrn. Aber man sah nicht zahlreiche, fröhliche Schaaren herbeieilen zum Gotteshause; denn mehr als die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands war nicht mehr. Väter und Brüder waren im Kriege gefallen, Mütter und

Töchter hatte der Gram verzehrt und Kinder und Enkel der Hunger dahin gerafft.

Die deutsche Kaiserwürde, die einst die erste in der Christenheit gewesen, stand jetzt machtlos da, und Deutschland war durch seine Zwietracht den Ausländern gegenüber so herabgewürdigt und geschwächt, daß Franzosen von da an ungestraft mehrere Gewaltthaten auf deutschem Boden verübten — daß sogar die Türken bis vor Wien in Deutschland eindrangen, und die Residenz des deutschen Kaisers vom 14. Juli bis zum 12. September 1683 belagerten und namenlosen Jammer über so viele Familien brachten. Denn Tausende von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen fielen entweder unter den Säbeln dieser barbarischen Feinde, oder sie wurden als Sklaven fortgeführt.

Möchten die Religionsstreitigkeiten der Deutschen nie mehr mit leiblichen, sondern nur mit geistlichen Waffen der Wahrheit ausgekämpft werden, eingedenk der Worte des Herrn: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander. (Joh. 13, 34. 35.)

31. Bayern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Maximilian I., Kurfürst von Bayern.

Vom Anfange bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges regierte in Bayern **Maximilian** I., welcher in der Reihe der vorzüglichsten Regenten Bayerns einen der ersten Plätze behauptet. Bei dem Antritte seiner Regierung war vorauszusehen, daß Bayern nicht länger von den Kriegsunruhen verschont bleiben werde. Deswegen sorgte er vor Allem für drei Dinge: für Geld, für innere Ordnung und für eine Kriegsmacht. Diese Vorsichtsmaßregeln waren auch gar nicht vergebens. Denn es kam ja bald zu dem so unheilvollen dreißigjährigen Kriege, in welchem Maximilian I. gleich beim Anfange sein Heer gegen die aufrührischen Böhmen führte, welche den König Ferdinand II. absetzten und den Kurfürsten **Friedrich** V. von der Pfalz zu ihrem Könige wählten. Dieselben besiegte er in der Schlacht am weißen Berge (8. November 1626) innerhalb zwei Stunden, wodurch Friedrich V. sein neues Königreich und die Pfalz verlor. Das bayrische Heer unter der Führung des trefflichen Feldherrn **Tilly** kämpfte, vereint mit der kaiserlichen Armee unter der Leitung des Generals **Wallenstein**, bis zum Jahre 1630 siegreich gegen die Protestanten. Am 6. März 1629 erließ der Kaiser das sogenannte Restitutions-Edikt, nach welchem die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter wieder herausgeben sollten. Die Protestanten wandten sich jetzt an den Schwedenkönig **Gustav Adolph**. Dieser erschien im Jahre 1630 auf Deutschlands Boden. Er schlug Tilly bei Breitenfeld unweit Leipzig, drang bis an den Rhein und von da nach Bayern, wo ihm Tilly bei Rain den Uebergang über den Lech wehren wollte, aber eine Wunde erhielt, an wel-

cher er zu Ingolstadt am 30. April 1632 starb. Gustav Adolph drang nun mit seinem Heere in Bayern ein. Brennende Dörfer, aus welchen sich die Bewohner bei seiner Annäherung geflüchtet hatten, bezeichneten seinen Weg. Am 17. Mai 1632 zog er in München ein. Er forderte von der Stadt eine Kriegssteuer von 300,000 Thalern, und als man diese nicht ganz zusammenzubringen vermochte, ließ er für das Fehlende 42 Geiseln aus den vornehmsten Häusern, Geistliche und Bürger, nach Augsburg führen und in strengem Gewahrsam halten. Schrecklich hausten die Schweden in den Städten Landsberg, Augsburg, Freising, Moosburg, Landshut, Neumarkt, Deggendorf, Straubing u. a. Während dieser Gräuelscenen befand sich Maximilian in der Festung Braunau. König Ferdinand, des Kaisers Sohn, welcher nach Ermordung Wallensteins den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übernommen hatte, vertrieb die Schweden aus Bayern und gewann am 6. Sept. 1634 bei Nördlingen einen glänzenden Sieg über sie. Bayern ist seit diesem Siege bis zum Jahre 1646, in welchem Jahre die Franzosen und Schweden vereint Bayern nochmals verwüsteten, von dem unmittelbaren Verderben des Krieges verschont geblieben. Aber es wütheten in dieser Zeit Hunger und Pest, von welchen mehr Menschen hinweggerafft wurden, als durch das Schwert.

Daß in diesem furchtbaren Kriege die katholische Religion nicht gänzlich in Deutschland vernichtet wurde, das haben wir nächst Gott, der seine Kirche immer schützt und regiert, einzig Maximilian, Herzog von Bayern, zu danken, der während des ganzen Krieges seine Truppen aufbot und Blut und Leben für Gott und seine heilige Kirche zu opfern bereit war. In dem westphälischen Frieden erhielt Maximilian die Kurwürde und zur Entschädigung der aufgewandten Kriegskosten die Oberpfalz. Für Karl Ludwig, Sohn des verstorbenen Kurfürsten Friedrich V., wurde eine achte Kurwürde errichtet und demselben die Rheinpfalz und die sogenannte junge Pfalz zuerkannt.

Kaiser Karl V. erlebte die Schrecknisse des 30jährigen Krieges nicht, er hatte schon nach dem schmalkaldischen Kriege (1556) seine Krone freiwillig niedergelegt und war — am Abend seines Lebens — in ein Kloster gegangen, wo er, fern vom Getümmel der Welt, das Ende seiner Tage beschloss (1558). — Während des 30jährigen Krieges waren auf dem deutschen Kaiserthron: **Matthias** (beim Beginn 1618) — **Ferdinand II.** (von 1619—1637), und **Ferdinand III.** (von 1637—1657); aber die Belagerung Wiens durch die Türken (1683) erfolgte unter **Leopold I.**, welcher von 1657—1705 deutscher Kaiser war. Nachdem er beim Andrängen der Türken die Vertheidigung der Stadt dem edeln Grafen von **Stahremberg** übertragen und die Bürgerschaft zur Tapferkeit ermuntert hatte, verliess er Wien und floh nach Linz.

32. Die Befreiung Wiens.

(Am 12. Sept. 1683.)

Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit ins Land;
Er späht nach Ost, er spät nach West,
Hinab, hinauf den Strand.

Der Falke ist Graf Stahremberg,
Hoch auf dem Stephansthurm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Da ruft er zorn- und kummervoll:
Die Noth, die klag' ich Gott,
Daß man mich so verlassen hat
Dem argen Türk zum Spott!

Nun pflanz' ich auf dem Stephansthurm
Die heil'ge Kreuzesfahn',
Ihr Sinken klag' den Christen all,
Daß wir dem Falle nah'n.

Und stürzt die Fahn' vom Stephansthurm,
Dann stehe Gott uns bei,
Dann decke sie als Leichentuch
Den Stahremberger frei!

Der Sultan rief dem Stahremberg:
Bei Allah! hör' mein Wort,
Ich werf' die Fahn' vom Stephansthurm
Und pflanz' den Halbmond dort!

Ich mache Wien zur Türkenstadt,
Sankt Stephan zur Moschee,
Ich reiß' die Maid aus Mutterarm
Und bring' dem Bruder Weh'!

Der Sultan und der Stahremberg,
Die sprechen fürder nicht,
Denn mit dem eh'rnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

Ach, Stephan, heil'ger Gottesmann,
Sie warfen dich einst todt,
Wie bringen sie nun, ach! dein Haus
Durch manchen Wurf in Noth!

Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Stahrembergers Brust,
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt er es mit Lust!

Und neben ihm steht Kollonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Deß milde Hand die Schmerzen all'
Der wunden Helden stillt.

Die Fahne auf dem Stephansthurm
Wohl sechzig Tage stand
Es hielt sie fest der Stahremberg
Mit seiner treuen Hand.

Die Fahne auf dem Stephansthurm
Die fängt zu wanken an!
Was hilft, ach Gott! ein Ehrenmann,
Wenn hundert Feinde nah'n!

Die Fahne auf dem Stephansthurm
Die wankt, die sinkt, die bricht,
Nun helf' uns Gott! ruft Stahremberg,
Denn länger halt' ich's nicht!

Der Türke ruft in stolzer Lust:
Allah! der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt,
Das Kaiserthum ist mein!

Von Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
Heil Kollonits! Heil Stahremberg!
So ruft ein Schlachtgesang.

Es tönt so froh, es tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein.
Das ist die deutsche Ritterschaar
Von Elbe, Main und Rhein.

Es tönt so stark und tönt so tief,
Als zög' der Sturm herbei:
Von Östreich ist's die Heldenkraft,
Von Bayern ist's der Leu.

Es tönt wie wilde Meeresfluth,
Die hoch sich hebt am Strand;
Sobiesky ist's, der Polenfürst,
Ein Held, gar wohl bekannt!

Der Türke*) rauft im Grimm sein Haar,
Von Rachedurst entbrannt,
Und mordet die Gefang'nen all'
Mit kalter Mörderhand.

Nun eilt, ihr Helden, eilt herbei
Zum Kampf so hart und heiß:
Zu retten heut' die Christenheit
Das ist des Kampfes Preis!

Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Muth entbrannt,
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz, von Gott gesandt.

Der Lotharinger**) stritt voran,
Die Polen***) folgten nach;
Doch keiner zählt die Helden all'
Von jenem Ehrentag.

Die Türken standen muthig erst
Dann wichen sie zurück,
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch war da ihr Glück.

Ein weites, weites Leichenfeld,
Ward rings das Donauthal,
Dort sank in Staub der Türkenstolz,
Dort steht ihr Todtenmahl.

Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenfeuerschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
Ins freie Wien nun ein.

Und noch steht auf dem Stephansthurm
Das Kreuz der Christenheit,
Zum Zeichen wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit. (G. Görres.)

*) Der Groß-Wessir Kara Mustapha.
**) Karl von Lothringen, Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres.
***) Der gefeierte Held des Tages war der Polenkönig Johann Sobiesky, der mit seiner Reiterschaar voran mitten in die feindlichen Haufen einbrach, mit eigner Hand manchen Türken erschlug und einen Roßschweif eroberte.

33. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg.

(1640—1688.)

Selten ist ein Staat so rasch zu seiner jetzigen Größe und Macht emporgewachsen, als das Königreich Preußen. Kaum 500 Quadratmeilen enthielt die Mark Brandenburg, die sich der erste Kurfürst Friedrich von Hohenzollern im Jahre 1415 mit 400,000 Goldgulden vom Kaiser Sigismund erkaufte — und jetzt, nach 400 Jahren, umfaßt der daraus entstandene preußische Staat über 5000 Quadratmeilen. Seine jetzige Größe und Bedeutung aber hat Preußen zunächst jenem Manne zu danken, der 1640 den brandenburgischen Thron bestieg: **Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten.** Geboren und groß geworden in der trostlosen Zeit des 30jährigen Krieges, hatte er das Elend der damaligen Zeit tief empfunden. An dem Werke des „westphälischen Friedens" nahm er daher eifrigen Antheil. Für den an Schweden abgetretenen Theil von Pommern erhielt er die Erzstifter: Magdeburg, Halberstadt und Minden. Aber in dem Lande, das er regieren sollte, sah es, wie allenthalben in Deutschland, gar traurig aus: kein Geld, kein Heer, kein Ackerbau, weder Gewerbe, noch Handel, noch Schulen, grenzenloses Elend überall. Diesen Jammer zu tilgen, das Volk durch Unterricht zu bilden, das Land durch Herstellung der Ordnung, durch Ackerbau, Handel, Gewerbe und Kunst und durch ein geordnetes und geübtes Heer wieder stark zu machen: das hat der große Mann zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Freilich ging es dabei nicht immer ohne harte Kämpfe her, nicht bloß im Innern seines Landes, sondern auch nach Außen hin. Im Jahre 1672 stand er mit seinem Heere am Rhein, um seine Erblande Jülich, Cleve, Berg gegen den eroberungssüchtigen Franzosenkönig **Ludwig XIV.** zu schützen. Mehrere deutsche Reichsstädte im Elsaß waren schon von den Franzosen weggenommen und 1674 wurden die Rheinlande, besonders die Pfalz, von ihnen barbarisch verwüstet. Städte und Dörfer wurden niedergebrannt. Hunderte von Ortschaften lagen in Asche, und die Einwohner irrten als Bettler umher. Alles Land zwischen Saar, Mosel und Rhein war zur Wüste gemacht worden. Um sich seines gefürchteten Gegners, des großen Kurfürsten, am Rhein zu entledigen, hatte Ludwig XIV. die Schweden aufgehetzt, ins Brandenburgische einzufallen. Alle Gräuel des 30jährigen Krieges wurden von diesen erneuert. Rasch eilte daher der Kurfürst vom Rhein zur Rettung herbei. Nachdem der tapfere **Derflinger** — der aus einem Schneiderburschen ein General geworden war — bei Rathenow an der Havel die Schweden überrascht und einen großen Theil derselben niedergehauen hatte, kam es am 28. Juni 1675 bei **Fehrbellin** zur Schlacht. Es entspann sich ein heftiges Gefecht. Die Kugeln der Schweden schlugen dicht um den Kurfürsten her: man zielte

auf seinen Schimmel. Da bat ihn sein Stallmeister **Emanuel Froben**, unter dem Vorgeben, der Schimmel sei scheu, das Pferd mit ihm zu wechseln. Kaum war's geschehen, da sank der treue Diener, von einer Kugel getroffen, todt herab. Die Schweden drangen wüthend auf die Brandenburger ein. Tapfer wehrten sich diese. „Muth" — rief der Kurfürst, indem er sich an die Spitze eines Truppentheils stellte, der seinen Hauptmann verloren hatte — „Muth, ich, euer Fürst, bin nun euer Hauptmann und will siegen oder ritterlich mit euch sterben". Nach zweistündigem Kampf waren die Schweden geschlagen. — Es war eine denkwürdige Schlacht, die erste, welche die Brandenburger allein und über einen Feind gewannen, der sich für unbesiegbar hielt.

In dem spätern Türkenkriege, der bis 1699 dauerte, und in dem Kriege gegen Frankreich unter Ludwig XIV. zeichneten sich besonders aus der Kurfürst **Max Emanuel** von Bayern und der in Liedern vielfach gefeierte Prinz Eugen von Savoyen*).

34. Max II., Emanuel, Kurfürst von Bayern.

(1679—1726.)

In der Fülle jugendlicher Kraft, beseelt von kühnem Heldenmuthe und voll von weitreichenden Entwürfen bestieg der leutselige und liebenswürdige **Max Emanuel** im Jahre 1679 den bayrischen Thron. Die blutigen Türkenkriege (1683—99) und die Kämpfe mit den Franzosen erwarben ihm unsterblichen Ruhm. Schon als Jüngling von 21 Jahren focht er heldenmüthig in den Reihen der Deutschen vor Wien gegen die Türken, und verdrängte dieselben in einem mehrjährigen Kampfe mit dem Beistande der Helden Karl von Lothringen und Prinz Eugen von Savoyen aus Ungarn. Die größeste Tapferkeit aber bewies er bei der Belagerung und Eroberung der Stadt Belgrad. Ein Heer von 60,000 Mann Reichstruppen zog vor die von den Türken besetzte Stadt. Am 6. September 1688 begann der Sturm unter der Oberleitung Max Emanuels. Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Max Emanuel kämpfte überall persönlich mit, immer stand er an den gefährlichsten Posten. Schon hatten die Bayern die erste Bresche erstürmt, als ein tiefer Graben die Kühnen hemmte. Schnell entschlossen, schwang Max den Degen, und mit dem Rufe: „Bayern, mir nach!" sprang er muthig in die Tiefe. Begeistert folgten ihm die Seinen. Nach kurzer Gegenwehr der Türken waren die Pallisaden durchbrochen und die Wälle erobert. Max Emanuel nahm mit eigener Hand die Hauptfahne der Türken hinweg, die noch heute in der Hauptkirche zu München aufbewahrt wird. Todesschrecken ergriff die Türken, und im Verlaufe von zwei Stunden war Belgrad in den Händen Max Emanuels.

Bald hatte der tapfere Kurfürst Gelegenheit, sich im Kampfe mit dem habsüchtigen und unmenschlichen König Ludwig XIV. von Frankreich am Rhein und in Savoyen neue Lorbeeren zu erwerben.

---

*) S. am Schluß dieses Abschnittes das Lied: Prinz Eugen.

Dieser erhob nämlich ganz ungerechte Ansprüche auf die Rheinpfalz, ja auf das ganze linke Rheinufer, und ein französisches Heer verwüstete wiederholt das Land (1689), und zwar grausamer als zuvor. Heidelberg, Mannheim, Speyer, überhaupt gegen 1200 Städte und Dörfer wurden verbrannt und ausgeplündert. Selbst die Kaisergräber im Dome zu Speyer wurden geöffnet und geschändet*). Max Emanuel war einer der ersten deutschen Fürsten, der mit seinem Heere den Franzosen entgegenrückte und im Verein mit dem österreichischen Feldherrn Ludwig von Baden die weiteren Fortschritte derselben hemmte. Im Frieden zu Ryswick (1797) mußte Frankreich alle gemachten Eroberungen, bis auf das Elsaß, zurückgeben.

Zum Unglücke für sich und sein Land verband sich Max Emanuel im spanischen Erbfolgekriege mit Frankreich. Deshalb mußte er nach der Niederlage bei Höchstädt sich nach Frankreich flüchten und erhielt sein Land erst nach 10jähriger Abwesenheit wieder zurück. Noch 11 Jahre genoß Max Emanuel das Glück, in Mitte seines geliebten Volkes zu weilen und die dem Lande durch die vielen Kriege geschlagenen Wunden zu heilen. Eine schmerzliche Krankheit ließ ihn die Nähe des Todes fühlen. Er bereitete sich vor zur letzten Reise und legte seinem Sohne **Karl Albert** ans Herz, des Landes Noth und Leiden zu lindern, die Schulden zu tilgen und zum Segen des Volkes zu regieren. Am 26. Febr. starb er in einem Alter von 64 Jahren.

35. Der blaue König.

Seht ihr des Feindes Banner weh'n,
Die Banner blau und weiß?
Und ringsherum die Mannen steh'n
Im enggeschloss'nen Kreis?

Seht ihr den Heldenjüngling dort,
Die Rüstung blau und weiß?
Er reißt die Schaar im Sturme fort
Und holt des Sieges Preis!

Die Erde bebt, der Donner brüllt,
Der König ruft darein,
Er ist in blaues Kleid gehüllt,
Sagt nur, wer mag es sein? —

Die Fahne faßt des Königs Hand,
Er stürzt von Wall zu Wall —
Er flieget über Glut und Brand
Im lauten Donnerschall!

Und nach ihm wie die Meeresfluth
Viel Hundert an der Zahl;
Er flammt sie an mit hohem Muth,
Der Hort im blauen Stahl!

Und Mauern stürzen, wankt er nicht
Der blaue König? — Kühn
Schaut er dem Tod in's Angesicht,
Mit stolzem Heldensinn!

Und auf der Feste Mauern ruft
Der König: „Stürmt heran!"
Er bahnet über Schutt und Kluft
Des Sieges blut'ge Bahn.

Der blaue König zückt das Schwert
Und glänzt im Mittagsstrahl.
Dort steht er wie ein Gott verklärt,
Auf seines Sieges Mal!

Wer ist der blaue König, sprecht,
So frägt der Muselmann.
„Er ist aus Wittelsbachs Geschlecht
Der siegesfrohe Khan!"**)

Es bringt der Mond dem blauen Hort,
Sich mit dem Silberkranz;
Es lebt sein Name fort und fort,
Ein Stern im gold'nen Glanz!

(A. Büssel.)

Dem grossen Kurfürsten von Brandenburg folgte im Jahre 1688 sein Sohn Friedrich in der Regierung. Mit Bewilligung des Kaisers **Leopold** erlangte er durch einen am 16. November 1700 zu Wien abgeschlossenen

*) Vergl. Seite 17: Die beiden Todten zu Speyer.
**) Kahn = Türkischer oder tartarischer Fürst oder Heerführer.

Vertrag die Königswürde. Die Krönung wurde am 18. Januar 1701 in Königsberg gefeiert. Als der erste König in Preussen nannte er sich von nun an **Friedrich I.**, König von Preussen. Von den Königen von Preussen verdient aber hier besonders erwähnt zu werden:

36. Friedrich II., der Große.

(1740—1786.)

Im Jahre 1740 starb der deutsche Kaiser, **Karl VI.** Dieser hatte nur eine Tochter, **Maria Theresia.** Da aber die Vererbung der Krone auf eine Tochter im Hause Habsburg ungewöhnlich war, so hatte der Kaiser schon im Jahre 1713 durch ein Erbgesetz, die pragmatische Sanktion, festgesetzt, daß alle österreichischen Länder ungetrennt, nach dem Rechte der Erstgeburt, und in Ermangelung männlicher Nachkommen, auf die Töchter vererben sollten. Kaum hatte aber der Kaiser die Augen geschlossen und seine Tochter Maria Theresia die Regierung angetreten, da traten mehrere Fürsten gegen sie auf und erhoben Ansprüche auf die österreichische Erbschaft. Unter diesen war auch der König von Preußen, **Friedrich II.**, auch der Große, bei seinen Soldaten aber der alte Fritz genannt. Er verlangte die Abtretung des Herzogthums Schlesien, auf welches seine Vorfahren ihre Ansprüche bei dem Kaiser vorgebracht hatten, aber ohne Erfolg. Daraus gingen drei Kriege hervor, welche die schlesischen Kriege heißen. Der erste war von 1740—42, der zweite von 1744—45, und der dritte von 1756—63, welcher letztere auch der **siebenjährige Krieg** genannt wird.

Was Friedrich der Große im Kriege, besonders in dem siebenjährigen (1756—1763), geleistet hat, wie er sich gegen einen sechsmal stärkern Feind unerschrocken herumschlug und meistens siegte, das läßt sich in der Kürze nicht erzählen; denn es waren der Schlachten gar viele, und Friedrich stand bald in Preußen gegen die Russen, bald in Schlesien und Böhmen gegen die Österreicher, bald in Sachsen gegen die Franzosen, die übrigen Feinde noch gar nicht gerechnet. Wenn man von diesen Kriegsthaten des alten Fritz erzählen wollte, dann müßte man auch von seinen heldenmüthigen Generalen Meldung thun, von dem unerschrockenen Feldmarschall Schwerin, der mit der Fahne in der Hand seine Soldaten gegen den Feind führte (Schlacht bei Prag, 6. Mai 1757), aber von einer Kartätschenkugel niedergerissen wurde; von dem alten Husarenanführer Ziethen, welcher sich mit dem Schreiben nicht gern abgab, aber desto tapferer in die Feinde einhieb, gleichwohl aber in der größesten Noth noch auf Gott vertraute; auch von dem rüstigen Kürassiergeneral Seidlitz, welcher das französische Heer in der Schlacht bei Roßbach fast allein aus einander sprengte, und die französischen Mittagstafeln noch gedeckt und mit warmen Speisen besetzt fand. Diese und gar viele andere Helden halfen dem König Friedrich seine Schlachten gewinnen, oder, wenn er eine verloren hatte, sich aus der Verlegenheit wieder herausziehen. Deshalb behandelte er sie aber auch wie seine Freunde, und als Ziethen als

75jähriger Greis an der königlichen Tafel einmal einschlief und die Höflinge dies unschicklich fanden, sprach Friedrich ganz leise: „Bst! laßt ihn doch ruhen, er hat ja oft genug für uns gewacht.“ — Der Friede zu Hubertsburg — am 15. Febr. 1763 — machte dem siebenjährigen Kriege ein Ende, und das schöne Schlesien verblieb bei Preußen. —

Friedrich d. Gr. war aber nicht bloß ein tüchtiger Soldat, er war auch ein König für den Frieden; er achtete die Gelehrten und Künstler, er las viel und hat selbst Bücher geschrieben, und in allen seinen Freistunden unterhielt er sich mit der Flöte. Er zeichnete sich durch eine unermüdliche Thätigkeit aus, durch väterliche Sorgfalt für sein Land, durch Gerechtigkeitsliebe und Großmuth gegen Beleidiger. Durch Herablassung und Freundlichkeit wußte er sich die Herzen aller zu gewinnen, die ihn sahen.

Der Lieblingsaufenthalt Friedrich's war in dem Schlosse Sanssouci bei Potsdam, wo die bekannte Windmühlgeschichte vorfiel. — Er regierte 46 Jahre und starb im 74. Jahre seines Lebens am 17. Aug. 1786. Die Nachricht von seinem Tode ergriff selbst seine Feinde, und seine Preußen trauerten, als wenn ihnen ein Vater gestorben wäre. —

Unter den deutschen Fürsten, welche die weibliche Erbfolge in Österreich nicht gelten lassen wollten, war auch der Kurfürst von Bayern, **Karl Albert**, welcher seine Ansprüche auf die österreichische Erbschaft nachwies. Nach einem glücklich geführten Kriege wurde er 1742 in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Aber die nun folgenden Kriege waren für Bayern unglücklich und schon 1745 starb Karl Albert. Sein kaum 18 Jahre alter Sohn, **Maximilian Joseph**, übernahm die Regierung, schloss mit Österreich Frieden und wurde ein wahrer Vater seines Volkes. Bei seinem Tode 1777 flossen unzählige Thränen um ihn. Das Volk nannte ihn „den guten Vater Max“, die Geschichte „Maximilian Joseph den Vielgeliebten“. Mit ihm erlosch die bayerische oder ludwigische Linie der Wittelsbacher. Es erbte daher Kurfürst **Karl Theodor** von der Pfalz die bayerischen Lande, und so wurde nach einer Trennung von 448 Jahren Bayern und die Pfalz wieder vereinigt.

37. Der Kaiser Franz II.

(Ende des 1000jährigen deutschen Reiches.)

Im Jahre 1789 waren in dem benachbarten Frankreich große Unruhen ausgebrochen. Die Franzosen empörten sich gegen ihren König, stürzten die bisherigen Einrichtungen im Staate um und wollten eine ganz neue Ordnung der Dinge herstellen. Man nennt diese Begebenheit die **französische Revolution.** Aus derselben gingen viele langwierige und blutige Kriege für unser deutsches Vaterland hervor. Weil die deutschen Staaten nicht zusammenhielten, wurden sie von den Franzosen überwältigt, und ein großer Theil Deutschlands kam unter französische Herrschaft, besonders seit ein gewaltiger Kriegsheld, **Napoleon Buonaparte**, der die Revolution im Lande bändigte, unter den Franzosen aufgestanden war. Dieser war geboren den 15. Aug. 1769 auf der Insel Corsika, der Sohn eines Advokaten aus altem adeligen Geschlecht. In den Kriegsschulen zu Brienne und

Paris erzogen, wurde er in seinem 26. Jahre Oberfeldherr einer französischen Armee (die 1797 in Oberitalien und 1798 in Ägypten viele Siege erfocht), 1799 erster und 1802 lebenslänglicher Consul, und zwei Jahre später (1804) Kaiser von Frankreich. Dieser Napoleon besiegte in der Schlacht bei Austerlitz (in Mähren) am 2. Dezember 1805 die Österreicher so, daß der deutsche Kaiser, **Franz** II., sich genöthigt sah, mit Verlust mehrerer Besitzungen den Presburger Frieden zu schließen (26. Dezember 1805). Vorderösterreich wurde nach diesem Friedensschluß an Bayern, Würtemberg und Baden abgetreten; außerdem erhielt Bayern noch Deutsch-Tyrol und die freie Reichsstadt Augsburg, im Ganzen eine Ländervergrößerung von 500 Quadratmeilen mit 1 Million Einwohnern. Die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg erlangten die Königswürde mit voller Landes-Souverainität, d. h. Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Nachdem Napoleon hierdurch das deutsche Reich der Auflösung entgegengeführt und unter seinen unbedingten Einfluß gebracht hatte, stiftete er 1806 den **Rheinbund**, dem 16 deutsche Reichsfürsten, durch die Gewalt der Umstände genöthigt, beitraten, um ihrem Lande den Krieg zu ersparen. Napoleon war der Protektor (Beschützer) dieses Bundes und erklärte, daß er ein deutsches Reich nicht mehr anerkenne. Am 6. August 1806 legte daher Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder. — So wurde das von Karl dem Großen gegründete **heilige römische Reich deutscher Nation** — einst der Stolz der Christenheit und der Schirm eines treuen und tapfern Volkes — zu Grabe getragen. Durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft war es schon längst zum Schatten herabgesunken. — Von Karl dem Großen bis auf Franz II. regierten 56 Kaiser. —

Franz II. nahm jetzt den Titel Franz I., Kaiser von Österreich an. Er wurde von den Österreichern wie ein Vater seines Volkes verehrt; daß das Volk aber auch Gut und Blut für ihn ließ, besagt das nachstehende Gedicht:

38. Hofer's Tod. *)

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Inselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit Euch,

*) Andreas Hofer, Sandwirth im Thale der Passeier in Tyrol, führte seine Landsleute 1809 gegen die Franzosen an, als diese nach Tyrol gekommen waren. Da er mit seinen Leuten der Uebermacht unterlag, zog er sich in eine einsame Sennhütte zurück. Aber durch Verrath wurde er von den Franzosen entdeckt, gefangen genommen, nach Mantua in Italien geführt und dort erschossen (am 20. Februar 1810.)

Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen:
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz'.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt Ihr schlecht!
Ade! mein Land Tyrol!"

(Mosen.)

39. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.
(1797—1840.)

Nachdem Napoleon Österreich geschwächt und durch den Rheinbund den Zusammensturz des deutschen Reiches herbeigeführt hatte, stand fast nur noch Preußen unangefochten da. Der König, **Friedrich Wilhelm III.**, suchte seinem Volke das Glück des Friedens zu erhalten, obgleich er von Napoleon auf das Uebermüthigste zum Kriege herausgefordert wurde. Empört über mehrere Ungerechtigkeiten, erklärte Friedrich Wilhelm endlich an Frankreich den Krieg. Aber in der für Preußen so unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (am 14. Oktober 1806) wurden die preußischen Heere völlig besiegt und gesprengt. Napoleon war raschen Schrittes auf Berlin losgedrungen und hielt schon am 27. Oktober seinen Einzug in die trauernde Hauptstadt. In unerhörter Weise ergaben sich die Festungen, und nur wenige Befehlshaber derselben hielten sich so tapfer und standhaft wie Courbier in Graudenz. Als die Franzosen diesem Kommandanten sagen ließen: „Es gebe ja keinen König von Preußen mehr!" antwortete er: „Nun, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu vertheidigen wissen." — Die Trümmer des preußischen Heeres vereinigten sich hinter der Oder mit einem russischen Hülfsheere, und zwei Tage hinter einander, am 7. und 8. Februar 1807, wurde die mörderische Schlacht bei Eilau geschlagen, in welcher die Preußen ihren alten Waffenruhm wieder bewährten. Aber am 14. Juni erfolgte die unglückliche, entscheidende Schlacht bei Friedland, in welcher Napoleon einen vollkommenen Sieg über die verbündeten Heere der Russen und Preußen erfocht. Friedrich Wilhelm sah sich zum Frieden genöthigt, der am 9. Juli 1807 zu Tilsit geschlossen wurde. Preußen verlor nach diesem Friedensschluß fast die Hälfte seines Gebietes — alle Länder westlich von der Elbe mit 5 Millionen Einwohnern. Aus preußischen, braunschweigischen, hannöverischen und hessischen Ländern bildete Napoleon ein neues Königreich, Westphalen, mit der Hauptstadt Kassel, und setzte darüber seinen Bruder Hieronymus als König. So stand jetzt ein kleines Frankreich im Herzen von Deutschland! In Folge des Tilsiter Friedens mußte Preußen auch eine seiner fränkischen Be-

sitzungen, das Fürstenthum **Baireuth**, an Bayern abtreten, die andere, das Fürstenthum **Ansbach**, war schon früher, durch Vertrag mit Napoleon, an Bayern gelangt. Als aber **Napoleon** gegen Ende des Jahres 1812 aus **Rußland** durch **Feuer**, **Kälte**, **Hunger** und **russische Waffen** geschlagen war, da rief **Friedrich Wilhelm III.** am 3. Februar 1813 sein Volk zu den Waffen und erlebte die Freude, daß ganz Deutschland durch **vereinte Kraft** von der **Fremdherrschaft** befreit wurde. Man nennt diese Kriege die **Freiheitskriege** von 1813—14 und 15. —

40. Deutschlands Erhebung.

(1813.)

Der Aufruf des Königs von Preußen entflammte die Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes zu dem herrlichsten Feuer. Da war unter den Preußen nur **eine** Stimme, **ein** Gefühl, **ein** Zorn und **eine** Liebe, das **Vaterland** zu retten, **Deutschland** zu befreien und den französischen Uebermuth einzuschränken. **Krieg** wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von **Napoleon** keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. **Krieg! Krieg!** schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe: Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartirungen und Abgaben erschöpften; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in dieser Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verkleidungen und Verstellungen drängten sich zu den Waffen; alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Schmiede war eine Waffenwerkstätte.

Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle **Unterschiede** von **Ständen** und **Klassen**, von **Altern** und **Stufen** vergessen und aufgehoben waren; daß jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der brauchbarste war; daß das **eine** große Gefühl des **Vaterlandes** und seiner **Freiheit** und **Ehre** alle anderen Gefühle verschlang. Die Menschen fühlten es: sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon

sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden, es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth besiegen wollte, den er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte.

Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, inbrünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Die Zahl derer aber, welche Geldsummen oder Hab und Gut, Ohr- und Fingerringe, Kleidungsstücke, Betten und Mittel zum Verbande der Verwundeten spendeten, oder auf ihre Kosten Freiwillige kleideten und ausrüsteten — ist Legion. Eine schlesische Jungfrau schnitt sich — weil sie nichts anderes zu geben hatte — ihr schönes Haar ab und gab den Erlös hin als Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen oder zur Pflege der Verwundeten. Männer und Frauen wetteiferten mit einander in dem edlen Bestreben, dem Aufrufe des verehrten Landesvaters zu entsprechen, und Preußen ist den übrigen Deutschen damals ein würdiger Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden. Die Begeisterung, welche Preußen bewegte, zündete aber auch in dem ganzen übrigen Deutschland. Von den fernsten Grenzen des Südens bis zum Norden und Westen, wo immer nur deutsche Zungen redeten und deutsches Blut in den Adern rollte, da wiederholte sich derselbe Sinn, dasselbe Streben bei Jung und Alt, in jedem Stande und in jedem Geschlechte. Keiner wollte hinter dem andern zurückbleiben, und in der That — nur durch dieses ruhmwürdige Zusammenwirken des ganzen deutschen Volkes, dem sich Unzählige, auch über die Landesgrenze hinaus, anschlossen, ist es möglich geworden, Siege zu erkämpfen, wie sie die Geschichte erzählt von den Tagen bei Großbeeren (23. August), an der Katzbach (26. August), bei Dennewitz (6. September) und bei **Leipzig** (16., 18. und 19. Oktober).

41. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Am 28. Februar 1813 hatte Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit Kaiser Alexander von Rußland ein Bündniß zum Sturze Napoleons abgeschlossen, dem auch später der Kaiser Franz von Österreich, so wie England und Schweden beitraten. Schon war Napoleon bis zur Elbe zurückgedrängt, als durch den Uebertritt des Königs Maximilian von Bayern auch Süddeutschland ohne Schwertstreich für die Verbündeten gewonnen wurde. Da erzwang der preußische General Blücher den Uebergang über die Elbe, und in der Mitte Oktobers zogen sich die gewaltigen Heere in der

Gegend von Leipzig zur großen Entscheidung zusammen: die Österreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen, zusammen an 300,000 Mann, die Franzosen über 200,000 Mann, aber unter der einzigen Führung ihres ruhmreichen Kaisers. Auf beiden Seiten ahnte man, daß hier über Europa's Geschick die blutigen Würfel fallen sollten. Fürst Schwarzenberg rief es dem verbündeten Heere mit ernsten Worten ins Gedächtniß. Am 16. Oktober begann die große Völkerschlacht bei Leipzig. So schrecklich war der Kanonendonner, daß die Erde im weiten Umkreise erbebte: auf drei Seiten zugleich entbrannte der furchtbare Kampf, im Südosten der Stadt bei Wachau, im Westen bei Lindenau und im Norden bei Möckern, wo Blücher mit seinen tapfern Preußen eine besondere Schlacht schlug. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuth wurde auf beiden Seiten der Kampf geführt; am Nachmittage des 16. schien es, als sollten die Franzosen siegen, aber zu zeitig triumphirte Napoleon, denn bis zum Abend errang Blücher bei Möckern die größten Vortheile. Dort hatten die Preußen den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: dreimal mußten sie das Dorf in Sturm nehmen, und dreimal wurde es ihnen wieder entrissen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg. Brennende Dörfer beleuchteten das blutige Schlachtfeld, als die Nacht heraufgezogen war; wie Leichenkerzen flackerten die Nachtfeuer in der weiten Todtenstille, die nur von dem Winseln der Sterbenden unterbrochen wurde. Napoleon mochte schon an diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe; denn er versuchte am 17. durch große Versprechungen Österreich zum Abfalle von den Verbündeten zu verführen, aber vergeblich: am 18. mußte er den verzweifelten Kampf noch einmal gegen die ganze Macht der Verbündeten aufnehmen. Rechts neben dem Dorfe Probstheida befindet sich eine Anhöhe, auf welcher eine Windmühle stand. Hier hielt Napoleon und leitete die Schlacht. Ihm gegenüber weilten auf einem Hügel die drei verbündeten Monarchen, Friedrich Wilhelm III. und die Kaiser Alexander und Franz, nebst dem Marschall Schwarzenberg. Abermals bestand der ungeheure Kampf aus drei Schlachten, die im Norden, Osten und Süden von Leipzig geschlagen wurden. Auf dem Raume von einer Quadratmeile focht eine halbe Million Menschen. Die Verbündeten wetteiferten an Muth und Tapferkeit; aber auch die Franzosen stritten mit heldenmüthiger Ausdauer. Bald neigte sich Napoleons Glücksstern. Im Norden der Stadt, wo Held Blücher kämpfte, erlitten die Franzosen eine so vollständige Niederlage, daß sie in Unordnung das Schlachtfeld verließen. Hier begab es sich auch, daß die sächsischen Truppen, welche bisher gezwungen dem fremden Machthaber gefolgt waren, mit Hörnerklang und Trompetenschall zu den Kämpfern für Deutschlands Freiheit übergingen. — Am blutigsten aber rasete die Schlacht bei dem Dorfe Probstheida. Unzählige

Opfer wurden hingerafft. Hoch über Leichenhügel schritten die Kämpfenden daher, und ihr Fuß watete im rauchenden Blut. Ueber 300 Kanonen donnerten auf diesem Punkte gegen einander. Schon neigte sich der Tag — es war 5 Uhr Nachmittags — da ließ Friedrich Wilhelm dem schrecklichen Blutvergießen ein Ende machen; denn von allen Seiten eilten die Siegesboten herbei. Die Feinde räumten von selbst das Dorf. Die drei verbündeten Monarchen aber, als sie von ihrem Hügel herab überall ihre siegreichen Banner daher wehen sahen, sanken auf ihre Kniee, und ein stilles Gebet drang zum Herrn der Welt empor, dessen Arm der guten Sache den gerechten Sieg verliehen hatte.

Ganz anders sah es auf dem gegenüber liegenden Windmühlenhügel aus. Ernst, nachdenkend und in sich gekehrt, schritt Napoleon umher. Schweigend blickte seine Umgebung auf den ernsten Gebieter, der nun die Nothwendigkeit seines Rückzuges einsah. An einem Wachtfeuer wurden die erforderlichen Befehle ausgefertigt. Während der Zeit überwältigten den Kaiser die Anstrengungen des Tages. Auf einem hölzernen Schemel sitzend, war er erschöpft in Schlummer gesunken. Stumm und düster umstanden seine Generale das Wachtfeuer, und nach einer Viertelstunde erweckte ihn das Geräusch seiner abziehenden Truppen. Dann ritt er nach Leipzig zurück und nahm dort sein Nachtquartier.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der französischen Schaaren. Gegen 9 Uhr des Morgens verließ Napoleon am 19. Oktober Leipzig; nur mit Mühe konnte er wegen des Drängens und Treibens aus der Stadt gelangen. Denn schon schritten die Verbündeten von allen Seiten zur Erstürmung Leipzigs heran und drangen in die Stadt ein. Durch eiligste Flucht suchten die Franzosen sich zu retten. Da plötzlich flog die steinerne Elsterbrücke in die Luft, und damit erlosch ihnen die letzte Aussicht auf Entkommen. Der Polenfürst Poniatowsky, welcher sich durch Schwimmen retten wollte, fand in den Fluthen seinen Tod. Ganze Schaaren von Franzosen wurden gefangen genommen. Im Ganzen zählten sie in jenen Tagen 38,000 Todte und Verwundete und 30,000 Gefangene; aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg mit 42,000 Todten und Verwundeten erkaufen müssen. — Am 19. Oktober zogen die verbündeten Monarchen feierlich in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als sich die drei Fürsten Angesichts ihrer tapfern Schaaren die Hände reichten, um sich zur Befreiung Deutschlands Glück zu wünschen. —

Von den Siegern immer noch verfolgt, zogen die Franzosen in Eilmärschen über Erfurt dem Rheine zu. Der tapfere bayerische General **Wrede** suchte ihm bei Hanau mit 6000 Mann Bayern und 25,000 Österreichern den Durchzug zu wehren, und nur mit großem Verluste schlug sich Napoleon in der zweitägigen Schlacht (30. u. 31. Okt.) durch, um die Trümmer seines Heeres über Frankfurt zum Rheine zu

führen, den er am 2. Novemb. bei Mainz zum letzten Male überschritt.

O Leipzig, du freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Zeiten Rad,
So lange scheinet der Sonne Strahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen:
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

(E. M. Arndt.)

42. Die unechten Fahnen von der Hanauer Schlacht

Kaiser Napoleon
Da er dem Rhein zuzog
Und, als er war entflohn,
Gesiegt zu haben log —
Ließ er von Damen
Zwanzig Kriegsfahnen
Tragen nach Parise
Zur Kais'rin Marie Luise*).

„Meine Frau Kaiserin,
Die Fahnen schick ich Euch,
Weil ich der Sieger bin;
Sie sind von deutschem Zeug.
Weil Ihr, indessen
Ich an der Elb' bin gesessen,
So gut habt hausgehalten,
Sollt Ihr zum Dank sie behalten."

Die Kais'rin sieht sie an,
Spricht mit bedächt'gem Muth:
„Ach mancher deutsche Mann
Ließ wohl daran sein Blut.
Doch nein, ach neine,
Sie sind ja ganz reine;
Ich seh es an den Nahten,
Die sind nicht von deutschem Faden.

„Du, sag' mir an geschwind,
Wo sind die Fahnen her?
Bin selbst ein deutsches Kind;
Was deutsch ist, kenn ich eh'r."
„Ach, wenn Ihr nicht wollet
Zürnen, so sollet
Ihr hören alles zusammen,
Woher die Fahnen stammen.

Wir waren gar zu schnell
Auf unserm Siegeslauf;
Kein deutscher Kriegsgesell
Bot uns 'ne Fahn zum Kauf:
Da mußten die Sachen
Wir selber machen;
Wir hatten genug am Flicken
Und dachten nicht dran, sie zu sticken.

„So sind sie unecht zwar,
Was dieses anbelangt;
Doch wenn so ganz und gar
Nach echten Euch verlangt,
Ich bitt' unterthänig,
Verzieht nur ein wenig:
Die Deutschen werden mit nächsten
Selbst hier sein mit den echtsten."

(Rückert.)

In der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814, mit dem Schlag 12 Uhr, zog Blücher's Heer bei Mannheim und er selbst freudig bei Caub über den Rhein, während der rechte Flügel des grossen Heeres der Verbündeten durch Holland, der linke (worunter die Bayern) durch die Schweiz in Frankreich eindrang. Nach manchen Kämpfen hielten die Verbündeten am 31. März siegreich ihren Einzug in die stolze Hauptstadt Paris. Napoleon wurde abgesetzt und auf die Insel Elba verwiesen. Am 30. Mai 1814 wurde der erste pariser Friede geschlossen. Napoleon aber verliess Elba, kam wieder nach Frankreich und der Krieg begann von Neuem. Bei Waterloo oder Belle-Alliance kam es am 18. Juni zur entscheidenden Schlacht. Die französische Armee wurde vernichtet und die Verbündeten hielten am 7. Juli ihren zweiten Einzug in Paris. Napoleon wurde nach der Felseninsel St. Helena verwiesen, wo er am 5. Mai 1821 gestorben ist. — Am 20. Nov. 1815 wurde der zweite Pariser Friede geschlossen. Schon nach dem ersten Pariser Frieden hatten alle bei dem Kriege gegen Napoleon betheiligt gewesenen Fürsten Abgesandte nach Wien geschickt, um die Angelegenheiten ihrer Staaten zu ordnen. Diese Versammlung dauerte vom 20. September 1814 bis zum 9. Juli 1815 und heisst der **Wiener Congress**; die auf dem-

---

*) Tochter des österreichischen Kaisers Franz.

selben festgesetzten Bestimmungen aber bilden die **deutsche Bundesakte.** Durch dieselbe haben die deutschen Staaten im Ganzen den Umfang erhalten, welchen sie noch jetzt haben. Das deutsche Reich, wie es bis 1806 bestanden, wurde nicht wieder hergestellt, sondern Deutschland in einen Staatenbund verwandelt unter dem Namen: „**Der deutsche Bund**". Die Bundesversammlung (Bundestag) soll aus Gesandten aller deutschen Staaten (jetzt noch 35) bestehen und hat ihren Sitz in Frankfurt am Main. Der Zweck des deutschen Bundes ist die Erhaltung der innern und äussern Sicherheit Deutschlands. —

43. Maximilian Joseph I., König von Bayern.

(1806—1825.)

Maximilian Joseph, geboren 27. Mai 1756, war zuerst Herzog von Zweibrücken. Durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor erbte er 1799 Pfalz-Bayern. Als Kurfürst regierte er bis 1806 und als König von 1806 bis 1825. Es war eine schwere Zeit, in welcher er die Regierung antrat. Die Pfalz, sein Stammland, war schon in den 1790er Jahren, besonders aber 1792 bis 1794 der Kriegsschauplatz deutscher und französischer Heere geworden. Sie wurde abwechselnd verloren und wieder gewonnen, blieb aber endlich in den Händen der Franzosen und wurde im Lüneviller Frieden 1801 mit dem ganzen linken Rheinufer förmlich an Frankreich abgetreten. Zur Entschädigung erhielt Bayern den größten Theil der ehemaligen Herzogthümer **Franken** und **Schwaben**, namentlich die Fürstbisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt und Augsburg. Nach mannichfaltigen Wechseln, in denen Bayern 1805 gegen Abtretung von Würzburg durch Tyrol, Vorarlberg und die Markgrafschaft Burgau in Schwaben, 1806 gegen Abtretung des Herzogthums Berg in Westphalen durch die Markgrafschaft Ansbach, und durch mehrere Fürstenthümer, Grafschaften und Reichsstädte, und 1809 nach dem Kriege gegen Österreich durch Salzburg, das Innviertel und die Markgrafschaft Bayreuth vergrößert worden war, erhielt auch Bayern durch den Wiener Congreß seinen heutigen Umfang. Tyrol und Vorarlberg, Salzburg ꝛc. fielen wieder an Österreich, dagegen wurden Würzburg und Aschaffenburg, die ehemals fuldaischen Ämter Hammelburg, Brückenau und Weihers, nebst den hessischen Ämtern Amorbach, Miltenberg und Heubach Bayern zugetheilt. Auch wurde die **Pfalz** — mit Ausnahme des Theiles derselben auf dem rechten Rheinufer, welcher bei Baden verblieb — von ihrem rechtmäßigen Erben, dem Könige von Bayern, Maximilian Joseph, wieder in Besitz genommen und mit Bayern vereinigt. Nun begann unter der Regierung des menschenfreundlichen Königs für Bayern eine bessere Zeit. Im Jahre 1817 schloß Maximilian mit dem h. Vater zu Rom ein Konkordat (Uebereinkunft), durch welches die kirchlichen Zustände in Bayern, die durch den Krieg sehr zerrüttet waren, wieder geordnet wurden. In Folge dessen wurden zwei Erzbisthümer errichtet; denn seit dem Jahre 1803 waren die bischöflichen Sitze größtentheils unbesetzt, da die bischöflichen Länder den weltlichen Staaten einverleibt

worden waren. Auch beförderte der König Max den öffentlichen Unterricht, Künste und Wissenschaften und traf viele gute Anordnungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Um seinem Lande die guten Einrichtungen, welche es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben am 26. Mai 1818 eine Constitution (Verfassung). Seitdem ist das Königreich Bayern ein constitutioneller Staat, d. h. kein Gesetz kann endgültig zu Stande kommen ohne die Zustimmung des Königs und der Landesvertretung, welche aus dem Reichsrath und der zweiten Kammer besteht. Am 4. Febr. 1819 eröffnete König Max die erste Versammlung der Landesvertreter. Da sah er sich zum erstenmale von den Abgeordneten seines geliebten Volkes umgeben und nannte diesen Tag „den schönsten seines Lebens“ *). Maximilian Joseph war ein König „vom besten Herzen“, ebenso ausgezeichnet durch gefällige Herablassung und anspruchlose Einfachheit, als durch menschenfreundliche Milde und Wohlthätigkeit.

Bei einem Aufenthalte des Königs in Nürnberg war der Zudrang derer, die ihn sehen wollten, ungemein groß. Ein Mann beklagte sich so laut darüber, daß er den König nicht sehen könne, daß Max es hörte und befahl, man möchte den Mann durchlassen. — Es dauerte nicht lange, so erschien ein derber Bauer, der nach seiner Art sich zu verbeugen suchte und — unter der Thüre stehend, den König von oben bis unten aufmerksam betrachtete: „Nun so trete näher,“ hob der Monarch gütig an, — „und sage mir, warum du draußen so arg raisonnirtest!“ — „Ja,“ antwortete der Bauer, „nichts für ungut, Herr König! Ich hab’ eben noch nie einen König gesehen, und weil ich gedacht hab’, die Stadtleut’ können so einen Herrn öfter sehen, so war ich ärgerlich darüber, daß man mir nicht Platz machen wollte.“ Der gütige Monarch munterte ihn nun auf, ihn ja recht zu betrachten, und fragte ihn zugleich nach Namen und Beschäftigung. „Ich bin“, antwortete der Bauer, „mit Erlaubniß zu sagen, ein Hopfenbauer aus der Gegend von Hersbruck.“ — „So, so,“ fuhr der König fort, „und wie geht es dir sonst, lieber Sohn?“ „Nun,“ sagte der Bauer, „seitdem die Einquartirungen aufgehört haben, geht es uns Bauern schon besser; aber sie haben uns wacker zurückgebracht.“ „Ja“ — erwiderte der gütige Max, — „das waren schwere Zeiten für uns Bayern; es ging mir auch nicht immer zum besten!“ — „Das glaub’ ich auch“ — meinte der Bauer und setzte altklug hinzu: „Der Herr König wird halt auch viel Einquartirung gehabt haben, nur daß man’s anders genannt hat.“ Lächelnd bemerkte der König: „Du hast Recht, mein Lieber! Nun sage mir, hast du vielleicht einen Wunsch oder sonst ein Anliegen, das ich erfüllen kann?“ „Weil es gerade in einem hingeht,“ hob der Landmann an, „so möcht’ ich halt die Frau auch sehen, wenn sie zu Haus ist!“ Da lachte der König laut auf und setzte die zufällig in’s Zimmer tretende Königin von dem

*) In dem 4. Geschichtsbilde in den Arkaden des Hofgartens zu München sehen wir den guten König Max Joseph I. auf dem Throne und die Stände des Reiches um ihn. Es stellt dar, wie er seinem treuen Volke die Verfassung giebt und diese beschwört.

Wunsche des naiven Unterthanen in Kenntniß. Huldvoll richtete diese einige Fragen an den Mann und entfernte sich dann wieder. „Nun,“ fragte der König, „wie gefällt dir meine Frau?“ „Es ist ein schönes Weib,“ meinte der Bauer, „und gar nicht stolz!“ Drauf nahm Vater Max einen von den neuen Kronenthalern, die zu verschiedenem Gebrauche auf einem Nebentische lagen, und sagte: „Damit du ein Andenken an den Tag hast, an welchem du mit deinem Könige sprachst, so hebe diesen Thaler auf; du kannst deinen Freunden und Nachbarn ihn zeigen und ihnen auch sagen, ihr König ließe sie schön grüßen.“ Erfreut steckte der Bauer sogleich den Thaler ein, entfernte sich aber nicht, sondern zog ein ledernes Beutelein aus der Tasche und erwiderte: „Den Gruß will ich bestens ausrichten und eine Freud' damit nach Haus bringen, aber Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr König, daß ich, Gott sei Dank, so viel habe, als ich brauche, und von Niemand etwas geschenkt mag. Den Thaler nehme ich schon; aber ich leg' dafür wieder einen andern dorthin!“ Und damit legte er einen Thaler, den er unterdessen aus seinem Beutelchen herausgefischt hatte, auf den Tisch und meinte dabei, der Herr König werde diesen schon einmal noch brauchen, da er gar viel Leut' ernähren müsse. „Das ist wahr,“ sagte der König, „der Thaler wird schon noch seinen Herrn finden. Und nun leb' wohl, mein Lieber, und denke fleißig an deinen König!“ Der Bauer verbeugte sich noch ein paarmal und nahm dann mit den Worten Abschied: „Adieu, Herr König, ich wünsch' halt, daß Sie immerfort gesund bleiben möchten; das ist doch die Hauptsache.“

Max Joseph starb am 13. Oktober 1825 auf dem Schlosse Nymphenburg. Die Kunde von seinem Tode brachte tiefe Trauer durchs ganze Land. Die Münchener Bürgerschaft hat dem geliebten Könige auf dem Max-Josephsplatze am 13. Okt. 1835 ein Denkmal errichtet. Dem Könige Max Joseph folgte in der Regierung:

44. Ludwig I., König von Bayern.

(1825–1848.)

Ludwig I. ist geboren am 25. August 1786. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Landshut und Göttingen und machte große Reisen durch Italien, Frankreich und Spanien (1804 und 1805), wodurch seine Liebe zur Kunst geweckt und genährt wurde. Besonders war es die Weltstadt Rom, welche mit ihren reichen Kunstschätzen den Geist des Prinzen fesselte und bildete. Als Kronprinz lebte er abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich fast ausschließlich den Künsten und Wissenschaften. In seinem Privatleben sparsam, konnte er schon damals beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und auf die Erbauung eines prachtvollen Museums (der Glyptothek*) zur Aufnahme von Meisterwerken der Sculptur (Bildhauerkunst) verwenden.

*) Vergl. München, Seite 8.

Am 13. Oktober 1825 rief ihn der Tod seines Vaters auf den Thron. Als er vor den versammelten Großen des Reiches den Königseid ablegte, sprach er: „Dasjenige, was der von mir gesprochene Eid als König mir auferlegt, zu erfüllen, habe ich den besten Willen, und erwarte von der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft dazu verleihen werde. Schwer ist es, nach einem Könige, wie der uns entrissene, zu herrschen, ihn zu erreichen unmöglich." — Mit solchem festen Willen, mit solchem Hinblick auf Gott und mit dem Wahlspruch: „Gerecht und beharrlich!" trat der König Ludwig seine Regierung an. Seine erste Sorge war, den Staatshaushalt zu ordnen und durch weise Sparsamkeit die Abgaben zu vermindern. Er selbst ging mit seinem Beispiele voran, vereinfachte die Hofhaltung und verwendete das Ersparte zum Besten des Landes. Er beförderte mit Liebe die Religion und erbaute zu diesem Zwecke prachtvolle Kirchen; er wachte mit großer Sorgfalt über die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und pflegte Künste und Wissenschaften. Sehr Vieles geschah unter seiner Regierung zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Er gründete den Zollverein, erbaute den Ludwigskanal und errichtete Landwirthschafts-, Gewerbe- und polytechnische Schulen. Die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die er erbauen ließ, war die erste, welche in Deutschland angelegt wurde, und was König Ludwig im Gebiete der Kunst ins Dasein rief, übertrifft alles, was vor ihm in Bayern, ja man kann sagen, in Deutschland geschah. Unter den prachtvollen Bauten, die er aufführen ließ, nennen wir nur: den königlichen Palast, den Wittelsbacher Palast, die Allerheiligenkirche, die Ludwigskirche, die Ruhmeshalle, die Feldherrenhalle, das Siegesthor, die Bibliothek, das Universitätsgebäude und die neue Pinakothek in München, die Walhalla bei Regensburg, die Villa bei Edenkoben und die Verschönerungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speyer. Dabei wurden aber auch die Armen und Nothleidenden, die von Feuersbrunst und Ueberschwemmung Heimgesuchten in keinem Theile des Landes vergessen. — Die durch König Ludwig errichteten Denkmäler der Bau- und Bildekunst werden ihm einen bleibenden Ruhm für die Nachwelt erhalten und die Erinnerung an seine glanzvolle Regierung wird feststehen in den Herzen des Bayernvolkes für und für.

Im Jahre 1848 entsagte er dem Throne und übergab die Regierung am 20. März seinem Sohne, dem Kronprinzen Maximilian. Die königlichen Worte, welche er bei dieser Gelegenheit an die Bayern richtete, lauten: „Bayern! Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; — als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. — Und nun meinen tiefgefühlten Dank

Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland!"

Seit jener Zeit lebt König Ludwig zurückgezogen von Regierungsgeschäften, vollendet begonnene Werke und übet Wohlthätigkeit. Das Volk aber hängt ihm an mit treuem Herzen und inniger Liebe, und wenn eine Krankheit oder auch nur ein Unwohlsein den guten König befällt, dann drängen sich Hohe und Niedere bangen Herzens an die Thore seines Palastes, um Kunde zu erhalten von seinem Befinden. Gott erhalte noch lange den edlen königlichen Greis, den Stolz Bayerns. —

45. Maximilian II., König von Bayern.

(1848.)

Maximilian II. bestieg den Thron seines Vaters mit folgender Ansprache an sein Volk: „Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, mir die Krone zu übertragen. — Tief ergriffen fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. In einer Zeit besteige ich den Thron, die mit ihren großen Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue ich und auf meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. Wahrheit will ich in Allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit auf dem Gebiete der Kirche, wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihrem Fürsten. Bayern, steht mir bei in meinem festen Vorhaben, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutschen Vaterlande!"

Groß waren die Hoffnungen des Volkes auf Maximilian II.; alle Erwartungen aber haben sich glänzend erfüllt. Wissenschaften und Künste, gepflegt und geschützt von dem erhabenen Monarchen, stehen auf hoher Stufe; neue, verbesserte Gesetze sind eingeführt; Handel und Verkehr, Industrie und Landwirthschaft finden durch ihn die eifrigste Beförderung, und sein mildthätiger Sinn gewährt den Armen und Nothleidenden die wärmste Theilnahme und Unterstützung. So steht er den Maximilianen, die früher schon über Bayern das Scepter führten, und vorzugsweise den Namen „Gesetzgeber" und „Landesvater" sich verdienten, würdig zur Seite.

Der edle Fürst hat sich aber auch an seinen Unterthanen nicht getäuscht; denn die königlichen Worte: „Auf der Bayern Treue hoffe Ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihrem Fürsten!" hallen fort und fort; sein beglücktes Volk hängt mit Liebe und Vertrauen an ihm und wird stets bereit sein, mit Gut und Blut für König und Vaterland einzustehen.

Gott erhalte und segne den König und Sein Haus! —

Lieder.

1. Bayerisches Volkslied.

Was macht dich gross, o Bayerland?
Die ruhmbekränzten Kriege?
Die heiss erkämpften Siege?
Die Flüsse, Berg und Wälder?
Die Wiesen und die Felder?
Du hast das Rechte nicht gebracht,
Der mich beschirmt und mich bewacht,
Mein König—hat mich gross gemacht!

Was macht dich reich, o Bayerland?
Die saatgeschmückten Auen?
Die neidenswerthen Gauen?
Der Hügel gold'ne Reben?
Der Berge Reichthum eben?
Das Schönste hast du nicht gebracht,
Der mich beschirmt und mich bewacht,
Mein König—hat mich reich gemacht!

Was macht dich kühn, o Bayerland?
Der Ahnen kühne Thaten?
Die muthigen Soldaten?
Die Bürger, fest wie Eisen,
Wo Treue zu beweisen? —
Du hast das Beste nicht gebracht,
Der mich beschirmt und mich bewacht,
Mein König—hat mich kühn gemacht!

Was macht dich stolz, o Bayerland?
Die gold'ne Königskrone?
Das Zepter auf dem Throne?
Die prunkenden Paläste?
Der Jubel und die Feste?
O nein! du hast es nicht gebracht,
Der mich beschirmt und mich bewacht,
Mein König—hat mich stolz gemacht!

(Dr. J. B. Gassmann.)

2. Dem Könige.

Heil unserm König! Heil,
Lang Leben sei sein Theil,
Erhalt ihn Gott!
Gerecht und fromm und mild
Ist er, dein Ebenbild.
Gott, gieb ihm Glück!

Fest ist des Königs Thron,
Die Wahrheit seine Kron,
Und Recht sein Schwert.
Von Vaterlieb erfüllt
Regiert er gross und mild.
Heil sei ihm, Heil!

O heilge Flamme, glüh,
Glüh und erlösche nie
Fürs Vaterland.
Wir alle stehen dann
Voll Kraft für Einen Mann
Fürs Vaterland.

Sei, bester König, hier
Lang noch des Volkes Zier,
Der Menschheit Stolz.
Der hohe Ruhm ist dein,
Der Deinen Lust zu sein.
Heil, Herrscher, dir!

3. Weiss und Blau.

1. Wenn ich zum heitern Himmel schau, so strahlt er freundlich weiss und blau, dann denk ich an mein Heimathland, wo ich der Jugend Himmel fand.

2. Und pflück ich mir im Morgenlicht ein lieblich-schön Vergissmeinnicht, und fällt ein Thränlein drauf als Thau, lacht mirs entgegen weiss und blau.

3. Begrüsst mich auf der grünen Au des Freundes Auge weiss und blau, denk ich im Heimathland zu sein, wo Augen grüssen treu und rein.

4. Denn rein und treu heisst weiss und blau, drum ich auf diese Farben bau, und wo sie hoch am Banner wehn, ist's eine Lust voran zu gehn.

(Scharrer.)

4. Des Deutschen Vaterland.

1. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preussenland? Ist's Schwabenland? Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht? Ist's, wo am Belt die Möve zieht? O nein, o nein, o nein, o nein! Sein Vaterland muss grösser sein!

2. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Bayernland? Ist's Steyerland? Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt? Ist's, wo der Märker Eisen reckt? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muss grösser sein!

3. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Pommernland? Westphalenland? Ist's, wo der Sand der Dünen weht? Ist's, wo die Donau brausend geht? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muss grösser sein!

4. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das grosse Land! Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol? Das Land und Volk gefiel mir wohl! :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muss grösser sein!

5. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das grosse Land! Gewiss ist es das Österreich, an Ehren und an Siegen reich? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muss grösser sein!

6. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne endlich mir das Land! So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: :,: Dass oll es sein, :,: das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

7. Das ist des Deutschen Vaterland, wo Eide schwört der Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt: :,: Das soll es sein, :,: das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland, wo stets die Freiheit Kämpfer fand, wo jeder Frevler heisset Feind, wo jeder Edle heisset Freund. :,: Das soll es sein, :,: das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein! O Gott! vom Himmel sieh' darein und gieb uns rechten, deutschen Muth, dass wir es lieben treu und gut! :,: Das soll es sein, :,: das ganze Deutschland soll es sein!

(Ernst Moritz Arndt.)

5. Gelübde eines deutschen Knaben.

1. Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand,
   :,: Dir Land von Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland! :,:
2. Mein Herz ist entglommen, dir treu zugewandt,
   :,: Du Land der Frei'n und Frommen, mein herrlich Vaterland! :,:
3. Will glauben und halten an Gott recht getreu,
   :,: Lieb Vaterland, nur schalten und walten fromm und frei! :,:
4. Ach Gott, thu' erheben mein jung Herzensblut
   :,: Zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommem Muth! :,:
5. Lass Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
   :,: Zu leben und zu sterben für mein lieb Vaterland! :,:

(Massmann.)

6. Treue Liebe zum Vaterland.

1. Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!
Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwiedern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

2. In der Freude, wie im Leide,
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du!
Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand,
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir mein Vaterland!

(Hoffmann v. Fallersleben.)

7. Die Lore-Ley.

(Alte Sage vom Lurlei-Felsen.)

1.

Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin?
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fliesst der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

2.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewalt'ge Melodei.

3.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh';
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'!
Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

(Heinrich Heine.)

8. Abschied von der Heimath.

1. Thränen hab' ich viele, viele vergossen, dass ich scheiden muss von hier — doch mein lieber Vater hat es beschlossen, aus der Heimath wandern wir. Heimath, heute wandern wir, heut' auf ewig von dir! drum ade, so lebe wohl! :,: Drum ade, ade, ade! :,: drum ade, so lebe wohl! :,:

2. Lebet wohl, ihr meine Rosen im Garten und ihr, meine Blümelein! darf euch jetzt nicht weiter pflegen und warten, denn es muss geschieden sein. Liebe Blümlein, weint mit mir! heute scheid' ich von hier. Drum ade, so lebet wohl! :,: Drum ade, ade, ade! :,: drum ade, so lebet wohl! :,:

3. Lebet wohl, ihr grünen blumigen Felder, wo ich manches Sträusschen band! Lebet wohl, ihr Büsche, Lauben und Wälder, wo ich kühlen Schatten fand! Berg' und Thäler, stille Au'n, werd' euch nimmermehr schau'n! drum ade, so lebet wohl! :,: Drum ade, ade, ade! :,: drum ade, so lebet wohl! :,:

4. Lebe wohl! so ruf' ich traurig hernieder, ruf's vom Berg hinab in's Thal. Heimath, Heimath, seh' ich nimmer dich wieder! seh' ich dich zum letzten Mal! Dunkel wird es rings umher — und mein Herz ist so schwer. Drum ade, so lebe wohl! :,: Drum ade, ade, ade! :,: drum ade, so lebe wohl! :,:

(Heinrich Hoffmann von Fallersleben.)

9. Der Auswanderer.

1. Es steht mit rollenden Thränen
Ein Mann am Meeresstrand
Und streckt die Arme mit Sehnen
Nach seiner Väter Land.

2. Die Brust will ihm zerspringen,
Das Herz ihm brechen entzwei:
Vom deutschen Rhein her singen
Hört er die Loreley.

3. Er hört sie singen — und rauschen
Dazwischen den heimischen Rhein,
Kann nicht genug horchen und lauschen,
Die Wangen fallen ihm ein.

4. Sie fallen ihm ein und erbleichen
Sein Auge wird hohl und matt;
Er neidet daheim den Leichen
Die trauliche Ruhestatt.

5. Er aber mit stolzer Geberde
Hat noch im Scheiden vom Fuss
Den Staub der Heimatherde
Geschüttelt im Ueberdruss.

6. Er ist im Grolle gegangen,
Nun kommt die Liebe zu spät,
Zu spät das heisse Verlangen:
Verschmäht wird, wer verschmäht.

7. Ein Weltmeer trennt ihn brausend
Vom theuern Vaterland;
Bald liegt er bei manchem Tausend
Vergessen im fremden Sand.

(Leitner.)

10. Der Jäger aus Kurpfalz.

1. Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald; er schiesst das Wild daher, gleich wie es ihm gefallt. Ju ja, ju ja! Gar lustig ist die Jägerei allhier auf grüner Heid', allhier auf grüner Heid'!

2. Auf, sattelt mir mein Pferd, und legt darauf mein Mantelsack, so reit' ich hin und her als Jäger aus Kurpfalz! Ju ja, ju ja! Gar lustig etc.

3. Jetzt reit' ich nicht mehr heim, bis dass der Kuckuk Kuckuk schreit; er schreit die ganze Nacht allhier auf grüner Heid'! Ju ja, ju ja! Gar etc.

(Volkslied.)

11. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Werth und Zahl, ihrer Länder Werth und Zahl, sassen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal, einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich,“ sprach der Fürst von Sachsen, :,: „ist mein Land und seine Macht, :,: Silber hegen seine Berge :,: wohl in manchem tiefen Schacht.“ :,:

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“ :,: sprach der Pfalzgraf von dem Rhein, :,: „gold'ne Saaten in den Thälern, :,: auf den Bergen ed'ler Wein.“ :,:

4. „Grosse Städte, reiche Klöster,“ :,: Ludwig, Herr zu Bayern, sprach, :,: „schaffen, dass mein Land dem euern :,: wohl nicht steht an Schätzen nach.“ :,:

5. Eberhard, der mit dem Barte, :,: Württemberg's geliebter Herr, :,: sprach: „Mein Land hat kleine Städte, :,: trägt nicht Berge, silberschwer.“ :,:

6. „Doch ein Kleinod hält's verborgen: — :,: dass in Wäldern, noch so gross, :,: ich mein Haupt kann kühnlich legen :,: jedem Unterthan in Schooss!“ :,:

7. Und es rief der Herr von Sachsen, :,: der von Bayern, der vom Rhein: :,: „Graf im Bart! ihr seid der Reichste, :,: Euer Land trägt Edelstein!“ :,:

(Just. Kerner.)

12. Prinz Eugen.

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wied'rum liefern Stadt und Festung Belgarad. Er liess schlagen einen Brucken, dass man kunnt hinüberrucken mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen, dass man kunnt mit Stuck und Wagen frei passir'n den Donaufluss, bei Semlin schlug man das Lager, alle Türken zu verjagen, ihn'n zum Spott und zum Verdruss.

3. Am einundzwanzigsten August so eben kam ein Spion bei Sturm und Regen, schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an, dass die Türken futragiren, so viel als man kunnt verspüren, an die dreimalhunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen, liess er gleich zusammenkommen, seine General' und Feldmarschall. Er thät sie recht instruiren, wie man sollt die Truppen führen und den Feind recht greifen an.

5. Bei der Parole thät er befehlen, dass man sollt' die Zwölfe zählen bei der Uhr um Mitternacht. Da sollt all's zu Pferd aufsitzen, mit dem Feinde zu scharmützen, was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles sass auch gleich zu Pferde, jeder griff nach seinem Schwerte, ganz still rückt man aus der Schanz. Die Musketier, wie auch die Reiter, thäten alle tapfer streiten, 's war fürwahr ein schöner Tanz.

7. Ihr Constabler auf der Schanze, spielet auf zu diesem Tanze mit Carthaunen gross und klein! Mit den grossen, mit den kleinen auf die Türken, auf die Heiden, dass sie laufen all' davon.

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten thät als wie ein Löwe fechten als Gen'ral und Feldmarschall. Prinz Ludewig ritt auf und nieder: Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder, greift den Feind nur herzhaft an!

9. Prinz Ludewig, der musst' aufgeben seinen Geist und junges Leben, ward getroffen von dem Blei. Prinz Eugenius war sehr betrübet, weil er ihn so sehr geliebet, liess ihn bringen nach Peterwardein.

13. Der deutsche Rhein.

1. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrei'n. So lang' er ruhig wallend sein grünes Kleid noch trägt, so lang' ein Ruder schallend in seine Wogen schlägt.

2. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, so lang' sich Herzen laben an seinem Feuerwein. So lang' in seinem Strome noch fest die Felsen stehn, so lang' sich hohe Dome in seinem Spiegel sehn.

3. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, so lang' sich kühne Knaben den Waffen gerne weih'n. So lang' die Flossen hebet ein Fisch auf seinem Grund, so lang' ein Lied noch lebet in seiner Sänger Mund.

4. | : Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, bis seine Fluth begraben des letzten Mann's Gebein. : |

(Nikolas Becker.)

14. Die Wacht am Rhein.

1.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

2.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und alle Augen blitzen hell,
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heilge Landesmark.
„Lieb Vaterland etc.

3.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschaun,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein, bleibst deutsch, wie meine Brust!
„Lieb Vaterland etc.

4.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!
„Lieb Vaterland etc.

5.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!
„Lieb Vaterland etc.

15. Das Lied der Deutschen.

1. Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt — Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!

2. Deutsche Männer, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang sollen in der Welt behalten ihren alten schönen Klang, uns zu edler That begeistern unser ganzes Leben lang — Deutsche Männer, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang!

3. Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! Danach lasst uns Alle streben brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand. — Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!

(Hoffmann v. Fallersleben.)

Zweiter Abschnitt.
Die Erde.

I. Die Erdtheile.

A. Europa.

1. Die Niederlande*).

Seht hier westlich von Deutschland die **Niederlande,** ein sehr tief gelegenes Land, nördlich und westlich von der **Nordsee** umgeben. Nur der südliche Theil ist gebirgig. Seit dem Jahre 1813 bildeten die Niederlande nur ein Königreich; aber im Jahre 1830 riß sich der südliche Theil los, bildete ein besonderes Königreich unter dem Namen Belgien und wählte sich einen deutschen Fürsten, einen Prinzen von Sachsen=Koburg, zum Könige. Seit dieser Zeit bestehen die Niederlande aus zwei Königreichen: **Belgien** und **Holland.**

Belgien (535 Quadratmeilen mit $4^1/_4$ Millionen größtentheils katholischer Bewohner) ist ein ungemein fruchtbares Land, reich an Getreidefeldern und Wiesen, und besitzt sehr reiche Steinkohlengruben. Zweige der **Ardennen** durchziehen den südlichen Theil Belgiens. Die Residenzstadt **Brüssel** mit mehr denn 120,000 Einwohnern und **Antwerpen** mit über 80,000 Einwohnern sind bedeutende Handelsstädte.

Holland (620 Quadratmeilen mit $3^1/_4$ Millionen vorherrschend evangelischer Bewohner) ist sehr wasserreich und sumpfig, von vielen Kanälen durchschnitten und durch ungeheure Dämme gegen die Wasserfluthen geschützt. Es fehlt festes Gestein und Quellwasser, weite Torfstrecken ersetzen den gänzlichen Mangel an Waldungen. Die Holländer, wie der größte Theil der Belgier sind Niederdeutsche. Ihre Hauptbeschäftigungen bestehen in Handel, Schifffahrt, Viehzucht und Gartenbau. Die Residenz des Königs von Holland ist **Haag,** unweit der Nordsee. Die bedeutendste Stadt Hollands ist aber **Amsterdam;** denn sie hat über 220,000 Einwohner und ist eine der wichtigsten Handelsstädte Europa's.

Wer so nach Holland kommt, die Menschen und ihr Leben sieht, ihre Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Klarheit in allem: der steht still und wundert sich. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese städtegleichen Dörfer hat der denkende Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Aber wie soll man diese Menschen beschreiben? Wenn man in die holländischen Städte und Dörfer tritt und die Leute dort so still und langsam, so nett und reinlich dabei, als hätten sie

*) Bevor die Beschreibung der Niederlande, so wie die eines jeden der übrigen Länder Europa's gelesen wird, muß mit Hülfe der Karte Europa's eine Orientirung der Schüler in den Hauptsachen des ꝛc. Landes bereits erzielt sein.

mit Arbeit nicht sonderlich sich zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer steif und bedächtig in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet, und mit behaglicher Miene und langsamer breiter Rede dem Fremden begegnet: so könnte einem einfallen, ein so stilles, bequemes Volk könne dies Land dem Meere nicht abgezwungen, diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche nicht aufgethürmt haben; und doch ist es nicht anders! Der Holländer steht eben deswegen so behaglich da, weil er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten und mit Spaten, Schaufel und Ruder sich gerührt hätte. Freilich die netten Kleider, die der Holländer trägt, sein stets blankes Schuhwerk, sein mit Blumen und Kräutern, mit Schnörkeln und Bildern geschmücktes Vorhaus, seine zierlichen, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegten Gärten, seine nett gefegten Dreschtennen, seine höchst reinlichen Stallungen möchten auf die Vermuthung bringen, der Holländer sei nur für die häuslichen Geschäfte brauchbar, habe nur für Lebensgenuß Sinn und huldige bloß der Bequemlichkeit und Weichlichkeit; aber man sehe nur den Holländer am Ruder seiner Schiffe, auf den Mastspitzen — man sehe ihn nur auf dem Wasser schalten und walten: da ist er nicht der bequeme und ruhige Mensch, da bewegt er sich, wenn auch stets besonnen, rasch und kräftig, da zeigt er eine eiserne Ausdauer und den festesten Willen.

Heldenmuth, Freiheits- und Vaterlandsliebe, Schmuck des Lebens, Reinlichkeit und Sauberkeit fast bis zur Übertreibung, Blumenliebe und Blumenpflege, Farbenfreude und daher hoher Sinn für Malerei kennzeichnen den Holländer. Man möchte dies, wenn es nicht geborene Anlage wäre, fast für ein Werk des überlegenen Verstandes ansehen. Hier in dieser den Geist niederdrückenden Einförmigkeit, in diesem Lande der Sümpfe, Marschen und Heiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben, und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense führt — hier, wo die Nähe des Meeres und die Wasser der Seen, Teiche und Gräben eine feuchte, matte Luft und einen oft umnebelten Himmel zeigen — hier, wo Torf- und Marschland, fette Erde, Torf- und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte — hier möchte man sagen, hat er sich in der Freude an dem Netten, Heiteren und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereitet. Man muß dies wohl um so höher anschlagen, je mehr es Schmutzgegenden giebt, welche ihre Bewohner ruhig Schmutzgegenden bleiben lassen.

2. Der Häringsfang.

Der Häring bewohnt den nördlichen Ocean, jedoch nicht über den 67. Grad hinaus, insbesondere aber findet er sich im deutschen Nordmeere. Zum Frühjahr sucht er, um zu laichen, d. h. seinen Rogen abzusetzen, südlichere Gegenden auf, und zieht nun von den Schottlandsinseln an den

Küsten von England wie von Norwegen in der Richtung nach Holland fort. Mit dem April schon zeigen sich die ersten Häringe, reichlicher im Mai und Juni und bilden da förmlich schwimmende Bänke, mehrere Meilen lang und breit und in einer ansehnlichen Tiefe. Ihre Menge erfüllt gleichsam den Ocean, und hineingeworfene Lanzen bleiben zwischen ihnen stehen. Wie sie sich an die Oberfläche erheben, gewährt ihre Menge einen prächtigen Anblick, ihre Bewegungen verursachen ein Geräusch wie das Plätschern des Regens. Bisweilen sinken sie auf 10 bis 15 Minuten und heben sich dann wieder; in der Nacht verbreiten sie einen matten Lichtschimmer.

Bereits im Jahre 1164 war der Häringsfang bei den Holländern im Gange; im 17. Jahrhunderte erreichte er jedoch bei ihnen seine größte Höhe und wurde der rechte Arm der Stärke ihres Landes genannt. In der That war es zu verwundern, wie ein kleines, kaum den Boden behauptendes Sumpfland es dahin brachte, mit den größten europäischen Reichen Krieg anzubinden, das Schicksal ganzer Völker in der Wagschale zu halten und so große Reichthümer aufzuhäufen — und dies alles durch den Fang eines kleinen Fisches. Aber dieser Fang beschäftigte 450,000 Menschen und brachte schon damals 100 Millionen Gulden ein. Durch ihn wurden die kleinsten Knaben mit der See vertraut und bildeten sich zu unerschrockenen, den Tod verachtenden Matrosen. Darum sagt man im Scherz: „Amsterdam ist auf Häringe gebaut." Gegenwärtig nehmen die Deutschen, Engländer und alle nordischen Völker am Häringsfange Theil, und man hat berechnet, daß der Erlös für die Häringe, welche jährlich gefangen werden, an 1000 Millionen beträgt.

Die Fahrzeuge zum Fange, welche der Holländer Buysen nennt, sind sehr lang; sie sind zum Schutze und zur Aufnahme der etwa erkrankten Seeleute von zwei Kriegsschiffen begleitet. Sobald die Häringe kommen, deren Menge oft so dicht ist, daß man sie mit Krügen und Händen schöpfen kann, werden große, an 1200 Fuß lange Netze ausgespannt, welche oben durch leere Tonnen gehalten und unten mit Steinen beschwert sind, damit sie ihre Ausdehnung behalten. Die von Hanf gefertigten halten nur ein Jahr, man macht sie daher jetzt von gelber persischer Seide, wo sie doch wenigstens 3 Jahre halten. Sie werden zuvor in Rauch gehangen, damit ihre helle Farbe die Häringe nicht scheu mache. Die Weite der Maschen ist gesetzlich vorgeschrieben und darf nicht enger als ein Zoll sein, damit man nicht zu viel Junge und Brut fange. Die anströmenden Häringe gehen oft augenblicklich in diese Netze hinein, in denen sie mit den breiten Kiemendeckeln hängen bleiben, und wenn das Glück gut ist, kann man schon nach zwei Stunden das Netz aufwinden. Man thut es gern des Nachts. Jetzt werden die Fische, die sonst bald sterben würden, herausgenommen, man schneidet ihnen die Kehle auf, entleert sie von den Kiemen und Därmen und wirft sie vorläufig in Fässer mit Seewasser. Später werden sie ausgewaschen, in Salzlacke geworfen und endlich bei ihrer Ankunft in Holland ordentlich in Tonnen, mit Schichten Seesalz dazwischen, verpackt.

Bekannt ist die besondere Achtung, die man auf die ersten angekommenen Häringe legt, und welche die hochgestellten Personen, denen man sie überreicht, mit einem bedeutenden Geschenk bezahlen. Wenn früh bei der Ankunft in Amsterdam die Tonne noch an 500 Gulden kostet, so wird sie Nachmittags schon mit kaum 100 bezahlt. Der Häring ist eine sehr gesunde Speise, ja man genießt ihn oft, das Wohlbefinden wieder herzustellen; auch wird er als Heilmittel, namentlich gegen Halsschwindsucht benutzt. Wo er in zu großer Menge gefangen wird und nicht eingesalzen werden kann, preßt man Thran aus ihm, auch braucht man den ganzen Fisch als Dünger.

3. Ebbe und Fluth in Holland.

Die merkwürdigste Bewegung des Meeres ist Ebbe und Fluth. Ganz Seeland mit allen seinen Nebenlanden und Nachbarinseln ist gleich einem großen Schwamme, der sich täglich zweimal bis zum Ueberlaufen vollsaugt und zweimal sich fast bis auf den Boden entleert. Das Wasser am Strande steigt und

fällt nämlich in regelmäßigem Wechsel innerhalb 24 Stunden 50 Minuten 48 Sekunden zweimal. Das Steigen, welches 6 Stunden dauert, nennt man Fluth. Wächst es nicht mehr, so ist hohe See, die nur $1/2$ Stunde dauert. Fällt es und tritt vom Ufer zurück, was wieder 6 Stunden anhält, so sagt man: es ebbet — es ist Ebbe. Im niedrigsten Stande (tiefe See) beharrt es wieder $1/2$ Stunde, bevor es zu steigen beginnt. In der Ostsee, die fast gänzlich vom Lande umgeben ist, spürt man keine Fluth, wohl aber in der Nordsee. Zuweilen übersteigt das Meer die gewöhnliche Höhe und wird dann gefährlicher. Man nennt dies Springfluth. Um sich gegen diese zu schützen, hat man die West- und Nordküste der Niederlande, wie auch die Nordküste Deutschlands bis an Dänemark mit kostspieligen Dämmen und Deichen, 10 bis 20 Fuß hoch, eingefaßt. Um aber das Wasser aus den Sümpfen des Landes los zu werden, hat man die Deiche mit Pforten (Sihlen), von 7 bis 20 Fuß Weite, versehen. Zur Ebbe, wenn das Seewasser bis unterhalb dieser Pforten gesunken ist, öffnen sich diese durch den Druck des aus dem Lande kommenden Wassers und lassen dieses hinaus. Die steigende Fluth aber, natürlich weit stärker als das träge Moorwasser, drückt dann die Thüren wieder zu und verschließt sich selber den Eintritt ins Land.

Die Ebbe und Fluth, besonders aber die Ebbe, bietet dem Auge einen interessanten Anblick dar. Da die Ebbe das Niveau (sp. Niwoh), d. h. die Wasserfläche, gewöhnlich um 15 bis 20 Fuß erniedrigt, so kann man sich denken, wie die dadurch entstehende Erhöhung und Hervorsteigung aller Dämme, Ufer und Sandbänke ebenfalls um 15 bis 20 Fuß ihr Aussehen verändern muß. Die Deiche scheinen riesenhoch zu wachsen, die Brücken und Pfahlreihen der Häfen steigen mit langen Piedestalen (Fußgestellen) empor und die Schiffe sinken mit dem Wasser hinab und verstecken sich zwischen den hohen Ufern oder liegen wohl auch, aufs Trockene gesunken, wie gestrandet auf einer Seite und erwecken unser Mitleid. — Dort kriechen die armen Leute der Küstenstädte, die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabben- (Seekrebse-) Fänger hervor und schleichen an den Bollwerken der Häfen herum, an denen ihre Ernte gereift ist, nämlich die Muscheln, die das Meer hier säete und pflanzte. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Fluth verborgen hält: da sieht man die versandeten Wraks und Balken des ehemals gestrandeten Schiffs; da kommen die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungethüme des Meeres zu Tage. Da zeigen sich — auf dem Grunde des Meeres — Thiere, welche ihr nicht recht in unseren sechs Thierklassen unterzubringen wüßtet, ja gewiß eher für Kräuter, Sträucher oder Bäume, als für Thiere ansehen würdet, und die denn auch von den Gelehrten wegen ihrer großen Pflanzen-Ähnlichkeit, Strahlenthiere, Quallen oder Medusen, Korallenthiere und Polypen, oder zu deutsch mit einem gemeinschaftlichen Namen **Pflanzenthiere** genannt werden. (Ein solches Pflanzenthier ist der euch bekannte Badeschwamm, der ebenfalls aus dem Meere kommt.) — Aber auch in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe reges Leben, denn die Strandvögel: die Möven, die Störche und selbst die Schnepfen machen sich heran und flattern und wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen (Tiefen und Inseln im Meere), um auf Seegewürm Jagd zu machen. Während der Fluthzeit aber, bei deren Heranrücken die Menschen, die Fischer, die Austern- und Krabbensucher die Flucht ergreifen, ist den Strandvögeln ein Theil ihrer Nahrung entzogen, und sie sitzen dann ruhig am Lande, auf den Wiesen und hinter den Deichen, sich behaglich dem Geschäfte der Verdauung überlassend.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

4. Frankreich.

Wandern wir aus der Mitte Deutschlands gen Südwest immer weiter und weiter, so werden wir endlich vor den blauen Fluthen

des mächtigen Rheins stehen. Ueberschreiten wir diesen Strom, so treten wir in das herrliche **Frankreich** ein.

Frankreich ist beinahe 10,000 Quadratmeilen groß, und 36 Millionen Menschen bewohnen dieses schöne und fruchtbare, meist ebene Land, das von hundert Flüssen bewässert wird, unter denen die **Seine**, die **Loire**, die **Garonne** und die **Rhone** die bedeutendsten sind. Ja, wohl ist Frankreich ein herrliches und gesegnetes Land; denn im Norden findet sich alles wie in Deutschland: reichlich tragende Getreideäcker, lachende Obst- und Gemüsegärten, würzigduftende Wiesen. Noch freundlicher gestaltet sich aber das Bild im Süden. Hier wachsen **Zitronen, Orangen** (Pomeranzen), **Mandeln**, Kastanien, **Feigen, Oliven** und noch viele andere Früchte und Kräuter in Hülle und Fülle; besonders gedeiht aber hier guter, feuriger **Wein**, mit welchem auch die mittlern Provinzen überreichlich gesegnet sind. Und wo in Frankreich die Trauben spendende Rebe nicht fortkommen will, da macht man Obstwein, wie z. B. in der Normandie; denn der lebenslustige, fast etwas leichtfertige Franzose hält es mit dem Sprüchlein: „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ Deßhalb wird in Frankreich auch nur wenig Bier gebraut. Doch trinkt der Franzose den Wein nur höchst selten ganz rein. In der Regel mischt er ihn im Glase zur Hälfte mit Wasser. — Wo das Land des Anbaues fähig ist, blühen Ackerbau und Viehzucht. Namentlich herrscht aber in den vielen und mitunter sehr großen Fabriken sehr reges Leben und eine seltene, musterhafte Thätigkeit; denn die Franzosen sind ein fleißiges, erfinderisches und betriebsames Volk. Die schönen, geschmackvollen Seidenzeuge, die buntfarbigen, prächtigen seidenen Tücher und Bänder, die ihr in den Gewölben unserer Kaufleute erblickt, werden größtentheils in Frankreich gewebt. Wegen ihrer feurigen Farben, ihrer Festigkeit und Reinheit, zieht man sie den deutschen und englischen seidenen Fabrikaten vor. Pariser Umschlagetücher machen die Reise durch die ganze Welt. Die Franzosen wirken aber auch Gold- und Silberstoffe, Tressen, prächtige und kunstreiche Tapeten, eine große Menge Wollen- und Baumwollenzeuge u. s. f. Und wie viele andere Galanterie- und Modewaaren verfertigen und verkaufen nicht die Franzosen? Die Pariser Modewaaren sind in den Kaufläden aller Länder zu finden.

Der Bergbau will aber in Frankreich weit weniger besagen als bei uns in Deutschland; denn der Metallreichthum ist — außer dem Eisen — nicht groß. Den Ertrag der Steinkohlen schätzt man auf 16 Millionen Centner jährlich, und doch muß eine noch größere Quantität für den Bedarf der vielen und großartigen Fabriken aus England eingeführt werden.

Paris, diese Weltstadt, mit 30,000 Häusern, 1150 Straßen, 300 Kirchen, 25 Hospitälern und Krankenhäusern und 20 großen und kleinen Theatern, ist die Hauptstadt Frankreichs. Sieben bis acht Stunden hat diese große Stadt im Umfange, und ziemlich eine Million

Menschen wohnen und leben hier. Wie es in den mitunter engen und krummen Straßen wimmelt von geputzten Herren, Damen und Soldaten; von prächtigen Kutschen und Karossen; von schmutzigen Wasserträgern und Schuhputzern, von fleißigen Einwohnern, wie von Faulenzern und Bettlern; von ehrlichen Leuten, wie von Betrügern und Diebsgesindel! Obwohl Paris im Allgemeinen unregelmäßig gebaut ist und eine nicht kleine Anzahl krummer und enger Straßen enthält, so findet man daselbst doch auch viele neu angelegte, breite, schöne und höchst regelmäßige Straßen mit den stattlichsten und großartigsten Palästen besetzt, unter denen gar manche wahre Wunder der Baukunst sind.

Die Pariser selbst sind ein unruhiges und höchst reizbares Volk, und was in großen, wichtigen Augenblicken die Bevölkerung von Paris thut und beschließt, heißt stets das ganze große Frankreich gut. Daher ist der Ausspruch entstanden: Paris ist Frankreich! Nach Paris sind die bedeutendsten Städte Frankreichs: **Lyon** — **Bordeaux** — **Marseille** — und **Straßburg** mit seinem herrlichen Münster. Diese Stadt war die Hauptstadt des einst zu Deutschland gehörenden **Elsasses**. —

Die Mehrzahl der Bevölkerung Frankreichs (über $^7/_8$ derselben) ist katholisch.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

5. Spanien.

Südwestlich von Frankreich liegt **Spanien**, ein Land von 8500 Quadratmeilen mit etwa 13 Millionen katholischer Bewohner. Es ist in Spanien viel wärmer als in Frankreich. Im Sommer brennt die Sonne oft sehr stark; die Nächte dagegen sind kühl. Die Winter sind viel gelinder als in Deutschland, und doch leiden die Spanier eigentlich weit mehr von der Kälte, als wir Deutsche hinter unseren warmen Öfen; denn sie haben nichts zum Schutze gegen die oft schneidenden Winde, Galleppo's genannt, als ein Feuerbecken, das unter den Tisch gestellt wird, und allenfalls einen warmen Mantel. Im Winter friert es in Spanien nur zuweilen Eis und dann höchstens eine dünne Rinde, so daß man dort nicht, wie bei uns, mit großen Frachtwagen über die Flüsse fahren kann. Schnee gehört selbst in den nördlichen Gegenden, die Gebirge ausgenommen, zu den seltenen Erscheinungen. —

Das größte und berühmteste Gebirge in Spanien sind die **Pyrenäen**, die es von Frankreich trennen. Die bedeutendsten Flüsse sind der **Minho**, der **Duero**, der **Tajo**, der **Guadiana**, der **Guadalquivir** und der **Ebro**.

Das Land ist an Naturprodukten sehr reich. Die Bergwerke liefern Edelsteine, Salz, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Silber und Gold. Nicht nur alle Getreidearten und unsere Obst-

sorten gedeihen dort vortrefflich, sondern auch **Oliven-** und **Orange-**Wälder bedecken große Landstrecken. Nur in einigen Gegenden giebt es genug und gutes Rindvieh; dagegen besitzt Spanien einen Reichthum an Eseln, Ziegen, vortrefflichen Pferden und den besten **Schafen** mit der feinsten Wolle. Man nennt sie wandernde Schafe (Merinos), denn im Winter kommen sie herab von den kastilischen Gebirgen in die schönen und warmen Ebenen an die Ufer des **Guadiana**, wo alles von ihnen wimmelt, und die Luft weit umher von ihrem Geblök ertönt. Nichts sieht man dann auf diesen Fluren, als einige Erdhütten, worin die Hirten wohnen. Wenn ihr diese Hirten sähet, mit ihren von der Sonne verbrannten Gesichtern, mit dem um die Schultern geworfenen Schaffelle, die alte, rostige Flinte in der Hand und in Begleitung von großen Hunden, so würdet ihr vielleicht erschrecken und sie eben nicht für sanfte Hirten halten. — Auf ihrer Rückreise werden die Schafe geschoren. Man hat hierzu große Gebäude, in welchen 40, 50 bis 60,000 Stück nach einander die Wolle abgenommen wird. Das ist nun eine Freudenzeit in der ganzen Gegend. Die Wolle wird nun gewaschen, getrocknet und sortirt. Die feinste Wolle wird größtentheils ins Ausland verkauft, obgleich man auch im Lande selbst aus allen Sorten Tuch verfertigt. — Auch fehlt es in Spanien nicht an Leinwand-, Seiden-, Baumwollen-, Leder-, Hut-, Glas-, Tabak- und anderen Fabriken.

Die Hauptstadt Spaniens ist **Madrid** mit 200,000 Einwohnern. Andere bemerkenswerthe Städte sind: **Barcellona** — **Sevilla** mit einem prächtigen Dom und dem Grabmale des Columbus — **Granada** — und das durch den heldenmüthigen Widerstand seiner Bewohner im französischen Kriege (1809) berühmt gewordene **Saragossa**.

6. Das Mädchen von Saragossa.

Saragossa! Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Kindern nun vor harter Knechtschaft bangen?

Saragossa! wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?!
Willst du, vor dem Feinde zagend, deine edle Freiheit morden? — —
Aber sieh', da naht ein Mädchen, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken —
Weh', da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone,
„Rache! Rache!" — ruft sie heftig — „Feinde, kommt, daß ich's euch lohne!"

Und der Donner, überraschend, ruft ringsum auf allen Wällen
Die Verzagten und Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen,
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, alle Bürger dorthin stürmen,
Männer, Greise, Weiber, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen!

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Öl und Felsenstücke, alles wird zur Wehr' und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn danieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen.
Saragossa! Denk', ein Mädchen hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Bräut'gam, ach zum todten, mußte tragen

Ja, erquickt durch ihre Treue und gestärkt mit ihrem Muthe
Hat sie dich, als sie den Theuren liegen sah in seinem Blute!
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern — neben Mina*) —
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

(W. Smets.)

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

7. Portugal.

Seht hier das westlichste Land Europa's, das Land, wo Apfelsinen blühen, das warme, schöne, liebliche, aber schlecht angebaute **Portugal** — mit der Hauptstadt **Lissabon.**

Es grenzt dieses angenehme Land auf der Ostseite und gegen Norden an Spanien; auf den beiden andern Seiten aber wird es von dem großen Weltmeere, dem **atlantischen Meere,** bespült. Vier ansehnliche Flüsse durchströmen es, die alle aus Spanien kommen: der **Minho,** der **Duero,** der **Tajo** und der **Guadiana.** — Der Boden ist mehrentheils trocken, bergig und steinig. In manchen Gegenden sind auch große Heiden.

Wer kein Freund vom Regen ist, der komme im Sommer nach Portugal, denn von dem Monate Mai bis in den October regnet es hier beinahe nie. Stets ist der Himmel heiter und wolkenleer. Zu Ende des April fängt die Hitze an und dauert bis zu Ende September. Vom Ende des Juli bis zu Ende August steigt sie zu einem so hohen Grade, daß alle Gewächse verbrennen Kein grünes Grashälmchen ist dann zu sehen, und das Laub der Bäume hängt welk und traurig herab. Diese Zeit ist der wahre Winter für die Gewächse. Die Menschen aber zerfließen den Tag über in Schweiß und sind verdrossen zu aller Arbeit. Zum Glücke können sie sich des Abends wieder erholen, denn schon gegen fünf oder sechs Uhr wird es merklich kühl. Jetzt erst werden in den Städten die Straßen lebhaft; zuerst erscheint das geschäftige Volk, und nach Sonnenuntergang schlüpfen auch die Vornehmen aus ihren Häusern. Immer größer wird nun das Gewühl und das Getümmel. Die Frauenzimmer sitzen leicht gekleidet auf den Balkons vor den Fenstern und genießen die Abendkühle. Die ganze Nacht hindurch, bis wieder die Sonne aufgeht, hört man auf den Straßen Guitarren und Gesang. — Die schwülste Tageshitze hingegen wird beinahe allgemein verschlafen.

Wie ist es denn nun aber in den Wintermonaten, wenn tiefer Schnee bei uns das Land bedeckt? — Schnee und Eis sind da eine große Seltenheit; und fallen ja einige Flocken, so werden sie gleich wieder zu Wasser. Dessen ungeachtet aber sind mir unsere deutschen

*) Mina — ein berühmter spanischer General.

Winter lieber, denn da hat man doch oft Monate lang schönes, helles Wetter; in Portugal hingegen regnet es beinahe beständig. Die ersten Herbstregen auf das ausgebrannte Land wollte ich mir zwar gefallen lassen, denn ihr glaubt nicht, was sie für Wirkung thun. Erst erscheinen auf diese Regen die letzten Herbstblumen, wie z. B. die Zeitlosen, die Herbstlevkojen und andere; beinahe unmittelbar darauf folgen aber auch schon die Frühlingspflanzen. Ein fast unmerklicher Raum trennt Herbst und Frühling. Das junge Gras, das Laub sproßt hervor, und macht den October zu einem der angenehmsten Monate im Jahre. Im Februar oder März hat das Korn schon Aehren. Im März ißt man schon Zuckererbsen und Bohnen. Die Regengüsse sind hingegen oft auch fürchterlich, und das Wasser stürzt mit ungeheurer Gewalt aus den Wolken. Die Straßen in den hochgelegenen Theilen der Städte werden dann zu wilden Strömen, die in den niederen Gegenden alles überschwemmen und mit Schutt und Koth bedecken. In manchen Wintern regnet es unaufhörlich oder setzt doch wenig aus, und dann bleibt der Himmel nebelig. Nur selten klärt sich das Wetter völlig auf, und dann friert es ein wenig. Die Regen sind bisweilen ziemlich kalt, und alsdann ist das Schlimmste, daß man beinahe in keinem Hause einen Ofen oder einen Kamin findet. Die Portugiesen verwahren sich bloß durch warme Kleidung gegen die Kälte.

Ein so warmes Land, wie Portugal, trägt, wie ihr leicht denken könnt, eine Menge schöne Früchte, für welche die Luft bei uns in Deutschland zu kalt ist. Von der Art sind die **Zitronen, Pomeranzen, Apfelsinen, Feigen, Mandeln,** Kastanien, **Oliven, Johannisbrod, Reiß.** Dabei giebt es aber auch, wie bei uns, Äpfel und Birnen, Pflaumen, Roggen und Weizen. — In manchen Gegenden sieht man ganze Pomeranzenwälder, und die Pomeranzenbäume werden oft so groß, daß einer über 2000 Stück Orangen trägt. Oft sind diese edlen Früchte in den Provinzen so wohlfeil, daß das Stück für einen Pfenning verkauft wird. Schon im Monate Februar bricht man einen Theil zum Versenden ins Ausland; vollkommen süß und schmackhaft werden sie aber erst im Monate Mai. Mitten unter den reifen Früchten erscheinen schon wieder die neuen Blüthen und verbreiten weit umher ihren Balsamduft. — Der Feigenbaum wächst in Portugal oft wild aus nackten Felsen und aus Mauern ohne alle Erde hervor. Er wird in gutem Lande so groß wie unsere Birnbäume. Die Bauern bringen die Feigen zum Verkauf in die Städte, wo die Handelsleute ungeheure Haufen davon zur Versendung aufschütten. Sie lassen sie getrocknet in kleine Körbe drücken, wovon jeder 28 Pfund hält, und so kommen sie in den Handel. — In den mittleren Provinzen Portugals ist der Ölbaum so häufig, daß man zuweilen ganze Tagereisen macht, ohne einen andern Baum anzutreffen. Seine Früchte sind zwar kleiner, als die spanischen Oliven, aber sie geben ein besseres Öl. Auch der Ölbaum wächst an vielen Orten wild, wie der Feigenbaum. Man pfropft ihn wie unsere Obstbäume; er trägt

aber sehr spät, oft erst im fünfzehnten Jahre. Werden daher in einem Kriege die Ölbäume niedergehauen, oder erfrieren sie, was jedoch selten der Fall ist, so entsteht ein ungeheurer Schaden. Im Dezember und Januar werden die Oliven reif, und dann schlägt man sie mit Stangen ab. Man preßt sie sogleich aus, oder läßt sie auch eine Zeit lang liegen und gähren, damit man desto mehr Öl bekomme. Dieses Öl dient den Portugiesen, statt Butter und Schmalz, zur Zubereitung ihrer Speisen; und man versichert, daß, wenn zuweilen die Hausfrauen ihre Schlüssel verlegen, wie das denn auch in Portugal der Fall ist, sie in der Geschwindigkeit Öl aus der Lampe in die Pfanne gießen und ihre Speise damit schmalzen.

Noch ein Hauptprodukt Portugals ist der **Wein**, der in diesem warmen Lande außerordentlich gut wird. Er ist meistens roth; zwar giebt es auch weißen, aber der rothe schmeckt besser. Die weinreichsten Gegenden sind hier am obern Duero. In ganz Portugal wird der Wein nicht gekeltert, sondern die Trauben werden mit den Füßen zerstampft. Auch wird der Most nicht in den Keller gelegt, sondern mit dem stärksten Branntweine vermischt, und über der Erde in den Magazinen gelassen, wo er vergährt. Dies ist die Ursache, daß die portugiesischen Weine alle schwer und stark, nicht leicht und fein sind, wie die französischen. Sie werden meistens von der Stadt Porto oder Oporto aus versendet; man nennt sie daher: **Portweine.**

Reich ist also Portugal an guten Weinen und edlen Früchten; desto ärmer aber ist es an Getreide. Nur in der nördlichen Hälfte baut man hinlänglichen Vorrath; in der südlichen muß jährlich sehr viel vom Auslande gekauft werden. Die Gebirge Portugals sind reich an Metallen, können aber aus Mangel an Holz nicht gut ausgebeutet werden.

Das Land hat eine ziemliche Menge Tuch- und Wollenzeug-, Seiden- und Leinwand-Manufacturen; dann verfertigt man viele Borden und Bänder, auch eine große Menge Steingut und Töpferwaaren; aber doch nicht so viel als solche Fabrikwaaren im Lande gebraucht werden. Man kauft sie daher meistens von den Engländern, die alle Jahre viel mehr Geld aus Portugal schleppen, als sie den Portugiesen für ihre Weine, Zitronen, Pomeranzen, Lorbeeren und ihr Seesalz zu lösen geben.

Portugal hat auf 1800 Quadratmeilen ungefähr $3^1/_2$ Millionen Einwohner, welche sich zur katholischen Kirche bekennen.

8. Das Erdbeben zu Lissabon.

Die schrecklichsten Naturerscheinungen, die es giebt, sind Überschwemmungen, **Ausbrüche von Vulkanen** (feuerspeienden Bergen) und **Erdbeben**; von diesen selbst aber ist offenbar das letztere das furchtbarste. Wie gräßlich, wenn der Boden unter den Füßen der Menschen wankt, wenn er in jedem Augenblicke zerreißen und sich ihm zum Grabe öffnen kann; wenn das schützende Dach seiner Hütte, in der er friedlich zu leben hoffte, herabzustürzen und ihn zu zermalmen droht! —

Der Grund des Erdbebens ist unterirdisches Feuer. Ihr wißt ja, daß manche Stoffe, besonders mit Feuchtigkeit verbunden, von selbst in Hitze gerathen und sich zuletzt entzünden. Feuchtes Heu, fest zusammengepackt, geräth in Brand, eben so entzünden sich Eisentheile, wenn sie mit Schwefel und wässerigen Theilen vermischt sind, von selbst. Von diesen eben genannten Stoffen: Eisentheilen und Schwefel, giebt es unter der Erde ungeheuer große Schichten, welche, sobald Wasser hinzutritt, sich entzünden. Steinkohlenlager, die sich ebenfalls reichlich unter der Erde befinden, geben dem Feuer Nahrung genug, und so entsteht ein ungeheurer Brand. Durch das Verbrennen dieser Stoffe werden aber starke Dämpfe entwickelt, die irgendwo einen Ausgang suchen. Denn die Dämpfe sind sehr elastisch, d. h. sie lassen sich sehr zusammenpressen, aber nur bis auf einen gewissen Grad, dann dehnen sie sich mit außerordentlicher Gewalt aus, und je mehr sie zusammengepreßt waren, mit desto ungeheurerer Kraft zersprengen sie alles, was sie beschränken will. — Haben nun die unter der Erde eingeschlossenen Dämpfe durch Zusammenpressung eine gewaltige Kraft erreicht, so sprengen sie die Oberfläche der Erde, damit sie einen Ausweg gewinnen. Während sie noch kämpfen, sich aus ihrem Kerker zu befreien, ertönt ein unterirdischer Donner oder ein heftiges Geklirr; der Erdboden wird erschüttert, er zittert, schwankt, bewegt sich, wie Wellen im Meere, auf und nieder; es erfolgen die heftigsten Stöße, hier und da stürzt er ein, da es unter ihm hohl geworden ist; Hügel sinken in den Abgrund, und an anderen Stellen heben sich neue Berge empor; Seen verschwinden und werden ausgefüllt, und an anderen Stellen bilden sich neue Gewässer; dicker Schwefeldampf steigt aus der geborstenen Erde hervor, und Feuerflammen scheinen von der Erde ausgespieen zu werden. Oft erheben sich auch heftige Gewitter, welche die Schrecken noch erhöhen. So tobt es fort unter und über der Erde, bis die unterirdischen Mächte irgendwo einen Ausgang gefunden haben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den feuerspeienden Bergen.

Eines der furchtbarsten Erdbeben, welche die Geschichte kennt, ist dasjenige, welches am 1. November 1755 die große und prächtige Hauptstadt von Portugal, **Lissabon**, in einen Schutthaufen verwandelte. Freundlich war die Sonne an diesem Tage aufgegangen; Tausende von Menschen waren in ihren Festkleidern nach den Kirchen geeilt, als man plötzlich nach 9 Uhr ein unterirdisches Getöse, wie das Rollen eines gewaltigen Donners, vernahm, und in ihm das drohende Vorzeichen eines Erdbebens erkannte. In demselben Augenblick flüchteten die Bewohner der Stadt aus den Kirchen und Wohnungen auf die Straßen; aber nur einem Theile gelang die Rettung. Von einem fürchterlichen Erdstoße wankten die Häuser; die oberen Stockwerke in ganzen Straßen stürzten ein, und begruben die Bewohner unter den Trümmern; selbst die festeren Bauwerke prachtvoller Kirchen brachen zusammen und wurden der Betenden Grab. Ganze Straßenreihen waren niedergeworfen; Paläste und Kirchen lagen in Schutt, und von den eingebrochenen Gebäuden stürzten unaufhörlich Mauersteine und Balken nach, so daß viele Menschen, welche der ersten Verwüstung entgangen waren, erschlagen oder verstümmelt wurden. Auf den freien Plätzen sammelten sich die, welche der ersten Gefahr entronnen waren. Da sah man Menschen aller Stände und jeden Alters zusammengedrängt, alle von gleicher Angst erfüllt; auf den Knieen liegend, die Hände zum Himmel emporgereckt, flehten sie Gott um Schutz und Rettung an, oder schlugen an ihre Brust und riefen: Herr, erbarme dich unser!

Nicht lange währte es, so erfolgte ein zweiter Stoß des Erdbebens und warf, was von Kirchen, Palästen und Häusern noch nicht eingestürzt war, gänzlich nieder. In das Krachen der zusammenbrechenden Gebäude mischte sich das Wehgeschrei des Volkes, daß es weithin gehört wurde. Noch lauter aber erscholl es, als nach wenigen Sekunden das Wasser des Flusses sich hoch, wie ein Gebirge, emporbäumte und gegen die Stadt heranwälzte. „Das Meer, das Meer! Wir sind des Todes!“ riefen viele Tausende und flohen den Straßen zu, in welchen ihnen durch niederfallendes Gemäuer ein anderer Tod drohte. Wild braus'te das Wasser in die Stadt; die an dem Ufer ankernden Schiffe wurden losgerissen und mehrere von dem Strudel verschlungen. Viele Menschen fanden hier ihren Tod.

Diese fürchterliche Erscheinung erneuerte sich bald darauf mit dem dritten Erdstoße auf dieselbe Weise, und wiederholte sich bei jedem folgenden. Zu diesem Schrecken der Natur gesellte sich das Feuer, welches aus dem Schutte der eingestürzten Häuser an allen Enden ausbrach und das verzehrte, was das Erdbeben und das Wasser verschont hatte. Was nicht erschlagen war, oder mit dem Tode rang, floh jetzt aus der Stadt. Auf den Feldern umher lagerten die unglücklichen Bewohner Lissabons zu Tausenden ohne Obdach, ohne Nahrung und zum Theil ohne Kleidung, einem fast ununterbrochenen Regen ausgesetzt. Denn die benachbarten Städte und Dörfer, in welchen sie Zuflucht hätten finden können, hatten selbst durch die Verheerungen des Erdbebens gelitten. — Unsäglich war das Elend, das über die Stadt Lissabon gekommen war; 16,000 Gebäude lagen darnieder, unter ihnen das königliche Schloß, alle Haupt- und Pfarrkirchen, die Klöster, die Krankenhäuser und fast alle öffentlichen Gebäude; nur wenige waren verschont geblieben. Lissabon war ein Schutthaufen, unter welchem das Glück von 200,000 Bewohnern und die Leichname von 40,000 Erschlagenen begraben lagen.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

9. Die Schweiz oder Helvetien.

Auf, lasset uns heute im Geiste einmal in die schöne, romantische **Schweiz** wandern! — — Mir ist, als erblickte ich wirklich schon in der Ferne die hohen **Alpengebirge** mit ihrem ewigen Schnee und ihren Eisfeldern, die nie an den warmen Strahlen der Sonne ganz zerrinnen. Auf dem Abhange dieser Gebirge aber und auf tausend grünen, niedrigen Bergen sehe ich zahllose Heerden Kühe und Ziegen; und mitten unter ihnen sitzen auf dem weichen Grase oder auf schroffen Felsen muntere Hirten, die fröhlich den Kuhreigen blasen, der die Herzen aller Schweizer mit Freude und Vaterlandsliebe erfüllt. Auf den Bergen zerstreut liegen eine Menge kleiner Hütten, **Sennhütten** genannt, wo die Kühe und Ziegen gemolken werden, und wo man aus ihrer fetten Milch köstliche Käse bereitet, die als Handelsartikel durch die halbe Welt versendet und überall gern gekauft und gegessen werden.

Ja, Kinder, ein schönes, herzerhebendes Land ist die Schweiz. In keinem andern findet man mehr Veranlassung, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern, dessen Hand diese ungeheuren Bergmassen aufgethürmt hat, von denen manche Spitze noch nie von eines Menschen Fuß betreten worden ist.

Die Schweiz ist im Ganzen ein rauhes **Gebirgsland;** und ob es gleich südlicher liegt, als Deutschland, so ist doch die Luft, des vielen Schnees und Eises wegen, viel kälter als bei uns. Doch scheint der nördliche Theil, der unserm Deutschland zugekehrt ist, milder, und hat nur wenige Gebirge. Von Frankreich aus wird die Schweiz durch den **Jura** getrennt, der nicht so hoch ist wie die **Alpen,** die sich vom **mittelländischen Meere** an durch Piemont, Savoyen, die Schweiz und Tyrol bis gegen die Türkei hinziehen. Besteigt man diese Gebirge, so findet sich, daß in einer Höhe von 7800 Fuß

der Schnee anhebt, versteht sich, mitten im Sommer, denn im Winter ist ja das ganze Land damit bedeckt. Durch diesen Gebirgsschnee entsteht im Frühjahre, wenn er anfängt weich zu werden und zu schmelzen, oft schreckliches Unglück; denn wenn sich von den steilen Felsen auch nur ganz kleine Klumpen ablösen und von dem hohen Gebirge herabrollen, so werden sie, ehe sie in das Thal kommen, zu so ungeheuren Massen, daß öfters ganze Dörfer mit allen Einwohnern und allem Vieh darunter begraben werden. Man nennt dies **Schneelawinen.** Der seit Jahren in den Hochgebirgen angehäuft liegende Schnee aber wird nach und nach grobkörniger und verwandelt sich durch Zusammensetzen allmählich in Eis, welches man **Firn** nennt. In manchen Alpengegenden werden die mit Schnee und Eis bedeckten Berggipfel deshalb auch **Firner** genannt. Durch das Herabsenken der Hochschnee- oder Firnmassen in Schluchten und Thäler drücken sich die einzelnen Eistheilchen immer fester an einander, und da sie zugleich von Thauwasser aus dem im Sommer von den Bergen abschmelzenden Schnee durchzogen sind: so bilden sie durch wiederholtes Zusammenfrieren eine feste Eismasse. Ihrer eigenen Schwere folgend und von oben gedrängt, gleiten oder fließen diese Eismassen immer tiefer hinab, und so wird nach und nach oft der ganze Zwischenraum zwischen zwei Bergen mit Eis ausgefüllt, so daß ein Eisberg zwischen ihnen entsteht: und das nennt man **Gletscher.**

Man sieht in der Schweiz Berge, die 12—14,000 Fuß hoch sind, wie z. B. das **Schreckhorn,** die **Jungfrau,** der **Monterosa.** Wenn ihr nun bedenkt, daß selten ein Kirchthurm 400 Fuß hoch ist, so könnt ihr euch die außerordentliche Höhe dieser Berge ungefähr vorstellen. Ihre Gipfel verlieren sich in den Wolken, und wenn man auf der Spitze steht, so hat man oft das Vergnügen, unter seinen Füßen den Donner zu hören und den Blitz zu sehen.

So hoch diese Berge sind, so sind doch über einige derselben Landstraßen geführt, z. B. über den **St. Gotthard** zieht sich die Straße bis zu einer Höhe von 6430 Fuß. Über den Simplon ist, auf Napoleons Befehl, eine neue Straße gebahnt worden, die über 264 Brücken und öfters durch Höhlen führt, welche in die Felsen gesprengt worden sind. — Diese Berge nun verbreiten ihre Äste über das ganze Schweizerland, und sind Ursache, daß nirgends große Ebenen gesehen werden. Sie enthalten auch die Quellen einer Menge Bäche und **Flüsse,** unter welchen der **Rhein** und die **Rhone** die bedeutendsten sind.

Die Schweiz ist auch sehr reich an großen **Seen.** Der vorzüglichste darunter ist der **Genfersee,** der 16 Quadratmeilen groß ist; dann kommt der **Bodensee,** an der Grenze Deutschlands; ferner der **Neuenburger,** der **Zürcher,** der **Vierwaldstädter See** u. s. w. Diese Seen haben meistens eine ungeheure Tiefe; der Genfersee soll an manchen Orten 950 Fuß, der Zürcher und Vierwaldstädter 600 Fuß tief sein.

Die Berge, Seen und Flüsse lassen in der Schweiz wenig

Land zum Ackerbau übrig; sie kann daher nicht unter die fruchtreichen Länder gerechnet werden. Wo man aber ackern oder hacken kann, da ist der Boden ziemlich ergiebig an Getreide, und in manchen Gegenden baut man daneben ziemlich viel Wein. Auch fehlt es in der Schweiz nicht an gutem Obste. Besonders reich aber ist das Land an fetten Viehweiden, denn die niedrigen Berge und die Abhänge der größeren sind mit den kräftigsten Futterkräutern bewachsen: deswegen übertreffen auch die Schweizer Kühe im Ganzen viele andere an Größe. Die Flüsse und Seen liefern eine Menge Fische, die Wälder etwas Wildpret, auf den hohen Gebirgen sieht man oft **Gemsen** umherklettern, und auf den Spitzen der Alpen hausen die zwei größten und stärksten europäischen Raubvögel: der **Goldadler** und der **Lämmergeier** oder Bartadler, welcher Gemsen, Hasen und Lämmer aus der Heerde raubt und auch wohl schon Kindlein mit seinen gewaltigen Klauen gepackt und durch die Lüfte davongetragen hat. Es lebte wenigstens 1814 noch eine Schneidersfrau, welche die Lämmergeier-Anni hieß, weil sie, als sie einst als dreijähriges Kind im Grase schlief, ein Lämmergeier packte und 1400 Schritte davon trug. Ein Mann schreckte den Räuber davon, als er das Kind eben zerfleischen wollte. —

So ist denn die Schweiz ein Gemisch von angebauten Fluren, fetten Thälern, kräuterreichen Triften, grünenden Hügeln, schroffen Felsen, hohen Gebirgen und Eisgletschern. Auf den Bergen, die oben ewiger Schnee bedeckt, hat man oft in den Sommermonaten alle vier Jahreszeiten: Herbst, Sommer, Frühling und Winter. Während an dem untern Theile schon die Heuernte vorbei ist, wird auf einer nachfolgenden höhern Stufe das Heu erst gemäht und getrocknet. In den noch höheren Gegenden blühen die ersten Grasblümchen, und auf den Spitzen der Berge liegt der Schnee haushoch.

Die Schweizer Eisgebirge und Eisfelder werden von vielen Reisenden besucht; solche Besuche sind aber mit großer Gefahr verbunden, denn oft bekommt das Eis Risse und Klüfte, die so verschneiet werden, daß man sie nicht sieht. Geräth man in eine solche Kluft, so versinkt man ohne Rettung. Dies begegnete im vorigen Jahrhunderte einem Reisenden, der 24 Jahre lang vermißt wurde, und den man endlich völlig zerquetscht in einer Eisspalte fand. Seine Haut war ganz unverletzt und der Körper unverweset. Was mußte er nicht ausgestanden haben, ehe ihn der Tod von seiner Angst und Verzweiflung befreite! — Nun weiter!

„Ist die Schweiz stark bevölkert, und was treiben die Bewohner außer der Viehzucht?" — Nein, Kinder! die Schweiz hat auf 800 Quadratmeilen nicht mehr als 2,400,000 Einwohner, aber es sind brave, treuherzige und achtbare Menschen, meist Deutsche. Diese reden die deutsche Sprache; ein anderer Theil spricht französisch, noch ein anderer italienisch. Sie haben in manchen Gegenden gute Fabriken und Manufakturen; sie weben schöne Baumwollen-

und Seidenzeuge, Bänder, Tuch und Leinwand; ihre Frauen und Töchter klöppeln Spitzen; dann wird auch in der Schweiz viel gutes Papier gemacht. Ferner kommen aus der Schweiz eine Menge goldener und silberner Uhren, auch andere Goldarbeiten, vorzüglich aus Genf. Mit diesen Waaren, besonders aber mit Vieh, Butter und Käse treiben die Schweizer einen ansehnlichen Handel, und da sie aus ihren Bergen auch Eisen, Kupfer, Silber, Marmor und viele andere Mineralien erbeuten, so finden auch hier eine Menge Menschen Beschäftigung und Gelegenheit zum Handel.

Die Schweiz ist eine Republik oder ein Freistaat, der in 22 Kantone eingetheilt ist. Der Religion nach bekennen sich einige Kantone zur katholischen, andere zur evangelischen Kirche, noch andere sind gemischt. Die bedeutendsten Städte sind **Zürich, Bern, Basel, Genf, Luzern, Schaffhausen** u. s. f. Keine dieser Städte ist von ansehnlicher Größe, denn Genf, die größte, zählt nur 36,000 Einwohner.

10. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen auf des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes muntrem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Blitzesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle*).

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf dem höchsten Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?“

(Schiller.)

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

---

*) Die Gazelle ist im Morgenlande heimisch, der Dichter meint aber hier die ihr verwandte Gemse.

11. Italien.

Wohlauf also, nach **Italien**, der grossen Halbinsel, die sich hier südöstlich von der Schweiz in Gestalt eines Stiefels weit in das **mittelländische Meer** hinausdehnt. Auf der West- und Südseite ist Italien vom mittelländischen, auf der Ostseite vom **adriatischen Meer** eingeschlossen. Gegen Norden grenzt es an die schweizer und tyroler **Alpen**, gegen Westen an die französischen Gebirge.

Zwei grosse Flüsse durchströmen Italien in Norden: der **Po** und die **Etsch.** Der Po ist ein mächtiger Strom, der an der französischen Grenze in den Alpen in einer Höhe von 6000 Fuss entspringt und seinen Lauf östlich nach dem adriatischen Meer nimmt. Die Etsch kommt aus Tyrol und mündet ebenfalls ins adriatische Meer. Gegen die Mitte der Halbinsel ergiesst sich unterhalb Rom die **Tiber** ins mittelländische Meer. So wie die **Alpen** als eine lange Gebirgskette sich längs der Grenze von Oberitalien (Norditalien) hinziehen, so läuft ein anderes Gebirge, die **Apenninen**, von Genua an bis an die südliche Spitze durch die Mitte von ganz Italien und theilt es in zwei fast gleiche Hälften. Berühmte vulkanische Gebirge befinden sich in Unteritalien (Süditalien), im Königreich Neapel der **Vesuv**, und auf der Insel Sicilien der **Ätna.** Noch interessanter aber ist der **Montblank** im Herzogthum Savoyen in Oberitalien, der 14,700 Fuss über der Meeresfläche sich erhebt und mit ewigem Schnee bedeckt ist — daher sein Name Montblank (weisser Berg). Er ist der höchste Riesenberg in ganz Europa.

In den wilden Gebirgsgegenden ist freilich auch in Italien die Luft ziemlich rauh; aber wie mild, wie warm, wie angenehm weht sie nicht dagegen auf dem ebenen Lande, besonders gegen das Seegestade hin! In den südlichen Gegenden herrscht ein ewiger Frühling; man glaubt da öfters in dem lieblichsten Garten, in einem Paradiese zu sein, wo die Natur in ihrer vollen Schönheit prangt, und dem Menschen nichts mehr zu wünschen übrig lässt. Es wachsen da auf freiem Felde **Mandeln,** Kastanien, **Feigen, Ölbäume, Pomeranzen, Citronen** und andere **edle Früchte,** auch alles Obst, das wir in unsern Gärten finden, doch im südlichen Italien nicht so gut, als bei uns, weil es dort unseren Obstarten zu heiss ist; ferner **Lorbeerbäume, Granatäpfel, Johannisbrod** und **Süssholz.** Nie schneit es in den Thälern des südlichsten Italiens, und noch gegen die Mitte hin ist der Schnee selten. Ja im Januar kann man die Lazaroni (die Eckensteher Neapels) und die Landleute auf den Gassen liegend und ihren Mittagsschlaf haltend finden, wie im Sommer; auf einem Spaziergange kann man dort um Weihnachten in den Fall kommen, einen Schirm aufzuspannen, um sich gegen die drückende Hitze zu schützen.

Mit zahmen und wilden Thieren ist Italien reichlich versehen.

Man trifft da Rindvieh, Büffel, Pferde, Schafe, Schweine, Hasen u. s. w. an, wie bei uns, und ausserdem noch **Bären**, Gemsen, **Murmelthiere** und **Salamander** (eine Art unschädlicher Eidechsen). Auch fehlt es nicht an **Taranteln** (eine Art Spinnen) und **Skorpionen**, deren giftige Stiche entsetzlich schmerzen und sehr gefährlich sind.

Das schöne Italien hat grosse Städte und ist so stark bevölkert, dass im Ganzen auf 5620 Quadratmeilen 25 Millionen Bewohner kommen, welche sich zur katholischen Kirche bekennen. Italien besteht aus mehreren Staaten, die aber nicht, wie die Staaten Deutschlands, zu einem Bunde mit einander vereinigt sind. In **Oberitalien** liegen: das **lombardisch-venetianische Königreich**, welches, wie ihr ja wisst, zum Kaiserreiche Österreich gehört, mit den Städten **Mailand** und **Venedig** — das **Königreich Sardinien** (hierzu die Insel Sardinien im mittelländischen Meere) mit der Hauptstadt **Turin** — das **Herzogthum Parma** mit der Hauptstadt Parma — und das **Herzogthum Modena** mit der Hauptstadt Modena. In **Mittelitalien** finden wir hier: das **Grossherzogthum Toskana** mit der Hauptstadt **Florenz** — und den **Kirchenstaat**, so genannt, weil das Oberhaupt dieses Staates, der **Papst** zu **Rom**, zugleich das Oberhaupt der katholischen Kirche ist. Über **Unteritalien** erstreckt sich das **Königreich** beider **Sicilien** (Neapel und die Insel Sicilien) mit den Hauptstädten **Neapel** und **Palermo.**

Wenn der Deutsche nach Italien kommt, in dieses durch Naturschönheiten und Kunstschätze so ausgezeichnete Land, so wird er durch den Glanz des Himmels, durch den Reichthum der Pflanzenwelt, durch den Wohllaut der Landessprache gar wundersam überrascht und ergriffen. Der Himmel des Südens ist oft dunkelblau, und des Nachts schimmern die Sterne in so grosser Zahl und in solcher Stärke, dass man beim Sternenlichte lesen kann. Die Majestät der Kirchen, die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes, die erhebenden heiligen Gesänge, von der schönsten Musik begleitet, die kostbaren Gemälde und Bildsäulen — alles das verwandelt die frostigen Gedanken des Nordländers in warme Gefühle und macht auf sein Gemüth einen überwältigenden Eindruck.

12. Rom.

Kein italienischer Staat ist für uns wichtiger, als der Kirchenstaat, und keine italienische Stadt merkwürdiger, als das ewige **Rom**, wie es seines hohen Alterthums wegen genannt wird. Rom ist nämlich die Hauptstadt der katholischen Christenheit, das Jerusalem des neuen Bundes, der Sitz des Statthalters Christi, des **Papstes**, das Ziel der Wanderung von tausend und aber tausend Pilgern, die sich aus allen Theilen der christlichen Welt dorthin begeben, getrieben von religiösem Bedürf-

niss oder von künstlerischem Interesse, oder von beidem zugleich. Von Rom aus ist zweimal die Welt beherrscht worden, zu den Zeiten der Römer und dann im Mittelalter in den blühendsten Zeiten des Papstthums, als die Statthalter Christi nicht blos als Väter der Gläubigen verehrt, sondern auch als Schiedsrichter zwischen Fürsten und Nationen betrachtet und um ihre Entscheidungen bei Regelung der öffentlichen Verhältnisse angegangen wurden. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden: das alte heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Amphitheatern, Triumphbögen und andern grossartigen Baulichkeiten, und das neue christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzählbaren Merkwürdigkeiten, nicht nur katholische, sondern auch nichtkatholische Christen in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, durch welche die Reisenden aus dem Norden hindurch müssen, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich, nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne, da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über einer Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Roms, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor seinem Auge. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und Märtyrer trank. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängniss, über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Hadrian erbaut, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Feste ihren Namen führt. Bald steigt auch das Colossäum empor, das grösste Amphitheater der Stadt, das vom Kaiser Vespasian erbaut wurde, nachdem er Jerusalem zerstört hatte. Es soll 100,000 Zuschauer gefasst haben. — Schöner und immer schöner wird die Ansicht, immer mehr Bauwerke, immer mehrere der 364 Kirchen, welche Rom zählt, immer mehrere der herrlichen Paläste werden sichtbar, und im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel.

Rom hat einen weit grössern Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung, die mit den ab- und zugehenden Fremden etwa 200,000 beträgt, vermuthen sollte. Es umschliesst aber so viele grossartige öffentliche und Privatgebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, dass wir nur auf eines und das andere hier hinweisen können. Die Peterskirche, die hier zuerst erwähnt werden muss, ist ein so ungeheures Gebäude, dass man 100 Jahre über ihrem Baue zubrachte und 64 Millionen Thaler darauf verwendete. Sie ist fast 700 Fuss lang und 500 breit, bis zum Dache 400 hoch.

An der Vorderseite hat sie 5 grosse Thore und 2 Thürme, im Innern 29 Altäre, und ist mit Marmor bekleidet. Der Hochaltar, an welchem nur der Papst das h. Messopfer darbringt, steht mitten in der Kirche, von allen Seiten frei; über ihm ist ein Thronhimmel, der von vier über hundert Fuss hohen ehernen Säulen getragen wird. Unter dem hohen Altare befindet sich eine unterirdische Kapelle mit den Gräbern der h. Apostel Petrus und Paulus und zahlloser Märtyrer, vor denen 112 Lampen brennen, die nur am Charfreitage ausgelöscht werden. Ueber dem Hochaltare ist im Dache die treffliche doppelte Kuppel, die von vier ungeheuern Pfeilern getragen wird; jeder Pfeiler hat 70 Fuss im Durchmesser. Man kann in die Kuppel hineingehen, und von ihrer Gallerie in die Kirche hinabschauen. Auch kann man zwischen den beiden Gewölben der Kuppel hindurchsteigen, bis in ihren obersten Aufsatz, die Laterne genannt, wo man Rom und Umgegend übersieht. Ein unvergleichlicher Anblick. Das Kreuz auf der Laterne ist 500 Fuss vom Boden entfernt. Am östlichen Ende in der Peterskirche steht der päpstliche Thron. „Je öfter wir zu diesem Wundertempel wiederkehren,“ schreibt ein Reisender, „desto mehr bildet sich das Auge zur Schätzung seiner Grösse heran: unser Staunen beginnt erst, wenn wir zu messen anfangen, und z. B. die Engel am ersten Pfeiler, die wir auf Mannshöhe wähnen, weit über uns schweben sehen, oder wahrnehmen, wie in der Charwoche oft 80,000 Menschen in dieser unermesslichen Halle sich verlieren. St. Peter ist wie eine Stadt für sich; ganz Rom, die ganze Colonie der Fremden geht hier allmählich aus und ein, eine stets gleiche, duftige Atmosphäre füllt diesen grössten aller Tempel, in dessen einzelnen Theilen gleichzeitiger und verschiedener Gottesdienst gefeiert wird. Für alle Zungen stehen hier Beichtstühle; denn St. Peter ist nicht für Rom, er ist für die ganze Christenheit da. Bald ist er ein ungeheurer schweigsamer Tempel, bald erfüllen ihn Tausende, und er erscheint noch leer. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger, dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild — hier betet ein niedrer Landmann, seinen Bündel neben sich; dort endlich tritt eine leise singende Prozession aus einer Kapelle hervor.“ — Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, 216 Fuss lang, zirkelrund, umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln; in den Hallen stehen über 300 Heiligenstatuen. Mitten auf dem Platze steht ein 124 Fuss hoher Obelisk aus Aegypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei schöne Springbrunnen. An die Kirche stösst der Vatikan, einer der drei Paläste des Papstes. Die beiden anderen sind der Lateran und Quirinal; der letztere hat die gesundeste Lage und ist daher die gewöhnliche Residenz. Der Vatikan enthält 22 innere Höfe und 11,000 Zimmer, von denen einige 200 Schritt lang sind. Es befindet sich in demselben

auch die sixtinische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo. Hier wird in den letzten Tagen der Charwoche das berühmte Miserere, dieses Meisterstück kirchlicher Musik, bei ausgelöschten Lichtern in der Dämmerung von 32 Stimmen ohne Begleitung von Instrumenten gesungen, und der ganze Gottesdienst dieser Tage hat an Erhebung und Erbauung in der ganzen Welt nicht seines Gleichen. Auch bewundert man in dem Vatikan die Logen (Gänge) und Zimmer, die der unsterbliche Raphael gemalt hat, das Museum, die Bibliothek mit 64,000 Bänden, das Münz-Kabinet. Man behauptet, der Vatikan sei so gross als die Stadt Turin. Dieses mag übertrieben sein; aber so viel ist gewiss, dass er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Keine Stadt in der Welt besitzt so viele und so reiche wohlthätige Anstalten. Fast jeder Papst gründete oder erweiterte solche, und die Grossen folgten seinem Beispiele. Das grosse Hospital San Spirito hat 90,000 Scudi (1 Scudi fast $1^1/_2$ Thlr.) Einkünfte. Im Jahre 1843 wurden dort 9553 Kranke verpflegt. Die zahlreichen Bruderschaften mit Mitgliedern aus allen Ständen besorgen diese Anstalten mit christlichem Eifer. Andere Hospitäler sind das von S. Salvator, schon 1261 gestiftet, das von S. Giacomo in Augusta mit 30,000 Scudi Einkünften. S. Maria della Grazie, und ausserdem eines für Pilger, worin noch im Jahre 1825—26 3000 Fremde verpflegt wurden. Dazu kommen noch die Hospitäler für verschiedene Nationen, die Anstalten zur Verpflegung der Kranken in ihrer Wohnung, zur Unterstützung der Dürftigen und zur Aussteuerung armer Mädchen.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girondola und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene Girondola flammt zu Ostern und am Tage Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerks-Vorrichtungen, und wird auf der Plattform der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossale, vergoldete Engel steht, abgebrannt. Was die andere Festlichkeit anbelangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, gerade über dem Hochaltare, ein 40 Fuss langes messingenes Kreuz herabgelassen, dass mit 1000 Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die Weite des Raumes, in welchem sie hängen, und die Riesengrösse aller umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke mehr, indem jene mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald die Lampen sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Moment ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmählich in

alle vier Arme des Kreuzes der Kirche strömt, und alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuern Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Schaaren von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte unter der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge, ein solches wird in diesem ungeheuern Raume nicht möglich.

13. Der Ausbruch des Vesuv i. J. 79.

Der grosse und gewaltige Ausbruch des **Vesuv** am 24. August i. J. 79 n. Chr. G. ist ein so merkwürdiges Ereigniss, dass ich es euch etwas ausführlicher darstellen will. An dem ebenerwähnten Tage erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr **Lava** ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Asche fiel dicht und immer dichter mehrere Stunden weit nieder. Die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finsterniss über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so dass sie niederstürzten; unterirdischer Donner rollte dumpf, und in jedem Augenblicke fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Kissen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde herumtappend sich nirgends zurecht zu finden wussten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzzerreissend. Endlich, als der lange und schwere Aschenregen nachliess und am andern Tage die Sonne, wiewohl mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten aber, **Herculanum** und **Pompeji**, fand sich keine Spur mehr. Niemand wusste, wo sie geblieben; man glaubte, die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe. Da geschah es, dass vor etwa anderthalbhundert Jahren (1720), ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne weibliche Statuen (Bildsäulen) heraus. Später forschte man weiter, und wer malt das Erstaunen! — man grub ein Theater, eine Strasse mit ihren Häusern heraus; kurz man überzeugte sich, dass man in dem einst durch Asche und glühende Lava verschütteten Herculanum sich befinde. Später grub man auch nach dem alten Pompeji, und auch dies wurde gefunden; und wohl der vierte Theil desselben ist schon ans Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig: in einer unterirdischen Stadt kann man da umhergehen. Alles liegt noch so da, wie es vor beinahe 1800 Jahren gewesen; und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten heidnischen Römer lässt sich hier gewinnen.

Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. dgl. umherliegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Zimmerwänden ist noch frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa (Landgut) fand man einen ausserordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen (gedruckte Bücher hatte man damals noch nicht); sie waren aber alle verkohlt. Über den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Ölverkäufer die Ladentische. Die Strassen sind enge, die Häuser niedrig. Ihr Äusseres ist sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fussböden sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik (aus farbigen Steinen zusammengesetzte, unsern Stickereien ähnliche Gemälde) ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausgeräthe. Vor den Häusern sind noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelet sass an einem Arbeitstische und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden lagen noch allerhand Esswaren: Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine grosse Pastete; aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

14. Die Türkei und Griechenland.

Im Südosten von Europa, östlich von Italien, hier jenseit des adriatischen Meeres liegt die **Türkei**. Die Türken sind eigentlich kein europäisches Volk, und das schöne Land, welches sie jetzt in Europa bewohnen, die **europäische Türkei**, gehörte in alten Zeiten größtentheils den tapfern, kunstreichen und gelehrten **Griechen**. Die Türken eroberten dieses Land erst 1453. Die Türkei erstreckt sich aber auch noch über den Südwesten von **Asien**, und das nennt man die **asiatische Türkei**. Außerdem stehen Ägypten und andere nördliche Staaten von **Afrika** unter dem türkischen Kaiser, welcher der **Großsultan** genannt wird. Der ganze Länderumfang der Türkei beträgt an 42,000 Quadratmeilen mit mehr als 22 Millionen Einwohnern, jedoch kommen auf den europäischen Theil nur 9000 Quadratmeilen mit $10^1/_2$ Millionen Einwohnern, die theils Muhamedaner*), theils Juden, theils Christen sind; der letzteren sind fast zehnmal so viel, als der ersteren, die das herrschende Volk ausmachen und die Städte und Festungen bewohnen.

Das Land, obgleich im Ganzen schlecht angebaut, bringt doch in manchen Gegenden reichlich Getreide, Reis, Mais, Gemüse, Wein,

---

*) Anhänger der Glaubenslehre des Muhamed. — S. Muhamed.

alle vier Arme des Kreuzes der Kirche strömt, und alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuern Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Schaaren von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte unter der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge, ein solches wird in diesem ungeheuern Raume nicht möglich.

13. Der Ausbruch des Vesuv i. J. 79.

Der grosse und gewaltige Ausbruch des **Vesuv** am 24. August i. J. 79 n. Chr. G. ist ein so merkwürdiges Ereigniss, dass ich es euch etwas ausführlicher darstellen will. An dem ebenerwähnten Tage erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr **Lava** ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Asche fiel dicht und immer dichter mehrere Stunden weit nieder. Die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finsterniss über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so dass sie niederstürzten; unterirdischer Donner rollte dumpf, und in jedem Augenblicke fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Kissen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde herumtappend sich nirgends zurecht zu finden wussten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzzerreissend. Endlich, als der lange und schwere Aschenregen nachliess und am andern Tage die Sonne, wiewohl mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten aber, **Herculanum** und **Pompeji**, fand sich keine Spur mehr. Niemand wusste, wo sie geblieben; man glaubte, die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe. Da geschah es, dass vor etwa anderthalbhundert Jahren (1720), ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne weibliche Statuen (Bildsäulen) heraus. Später forschte man weiter, und wer malt das Erstaunen! — man grub ein Theater, eine Strasse mit ihren Häusern heraus; kurz man überzeugte sich, dass man in dem einst durch Asche und glühende Lava verschütteten Herculanum sich befinde. Später grub man auch nach dem alten Pompeji, und auch dies wurde gefunden; und wohl der vierte Theil desselben ist schon ans Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig: in einer unterirdischen Stadt kann man da umhergehen. Alles liegt noch so da, wie es vor beinahe 1800 Jahren gewesen; und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten heidnischen Römer lässt sich hier gewinnen.

Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. dgl. umherliegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Zimmerwänden ist noch frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa (Landgut) fand man einen ausserordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen (gedruckte Bücher hatte man damals noch nicht); sie waren aber alle verkohlt. Über den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Ölverkäufer die Laden*tische*. Die Strassen sind enge, die Häuser niedrig. Ihr Äusseres *ist* sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fussböden sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik (aus farbigen Steinen zusammengesetzte, unsern Stickereien ähnliche Gemälde) ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausgeräthe. Vor den Häusern sind noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelet sass an einem Arbeitstische und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden lagen noch allerhand Esswaren: Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine grosse Pastete; aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

14. Die Türkei und Griechenland.

Im Südosten von Europa, östlich von Italien, hier jenseit des adriatischen Meeres liegt die **Türkei**. Die Türken sind eigentlich kein europäisches Volk, und das schöne Land, welches sie jetzt in Europa bewohnen, die **europäische Türkei**, gehörte in alten Zeiten größtentheils den tapfern, kunstreichen und gelehrten **Griechen**. Die Türken eroberten dieses Land erst 1453. Die Türkei erstreckt sich aber auch noch über den Südwesten von **Asien**, und das nennt man die **asiatische Türkei**. Außerdem stehen Ägypten und andere nördliche Staaten von **Afrika** unter dem türkischen Kaiser, welcher der **Groß-sultan** genannt wird. Der ganze Länderumfang der Türkei beträgt an 42,000 Quadratmeilen mit mehr als 22 Millionen Einwohnern, jedoch kommen auf den europäischen Theil nur 9000 Quadratmeilen mit $10^1/_2$ Millionen Einwohnern, die theils Muhamedaner*), theils Juden, theils Christen sind; der letzteren sind fast zehnmal so viel, als der ersteren, die das herrschende Volk ausmachen und die Städte und Festungen bewohnen.

Das Land, obgleich im Ganzen schlecht angebaut, bringt doch in manchen Gegenden reichlich Getreide, Reis, Mais, Gemüse, Wein,

*) Anhänger der Glaubenslehre des Muhamed. — S. Muhamed.

Zitronen und Tabak. Die Gebirge liefern Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinsalz und Marmor. Auch an schönem Vieh ist kein Mangel. Man hat edle Pferde, Esel, Maulthiere, Kameele, Schafe, Ziegen, Wildpret, und die See liefert Fische im Überfluß.

Von dem großen türkischen Reiche, das einst den christlichen Völkern in Europa furchtbar war, ist **Konstantinopel** die Haupt- und Residenzstadt, eine sehr wichtige Handelsstadt mit 1/2 Million Einwohnern und einem Seehafen hier unten an der Meerenge, welche das **schwarze Meer** mit dem Meere **Marmora** verbindet.

Bis in das zweite Jahrzehend dieses Jahrhunderts gehörte zum türkischen Reiche auch das in alten Zeiten durch seine Weltweisen, Dichter, Staatsmänner, Baukünstler und Maler, wie durch Heldenmuth aller seiner Bewohner berühmte **Griechenland**, welches aus dem Festlande und aus vielen Inseln im **ägeischen** oder **griechischen Meere** besteht. Im Jahre 1821 erhoben sich die Griechen gegen die Türken, erkämpften im Jahre 1829 ihre Unabhängigkeit und wählten sich 1832 den bairischen Prinzen **Otto** zum **Könige**. Die Städte im Lande sind nicht bedeutend, denn die Haupt- und Residenzstadt **Athen** zählt nur 35,000 Einwohner.

15. Der Olymp.

Nördlich von Larissa, im türkischen Thessalien, streckt sich ein romantischer, aber öder Landstrich dem Meere zu. Schweigen und Einsamkeit beherrschen ihn so, wie einst der Lärm der Menschen, die sich auf diesem Boden drängten. Man sieht hie und da Überreste griechischer Straßen, wo kein Fuß mehr wandelt. Einige Maisfelder in den Thälern und kümmerliche Olivenpflanzungen sind die einzigen Zeichen gegenwärtiger Cultur. Zerstörte Dörfer und verwilderte Baumpflanzungen deuten auf eine noch vor Kurzem reichere Bevölkerung hin.

Dort erhebt sich der **Olymp**, der Göttersitz des griechischen Alterthums mit weißglänzender Firne wie ein großer Schatten. Die ältesten Griechen hielten ihn für den höchsten Berg (6500 Fuß hoch) und den Mittelpunkt der ganzen Erde, die man von des Berges Gipfel ganz überschauen zu können vorgab. Dieser Begriff und das Majestätische auch in seiner Form führte zur Idee, es sei die irdische Wohnung der Götter. Über dem Haupte desselben glaubte man eine Öffnung im metallenen Gewölbe des Himmels, die Pforte für die unsterblichen Mächte. Zwei andere Thore dachte man sich am Himmelsgewölbe, an dessen äußerstem Rande in Ost und West. Durch diese stiegen der Phöbus (der Sonnengott) und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean zum Firmamente empor und wieder hinunter. Auf dem Olymp rathschlagten die großen Götter. Zwölf an der Zahl, bildeten sie den Rath der Alten. Zeus war ihr Haupt. Sie entschieden die Geschicke der Welt und die Angelegenheiten des Himmels. Die übrigen Götter gehörten zur allgemeinen Versammlung, welche Zeus in wichtigen Dingen berief. Krystallene Paläste bedeckten des Berges Gipfel, der Götter Wohnung, denen kein Sterblicher zu nahen sich erdreistete. So erzählt die Mythe (Sage) der Griechen. Schon lange vor dem Eindringen des Christenthums war auch der Heiligenschein verschwunden, der den Olymp so lange umhüllt hatte. —

Versetzen wir uns auf seinen Gipfel! Welch ein Umblick! Ein Land breitet sich vor uns aus, in dem ehemals zwanzig berühmte Völkerschaften lebten. Dies jetzt so entvölkerte Thessalien und jenes verwüstete Altgriechenland, sie zählten einst über hundert mächtige Städte; ihre blühenden Felder waren mit

Dörfern und Flecken bedeckt; überall drängten sich Wohnungen, Tempel und die Denkmäler des Gedeihens, des Überflusses, der Gesittung und Bildung. — Der Griechen Unternehmungsgeist, ihr Sinn und ihre Kraft höhlten an diesen Küsten tiefe Häfen aus, trockneten pesthauchende Sümpfe und bedeckten die verödeten Gewässer mit ihren Schiffen, deren Flaggen alle damals bekannten Meere beherrschten. Was ist geworden aus all' diesem in der Spanne Zeit von anderthalb Jahrtausenden? Von den meisten Orten der Vorzeit kennt man ihre Stätte nicht mehr. Wilde Thiere hausen in den Ruinen der Paläste der Könige; Heerden weiden auf der Schwelle der eingestürzten Tempel, und auf der unwirthlichen Höhe, von welcher Zeus seine Blitze schleuderte, horstet der Adler nur noch. Versumpft sind die Küsten und hauchen Seuchen aus; die Häfen sind verschlämmt oder vertrocknet; die wenige Städte gleichen Skeleten; die allgemeine Armuth ist an die Stelle des Reichthums, Mangel und Entbehrung sind an die des Überflusses getreten; das ganze Land, einst der Schauplatz so vieler Pracht, ist ein Bild der Verödung und des Elendes.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

16. Ungarn.

Ungarn ist ein großes, weitläufiges Kesselland, rings umher von Gebirgen, den Karpathen, Alpen u. s. w. umgeben. Die Flüsse dieses Kessels sind die Donau und die Theiß, die Drau und die Sau. Alle vier Flüsse führt daher auch Ungarn in seinem Wappen. — Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkerströmungen stattfanden: im Westen bei Preßburg, im Süden bei Belgrad und im Osten bei den Quellen der Theiß.

Durch das Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus ritten die Hunnen, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Schaaren der Magyaren (Ungarn), um Deutschland zu quälen. Zu eben diesem Thore hinaus strömten die Türken, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Deutschen, insbesondere unter Karl dem Großen, — dann unter vielen Heerführern und Kaisern, um die Verwüstungen der Ungarn zu strafen und sie aus räuberischen Nomaden zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer zum heiligen Lande, — hier herein kamen die Österreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, — und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Österreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, der Städtebau, die Kultur, das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden Seiten der Karpathen, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Schlachtfelder.

Durch das zweite Hauptthor, bei Belgrad, rückten die römischen Kaiser. Auf eben dieser großen Hauptstraße ergossen sich die ungestümen Schaaren der Türken und verbreiteten sich von Belgrad aus auf die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus zogen die Ungarn, die Österreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um

diesen Punkt drehen sich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegen hier an der Theiß Schlachtfelder an Schlachtfeldern, auf denen unsägliches Blut vergossen wurde.

Durch das dritte Thor endlich, das die theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn selbst, 215,000 bewaffnete Männer stark. Denn hier überstiegen sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergossen sich in das Thal der Theiß. Vor ihnen strömten auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völkerschaften. — Und 1849 eilten von dieser Seite die Russen — Österreich zu Hülfe, von dessen Herrschaft sich die Ungarn zu befreien strebten. —

Während in dem Innern von Ungarn die Magyaren wohnen, stehen die Deutschen in dem westlichen Thore, welches wir das deutsche nennen. In dem südlichen stehen die Türken, und wir nennen es das türkische. In dem östlichen aber stehen die Russen, und es mag daher das russische genannt werden. — In der Nähe des deutschen Thores hält die wichtige Festung Komorn Wache, in der Nähe des türkischen das eben so feste Peterwardein.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

17. Rußland.

Wir kommen nun zum Osten von Europa — nach **Rußland.** Ehe wir aber von diesem großen Reiche reden, müssen wir vorher des Königreiches **Polen** gedenken, welches einst ein gar mächtiges Reich war, jetzt aber auf den Landkarten kaum noch zu finden ist. Vor dem Jahre 1772 umfaßte es noch 13,000 Quadratmeilen, war also mehr als $2^1/_2$ mal so groß, als der preußische Staat. Zur Zeit seiner größten Macht dehnte es sich von der **Ostsee** bis zum **schwarzen Meer** aus, und begriff in sich einen Theil der jetzigen Provinz Preußen mit Thorn und Danzig — das Großherzogthum Posen — das österreichische Galizien mit Krakau und Lemberg — das jetzige, unter dem russischen Kaiser stehende Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau — und noch mehrere Gebiete im Westen und Süden von dem jetzigen Rußland.

Das jetzige **Kaiserthum Rußland** gehört zu den größten Reichen der Erde; denn es erstreckt sich nicht nur über einen großen Theil von **Europa,** sondern auch über eine noch einmal so große Strecke in **Asien.** Werft nur hier einen Blick auf die Karte von Europa, und ihr seht, daß sich das **europäische Rußland** vom nördlichen Eismeere herabzieht bis zum **schwarzen Meer;** aber die Grenzen von dem **asiatischen Rußland** sind auf dieser Karte nicht zu sehen. Im Westen grenzt Rußland an die Türkei, Ungarn, Deutschland u. s. w.— Rußland ist nur schwach bevölkert, denn auf den 370,000 Quadratmeilen des ganzen Reiches wohnen kaum 70 Millionen Menschen.

Das **europäische Rußland,** welches einen Flächenraum von 90,000 Quadratmeilen und 60 Millionen Bewohner hat, ist von

vielen Flüssen durchschnitten, von denen die **Wolga**, welche in das **kaspische Meer** mündet, der bedeutendste, ja der größte Strom in ganz Europa ist. Von den vielen **Seen** in Rußland sind, außer dem **kaspischen Meere**, der **Ladoga-** und **Onegasee** die bedeutendsten. Die **Karpathen**, an der Grenze von Ungarn, und der **Ural** sind die merkwürdigsten Gebirge, von denen das letztere die **Grenze** zwischen Europa und Asien bildet.

Ist's in Rußland kalt oder warm? — fruchtbar oder unfruchtbar? — Gegen das **Eismeer** hin, am äußersten Norden, ist es so kalt, daß die Erde dort nichts mehr als Moos und hier und da niedriges Birkengestrüpp hervorbringt, und trotzdem ist diese Gegend nicht ganz von Menschen leer, die jedoch nur ein kümmerliches Dasein fristen; denn schon über Petersburg hinaus kommt das Getreide nur in wenigen Gegenden zur Reife, und noch weiter nach Norden giebt es auch keine Garten- und Baumfrüchte mehr. Dagegen sind diese öden Landstriche reich an Pelzthieren, Federvieh und Fischen. — In dem mittlern Theile Rußlands ist die Luft gemäßigt und der Boden fruchtbar, fast wie bei uns. Es fehlt da nicht an Feld-, Garten- und Baumfrüchten, an fetten Triften, Wäldern, Wild, Fischen und Hausthieren. In dem südlichen Theile (Klein-Rußland) ist die Witterung so warm, daß dort Tabak und Wein, ja sogar Südfrüchte gedeihen, wie sie in Italien wachsen. Hier giebt es fast keine Waldungen, aber unabsehbare Steppen (hochliegende grasreiche Landstriche), in denen nomadische Stämme (Hirtenvölker) mit ihren Viehheerden umherirren und große Gutsbesitzer zahlreiche Schafheerden halten.

An Getreide hat Rußland im Ganzen einen großen Überfluß, und alle Lebensmittel sind sehr wohlfeil. Es giebt dort aber auch in Menge Störe, Hausen, Karpfen, Lachse, Hechte und andere treffliche Fische. In den Wäldern leben Rennthiere, **Elenthiere**, Marder, **Zobel**, **Hermeline**, schwarze und weiße Füchse, **Wölfe**, **Bären** und andere Pelzthiere, so wie eine große Anzahl Vögel. Auch hält man eine Menge zahmes Vieh: Schafe, Schweine, Rindvieh und Pferde. Die Bergwerke, besonders im Ural, sind sehr ergiebig an Gold, **Platina**, Silber, Kupfer und Eisen; auch fehlt es nicht an Marmor, Schwefel und Salz.

Rußland hat zwei Hauptstädte: **Moskau** und **Petersburg**. Moskau ist der Mittelpunkt des Landhandels und der russischen Industrie; seit dem Brande im Jahre 1812 ist es schöner, als es vorher war, wieder aus der Asche gestiegen und hat jetzt 360,000 Einwohner. Petersburg am finnischen Meerbusen, mit 440,000 Einwohnern, ist der Mittelpunkt des Seehandels und die Residenzstadt der kaiserlichen Familie.

Das große russische Reich ist von vielen verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die meist die russische Sprache reden und sich zur griechischen Kirche bekennen.

18. Der Russe in den Steppen.

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen (Kleinrußland) bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Ich traf einmal mit einem solchen, der sich in den südlichen Steppen niedergelassen hatte, zusammen, erzählt uns ein Reisender. Ich fragte ihn, wie es ihm da gefiele? „Ach, Herr," antwortete er, „wem kann es hier gefallen?" Ist denn euer Rußland besser? fragte ich weiter. „Unser Rußland, unser Rußland, wie sollte es nicht besser sein!" Ich sah, daß er sich erzürnen wollte und fragte, was denn in Rußland besser sei?

„O in Rußland, Herr, da ist von allem etwas, und hier ist von allem nichts! In Rußland ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer, der Winter und alle Jahreszeiten besser. Da ist Berg, Thal, Wald, Wiese, Brunnen, Quellen, Flüsse — alles in Fülle; alles wechselt ab und alles ist so schön. Im Lande fließen große, schöne Ströme, und vor allen die herrliche Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und prächtig. Die Eichen, Linden, Buchen, Tannen und Fichten — alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeder Art, der eine so, der andere so!" (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach und in den Wäldern, welche Luft voll Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie begierig ein, als wenn sie voller Veilchenduft wäre.) „Und wie nahe ist dir das alles! Siehe, hier ist deine Hausthüre, du machst sie auf, trittst hinaus und bist gleich mitten im Walde." (Hier hielt er mich bei der Hand und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre; er aber trat einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welche herrliche Musik im Walde," fuhr er fort, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Grase des Waldes blühen und reifen allerlei Beeren um dich her. Erdbeeren, Herr, kleine süße Himbeeren und Brombeeren von jeder Art, Herr, so viele, als du nur wünschen kannst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, und rund um dich herum pflücken, und du stehst nicht anders als satt wieder auf." (Dabei warf er sich gar ins Gras und rupfte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären. Es fehlte wenig, so hätte er sie noch gegessen, bloß um mir zu zeigen, wie gut die russischen Erdbeeren schmecken.)

„Auch Pilze sind in Rußland von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit, doch giebt es auch schöne Arten für die Menschen. Gras und Heu, das ist noch das einzige in diesem Steppenlande, überall Gras und nichts als Gras. Und selbst das einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Theil des Jahres saftlos und vertrocknet. Bei uns giebt's auch Gras, aber so hoch bis zu meiner Bartspitze — und was für Gras! grünes, feines, saftiges und süßes. Die Kühe werden ganz fett davon und so — so dick. Seht, und in dem allen mitten darin liegt unsere Moskwa, die prächtige und heilige Stadt, mit tausend grünen Kirchenkuppeln und hundert silbernen und goldenen Thurmspitzen. O, Rußland ist gewiß das erste und beste Land weit und breit. Wenn wir jetzt in Rußland gingen, wie würden wir schön spazieren! Bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir mehrere Stunden, wie die Wachteln, schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Haus erreichen. Überall Gras und Gestrüppe. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und kein Baum giebt uns Schatten. Und wenn eine Wolke dort uns Regen und Wind senden wird, haben wir keinen Hügel, hinter dem wir uns schützen. Und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns auch nicht die kleinste Beere zur Erfrischung."

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

19. Skandinavien: Dänemark, Schweden und Norwegen.

Skandinavien besteht aus drei Königreichen: **Dänemark, Schweden** und **Norwegen.** Es ist nur schwach bevölkert, denn auf den 15,000 Quadratmeilen dieser nördlichen Länder wohnen nur etwa 7 Millionen Menschen. Diese sind germanischer Abstammung und bekennen sich zur evangelischen Religion.

Dänemark, am dichtesten bevölkert, liegt nördlich von Deutschland und begreift in sich außer dem zu Deutschland gehörenden Holstein und Lauenburg, noch das mit Holstein verbundene Schleswig, ferner die große Halbinsel **Jüttland,** die dänischen **Ostseeinseln,** die **Faröerinseln** und **Island.** Die Luft ist in Dänemark mehr feucht als kalt, der Boden fruchtbar und der Handel nicht unbedeutend. Alle Schiffe, welche durch die drei Meerengen, den **großen** und **kleinen Belt** und den **Sund,** fahren, sind dem Könige von Dänemark zinsbar, und dieser Schiffe sind nicht wenige, denn auf keinem andern Wege kann man aus der **Nordsee** in die **Ostsee** gelangen. Die Haupt- und Residenzstadt von Dänemark ist **Kopenhagen** mit 130,000 Einwohnern.

Schweden und **Norwegen,** seit 1814 unter einem Könige vereinigt, der in **Stockholm** residirt, umfassen die eigentliche skandinavische Halbinsel. Die hohen Gebirge im Westen und die nördliche Lage des Landes machen einen großen Theil desselben unbewohnbar. Nur die südlichen Theile des schwedischen Tieflandes, die Thäler und einige breitere Küstenstrecken an der Westseite sind bewohnt und angebaut. Hier wird sehr sorgfältig Landwirthschaft, Pferde- und Rennthierzucht getrieben, ja einige der südlichen, durch hohe Gebirge geschützten Küsten und Thäler liefern Obst und lassen selbst noch Wallnußbäume fortkommen. In den übrigen Theilen ist der Winter sehr lang und streng, der Sommer dagegen sehr heiß und kurz, die Luft dabei rein und gesund.

In Schweden und Norwegen besteht die Hälfte der Thäler entweder aus **Seen** von süßem Wasser, oder diese Seen machen einen Theil des Meeres aus. Schweden und Norwegen ist, wie ihr hier auf der Karte seht, mit Seen und tiefen **Meerbusen,** welche Flüssen gleichen, ausgezackt. Wenn man zum **Nord-Cap** hinauf steigt, sieht man die Tanne an die Stelle der Buche treten; auf die Tanne folgen unermeßliche, am Boden mit weißem Moose bedeckte Fichtenwälder, die dem **Lappländer** und seinem **Rennthier** einen Winteraufenthalt darbieten, und die Birke, die gegen das **Eismeer** hin fast krautartig wird, beschließt das Reich der holzigen Gewächse, und endlich steht das Pflanzenleben still.

Die bebauten Ebenen des Nordens, in große Pachthöfe getheilt, zeigen überall eine hohe Umzäunung von Feldstein-Mauern, die mit Rasen bedeckt und mit hohen Bäumen umgeben, oft auch noch mit breiten Gräben umzogen sind. Mitten in einem solchen weiten Umkreise sieht man auf einem öden, oft baum- und gartenlosen Flecke,

viereckige Gebäude. Alles, was die Wohnung des Menschen im Norden umgiebt, weis't auf Einsamkeit hin; man hört da nur das eintönige, langweilige Sausen des Windes, man sieht bloß die beras'ten Grabhügel der alten Skandinavier und eilt, sich in das einzige hier nur vorkommende Asyl zu flüchten. Eingetreten in den großen, viereckigen Hof des Pachtgutes findet man da im buntesten Gewühle alle Hausthiere mit den Kindern und den übrigen Gliedern der Familie des Hauses vermischt. Es ist hier gleichsam die auf Erden niedergesetzte Arche Noah's.

Ist die Sonne unter den Horizont hinab, dann scheint sich das Sausen und Toben der Winde in der Finsterniß der Nacht noch zu verdoppeln, und in die Brust des Menschen, den hier die Natur zu verlassen scheint, zieht ein Gefühl von Schrecken. Man begreift, wie der Bewohner solcher Gegenden zu seiner geliebten Wohnung zurück eilt, sein Feuer, seine Familie, kurz alles das begrüßt, was dem fühlenden Menschenherzen wenigstens in etwa ein höheres Bedürfniß zu befriedigen vermag.

20. Der Lappe und das Rennthier.

Das Zelt des **Lappen** ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird, und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an die Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Das von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet die einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Lappländer die lange dauernde, strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15 bis 18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder, und sehr oft eine zweite Familie, die Mitbesitzer der Heerde ist, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt immer noch ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu Zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den untern Raum fast immer mit einer dichten Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend auf die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Noth ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen **Rennthieren** abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl

der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, ist von 300 bis 500; mit einer solchen Heerde kann ein Lappe sich wohlbefinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfniß des Jahres, und im Winter kann er so viele Rennthiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt.

Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch ist der Anblick des Melkens, wenn sich die Heerde zur Abendzeit um das Zelt versammelt. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch' schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Geweihe zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde das Zelt erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweise einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Hörner des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter sie schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Thiere auf ein Mal rund um das Zelt, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber in der Mitte.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

21. Das britische Reich.

Das **britische Reich** (5700 Quadratmeilen und 29 Millionen Bewohner) besteht aus zwei großen und verschiedenen kleinern **Inseln**, die, zwischen der **Nordsee** und dem **atlantischen Meere**, dem mitteleuropäischen Festlande gegenüber liegen. Die östlichste und größte der beiden Hauptinseln wird amtlich **Großbritannien** genannt und begreift **England** und **Schottland**. Großbritannien wird durch die Nordsee von Dänemark, Deutschland und den Niederlanden, durch die Meerenge von Calais (spr. Caläh) und durch den Kanal von Frankreich getrennt. Die westliche der beiden großen Hauptinseln ist **Irland**, und wird durch das irische Meer von Großbritannien geschieden.

Was die äußere Gestalt des Bodens betrifft, so kann man mit wenig Worten sagen: England ist ein Hügelland, Schottland ein Gebirgsland und Irland ein ebenes Land. — Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, aber doch in mancher Beziehung verschieden in den drei Reichen. In England ist es meistens feucht, obwohl nicht ungesund; Regen, Winde, Nebel sind hier häufig; der

der Schnee anhebt, versteht sich, mitten im Sommer, denn im Winter ist ja das ganze Land damit bedeckt. Durch diesen Gebirgsschnee entsteht im Frühjahre, wenn er anfängt weich zu werden und zu schmelzen, oft schreckliches Unglück; denn wenn sich von den steilen Felsen auch nur ganz kleine Klumpen ablösen und von dem hohen Gebirge herabrollen, so werden sie, ehe sie in das Thal kommen, zu so ungeheuren Massen, daß öfters ganze Dörfer mit allen Einwohnern und allem Vieh darunter begraben werden. Man nennt dies **Schneelawinen.** Der seit Jahren in den Hochgebirgen angehäuft liegende Schnee aber wird nach und nach grobkörniger und verwandelt sich durch Zusammensetzen allmählich in Eis, welches man **Firn** nennt. In manchen Alpengegenden werden die mit Schnee und Eis bedeckten Berggipfel deshalb auch **Firner** genannt. Durch das Herabsenken der Hochschnee- oder Firnmassen in Schluchten und Thäler drücken sich die einzelnen Eistheilchen immer fester an einander, und da sie zugleich von Thauwasser aus dem im Sommer von den Bergen abschmelzenden Schnee durchzogen sind: so bilden sie durch wiederholtes Zusammenfrieren eine feste Eismasse. Ihrer eigenen Schwere folgend und von oben gedrängt, gleiten oder fließen diese Eismassen immer tiefer hinab, und so wird nach und nach oft der ganze Zwischenraum zwischen zwei Bergen mit Eis ausgefüllt, so daß ein Eisberg zwischen ihnen entsteht: und das nennt man **Gletscher.**

Man sieht in der Schweiz Berge, die 12—14,000 Fuß hoch sind, wie z. B. das **Schreckhorn**, die **Jungfrau**, der **Monterosa.** Wenn ihr nun bedenkt, daß selten ein Kirchthurm 400 Fuß hoch ist, so könnt ihr euch die außerordentliche Höhe dieser Berge ungefähr vorstellen. Ihre Gipfel verlieren sich in den Wolken, und wenn man auf der Spitze steht, so hat man oft das Vergnügen, unter seinen Füßen den Donner zu hören und den Blitz zu sehen.

So hoch diese Berge sind, so sind doch über einige derselben Landstraßen geführt, z. B. über den **St. Gotthard** zieht sich die Straße bis zu einer Höhe von 6430 Fuß. Über den Simplon ist, auf Napoleons Befehl, eine neue Straße gebahnt worden, die über 264 Brücken und öfters durch Höhlen führt, welche in die Felsen gesprengt worden sind. — Diese Berge nun verbreiten ihre Äste über das ganze Schweizerland, und sind Ursache, daß nirgends große Ebenen gesehen werden. Sie enthalten auch die Quellen einer Menge Bäche und **Flüsse**, unter welchen der **Rhein** und die **Rhone** die bedeutendsten sind.

Die Schweiz ist auch sehr reich an großen **Seen.** Der vorzüglichste darunter ist der **Genfersee**, der 16 Quadratmeilen groß ist; dann kommt der **Bodensee**, an der Grenze Deutschlands; ferner der **Neuenburger**, der **Zürcher**, der **Vierwaldstädter See** u. s. w. Diese Seen haben meistens eine ungeheure Tiefe; der Genfersee soll an manchen Orten 950 Fuß, der Zürcher und Vierwaldstädter 600 Fuß tief sein.

Die Berge, Seen und Flüsse lassen in der Schweiz wenig

Land zum Ackerbau übrig; sie kann daher nicht unter die fruchtreichen Länder gerechnet werden. Wo man aber ackern oder hacken kann, da ist der Boden ziemlich ergiebig an Getreide, und in manchen Gegenden baut man daneben ziemlich viel Wein. Auch fehlt es in der Schweiz nicht an gutem Obste. Besonders reich aber ist das Land an fetten Viehweiden, denn die niedrigen Berge und die Abhänge der größeren sind mit den kräftigsten Futterkräutern bewachsen: deswegen übertreffen auch die Schweizer Kühe im Ganzen viele andere an Größe. Die Flüsse und Seen liefern eine Menge Fische, die Wälder etwas Wildpret, auf den hohen Gebirgen sieht man oft **Gemsen** umherklettern, und auf den Spitzen der Alpen hausen die zwei größten und stärksten europäischen Raubvögel: der **Goldadler** und der **Lämmergeier** oder Bartadler, welcher Gemsen, Hasen und Lämmer aus der Heerde raubt und auch wohl schon Kindlein mit seinen gewaltigen Klauen gepackt und durch die Lüfte davongetragen hat. Es lebte wenigstens 1814 noch eine Schneidersfrau, welche die Lämmergeier-Anni hieß, weil sie, als sie einst als dreijähriges Kind im Grase schlief, ein Lämmergeier packte und 1400 Schritte davon trug. Ein Mann schreckte den Räuber davon, als er das Kind eben zerfleischen wollte. —

So ist denn die Schweiz ein Gemisch von angebauten Fluren, fetten Thälern, kräuterreichen Triften, grünenden Hügeln, schroffen Felsen, hohen Gebirgen und Eisgletschern. Auf den Bergen, die oben ewiger Schnee bedeckt, hat man oft in den Sommermonaten alle vier Jahreszeiten: Herbst, Sommer, Frühling und Winter. Während an dem untern Theile schon die Heuernte vorbei ist, wird auf einer nachfolgenden höhern Stufe das Heu erst gemäht und getrocknet. In den noch höheren Gegenden blühen die ersten Grasblümchen, und auf den Spitzen der Berge liegt der Schnee haushoch.

Die Schweizer Eisgebirge und Eisfelder werden von vielen Reisenden besucht; solche Besuche sind aber mit großer Gefahr verbunden, denn oft bekommt das Eis Risse und Klüfte, die so verschneiet werden, daß man sie nicht sieht. Geräth man in eine solche Kluft, so versinkt man ohne Rettung. Dies begegnete im vorigen Jahrhunderte einem Reisenden, der 24 Jahre lang vermißt wurde, und den man endlich völlig zerquetscht in einer Eisspalte fand. Seine Haut war ganz unverletzt und der Körper unverweset. Was mußte er nicht ausgestanden haben, ehe ihn der Tod von seiner Angst und Verzweiflung befreite! — Nun weiter!

„Ist die Schweiz stark bevölkert, und was treiben die Bewohner außer der Viehzucht?" — Nein, Kinder! die Schweiz hat auf 800 Quadratmeilen nicht mehr als 2,400,000 Einwohner, aber es sind brave, treuherzige und achtbare Menschen, meist Deutsche. Diese reden die deutsche Sprache; ein anderer Theil spricht französisch, noch ein anderer italienisch. Sie haben in manchen Gegenden gute Fabriken und Manufakturen; sie weben schöne Baumwollen-

und Seidenzeuge, Bänder, Tuch und Leinwand; ihre Frauen und Töchter klöppeln Spitzen; dann wird auch in der Schweiz viel gutes Papier gemacht. Ferner kommen aus der Schweiz eine Menge goldener und silberner Uhren, auch andere Goldarbeiten, vorzüglich aus Genf. Mit diesen Waaren, besonders aber mit Vieh, Butter und Käse treiben die Schweizer einen ansehnlichen Handel, und da sie aus ihren Bergen auch Eisen, Kupfer, Silber, Marmor und viele andere Mineralien erbeuten, so finden auch hier eine Menge Menschen Beschäftigung und Gelegenheit zum Handel.

Die Schweiz ist eine Republik oder ein Freistaat, der in 22 Kantone eingetheilt ist. Der Religion nach bekennen sich einige Kantone zur katholischen, andere zur evangelischen Kirche, noch andere sind gemischt. Die bedeutendsten Städte sind **Zürich, Bern, Basel, Genf, Luzern, Schaffhausen** u. s. f. Keine dieser Städte ist von ansehnlicher Größe, denn Genf, die größte, zählt nur 36,000 Einwohner.

10. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen auf des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes muntrem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Blitzesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle*).

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf dem höchsten Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?"

(Schiller.)

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

*) Die Gazelle ist im Morgenlande heimisch, der Dichter meint aber hier die ihr verwandte Gemse.

11. Italien.

Wohlauf also, nach **Italien**, der grossen Halbinsel, die sich hier südöstlich von der Schweiz in Gestalt eines Stiefels weit in das **mittelländische Meer** hinausdehnt. Auf der West- und Südseite ist Italien vom mittelländischen, auf der Ostseite vom **adriatischen Meer** eingeschlossen. Gegen Norden grenzt es an die schweizer und tyroler **Alpen**, gegen Westen an die französischen Gebirge.

Zwei grosse Flüsse durchströmen Italien in Norden: der **Po** und die **Etsch.** Der Po ist ein mächtiger Strom, der an der französischen Grenze in den Alpen in einer Höhe von 6000 Fuss entspringt und seinen Lauf östlich nach dem adriatischen Meer nimmt. Die Etsch kommt aus Tyrol und mündet ebenfalls ins adriatische Meer. Gegen die Mitte der Halbinsel ergiesst sich unterhalb Rom die **Tiber** ins mittelländische Meer. So wie die **Alpen** als eine lange Gebirgskette sich längs der Grenze von Oberitalien (Norditalien) hinziehen, so läuft ein anderes Gebirge, die **Apenninen,** von Genua an bis an die südliche Spitze durch die Mitte von ganz Italien und theilt es in zwei fast gleiche Hälften. Berühmte vulkanische Gebirge befinden sich in Unteritalien (Süditalien), im Königreich Neapel der **Vesuv,** und auf der Insel Sicilien der **Ätna.** Noch interessanter aber ist der **Montblank** im Herzogthum Savoyen in Oberitalien, der 14,700 Fuss über der Meeresfläche sich erhebt und mit ewigem Schnee bedeckt ist — daher sein Name Montblank (weisser Berg). Er ist der höchste Riesenberg in ganz Europa.

In den wilden Gebirgsgegenden ist freilich auch in Italien die Luft ziemlich rauh; aber wie mild, wie warm, wie angenehm weht sie nicht dagegen auf dem ebenen Lande, besonders gegen das Seegestade hin! In den südlichen Gegenden herrscht ein ewiger Frühling; man glaubt da öfters in dem lieblichsten Garten, in einem Paradiese zu sein, wo die Natur in ihrer vollen Schönheit prangt, und dem Menschen nichts mehr zu wünschen übrig lässt. Es wachsen da auf freiem Felde **Mandeln,** Kastanien, **Feigen, Ölbäume, Pomeranzen, Citronen** und andere **edle Früchte,** auch alles Obst, das wir in unsern Gärten finden, doch im südlichen Italien nicht so gut, als bei uns, weil es dort unseren Obstarten zu heiss ist; ferner **Lorbeerbäume, Granatäpfel, Johannisbrod** und **Süssholz.** Nie schneit es in den Thälern des südlichsten Italiens, und noch gegen die Mitte hin ist der Schnee selten. Ja im Januar kann man die Lazaroni (die Eckensteher Neapels) und die Landleute auf den Gassen liegend und ihren Mittagsschlaf haltend finden, wie im Sommer; auf einem Spaziergange kann man dort um Weihnachten in den Fall kommen, einen Schirm aufzuspannen, um sich gegen die drückende Hitze zu schützen.

Mit zahmen und wilden Thieren ist Italien reichlich versehen.

Man trifft da Rindvieh, Büffel, Pferde, Schafe, Schweine, Hasen u. s. w. an, wie bei uns, und ausserdem noch **Bären**, Gemsen, **Murmelthiere** und **Salamander** (eine Art unschädlicher Eidechsen). Auch fehlt es nicht an **Taranteln** (eine Art Spinnen) und **Skorpionen**, deren giftige Stiche entsetzlich schmerzen und sehr gefährlich sind.

Das schöne Italien hat grosse Städte und ist so stark bevölkert, dass im Ganzen auf 5620 Quadratmeilen 25 Millionen Bewohner kommen, welche sich zur katholischen Kirche bekennen. Italien besteht aus mehreren Staaten, die aber nicht, wie die Staaten Deutschlands, zu einem Bunde mit einander vereinigt sind. In **Oberitalien** liegen: das **lombardisch-venetianische Königreich**, welches, wie ihr ja wisst, zum Kaiserreiche Österreich gehört, mit den Städten **Mailand** und **Venedig** — das **Königreich Sardinien** (hierzu die Insel Sardinien im mittelländischen Meere) mit der Hauptstadt **Turin** — das **Herzogthum Parma** mit der Hauptstadt Parma — und das **Herzogthum Modena** mit der Hauptstadt Modena. In **Mittelitalien** finden wir hier: das **Grossherzogthum Toskana** mit der Hauptstadt **Florenz** — und den **Kirchenstaat**, so genannt, weil das Oberhaupt dieses Staates, der **Papst** zu **Rom**, zugleich das Oberhaupt der katholischen Kirche ist. Über **Unteritalien** erstreckt sich das **Königreich** beider **Sicilien** (Neapel und die Insel Sicilien) mit den Hauptstädten **Neapel** und **Palermo**.

Wenn der Deutsche nach Italien kommt, in dieses durch Naturschönheiten und Kunstschätze so ausgezeichnete Land, so wird er durch den Glanz des Himmels, durch den Reichthum der Pflanzenwelt, durch den Wohllaut der Landessprache gar wundersam überrascht und ergriffen. Der Himmel des Südens ist oft dunkelblau, und des Nachts schimmern die Sterne in so grosser Zahl und in solcher Stärke, dass man beim Sternenlichte lesen kann. Die Majestät der Kirchen, die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes, die erhebenden heiligen Gesänge, von der schönsten Musik begleitet, die kostbaren Gemälde und Bildsäulen — alles das verwandelt die frostigen Gedanken des Nordländers in warme Gefühle und macht auf sein Gemüth einen überwältigenden Eindruck.

12. Rom.

Kein italienischer Staat ist für uns wichtiger, als der Kirchenstaat, und keine italienische Stadt merkwürdiger, als das ewige **Rom**, wie es seines hohen Alterthums wegen genannt wird. Rom ist nämlich die Hauptstadt der katholischen Christenheit, das Jerusalem des neuen Bundes, der Sitz des Statthalters Christi, des **Papstes**, das Ziel der Wanderung von tausend und aber tausend Pilgern, die sich aus allen Theilen der christlichen Welt dorthin begeben, getrieben von religiösem Bedürf-

niss oder von künstlerischem Interesse, oder von beidem zugleich. Von Rom aus ist zweimal die Welt beherrscht worden, zu den Zeiten der Römer und dann im Mittelalter in den blühendsten Zeiten des Papstthums, als die Statthalter Christi nicht blos als Väter der Gläubigen verehrt, sondern auch als Schiedsrichter zwischen Fürsten und Nationen betrachtet und um ihre Entscheidungen bei Regelung der öffentlichen Verhältnisse angegangen wurden. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden: das alte heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Amphitheatern, Triumphbögen und andern grossartigen Baulichkeiten, und das neue christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzählbaren Merkwürdigkeiten, nicht nur katholische, sondern auch nichtkatholische Christen in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, durch welche die Reisenden aus dem Norden hindurch müssen, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich, nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne, da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über einer Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Roms, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor seinem Auge. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und Märtyrer trank. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängniss, über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Hadrian erbaut, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Feste ihren Namen führt. Bald steigt auch das Colossäum empor, das grösste Amphitheater der Stadt, das vom Kaiser Vespasian erbaut wurde, nachdem er Jerusalem zerstört hatte. Es soll 100,000 Zuschauer gefasst haben. — Schöner und immer schöner wird die Ansicht, immer mehr Bauwerke, immer mehrere der 364 Kirchen, welche Rom zählt, immer mehrere der herrlichen Paläste werden sichtbar, und im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel.

Rom hat einen weit grössern Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung, die mit den ab- und zugehenden Fremden etwa 200,000 beträgt, vermuthen sollte. Es umschliesst aber so viele grossartige öffentliche und Privatgebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, dass wir nur auf eines und das andere hier hinweisen können. Die Peterskirche, die hier zuerst erwähnt werden muss, ist ein so ungeheures Gebäude, dass man 100 Jahre über ihrem Baue zubrachte und 64 Millionen Thaler darauf verwendete. Sie ist fast 700 Fuss lang und 500 breit, bis zum Dache 400 hoch.

An der Vorderseite hat sie 5 grosse Thore und 2 Thürme, im Innern 29 Altäre, und ist mit Marmor bekleidet. Der Hochaltar, an welchem nur der Papst das h. Messopfer darbringt, steht mitten in der Kirche, von allen Seiten frei; über ihm ist ein Thronhimmel, der von vier über hundert Fuss hohen ehernen Säulen getragen wird. Unter dem hohen Altare befindet sich eine unterirdische Kapelle mit den Gräbern der h. Apostel Petrus und Paulus und zahlloser Märtyrer, vor denen 112 Lampen brennen, die nur am Charfreitage ausgelöscht werden. Ueber dem Hochaltare ist im Dache die treffliche doppelte Kuppel, die von vier ungeheuern Pfeilern getragen wird; jeder Pfeiler hat 70 Fuss im Durchmesser. Man kann in die Kuppel hineingehen, und von ihrer Gallerie in die Kirche hinabschauen. Auch kann man zwischen den beiden Gewölben der Kuppel hindurchsteigen, bis in ihren obersten Aufsatz, die Laterne genannt, wo man Rom und Umgegend übersieht. Ein unvergleichlicher Anblick. Das Kreuz auf der Laterne ist 500 Fuss vom Boden entfernt. Am östlichen Ende in der Peterskirche steht der päpstliche Thron. „Je öfter wir zu diesem Wundertempel wiederkehren,“ schreibt ein Reisender, „desto mehr bildet sich das Auge zur Schätzung seiner Grösse heran: unser Staunen beginnt erst, wenn wir zu messen anfangen, und z. B. die Engel am ersten Pfeiler, die wir auf Mannshöhe wähnen, weit über uns schweben sehen, oder wahrnehmen, wie in der Charwoche oft 80,000 Menschen in dieser unermesslichen Halle sich verlieren. St. Peter ist wie eine Stadt für sich; ganz Rom, die ganze Colonie der Fremden geht hier allmählich aus und ein, eine stets gleiche, duftige Atmosphäre füllt diesen grössten aller Tempel, in dessen einzelnen Theilen gleichzeitiger und verschiedener Gottesdienst gefeiert wird. Für alle Zungen stehen hier Beichtstühle; denn St. Peter ist nicht für Rom, er ist für die ganze Christenheit da. Bald ist er ein ungeheurer schweigsamer Tempel, bald erfüllen ihn Tausende, und er erscheint noch leer. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger, dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild — hier betet ein niedrer Landmann, seinen Bündel neben sich; dort endlich tritt eine leise singende Prozession aus einer Kapelle hervor.“ — Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, 216 Fuss lang, zirkelrund, umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln; in den Hallen stehen über 300 Heiligenstatuen. Mitten auf dem Platze steht ein 124 Fuss hoher Obelisk aus Aegypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei schöne Springbrunnen. An die Kirche stösst der Vatikan, einer der drei Paläste des Papstes. Die beiden anderen sind der Lateran und Quirinal; der letztere hat die gesundeste Lage und ist daher die gewöhnliche Residenz. Der Vatikan enthält 22 innere Höfe und 11,000 Zimmer, von denen einige 200 Schritt lang sind. Es befindet sich in demselben

auch die sixtinische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo. Hier wird in den letzten Tagen der Charwoche das berühmte Miserere, dieses Meisterstück kirchlicher Musik, bei ausgelöschten Lichtern in der Dämmerung von 32 Stimmen ohne Begleitung von Instrumenten gesungen, und der ganze Gottesdienst dieser Tage hat an Erhebung und Erbauung in der ganzen Welt nicht seines Gleichen. Auch bewundert man in dem Vatikan die Logen (Gänge) und Zimmer, die der unsterbliche Raphael gemalt hat, das Museum, die Bibliothek mit 64,000 Bänden, das Münz-Kabinet. Man behauptet, der Vatikan sei so gross als die Stadt Turin. Dieses mag übertrieben sein; aber so viel ist gewiss, dass er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Keine Stadt in der Welt besitzt so viele und so reiche wohlthätige Anstalten. Fast jeder Papst gründete oder erweiterte solche, und die Grossen folgten seinem Beispiele. Das grosse Hospital San Spirito hat 90,000 Scudi (1 Scudi fast $1^1/_2$ Thlr.) Einkünfte. Im Jahre 1843 wurden dort 9553 Kranke verpflegt. Die zahlreichen Bruderschaften mit Mitgliedern aus allen Ständen besorgen diese Anstalten mit christlichem Eifer. Andere Hospitäler sind das von S. Salvator, schon 1261 gestiftet, das von S. Giacomo in Augusta mit 30,000 Scudi Einkünften. S. Maria della Grazie, und ausserdem eines für Pilger, worin noch im Jahre 1825—26 3000 Fremde verpflegt wurden. Dazu kommen noch die Hospitäler für verschiedene Nationen, die Anstalten zur Verpflegung der Kranken in ihrer Wohnung, zur Unterstützung der Dürftigen und zur Aussteuerung armer Mädchen.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girondola und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene Girondola flammt zu Ostern und am Tage Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerks-Vorrichtungen, und wird auf der Plattform der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossale, vergoldete Engel steht, abgebrannt. Was die andere Festlichkeit anbelangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, gerade über dem Hochaltare, ein 40 Fuss langes messingenes Kreuz herabgelassen, dass mit 1000 Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die Weite des Raumes, in welchem sie hängen, und die Riesengrösse aller umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke mehr, indem jene mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald die Lampen sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Moment ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmählich in

alle vier Arme des Kreuzes der Kirche strömt, und alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuern Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Schaaren von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte unter der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge, ein solches wird in diesem ungeheuern Raume nicht möglich.

13. Der Ausbruch des Vesuv i. J. 79.

Der grosse und gewaltige Ausbruch des **Vesuv** am 24. August i. J. 79 n. Chr. G. ist ein so merkwürdiges Ereigniss, dass ich es euch etwas ausführlicher darstellen will. An dem ebenerwähnten Tage erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr **Lava** ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Asche fiel dicht und immer dichter mehrere Stunden weit nieder. Die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finsterniss über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so dass sie niederstürzten; unterirdischer Donner rollte dumpf, und in jedem Augenblicke fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Kissen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde herumtappend sich nirgends zurecht zu finden wussten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzzerreissend. Endlich, als der lange und schwere Aschenregen nachliess und am andern Tage die Sonne, wiewohl mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten aber, **Herculanum** und **Pompeji**, fand sich keine Spur mehr. Niemand wusste, wo sie geblieben; man glaubte, die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe. Da geschah es, dass vor etwa anderthalbhundert Jahren (1720), ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne weibliche Statuen (Bildsäulen) heraus. Später forschte man weiter, und wer malt das Erstaunen! — man grub ein Theater, eine Strasse mit ihren Häusern heraus; kurz man überzeugte sich, dass man in dem einst durch Asche und glühende Lava verschütteten Herculanum sich befinde. Später grub man auch nach dem alten Pompeji, und auch dies wurde gefunden; und wohl der vierte Theil desselben ist schon ans Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig: in einer unterirdischen Stadt kann man da umhergehen. Alles liegt noch so da, wie es vor beinahe 1800 Jahren gewesen; und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten heidnischen Römer lässt sich hier gewinnen.

Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. dgl. umherliegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Zimmerwänden ist noch frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa (Landgut) fand man einen ausserordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen (gedruckte Bücher hatte man damals noch nicht); sie waren aber alle verkohlt. Über den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Ölverkäufer die Laden*tische*. Die Strassen sind enge, die Häuser niedrig. Ihr Äusseres *ist* sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fussböden sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik (aus farbigen Steinen zusammengesetzte, unsern Stickereien ähnliche Gemälde) ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausgeräthe. Vor den Häusern sind noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelet sass an einem Arbeitstische und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden lagen noch allerhand Esswaren: Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine grosse Pastete; aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

14. Die Türkei und Griechenland.

Im Südosten von Europa, östlich von Italien, hier jenseit des adriatischen Meeres liegt die **Türkei**. Die Türken sind eigentlich kein europäisches Volk, und das schöne Land, welches sie jetzt in Europa bewohnen, die **europäische Türkei**, gehörte in alten Zeiten größtentheils den tapfern, kunstreichen und gelehrten **Griechen**. Die Türken eroberten dieses Land erst 1453. Die Türkei erstreckt sich aber auch noch über den Südwesten von **Asien**, und das nennt man die **asiatische Türkei**. Außerdem stehen Ägypten und andere nördliche Staaten von **Afrika** unter dem türkischen Kaiser, welcher der **Großsultan** genannt wird. Der ganze Länderumfang der Türkei beträgt an 42,000 Quadratmeilen mit mehr als 22 Millionen Einwohnern, jedoch kommen auf den europäischen Theil nur 9000 Quadratmeilen mit $10^1/_2$ Millionen Einwohnern, die theils Muhamedaner*), theils Juden, theils Christen sind; der letzteren sind fast zehnmal so viel, als der ersteren, die das herrschende Volk ausmachen und die Städte und Festungen bewohnen.

Das Land, obgleich im Ganzen schlecht angebaut, bringt doch in manchen Gegenden reichlich Getreide, Reis, Mais, Gemüse, Wein,

*) Anhänger der Glaubenslehre des Muhamed. — S. Muhamed.

Zitronen und Tabak. Die Gebirge liefern Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinsalz und Marmor. Auch an schönem Vieh ist kein Mangel. Man hat edle Pferde, Esel, Maulthiere, Kameele, Schafe, Ziegen, Wildpret, und die See liefert Fische im Überfluß.

Von dem großen türkischen Reiche, das einst den christlichen Völkern in Europa furchtbar war, ist **Konstantinopel** die Haupt- und Residenzstadt, eine sehr wichtige Handelsstadt mit $1/2$ Million Einwohnern und einem Seehafen hier unten an der Meerenge, welche das **schwarze Meer** mit dem Meere **Marmora** verbindet.

Bis in das zweite Jahrzehend dieses Jahrhunderts gehörte zum türkischen Reiche auch das in alten Zeiten durch seine Weltweisen, Dichter, Staatsmänner, Baukünstler und Maler, wie durch Heldenmuth aller seiner Bewohner berühmte **Griechenland**, welches aus dem Festlande und aus vielen Inseln im **ägeischen** oder **griechischen Meere** besteht. Im Jahre 1821 erhoben sich die Griechen gegen die Türken, erkämpften im Jahre 1829 ihre Unabhängigkeit und wählten sich 1832 den bairischen Prinzen **Otto** zum **Könige**. Die Städte im Lande sind nicht bedeutend, denn die Haupt- und Residenzstadt **Athen** zählt nur 35,000 Einwohner.

15. Der Olymp.

Nördlich von Larissa, im türkischen Thessalien, streckt sich ein romantischer, aber öder Landstrich dem Meere zu. Schweigen und Einsamkeit beherrschen ihn so, wie einst der Lärm der Menschen, die sich auf diesem Boden drängten. Man sieht hie und da Überreste griechischer Straßen, wo kein Fuß mehr wandelt. Einige Maisfelder in den Thälern und kümmerliche Olivenpflanzungen sind die einzigen Zeichen gegenwärtiger Cultur. Zerstörte Dörfer und verwilderte Baumpflanzungen deuten auf eine noch vor Kurzem reichere Bevölkerung hin.

Dort erhebt sich der **Olymp**, der Göttersitz des griechischen Alterthums mit weißglänzender Firne wie ein großer Schatten. Die ältesten Griechen hielten ihn für den höchsten Berg (6500 Fuß hoch) und den Mittelpunkt der ganzen Erde, die man von des Berges Gipfel ganz überschauen zu können vorgab. Dieser Begriff und das Majestätische auch in seiner Form führte zur Idee, es sei die irdische Wohnung der Götter. Über dem Haupte desselben glaubte man eine Öffnung im metallenen Gewölbe des Himmels, die Pforte für die unsterblichen Mächte. Zwei andere Thore dachte man sich am Himmelsgewölbe, an dessen äußerstem Rande in Ost und West. Durch diese stiegen der Phöbus (der Sonnengott) und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean zum Firmamente empor und wieder hinunter. Auf dem Olymp rathschlagten die großen Götter. Zwölf an der Zahl, bildeten sie den Rath der Alten. Zeus war ihr Haupt. Sie entschieden die Geschicke der Welt und die Angelegenheiten des Himmels. Die übrigen Götter gehörten zur allgemeinen Versammlung, welche Zeus in wichtigen Dingen berief. Krystallene Paläste bedeckten des Berges Gipfel, der Götter Wohnung, denen kein Sterblicher zu nahen sich erdreistete. So erzählt die Mythe (Sage) der Griechen. Schon lange vor dem Eindringen des Christenthums war auch der Heiligenschein verschwunden, der den Olymp so lange umhüllt hatte. —

Versetzen wir uns auf seinen Gipfel! Welch ein Umblick! Ein Land breitet sich vor uns aus, in dem ehemals zwanzig berühmte Völkerschaften lebten. Dies jetzt so entvölkerte Thessalien und jenes verwüstete Altgriechenland, sie zählten einst über hundert mächtige Städte; ihre blühenden Felder waren mit

Dörfern und Flecken bedeckt; überall drängten sich Wohnungen, Tempel und die Denkmäler des Gedeihens, des Überflusses, der Gesittung und Bildung. — Der Griechen Unternehmungsgeist, ihr Sinn und ihre Kraft höhlten an diesen Küsten tiefe Häfen aus, trockneten pesthauchende Sümpfe und bedeckten die verödeten Gewässer mit ihren Schiffen, deren Flaggen alle damals bekannten Meere beherrschten. Was ist geworden aus all' diesem in der Spanne Zeit von anderthalb Jahrtausenden? Von den meisten Orten der Vorzeit kennt man ihre Stätte nicht mehr. Wilde Thiere hausen in den Ruinen der Paläste der Könige; Heerden weiden auf der Schwelle der eingestürzten Tempel, und auf der unwirthlichen Höhe, von welcher Zeus seine Blitze schleuderte, horstet der Adler nur noch. Versumpft sind die Küsten und hauchen Seuchen aus; die Häfen sind verschlämmt oder vertrocknet; die wenige Städte gleichen Skeleten; die allgemeine Armuth ist an die Stelle des Reichthums, Mangel und Entbehrung sind an die des Überflusses getreten; das ganze Land, einst der Schauplatz so vieler Pracht, ist ein Bild der Verödung und des Elendes.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

16. Ungarn.

Ungarn ist ein großes, weitläufiges Kesselland, rings umher von Gebirgen, den Karpathen, Alpen u. s. w. umgeben. Die Flüsse dieses Kessels sind die Donau und die Theiß, die Drau und die Sau. Alle vier Flüsse führt daher auch Ungarn in seinem Wappen. — Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkerströmungen stattfanden: im Westen bei Preßburg, im Süden bei Belgrad und im Osten bei den Quellen der Theiß.

Durch das Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus ritten die Hunnen, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Schaaren der Magyaren (Ungarn), um Deutschland zu quälen. Zu eben diesem Thore hinaus strömten die Türken, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Deutschen, insbesondere unter Karl dem Großen, — dann unter vielen Heerführern und Kaisern, um die Verwüstungen der Ungarn zu strafen und sie aus räuberischen Nomaden zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer zum heiligen Lande, — hier herein kamen die Österreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, — und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Österreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, der Städtebau, die Kultur, das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden Seiten der Karpathen, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Schlachtfelder.

Durch das zweite Hauptthor, bei Belgrad, rückten die römischen Kaiser. Auf eben dieser großen Hauptstraße ergossen sich die ungestümen Schaaren der Türken und verbreiteten sich von Belgrad aus auf die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus zogen die Ungarn, die Österreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um

diesen Punkt drehen sich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegen hier an der Theiß Schlachtfelder an Schlachtfeldern, auf denen unsägliches Blut vergossen wurde.

Durch das dritte Thor endlich, das die theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn selbst, 215,000 bewaffnete Männer stark. Denn hier überstiegen sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergossen sich in das Thal der Theiß. Vor ihnen strömten auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völkerschaften. — Und 1849 eilten von dieser Seite die Russen — Österreich zu Hülfe, von dessen Herrschaft sich die Ungarn zu befreien strebten. —

Während in dem Innern von Ungarn die Magyaren wohnen, stehen die Deutschen in dem westlichen Thore, welches wir das deutsche nennen. In dem südlichen stehen die Türken, und wir nennen es das türkische. In dem östlichen aber stehen die Russen, und es mag daher das russische genannt werden. — In der Nähe des deutschen Thores hält die wichtige Festung Komorn Wache, in der Nähe des türkischen das eben so feste Peterwardein.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

17. Rußland.

Wir kommen nun zum Osten von Europa — nach **Rußland.** Ehe wir aber von diesem großen Reiche reden, müssen wir vorher des Königreiches **Polen** gedenken, welches einst ein gar mächtiges Reich war, jetzt aber auf den Landkarten kaum noch zu finden ist. Vor dem Jahre 1772 umfaßte es noch 13,000 Quadratmeilen, war also mehr als $2\frac{1}{2}$ mal so groß, als der preußische Staat. Zur Zeit seiner größten Macht dehnte es sich von der **Ostsee** bis zum **schwarzen Meer** aus, und begriff in sich einen Theil der jetzigen Provinz Preußen mit Thorn und Danzig — das Großherzogthum Posen — das österreichische Galizien mit Krakau und Lemberg — das jetzige, unter dem russischen Kaiser stehende Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau — und noch mehrere Gebiete im Westen und Süden von dem jetzigen Rußland.

Das jetzige **Kaiserthum Rußland** gehört zu den größten Reichen der Erde; denn es erstreckt sich nicht nur über einen großen Theil von **Europa,** sondern auch über eine noch einmal so große Strecke in **Asien.** Werft nur hier einen Blick auf die Karte von Europa, und ihr seht, daß sich das **europäische Rußland** vom nördlichen Eismeere herabzieht bis zum **schwarzen Meer;** aber die Grenzen von dem **asiatischen Rußland** sind auf dieser Karte nicht zu sehen. Im Westen grenzt Rußland an die Türkei, Ungarn, Deutschland u. s. w.— Rußland ist nur schwach bevölkert, denn auf den 370,000 Quadratmeilen des ganzen Reiches wohnen kaum 70 Millionen Menschen.

Das **europäische Rußland,** welches einen Flächenraum von 90,000 Quadratmeilen und 60 Millionen Bewohner hat, ist von

vielen Flüssen durchschnitten, von denen die **Wolga**, welche in das **kaspische Meer** mündet, der bedeutendste, ja der größte Strom in ganz Europa ist. Von den vielen **Seen** in Rußland sind, außer dem **kaspischen Meere**, der **Ladoga-** und **Onegasee** die bedeutendsten. Die **Karpathen**, an der Grenze von Ungarn, und der **Ural** sind die merkwürdigsten Gebirge, von denen das letztere die **Grenze** zwischen Europa und Asien bildet.

Ist's in Rußland kalt oder warm? — fruchtbar oder unfruchtbar? — Gegen das **Eismeer** hin, am äußersten Norden, ist es so kalt, daß die Erde dort nichts mehr als Moos und hier und da niedriges Birkengestrüpp hervorbringt, und trotzdem ist diese Gegend nicht ganz von Menschen leer, die jedoch nur ein kümmerliches Dasein fristen; denn schon über Petersburg hinaus kommt das Getreide nur in wenigen Gegenden zur Reife, und noch weiter nach Norden giebt es auch keine Garten- und Baumfrüchte mehr. Dagegen sind diese öden Landstriche reich an Pelzthieren, Federvieh und Fischen. — In dem mittlern Theile Rußlands ist die Luft gemäßigt und der Boden fruchtbar, fast wie bei uns. Es fehlt da nicht an Feld-, Garten- und Baumfrüchten, an fetten Triften, Wäldern, Wild, Fischen und Hausthieren. In dem südlichen Theile (Klein-Rußland) ist die Witterung so warm, daß dort Tabak und Wein, ja sogar Südfrüchte gedeihen, wie sie in Italien wachsen. Hier giebt es fast keine Waldungen, aber unabsehbare Steppen (hochliegende grasreiche Landstriche), in denen nomadische Stämme (Hirtenvölker) mit ihren Viehheerden umherirren und große Gutsbesitzer zahlreiche Schafheerden halten.

An Getreide hat Rußland im Ganzen einen großen Überfluß, und alle Lebensmittel sind sehr wohlfeil. Es giebt dort aber auch in Menge Störe, Hausen, Karpfen, Lachse, Hechte und andere treffliche Fische. In den Wäldern leben Rennthiere, **Elenthiere**, Marder, **Zobel**, **Hermeline**, schwarze und weiße Füchse, **Wölfe**, **Bären** und andere Pelzthiere, so wie eine große Anzahl Vögel. Auch hält man eine Menge zahmes Vieh: Schafe, Schweine, Rindvieh und Pferde. Die Bergwerke, besonders im Ural, sind sehr ergiebig an Gold, **Platina**, Silber, Kupfer und Eisen; auch fehlt es nicht an Marmor, Schwefel und Salz.

Rußland hat zwei Hauptstädte: **Moskau** und **Petersburg**. Moskau ist der Mittelpunkt des Landhandels und der russischen Industrie; seit dem Brande im Jahre 1812 ist es schöner, als es vorher war, wieder aus der Asche gestiegen und hat jetzt 360,000 Einwohner. Petersburg am finnischen Meerbusen, mit 440,000 Einwohnern, ist der Mittelpunkt des Seehandels und die Residenzstadt der kaiserlichen Familie.

Das große russische Reich ist von vielen verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die meist die russische Sprache reden und sich zur griechischen Kirche bekennen.

18. Der Russe in den Steppen.

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen (Kleinrußland) bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Ich traf einmal mit einem solchen, der sich in den südlichen Steppen niedergelassen hatte, zusammen, erzählt uns ein Reisender. Ich fragte ihn, wie es ihm da gefiele? „Ach, Herr," antwortete er, „wem kann es hier gefallen?" Ist denn euer Rußland besser? fragte ich weiter. „Unser Rußland, unser Rußland, wie sollte es nicht besser sein!" Ich sah, daß er sich erzürnen wollte und fragte, was denn in Rußland besser sei?

„O in Rußland, Herr, da ist von allem etwas, und hier ist von allem nichts! In Rußland ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer, der Winter und alle Jahreszeiten besser. Da ist Berg, Thal, Wald, Wiese, Brunnen, Quellen, Flüsse — alles in Fülle; alles wechselt ab und alles ist so schön. Im Lande fließen große, schöne Ströme, und vor allen die herrliche Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und prächtig. Die Eichen, Linden, Buchen, Tannen und Fichten — alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeder Art, der eine so, der andere so!" (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach und in den Wäldern, welche Luft voll Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie begierig ein, als wenn sie voller Veilchenduft wäre.) „Und wie nahe ist dir das alles! Siehe, hier ist deine Hausthüre, du machst sie auf, trittst hinaus und bist gleich mitten im Walde." (Hier hielt er mich bei der Hand und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre; er aber trat einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welche herrliche Musik im Walde," fuhr er fort, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Grase des Waldes blühen und reifen allerlei Beeren um dich her. Erdbeeren, Herr, kleine süße Himbeeren und Brombeeren von jeder Art, Herr, so viele, als du nur wünschen kannst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, und rund um dich herum pflücken, und du stehst nicht anders als satt wieder auf." (Dabei warf er sich gar ins Gras und rupfte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären. Es fehlte wenig, so hätte er sie noch gegessen, bloß um mir zu zeigen, wie gut die russischen Erdbeeren schmecken.)

„Auch Pilze sind in Rußland von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit, doch giebt es auch schöne Arten für die Menschen. Gras und Heu, das ist noch das einzige in diesem Steppenlande, überall Gras und nichts als Gras. Und selbst das einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Theil des Jahres saftlos und vertrocknet. Bei uns giebt's auch Gras, aber so hoch bis zu meiner Bartspitze — und was für Gras! grünes, feines, saftiges und süßes. Die Kühe werden ganz fett davon und so — so dick. Seht, und in dem allen mitten darin liegt unsere Moskwa, die prächtige und heilige Stadt, mit tausend grünen Kirchenkuppeln und hundert silbernen und goldenen Thurmspitzen. O, Rußland ist gewiß das erste und beste Land weit und breit. Wenn wir jetzt in Rußland gingen, wie würden wir schön spazieren! Bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir mehrere Stunden, wie die Wachteln, schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Haus erreichen. Überall Gras und Gestrüppe. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und kein Baum giebt uns Schatten. Und wenn eine Wolke dort uns Regen und Wind senden wird, haben wir keinen Hügel, hinter dem wir uns schützen. Und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns auch nicht die kleinste Beere zur Erfrischung."

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

19. Skandinavien: Dänemark, Schweden und Norwegen.

Skandinavien besteht aus drei Königreichen: **Dänemark, Schweden** und **Norwegen**. Es ist nur schwach bevölkert, denn auf den 15,000 Quadratmeilen dieser nördlichen Länder wohnen nur etwa 7 Millionen Menschen. Diese sind germanischer Abstammung und bekennen sich zur evangelischen Religion.

Dänemark, am dichtesten bevölkert, liegt nördlich von Deutschland und begreift in sich außer dem zu Deutschland gehörenden Holstein und Lauenburg, noch das mit Holstein verbundene Schleswig, ferner die große Halbinsel **Jütland**, die dänischen **Ostseeinseln**, die **Faröerinseln** und **Island**. Die Luft ist in Dänemark mehr feucht als kalt, der Boden fruchtbar und der Handel nicht unbedeutend. Alle Schiffe, welche durch die drei Meerengen, den **großen** und **kleinen Belt** und den **Sund**, fahren, sind dem Könige von Dänemark zinsbar, und dieser Schiffe sind nicht wenige, denn auf keinem andern Wege kann man aus der **Nordsee** in die **Ostsee** gelangen. Die Haupt- und Residenzstadt von Dänemark ist **Kopenhagen** mit 130,000 Einwohnern.

Schweden und **Norwegen**, seit 1814 unter einem Könige vereinigt, der in **Stockholm** residirt, umfassen die eigentliche skandinavische Halbinsel. Die hohen Gebirge im Westen und die nördliche Lage des Landes machen einen großen Theil desselben unbewohnbar. Nur die südlichen Theile des schwedischen Tieflandes, die Thäler und einige breitere Küstenstrecken an der Westseite sind bewohnt und angebaut. Hier wird sehr sorgfältig Landwirthschaft, Pferde- und Rennthierzucht getrieben, ja einige der südlichen, durch hohe Gebirge geschützten Küsten und Thäler liefern Obst und lassen selbst noch Wallnußbäume fortkommen. In den übrigen Theilen ist der Winter sehr lang und streng, der Sommer dagegen sehr heiß und kurz, die Luft dabei rein und gesund.

In Schweden und Norwegen besteht die Hälfte der Thäler entweder aus **Seen** von süßem Wasser, oder diese Seen machen einen Theil des Meeres aus. Schweden und Norwegen ist, wie ihr hier auf der Karte seht, mit Seen und tiefen **Meerbusen**, welche Flüssen gleichen, ausgezackt. Wenn man zum **Nord-Cap** hinauf steigt, sieht man die Tanne an die Stelle der Buche treten; auf die Tanne folgen unermeßliche, am Boden mit weißem Moose bedeckte Fichtenwälder, die dem **Lappländer** und seinem **Rennthier** einen Winteraufenthalt darbieten, und die Birke, die gegen das **Eismeer** hin fast krautartig wird, beschließt das Reich der holzigen Gewächse, und endlich steht das Pflanzenleben still.

Die bebauten Ebenen des Nordens, in große Pachthöfe getheilt, zeigen überall eine hohe Umzäunung von Feldstein-Mauern, die mit Rasen bedeckt und mit hohen Bäumen umgeben, oft auch noch mit breiten Gräben umzogen sind. Mitten in einem solchen weiten Umkreise sieht man auf einem öden, oft baum- und gartenlosen Flecke,

viereckige Gebäude. Alles, was die Wohnung des Menschen im Norden umgiebt, weis't auf Einsamkeit hin; man hört da nur das eintönige, langweilige Sausen des Windes, man sieht bloß die beras'ten Grabhügel der alten Skandinavier und eilt, sich in das einzige hier nur vorkommende Asyl zu flüchten. Eingetreten in den großen, viereckigen Hof des Pachtgutes findet man da im buntesten Gewühle alle Hausthiere mit den Kindern und den übrigen Gliedern der Familie des Hauses vermischt. Es ist hier gleichsam die auf Erden niedergesetzte Arche Noah's.

Ist die Sonne unter den Horizont hinab, dann scheint sich das Sausen und Toben der Winde in der Finsterniß der Nacht noch zu verdoppeln, und in die Brust des Menschen, den hier die Natur zu verlassen scheint, zieht ein Gefühl von Schrecken. Man begreift, wie der Bewohner solcher Gegenden zu seiner geliebten Wohnung zurück eilt, sein Feuer, seine Familie, kurz alles das begrüßt, was dem fühlenden Menschenherzen wenigstens in etwa ein höheres Bedürfniß zu befriedigen vermag.

20. Der Lappe und das Rennthier.

Das Zelt des **Lappen** ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird, und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an die Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Das von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet die einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Lappländer die lange dauernde, strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15 bis 18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder, und sehr oft eine zweite Familie, die Mitbesitzer der Heerde ist, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt immer noch ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu Zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den untern Raum fast immer mit einer dichten Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend auf die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Noth ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen **Rennthieren** abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl

der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, ist von 300 bis 500; mit einer solchen Heerde kann ein Lappe sich wohlbefinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfniß des Jahres, und im Winter kann er so viele Rennthiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt.

Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch ist der Anblick des Melkens, wenn sich die Heerde zur Abendzeit um das Zelt versammelt. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch' schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Geweihe zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde das Zelt erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweise einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Hörner des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter sie schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Thiere auf ein Mal rund um das Zelt, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber in der Mitte.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

21. Das britische Reich.

Das **britische Reich** (5700 Quadratmeilen und 29 Millionen Bewohner) besteht aus zwei großen und verschiedenen kleinern **Inseln**, die, zwischen der **Nordsee** und dem **atlantischen Meere**, dem mitteleuropäischen Festlande gegenüber liegen. Die östlichste und größte der beiden Hauptinseln wird amtlich **Großbritannien** genannt und begreift **England** und **Schottland**. Großbritannien wird durch die Nordsee von Dänemark, Deutschland und den Niederlanden, durch die Meerenge von Calais (spr. Caläh) und durch den Kanal von Frankreich getrennt. Die westliche der beiden großen Hauptinseln ist **Irland**, und wird durch das irische Meer von Großbritannien geschieden.

Was die äußere Gestalt des Bodens betrifft, so kann man mit wenig Worten sagen: England ist ein Hügelland, Schottland ein Gebirgsland und Irland ein ebenes Land. — Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, aber doch in mancher Beziehung verschieden in den drei Reichen. In England ist es meistens feucht, obwohl nicht ungesund; Regen, Winde, Nebel sind hier häufig; der

Winter ist weniger kalt als auf dem benachbarten Festlande, der Sommer dagegen auch weniger warm. In Schottland ist ein Unterschied zu machen zwischen dem nördlichen und südlichen Theile oder zwischen den Hochlanden und den sogenannten Niederlanden: in jenen ist die Luft rein und sehr gesund, in diesen meistens feucht. Das Klima Irlands ist feucht und weder so warm, noch so kalt, wie in England. Eis und anhaltender Schnee sind seltene Erscheinungen. Der Boden ist im Durchschnitte fruchtbar, und zwar giebt es Gegenden von der höchsten Fruchtbarkeit in England und Irland, freilich auch große Heidestrecken in jenem, und viele Moore in diesem Lande. In Schottland ist beinahe im ganzen nördlichen Theile der Boden unergiebig; die schottischen Niederlande sind dagegen meistens fruchtbar. Mit Ausnahme von Holz und Wein besitzt das britische Reich an europäischen Naturprodukten so viel, daß es nöthigenfalls der Zufuhren vom europäischen Festlande entbehren kann.

Die **Engländer** sind germanischen Ursprungs und haben im Charakter, in Fleiß und Ausdauer viel mit den Deutschen gemein — sie übertreffen uns aber in Kunstfleiß und Betriebsamkeit, in Handel und Gewerbe. Der Handel der Engländer ist der ausgedehnteste auf der ganzen Erde. Alle Meere des Erdkreises werden von englischen Handels- oder Kauffartheischiffen durchsegelt. Und was das Fabrikwesen anlangt, so giebt es beinahe keinen Zweig desselben, der in England, wie auch in Schottland, nicht auf eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht worden wäre. Die Hauptgegenstände der britischen Fabrikation sind indeß Baumwollenwaaren, Tuche, Eisen- und Stahlwaaren, Glas, Porzellan, Steingut, Leinwand, Leder- und Seidenwaaren. Die vorzüglichsten und wichtigsten Baumwollfabriken sind in **Manchester** und Glasgow, die berühmtesten Tuchfabriken in Leeds und Huddersfield und die berühmtesten Eisen- und Stahlfabriken in Birmingham und Sheffield. Die englischen und schottischen Baumwollfabriken beschäftigen $1\frac{1}{2}$ Million Menschen. In Eisen- und Stahlwaaren wurden zu Zeiten schon in einem einzigen Jahre für 40 bis 45 Millionen Thaler geliefert. In Lederwaaren werden jährlich auch ungeheure Geschäfte gemacht, und in der Stadt Worcester allein fertigen gegen 10,000 Menschen Tag aus, Tag ein — lederne Handschuhe! Das engländische Steingut ist ebenfalls hochberühmt. In der Grafschaft Stafford allein sind ungefähr 40,000 Menschen mit der Verfertigung von Steingutwaaren beschäftigt. Die Zahl aller britischen Handelsschiffe, welche die englischen Fabrikate bis in die fernsten Länder tragen, belief sich schon vor 20 Jahren auf 25 Tausend, die mit 166,583 Seeleuten bemannt waren.

Allein ungeachtet der so hoch stehenden Industrie, des so weit ausgebreiteten Handels, sind dennoch in England der Armen unglaublich viele, und man hat berechnet, daß der 7te bis 8te Mensch meistens bloß vom Almosen lebt. Dagegen ist aber auch wieder der

Reichthum Einzelner sehr groß. Es ist gar keine Seltenheit, daß ein englischer Lord (Graf) eine jährliche reine Einnahme von 700 Tausend, ja 8 mal hundert Tausend Thalern hat.

Merkwürdig ist noch die ungeheuer große Staatsschuld des britischen Reiches. Vor 160 Jahren war das ganze Reich noch ohne alle Schulden, und gegenwärtig seufzt das Land unter einer Staatsschuldenlast von 788,147,000 Pfd. Sterling oder 4,728,882,000 Thalern! Wahrlich, wäre nicht die größeste Gewißheit da, daß der britische Staat wirklich eine solche Summe schuldet, man würde diese Zahlenreihe für eine Erdichtung halten.

Von den Bewohnern des britischen Reiches bekennen sich etwa $^7/_{10}$ zur evangelischen Religion; die übrigen $^3/_{10}$ sind Katholiken, welche meistens in Irland wohnen.

Die riesenhafte Hauptstadt des britischen Reiches ist **London**, auf beiden Seiten der **Themse**. London zählt über zwei Millionen Einwohner! Die Länge der Stadt mit ihren 300,000 Häusern, 10,000 Straßen, 600 Kirchen und Kapellen ꝛc. ꝛc., beträgt über acht Stunden und die Breite vier Stunden. Im Innern der Stadt sind 74 mit Bäumen bepflanzte große Plätze. Wie so mancher erwachsene Mensch mag jährlich in London sterben, der in seinem Leben nie einen wogenden Getreideacker, nie einen blühenden Obstbaum, nie einen bunten Wiesenteppich geschaut hat! O, du große, reiche Stadt! Ach, ihr armen, bedauernswerthen Menschen!

22. Der Wallfischfang.

In den großen Meeren, besonders den nördlichen, leben Thiere, welche eine nackte oder doch nur mit einigen Borsten besetzte Haut, keine Hinterfüße und statt der Vorderfüße Schwimmflossen und eine wagerecht ausgebreitete Schwanzflosse haben. Diese Thiere gehören, troß ihrer Fischähnlichkeit, nicht zu den Fischen, sondern zu den Säugethieren und heißen **Walle**. Zu ihnen gehören z. B. die Seekuh, der Delphin, der **Wallfisch**. Der Wallfisch ist das größte Säugethier, denn 80 Elephanten machen erst einen Wallfisch aus; er ist 70 bis 80 Fuß lang und bis 2000 Centner schwer.

Wegen des großen Nutzens, den der Wallfisch durch seinen Thran und sein Fischbein gewährt, ist der Fang desselben seit Jahrhunderten von verschiedenen Völkern mit großem Eifer betrieben worden. Vom 11. bis 14. Jahrhundert betrieben ihn besonders die Basken (aus Spanien). Darauf kam er in die Hände der Holländer, die ihn im 17. Jahrhundert zu einer solchen Blüthe brachten, daß sie in einem Jahre 300 Schiffe mit 18,000 Matrosen ausschickten und auf **Spitzbergen** eine besondere Niederlassung zur Betreibung dieses wichtigen Industriezweiges gründeten. Gegenwärtig wird der Fang dieses Thieres im hohen Norden hauptsächlich von den Engländern betrieben, doch gehen jährlich auch einige Schiffe von Frankreich, Hamburg, Bremen, Altona, Glückstadt, Holstein und Schleswig, Hannover, Rostock und Stettin auf den Wallfischfang. Die Schiffe, jedes ungefähr mit 50 Mann besetzt, laufen im Frühjahr aus und kommen im August und September zurück. So lange der Fang noch ergiebiger war, erlegte ein Schiff auf einer solchen Fahrt nach Spitzbergen 8 Wallfische. Die Ergiebigkeit ist jedoch nicht in allen Jahren gleich. Jetzt rechnet man es gewöhnlich schon für ein glückliches Jahr, wenn auf einer Fahrt drei Wallfische erlegt werden.

Sind die Schiffe in den Gegenden, wo sich Wallfische aufhalten, angekommen,

so muß Tag und Nacht die größte Wachsamkeit beobachtet werden. Die Böte werden an den Seiten des Schiffes ausgehängt, um zu augenblicklicher Benutzung bereit zu sein. Gestattet es der Stand des Meeres, so wird auch wohl sofort ein Boot ausgesetzt, bemannt und ins Schlepptau genommen. Sobald sich ein Wallfisch wahrnehmen läßt, wird sogleich das Zeichen zum Aufbrechen gegeben: ein Wall! ein Wall! ruft die Wache, und sogleich setzt sich ein Boot in Bewegung, und andere folgen ihm in größter Eile und unter großem Allarm. Man nähert sich dem Ungeheuer, der Chef lenkt das Boot, der Harpunirer schwingt seine schlanke, leichte Waffe, auf Befehl des Chefs durchschneidet sie die Luft und trifft das Thier. Dieses schlägt furchtbar mit seinem Schwanze umher, und wehe dem Fahrzeuge, das von ihm getroffen wird, denn es wird unfehlbar von ihm zerschmettert. Mit ungeheurer Schnelligkeit fliegt der Wallfisch, hinter sich her die Siegerbarke schleppend; denn an der Harpune war ja jenes Tau befestigt, das nun dem Boote als Schlepptau dient. Abwechselnd taucht der Wallfisch und steigt wieder in die Höhe, bis er endlich erschöpft noch einmal aufsteigt, um zum letzten Male Luft zu schöpfen. Dieser Zeitpunkt ist es, wo der Chef das Hinterhalt des Bootes an die Brust des Thieres anlegen läßt und das blutige Schauspiel dadurch beendet, daß er eine lange vierschneidige Lanze in die Lungen stößt. Dieser Stoß muß aber tief und schnell geschehen; denn die letzten Todeszuckungen sind nicht weniger zu fürchten bei einem solchen Thierkolosse, der jetzt Ströme von Blut ausspritzt und seinen Körper hin und her rollt. Oft verlängert sich die blutige Scene bis zu einigen Stunden; und um den Augenblick des Todes zu beschleunigen, wagt man dann, den Wall mit neuen Harpunen, Lanzen und scharfen Schaufeln anzugreifen. Die letztern dienen vorzüglich dazu, die Schnelligkeit des Thieres auf der Flucht zu beschränken. Zu wiederholten Malen bemüht sich der Harpunirer, mit seiner Waffe an derjenigen Stelle das Thier zu treffen, wo der Körper in den Schwanz übergeht, und gelingt es ihm, hier eins der größeren Blutgefäße zu durchschneiden, so ist die Schnelligkeit fast um die Hälfte gemindert. Ist das Thier endlich todt, so wird auf dem Boote oder auf dem Thiere selbst eine Flagge aufgesteckt, und von allen Böten ertönt ein lautes Hurrah. Der Wallfisch wird nun mit Seilen ans Schiff oder ans Land gezogen und von den Speckschneidern mit Stiefeln bestiegen, an denen sich eiserne Haken befinden. Mittels scharfer Äxte und Schaufeln lös't man den Speck in ungeheuren Streifen ab und verpackt ihn entweder sogleich in Tonnen, oder zerläßt ihn erst am Feuer und behält nur den Thran. Man gewinnt im Durchschnitt von einem Wallfisch 120 Tonnen Öl. An Fischbein liefert ein großes Thier 2 bis 3000 Pfund. Öl und Fischbein zusammen haben einen Werth von ungefähr 5000 Thalern. Die übrigen Theile des Wallfisches, nämlich Fleisch, Knochen und Eingeweide werden nicht weiter benutzt, sondern den Wellen und den Schaaren von Raubvögeln und Haifischen überlassen, die längst schon auf die Beute lauerten. Die Nordländer essen Fleisch und Speck des Wallfisches, und von jungen Thieren soll ersteres auch recht angenehm schmecken. Ebenso werden auch die Knochen und Sehnen von ihnen benutzt.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

23. Europa*).

Europa hängt nur an einer Seite, gegen Osten, mit dem Festlande, nämlich mit Asien zusammen, von wo aus es gleichsam als eine große Halbinsel erscheint. Durch das mittelländische Meer wird es im Süden von Afrika getrennt, dem es an der Straße von

*) Zusammenfassung des behandelten Einzelnen zu einem klaren Gesammtbilde unseres Erdtheils wird mit Hülfe der Karte Europas erstrebt.
Wo die Schule nicht im Besitze eines Globus ist, sind Planigloben zur Erreichung des Zweckes: Orientirung auf der Erde, von nun an unentbehrliche Hülfsmittel.

Gibraltar bis auf 3 Meilen sich nähert. Von Amerika ist es durch den westlichen Ocean geschieden, der das atlantische Meer genannt wird. Im Norden bildet das nördliche Eismeer die Grenze Europa's.

Ungefähr $^2/_3$ dieses Erdtheiles bestehen aus **Flach-** und **Tiefland**, und nur $^1/_3$ aus **Gebirgsland**. Das ganze nordöstliche Europa (Rußland, Galizien, Polen) und ein Theil von Westeuropa (Norddeutschland, Dänemark, die Niederlande, Belgien und ein Stück vom nordwestlichen Frankreich) zeigen den Charakter des Tief- und Flachlandes, wo man keinen einzigen Gebirgszug, sondern höchstens mäßige Anhöhen, Hügel und Landrücken findet; dagegen besteht der übrige Theil von Europa aus Gebirgs- und Hochland, wovon jedoch die große ungarische und lombardische Ebene eine Ausnahme machen.

Das höchste Gebirgsland Europas ist die **Schweiz**, von wo der Boden sich nach allen Seiten zu senkt und endlich gegen die Nord- und Ostsee in flache Tiefebenen, welche die ebensten und niedrigsten Länder Europa's bilden, ausläuft. Das größte europäische Gebirge sind die **Alpen** in der Schweiz und in Italien, welche sich von da in viele Äste nach verschiedenen Richtungen ausbreiten.

Mit Einschluß der Inseln, welche über 14,000 Quadratmeilen enthalten, schätzt man den Flächeninhalt Europa's auf 182,000 Quadratmeilen. —

In Hinsicht der **Witterung** bemerken wir in Europa eine große Verschiedenheit. Die Wärme nimmt nicht im Allgemeinen bloß nach Norden, sondern auch nach Osten ab. Die Westwinde bringen Feuchtigkeit und Regen, die Ostwinde Trockenheit, die Südwinde Wärme, die Nordwinde Kälte. Die Ostwinde steigern eben so wohl die Sommerhitze als die Winterkälte; die Westwinde aber mildern die Hitze im Sommer, wie die Kälte im Winter. In den westlichen Gegenden regnet es häufiger, als in den östlichen und südlichen — und wenn auch während des Sommers im Süden die Wärme und während des Winters im Norden die Kälte groß ist, so ist sie doch erträglich und mit Recht sagt man daher: Europa hat im Ganzen ein gemäßigtes **Klima**.

In Rücksicht des Klimas kann man es von Süden nach Norden in 3 Erdstriche eintheilen: 1. in den warmen, wo der Citronenbaum fortkommt (Portugal, Spanien, Süd- und Mittelitalien, Griechenland und die südliche Türkei); 2. in den gemäßigten, wo der Getreide- und Obstbau durchgehends gedeihen (Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Deutschland, Schweiz, Ungarn, Süd- und Mittelrußland, Dänemark und das südliche Schweden und Norwegen); 3. in den kalten, wo das Pflanzenleben immer mehr abnimmt und nur Rennthiermoos, isländisches Moos, Preiselbeeren, Wachholderbeeren, zwerghafte Kiefern und Birken fortkommen (Nordskandinavien und Nordrußland bis zum Ural).

Bis auf den Hund, den treuen Begleiter der Menschen, und das

Rennthier verschwinden hier auch alle **Hausthiere**, welche sonst in ganz Europa ziemlich dieselben sind. Jedoch hält man den Esel nur in der südlichen Hälfte, Kameele nur in einzelnen Gegenden der Türkei und im Süden Rußlands, im äußersten Norden dagegen das Rennthier. Von den **wilden Thieren** findet sich das wilde Schaf (Argali) noch in Korsika und Sardinien, der Auerochse noch in einem Walde Westrußlands, das Elenthier in Rußland und Preußen; der Steinbock auf den Alpen ist aber fast ausgestorben. Eine kleine Affenart lebt auf den Felsen von Gibraltar in Spanien. Hirsche, Rehe und wilde Schweine sind fast überall, die nördlichsten Gegenden ausgenommen. Dem Norden sind die eigentlichen Pelzthiere eigen; der Bär lebt aber selbst in südlichen Gebirgen; Skandinavie allein hat den Vielfraß. Sehr reich sind die nördlichen Gewässer an wildem Geflügel; besonders wichtig darunter ist in Norwegen die Eidergans. Bienenzucht ist sehr wichtig. —

Gold liefern nur die Karpathen, wenig die Alpen und andere Gebirge; Silber ist weit verbreitet, noch mehr aber Kupfer, Eisen und Blei; Quecksilber trifft man in Spanien, in den Krainer Alpen und in Rheinbaiern; Zinn in England, weniger im Böhmisch-Sächsischen Erzgebirge. Groß ist die Menge von Steinkohlen (England, Frankreich, Niederlande, Deutschland) und Salz (Galizien, Deutschland, Ungarn, England). An Salpeter, Alaun, Vitriol und Schwefel ist kein Mangel; Edelsteine sind aber nicht von Wichtigkeit; hingegen besitzt Europa schätzbare Thonarten, Walkererde, Reißblei, den herrlichsten Marmor, Alabaster und viele andere nutzbare Mineralien. Höchst wichtig ist für das holzarme Tiefland der reiche Vorrath von Torf. An Mineralquellen hat Europa einen Reichthum.

Seine erste **Bevölkerung** hat Europa von Asien aus erhalten. Ihre jetzige Zahl kann man auf 266 Millionen rechnen. Die **Europäer** bestehen aus Völkerschaften verschiedener Abstammung und reden mehrere ganz von einander verschiedene **Sprachen**. Diese sind aber größtentheils aus 3 ältern Sprachen entstanden, nämlich aus der **lateinischen** die italienische, französische, spanische und portugiesische — aus der **germanischen** die deutsche, holländische, englische, dänische und schwedische — und aus der **slavischen** die russische, polnische, böhmische, illyrische u. s. w.

Mit Ausnahme der Türken, welche sich zum Islam*) bekennen, herrscht überall die **christliche Religion**, und zwar die katholische in Italien, Frankreich, Süd- und Westdeutschland, Belgien, Spanien, Portugal, Ungarn und Polen — die griechische in Griechenland und Rußland — die evangelische in Norddeutschland, Holland, England, Dänemark, Norwegen und Schweden. — Juden leben — mit Ausnahme von Norwegen — in allen Ländern Europa's, und im höchsten Norden, in Lappland, giebt es noch Heiden.

*) Islam — die Glaubenslehre Muhameds.

Nach seiner politischen Eintheilung zählt Europa mehr als 70 verschiedene Staaten. Unter diesen Staaten giebt es **5 Großmächte:** England, Frankreich, Rußland, Österreich, Preußen. In der Hand dieser Großmächte liegt das Schicksal Europa's. Sehr groß ist aber auch der Einfluß Europas auf die anderen Erdtheile; denn Frankreich hat in Nordafrika den ehemaligen Raubstaat Algier erobert und hier, wie in den übrigen Erdtheilen, Colonien gegründet. Colonien besitzen ferner noch Spanien, Portugal, Holland, Rußland, Dänemark und Schweden. Wichtiger aber, als alle diese, sind Englands außereuropäische Besitzungen; denn außerdem, daß es die Herrschaft auf allen Meeren erobert, und das reiche Indien unterworfen, besitzt es Colonien in Südafrika, Nord- und Südamerika und Australien. So stehen mehr als 130,000 Millionen Menschen in fremden Erdtheilen unter Europa's Herrschaft. — Und wie Europa einst die christliche Religion und mit ihr Gesittung und Bildung von Asien her erhalten hat, so scheint es jetzt dazu berufen, Gesittung und Bildung, Kunst und Gewerbefleiß nach allen Erdtheilen zu verbreiten.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

B. Die übrigen Erdtheile.

24. Asien.

Ihr seht auf der Karte, daß der große Erdtheil **Asien** an drei Seiten vom Meere umgeben ist: da im Norden vom **Eismeer**, dort im Osten vom großen, **stillen Ocean,** und hier im Süden vom **indischen Ocean;** der mittlere und nördliche Theil aber grenzt in Westen an Europa, und der südliche hängt nur durch die **Landenge von Suez** mit Afrika zusammen. Mit Einschluß der Inseln, welche allein 82,000 Quadratmeilen enthalten, hat Asien einen Flächenraum von 800,000 Quadratmeilen.

Da der nördliche Theil Asiens an das nördliche Eismeer und der südliche bis gegen den Äquator reicht, so findet man hier die kältesten und wärmsten, die fruchtbarsten und unfruchtbarsten Länder. Während **Nordasien** (Nord-Sibirien), eine unwirthbare, rauhe, traurige Wildniß bildet, welche eben, wasserarm und unbeschreiblich kalt ist, und nur spärlich Gras und Gestrüppe hervorbringt; und während **Mittelasien** aus den höchsten Gebirgen (der **Himalaya** ist 26,000 Fuß hoch) und ungeheuer großen Sandwüsten und Steppen besteht: bringt **Südasien** nicht bloß alle Produkte Europas hervor, von denen so viele vor Jahrhunderten in unsern Erdtheil verpflanzt worden sind, sondern trägt überhaupt alles, was des Menschen Herz erfreuen kann. Da prangen immergrüne undurchdringliche Waldungen mit riesenhaften Bäumen; es wachsen hier die **Cocos-** und **Sago-**

palme, der **Brodbaum**, der **Zimmet-**, **Muskat-** und **Gewürznelkenbaum**, **Pfeffer-**, **Ebenholzbäume**, **Reiß**, **Kaffee**, **Thee**, **Baumwolle**, die besten Arzneikräuter und Farbestoffe, z. B. der **Indigo**, welcher aus den Blättern der in Indien wachsenden Indigopflanze bereitet wird.

Außer den gewöhnlichen Produkten, woran das **Mineralreich** in Asien sehr reich ist, liefert dieses auch in Indien den **Diamant**, den härtesten, durchsichtigsten und theuersten Edelstein, so wie im Uralgebirge viel **Gold**, **Platina** und Silber und den **Magnetstein**.

Wie die **Pflanzenwelt**, so zeigt auch die **Thierwelt** in Asien eine größere Mannigfaltigkeit, als in Europa. Zu allen den wilden und zahmen Hausthieren Europa's, von denen viele aus Asien stammen, kommen noch diejenigen, welche den heißen Erdtheilen eigenthümlich sind. Da weiden in den fruchtbaren Ebenen Ostindiens die riesigen **Elephanten**; in den hohen Schilfdickichten der Flüsse lauern **Tiger** und **Löwen** auf ihre Beute; in den großen Strömen haus't das ungeheure **Krokodill**; in den Waldungen halten sich **Schlangen** auf, die theils durch ihr Gift, theils durch ihre riesige Stärke Thieren und Menschen gefährlich werden, z. B. die giftige **Brillenschlange** und die — zwar nicht giftige — 40 bis 50 Fuß lange und mannesdicke **Riesenschlange**, die selbst Tiger überwindet und ganze Hirsche verschlingt; **Affen** und die mit dem herrlichsten Gefieder geschmückten **Vögel**, unter denen der **Pfau** und der **Paradiesvogel** die schönsten sind, haben ihre Wohnungen in den Gipfeln der Bäume genommen und erfüllen die Luft mit dem seltsamsten Geschrei. In den **Wüsten** ist alles öde und todt; nur der **Strauß** und einzelne Tiger und Löwen durchstreifen dieselben, und wo Wege hindurchgehen, erblickt man von Zeit zu Zeit Karavanenzüge mit Kameelen, welche die unentbehrlichsten Hausthiere in diesen Einöden sind und von den Eingebornen selber die „Schiffe der Wüste" genannt werden; die **Steppen** werden nur zur Zeit des Frühlings und während des Pflanzenwuchses von Thieren belebt. Da erblickt man auf den Hochflächen **wilde Esel**, muthiger und größer als unsere zahmen, unter schnellfüßigen **Gazellen** und starken **Büffeln**. In den wilden Hochgebirgen lebt das **Moschusthier**, was nirgends sonst auf der Erde gefunden wird.

Die **Bewohner** Asiens betragen — nach übrigens nicht ganz sichern Angaben — etwa 650 Millionen und zerfallen in drei große Klassen: 1. **wilde Völker**, welche von der Jagd oder vom Fischfang leben und meist in Nordasien (Sibirien) vorkommen — 2. **Nomaden** oder **Hirtenvölker**, die einfache, patriarchalische Sitten haben, meist in Mittelasien — und 3. **gesittete Völker**, welche Staaten bilden, Ackerbau, Gewerbe und Künste treiben und also auf einer höhern Stufe der Bildung stehen.

Wie merkwürdig ist Asien! Es ist die Wiege des Menschengeschlechts. Von hier aus ist Europa bevölkert, von hier aus ist die

Bildung durch Religion, Wissenschaft und Kunst ausgegangen. Hier ist der Ursprung der drei Hauptreligionen: der jüdischen, christlichen und muhamedanischen. Hier wurden die ältesten und wichtigsten Erfindungen gemacht: das Eisen zu schmieden, die Schreibkunst, die Glas- und Papierfabrikation. Von Asien aus erhielten wir Äpfel, Birnen, Kirschen, Nüsse u. s. w., so wie wir jetzt noch Baumwolle, Spezereien, die edelsten Gewürze, und so vieles andere von daher erhalten. Hier standen einst die ältesten, berühmtesten Reiche und die blühendsten Staaten! Aber die Pracht und Herrlichkeit alter Zeiten ist längst verfallen, und nur Trümmer sind davon noch übrig!

25. Palästina.

Palästina, oder das **heilige Land,** das Land, wo unser Heiland **Jesus Christus** das Erlösungswerk vollbrachte, enthält einen Flächenraum von 450 Quadratmeilen. Es hat gegenwärtig ungefähr noch dieselben Grenzen wie zur Zeit Christi; gegen Norden das hohe **Libanongebirge,** gegen Osten und Süden **Arabien** und gegen Westen das **mittelländische Meer.** Das Hauptgebirge des Landes, obwohl an der Grenze und mehr in Phönicien gelegen, der Libanon und Antilibanon, ist in der rauhern Jahreszeit mit Schnee bedeckt; von seinen Höhen kommen mehrere Gewässer. Einst war er dicht mit herrlichen **Cedern** bewachsen, doch jetzt sind sie bis auf wenige Hundert verschwunden. Bemerkenswerth wegen ihrer Erinnerungen in der biblischen Geschichte sind ferner: das **Karmelgebirge** (d. h. Garten Gottes) vom Libanon bis zum mittelländischen Meere — der **Tabor** (d. h. Auserwählung), östlich vom Karmel, in der Nähe des Sees Genezareth — und der **Ölberg,** nur eine Viertelstunde von Jerusalem entfernt.

Unter den Gewässern verdient besondere Aufmerksamkeit: der **Jordan,** der auf dem Antilibanon entspringt. Nach zwei und einer halben Stunde fließt er in das **galiläische Meer** (auch See Genezareth, See Tiberias genannt). Drei Meilen lang und in der Mitte eine Meile breit, bildet dieser See eine herrliche Wasserfläche, belebt von Fischen und einst auch von darauf fahrenden Fischern, mit grünen Ufern, die zu Christi Zeiten mit Städten und Dörfern besäet waren, die aber jetzt nur noch einige arme Ortschaften enthalten, deren Einwohner nicht einmal Kähne zum Befahren des Sees haben. An dem Gestade dieses herrlichen Sees war es, wo Jesus so gerne weilte und so oft lehrte; dort lag **Capharnaum,** das er sich zur Heimath erwählt hatte. Mehrere Apostel waren aus dieser Gegend, und Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus befuhren als Fischer den See Genezareth mit ihren Barken. Nach seinem Austritt aus dem See Genezareth durchläuft der Jordan in vielen Krümmungen eine große Ebene. Gegen das Ende seines Laufes wird das Wasser immer gelblicher und träger, die Umgebungen immer dünner

und trauriger, bis er sich endlich in dem **todten Meere** verliert, welches das untergegangene Thal Siddim bedeckt, wo einst die Städte Sodoma und Gomorrha standen. Das Wasser dieses Meeres hat so viel Salzgehalt, daß in ihm kein Fisch und kein anderes Thier leben und an seinen Ufern keine Pflanze grünen kann. Fürchterlich öde und leblos ist alles umher, schauerlich drunten das salzige Wasser, und ringsum die mit einer Salzkruste bedeckten Ufer und die aufgethürmten, nackten Felsen.

Palästina, ursprünglich das Land **Canaan** genannt, war in frühern Zeiten ein höchst fruchtbares Land, in welchem über 5 Millionen Menschen wohnten. Jetzt ist das Land so unfruchtbar geworden, daß es kaum noch 600,000 Einwohner zu ernähren vermag. Es ist, als ob der Herr von dem einst so fruchtbaren, herrlichen Lande seine segnende Hand abgezogen hätte. Die gewöhnlichen Produkte des Landes waren und sind: Weizen, Gerste, Reiß, Linsen, Bohnen, Kümmel, Flachs, Baumwolle; der Balsamstrauch giebt seinen Saft; Myrrhenbäume, Terebinten, Eichen, Föhren, Zakkumbäume, welche ein heilsames Öl liefern, Cypressen, Johannisbrodbäume, Granaten, Ölbäume, wilde Feigenbäume, so wie solche, die edle Feigen geben, finden sich, wie zu alter Zeit, noch heutigen Tages; der Weinstock giebt noch seine süßen Trauben, Palmen und Cedern geben noch Schatten. Eben so sind noch heutigen Tages die Heuschrecken eine Plage Syriens; die Bienen schwärmen noch über die Blumen dahin; Schlangen schlüpfen durch das Gesträuch; die Nachtigall nistet am Jordan; das bräunliche Rebhuhn, die Wachtel und die Feldlerche wohnen friedlich in den Feldern Galiläa's, die Taube in den Olivenwäldern Bethlehems. Löwen werden jetzt kaum mehr gefunden, wohl aber Bären, Panther, Füchse und Schakals; der schnellfüßige Hirsch, die schlanke Gazelle und der stattliche Dammhirsch weiden in den Wäldern, an den Gebirgen; Kameele durchstreifen mit ihren Reitern oder Führern die Ebenen; die Esel tragen ihre Last; auch das edle Roß ist nicht selten. Rinder, Ziegen und Schafe giebt es noch heute, freilich nicht in der Menge, wie früher, wo sie den Reichthum der Erzväter und ihrer Nachkommen bildeten.

Das in alter Zeit so herrliche und üppige Land, von dem es hieß: „es fließt Milch und Honig darin," war anfangs durchs Loos unter die zwölf Stämme Israels vertheilt. Zur Zeit des Heilandes war das ganze Land in 4 Provinzen: **Galiläa, Samaria, Judäa** und **Peräa** eingetheilt; Peräa lag östlich, die drei übrigen Provinzen westlich vom Jordan. Die bekanntesten Städte waren in Galiläa: **Bethsaida, Capharnaum, Nazareth** und **Cana** — in Samaria: **Samaria, Sichem** und **Jezrahel** — in Peräa: **Bethania** — und in Judäa: **Jerusalem, Bethel, Emmaus, Gaza, Jaffa** (Joppe), **Jericho, Silo** und **Bethlehem.**

In ganz Palästina leben jetzt Juden, Araber, Griechen, Tür-

ken, Franken (so nennt man alle in der Türkei sich aufhaltende Europäer), durch einander. Der Handel ist nichts weniger als lebhaft; es fehlt an Landstraßen, regelmäßigen Posten, an Verpflegung der Reisenden, selbst an Brücken. Kunst und Wissenschaft werden beinahe gar nicht gepflegt. Die Handwerke treibt man noch wie in den ältesten Zeiten. Überall ist an die Stelle des frühern regern Lebens Öde und Erstarrung getreten. Nur prachtvolle Trümmer erinnern an die versunkene Herrlichkeit der Vorzeit.

26. Jerusalem.

Jerusalem war einst eine der schönsten Städte des Morgenlandes. Schon als Abraham lebte, war der Ort berühmt und hatte damals den Namen Salem (d. h. Frieden); nachdem David die Stadt den Jebusiten abgenommen, nannte dieser sie Jerusalem (d. h. Angesicht des Friedens). Er machte dasselbe zur königlichen Residenz und zur Stätte des allgemeinen Gottesdienstes, indem er die Bundeslade dahin versetzte. Seitdem ward Jerusalem auch die heilige Stadt genannt.

Sie lag auf einem Gebirge und breitete sich nach und nach über vier Hügel aus, von denen die bekanntesten den Namen Berg Sion und Moria haben. Jener lag am südlichsten und war eine runde, steile Höhe, deren nördlicher Abhang allmählich ablief. Auf diesem Hügel baute David sein Schloß; darum ward dieser Stadttheil auch Davidsstadt genannt. Nordöstlich davon war Moria, zwar niedriger, aber auf allen Seiten von tiefen Thälern umgeben und mit Sion durch eine steinerne Brücke verbunden. Auf dem Berge Moria, den Salomon erst mit kolossalen Mauern einfassen und als Viereck herrichten ließ, baute derselbe den herrlichen Tempel Gottes, weßhalb diese Höhe auch den Namen Tempelberg führte. Die Vierhügelstadt Jerusalem war, wie alle Städte des Alterthums, eine starke Festung, von Mauern umgeben, die 40 Fuß Höhe und 20 Fuß Dicke hatten; 160 Thürme, welche von schöner und fester Bauart und 100—180 Fuß hoch waren, ragten über diese Mauern empor, so daß man von jenen bis auf das mittelländische Meer, nach Arabien und an die äußersten Grenzen des jüdischen Landes sehen konnte. Darum sagte denn auch Titus, als er im Jahre 70 Jerusalem eingenommen hatte, im Anschauen der Festungswerke: „Menschen konnten die Stadt nicht erobern; der höchste Gott hat sie mir übergeben." Jerusalem hatte zehn Thore, von denen fünf gegen Osten, zwei gegen Norden und drei gegen Westen waren, gegen Süden befand sich wegen der Steilheit des Berges Sion kein Thor. — Der Umfang der heiligen Stadt betrug anderthalb Stunde, und sie mag zur Zeit Christi 120,000 Einwohner gehabt haben. An den hohen Festen der Juden aber, an welchen jeder erwachsene Israelit den Tempel besuchen mußte, mehrte sich die Anzahl außerordentlich, so daß öfters Millionen hier zusammen kamen, die ihre Lebensmittel mitbrachten, und von denen

viele ohne Zweifel vor der Stadt in Zelten übernachten mußten. Die engen, bergauf und bergab laufenden Straßen Jerusalems waren, obschon gepflastert, wenn es regnete, kothig und gaben der Stadt eben kein freundliches Ansehen, was man aber beim Anblick der vielen herrlichen Gebäude leicht vergaß.

Das heutige Jerusalem steht nicht ganz auf derselben Stelle, wo das alte sich befand, und enthält davon nur drei Stadtviertel, indem der Berg Sion nicht wieder angebaut worden ist. Man kann es in weniger als einer Stunde ganz umgehen. Es ist stark befestigt, mit einer über 30 Fuß hohen, aus großen Quadern erbauten Mauer beschützt, auf welcher viele bis 120 Fuß sich erhebende Thürme angebracht sind. Von den etwa 20,000 Einwohnern sind nur die Hälfte Juden, ungefähr 5000 Christen und eben so viele Muhamedaner. Die hohen, massiven Mauern der Häuser haben straßenwärts kein Fenster, ausgenommen hier und dort einen vergitterten Erker. Jerusalem ist wieder eine völlige Ruine; denn die scheinbar stattlichen Wohnungen sind nach innen oft ganz verfallen; Rebengewinde und Blumen ranken und blühen überall aus dem Gemäuer hervor. Die Gassen sind nirgends eben, sondern klimmen und krümmen sich im Zickzack. Die kühnen Gebäude strecken ihre durch Pfeiler gestützten Erker hervor, überwuchert von üppigem Rankengewächs, zwischen welchen verwitterte Bogenwölbungen hervortreten, worin ehedem Statuen und Brunnen gewesen.

So gewährt denn das Innere der Stadt im Ganzen einen einförmigen und unerquicklichen Anblick. Aber fast keinen Fleck giebt es in Jerusalem, der nicht heilige Erinnerungen hervorriefe und den christlichen Pilger begeisterte. Besonders zieht es ihn zu der in Kreuzform erbauten, 250 Fuß langen und 140 Fuß breiten **Kirche des heiligen Grabes**, die mehrere in der Leidensgeschichte des Herrn merkwürdige heilige Orte einschließt, nämlich die Stelle der Kreuzigung, des Begräbnisses und der Auferstehung. Tritt man in diesen Tempel hinein, so erblickt man zunächst den durch eine Marmorplatte bezeichneten Ort, wo der Leichnam Jesu einbalsamirt wurde. Wendet man sich links, so gelangt man in eine Rotunde, über welcher sich eine Kuppel erhebt, in deren Mitte sich das heilige Grab befindet. Es ist dies eine in Felsen gehauene kleine Kapelle, welche 6 Fuß im Geviert hat und 9½ Fuß hoch ist. Der Eingang mißt nur 4 Fuß Höhe, so daß man gebückt eintreten muß. Auf einem darin ausgehauenen Steine, der im Hintergrunde die Länge des Grabes einnimmt und drei Fuß Höhe und Breite hat, wird täglich von Morgens früh 2 bis Mittags 12 Uhr Messe gelesen. Hier hat nämlich der Leichnam Jesu gelegen. Um das heilige Grab zu betreten, muß man die Schuhe ablegen. An der Wölbung hangen 27 große silberne Lampen, die unaufhörlich brennen. Einige Schritte nördlich vom heiligen Grabe liegt ein runder Stein von grauem Marmor, wo Jesus nach seiner Auferstehung der heiligen Maria Magdalena erschien. Von

da zur Rechten steigt man auf 18 Stufen zum *Calvarienberge*, dessen 20 Fuß hoher Hügel auch von einer Capelle eingeschlossen ist. Im südlichen Theile derselben zeigt man das Loch, in welchem das Kreuz Christi gestanden hat. In der Stadt sind verschiedene Klöster, in welchen die Pilger freundlich aufgenommen werden.

Auf Moria, an derselben Stelle, wo sonst der Tempel Salomon's war, befindet sich jetzt — eine türkische *Moschee*, die mit ihrer Umgebung beinahe ein Achtel vom ganzen Flächenraume Jerusalems einnimmt. Sie ist achteckig, aus einem bläulichweißen Marmor erbaut und trägt eine zwiebelförmige Kuppel. Dieses Gebäude, das schönste der Stadt, steht in einem mit Rasen bewachsenen, von Säulengängen umzogenen Raume. Oelbäume, Orangen und Cypressen fassen den Hof ein, in deren sanften Schatten der Türke vom Morgen bis an den Abend wie träumend auf untergeschlagenen Beinen sitzt.

27. Bethlehem.

Zwei Stunden südlich von Jerusalem, auf einem Felsenberge, der eine herrliche Aussicht über lachende Fluren und Thäler mit Bäumen, Gärten und Weinbergen gewährt, liegt **Bethlehem**, „*die Stadt Davids*", der *Geburtsort Christi*. Es ist jetzt nur ein Dorf mit etwa 300 Häusern und 3000 Einwohnern, meist Christen und zum größten Theile Katholiken. Ungefähr 200 Schritte östlich von Bethlehem steht ein *Franziskanerkloster* mit einer prachtvollen *Kirche* in Form des Kreuzes, in dessen oberem Ende das Chor und der Altar der *drei Weisen* sich befinden. Acht und vierzig prachtvolle Marmorsäulen in vier Reihen tragen das Schiff der Kirche. Unter dem Chor derselben ist die *heilige Grotte*, die **Geburtsstätte des Heilandes.** Sie ist 39 Fuß lang, 12 Fuß breit und 9 Fuß hoch — mit schönem Marmor bekleidet und von 32 silbernen Lampen erhellt. Auf dem Boden prangt auf weißem Marmor ein sechseckiger goldener Stern und ein silberner Strahlenkranz mit der Inschrift: **„Hier ist Jesus Christus von Maria, der Jungfrau, geboren."** Neben der heiligen Grotte zeigt man eine Nebenkammer, welche der Kirchenvater *Hieronymus* in seinen letzten Lebenstagen bewohnte, und in der er das *alte Testament* übersetzte. Auch zeigt man die Höhlenkammer und Grabkapelle der *unschuldigen Kindlein von Bethlehem*, deren Hüllen nach der Sage hier ihre Ruhestätte gefunden haben. — Eine halbe Stunde östlich von der heiligen Grotte, auf den Fluren Bethlehems steht eine Kirche an der Stelle, wo in der *heiligen Nacht ein Engel des Herrn den frommen Hirten die Geburt des Heilandes verkündigte*. —

Die Einwohner Bethlehems haben noch dieselbe Tracht, wie zu Christi Zeiten. Die Männer tragen ein weites, durch einen *Gürtel* um die Hüften zusammengehaltenes, hemdartiges *Unterkleid* nebst einem langen *Oberkleide*; die Frauen haben ein langes, *blaues Unterkleid* mit einem *rothen* oder *weißen*, über das Haupt ge-

schlungenen Übertuche. Sie ernähren sich durch Feld- und Weinbau und durch Verfertigung von Kreuzen, Rosenkränzen und Bildern, welche die Pilger dort kaufen und zur frommen Erinnerung an die heiligen Orte aufbewahren. —

28. Das Kameel.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die **Karavane** schreitet im langen Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die **Kameele** sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen sitzen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer **Araber**, der Herr des Zugs. Das ganze bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. — Die Sonne steigt empor; die Karavane kehrt sich ihr entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Gluth strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen; die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün; weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karavane. Käme im Sturme eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf: es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würd' es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt, und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebender Strahl; die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karavane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter; der Muth ist gestählt; die Kräfte wachsen: Man lagert sich; die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert und mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht; Mährchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber; eine Öde verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der **Chamsin** wälzt seine Gluthen über die Ebene; das Kameel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften; in der Ferne glänzt ein See; die Oase ist erreicht! Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht; der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger; die Schritte der Karavane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige! Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt, ein lechzender Tiger, über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich an dem Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht. Es hat die Zeichen der Sklaverei, die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken; Schwielen an Brust und Kniee sind die Folge seiner Arbeit, so wie die Ballen seiner kleinen gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen aufgestellten Ohren, mit langem,

eingebogenen Halse, dem Barte an Brust und Kinn, dem hagern Kreuze und kurzem Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Disteln und stachlichen Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Cisterne und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demüthig und geduldig beugt es die Kniee vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels; er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

29. Der Tiger.

Das blutdürstigste und grausamste Raubthier ist wohl der **Tiger**. Er wird 4 Fuß hoch und 8—9 Fuß lang. Deutlich erkennt man an den kleinen kurzen Vorderzähnen des Tigers, daß er nicht, wie der Hund und Wolf, seine Beute mit den Zähnen fassen kann, sondern er schlägt ihr, wie der Löwe, seine eisenfesten, mehrere Zoll langen Krallen sammt den Zehen oft fünf Zoll tief ins Fleisch ein.

Das Hauptvaterland des Tigers ist ganz **Ostindien** nebst den Inseln **Sumatra** und **Java**; weniger häufig lebt er in den mittelasiatischen Steppen zwischen Sibirien, China und Indien.

Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so außerordentlich groß, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer ihretwegen verlassen werden müssen. Die dortigen ungeheuren Wälder und die dicht stehenden, riesenmäßigen Bambusrohre (Pflanzen, die unserm Teichrohr ähnlich sind, aber oft ~~fünfzig Fuß~~ hoch und so dick werden, wie bei uns eine fünfzigjährige Tanne) an den Flüssen machen es ihnen leicht, sich zu verbergen, auf Beute zu lauern, und den Raub dorthin zu schleppen. Bisweilen veranstalten die indischen Fürsten Treibjagden, mit Elephanten und vielen tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferd, auf Tiger. Man stellt dann große Garne auf, umstellt den Wald, zündet das Gras an und treibt die Tiger unter großem Lärm und Getöse gegen das Garn, wo sie von Bäumen aus geschossen werden. —

Manchmal behauptet einer, trotz aller Anstrengung der Menschen, monatlang eine gewisse Stelle. So hatte sich in dem Engpasse von Kutkumsandy eine Tigerin mit zwei Jungen gelagert; sie würgte täglich einen, auch zwei Menschen. Schon zwölf Postboten waren nach und nach von ihr zerrissen worden. Da setzte man einen bedeutenden Preis auf sie; allein vergebens. —

Gesättigt ist der Tiger feig; er flieht den Menschen und sucht einen stillen Ort, um ruhig verdauen zu können.

Die Schnelligkeit, mit welcher der Tiger seine Beute raubt, ist fast unbegreiflich. So holte ein Tiger in Ostindien beim Marsche einer englischen Reiterabtheilung einen Reiter vom Pferde herab, und eilte so schnell mit ihm davon, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. — Ein anderer Tiger sprang auf einen Elephanten, packte den im Sattelsessel sitzenden Engländer am Schenkel, warf ihn über den Rücken und entfloh. Alle Gewehre waren zwar auf das Thier gerichtet, aber aus Furcht, daß man den Unglücklichen mittreffen möchte, überließ man ihn seinem traurigen Schicksale.

Der Nutzen, den der Tiger dem Menschen gewährt, ist ganz unbeträchtlich; die Felle werden nämlich zu Pferde- und Schlittendecken gebraucht, und auch diese Anwendung scheint außer Mode kommen zu wollen.

30. Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

An einem Morgen sah'n wir nach den Palmen wieder,
Da war's, als hing ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,
Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
In Schlangenwindungen sich hin und wieder bog.

Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
Erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange.
An Dicke wie ein Mann und 60 Fuß an Länge, 19 m
So schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.
In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
Der Rachen erdennah, weit aufgethan zum Raub,
Weit aufgethan zum Raub ohnmächt'ger kleiner Thiere,
Die ihr Verhängniß trieb zu diesem Jagdreviere.
Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers war's zu hören,
Zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg' zu stören.
Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
Und jene ringelte sich in sich selbst empor.
Doch als grad' unter ihr er hob den stolzen Nacken,
Schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.
Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
Ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.
Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
Stets mehr und mehr von sich, und schnürt' ihm alle Glieder.
In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
Erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknäul.
Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
Zog sie zur Hülfe bei den Schaft der Kokospalme.
Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
War hörbar, als sie ihm die ehr'nen Rippen brach.
Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
Zog sich, um auszuruh'n, hinauf ins Palmenblatt.
Erwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
Worüber Nacht es ward und wir sie ließen ruh'n.
Am dritten Morgen kam herbeigestürmt die Schaar
Von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.
Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
Die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.
Sie konnte sich getrau'n, den Tiger ohne Grau'n
Zu tödten, aber nicht, den Todten zu verdau'n. (Rückert.)

31. Der Seidenspinner.

Ihr habt doch gewiß schon von dem Seidenwurme gehört, von dem unsere Seide kommt? Nun das ist eben die Raupe, aus welcher der Seidenspinner, eins der nützlichsten Insekten, entsteht.

Glaubt ja nicht, daß der Seidenspinner schön aussieht. Er ist ein Nachtvogel, ungefähr einen Zoll lang, und mit ausgespannten Flügeln 1¼ Zoll breit. Er hat gelblich=weiße Flügel mit drei blaßbraunen Streifen und kammartige Fühlhörner. Das Weibchen legt in einigen Tagen 300 bis 500 Eier, die so groß sind, wie Hirsekörner. Durch eine Wärme von 18 bis 20 Grad werden diese Eier in 6—8 Tagen ausgebrütet. Die kleinen Räupchen, die erst weiß sind, dann braun werden und zuletzt einen schwarzen Kopf bekommen, häuten sich und wachsen schnell. Sie sind sehr gefräßig, wie alle andern ihres gleichen, rühren aber nichts an als die Blätter des weißen Maulbeerbaumes, wenigstens will ihnen nichts anderes recht schmecken und zusagen. Sie häuten sich 4—5 mal und zwar beinahe jede Woche einmal. So lebt und frißt nun diese Raupe 6 bis 7 Wochen lang. 5—8 Tage nach der letzten Häutung fängt sie endlich an, sich einzuspinnen, was sie vorher dadurch zu erkennen giebt, daß sie nicht mehr frißt, sondern mit Fäden im Maule und mit aufgerichtetem Halse unruhig umherläuft, um einen Ort zu suchen, an dem sie Fäden befestigen kann. Hat die Raupe endlich diesen Ort, nämlich dürre Ruthen von Birken= oder andern Reisern, gefunden, so klebt sie zwei sehr feine Tröpfchen eines klebrigen Saftes an die Ruthen an, bewegt den Kopf hin und her und bringt so zwei sehr dünne

Fäden aus den Öffnungen heraus, die sie geschickt mit den beiden Vorderfüßen zu einem Faden zu verbinden weiß. Zuerst spinnt sie ein weitläufiges, verworrenes und durchsichtiges Gewebe, aus welchem die Floretseide kardätscht wird. Den zweiten Tag zieht sie die Fäden um sich herum und bildet den eigentlichen Kokon (spr. Kokongh, d. h. Seidenhäuschen), in dessen Mitte sie sich befindet. Ein solcher Kokon, der ziemlich die Größe und Gestalt eines kleinen Taubeneies hat, besteht aus einem einzigen Doppelfaden, der 900—1200 Fuß lang ist. Dies ist nun unsere Seide, die man nicht erst zu spinnen braucht, wie den Flachs oder die Baumwolle, denn das hat ja die Raupe schon gethan. Man darf nur 10—12 Kokons mit einander abhaspeln und sie zwirnen. Läßt man aber der Puppe, die sich im Innern befindet, Zeit, sich in einen Schmetterling zu verwandeln (wozu sie 14—20 Tage gebraucht), so durchbricht der Schmetterling seine Hülle, und der durchlöcherte Kokon kann dann nicht mehr abgewunden und benutzt werden. Um diesen Schaden zu verhüten, schiebt man die Kokons in einen mäßig heißen Backofen, wo die Puppen ersticken, oder man wirft sie in siedendes Wasser.

Das Vaterland der Seidenraupen ist **China** und **Ostindien.** Dort leben sie auch wild auf den Maulbeerbäumen, die ganz mit Kokons behangen sind. Im J. 551 n. Chr. brachten zwei Mönche den Seidenspinner mit nach Europa, indem sie die Eier desselben in ihren hohlen Stöcken aufbewahrten. Gegenwärtig breitet sich selbst in Deutschland der Seidenbau immer mehr aus. Allein bei uns kann er nur in Zimmern betrieben werden und erfordert große Mühe und Sorgfalt.

32. Der Thee.

In **China** wächst ein kleiner Strauch, ähnlich der Myrthe, — der Theestrauch. Bis Ende des sechszehnten Jahrhunderts kannte man ihn in Europa nicht und der erste Schriftsteller, der ihn erwähnt, ein Italiener, erzählt noch: „Die Chinesen haben ein Kraut, aus welchem sie einen zarten Saft drücken, welchen sie statt des Weines trinken; auch bewahrt er ihre Gesundheit und schützt sie gegen alle die Übel, welche der unmäßige Genuß des Weins unter uns hervorbringt.“ Was würden die klugen Chinesen gelacht haben, wenn sie das gelesen oder wenn sie gar dabei gewesen wären, wie man den ersten Thee, den man nach Europa brachte, als grünes Gemüse mit Butter und Salz zum Fleische kochte, und sie dabei die sauren Gesichter hätten sehen können, die sämmtliche Tischgäste des vornehmen Herrn zogen, der das ausländische kostbare Gericht als Delikatesse vorgesetzt hatte, ohne die Theebereitung zu verstehen!

Seitdem haben die getrockneten Blätter des chinesischen Strauches mit reißender Schnelligkeit über die ganze Erde sich verbreitet. Wie Chinesen und Japanesen, vom Kaiser bis zum Bauer, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht seit undenklichen Zeiten ihren Thee (aber stets ohne Milch und Zucker) tranken und trinken und gekochten Thee selbst auf den Märkten feilbieten, so ist in der ganzen civilisirten Welt der Thee ein Lieblingsgetränk, wenigstens der höheren Stände, geworden. Engländer und Amerikaner wetteifern mit einander, wer den meisten Thee verbrauche, und England nimmt jetzt jährlich an sechs und dreißig Millionen Pfund Thee auf sich. Für ganz Europa kann der Verbrauch ungefähr auf 60 Millionen Pfund geschätzt werden. In allen Familien dampft traulich auf den Tischen die Theekanne und ersetzt in den zahllosen Mäßigkeitsvereinen die Stelle der geistigen Getränke. Man genießt ihn stark gekocht zu festen Speisen und thut sich etwas zu Gute darauf, daß niemand in der Welt den Thee so gut zu bereiten verstehe, als die blonden Söhne und Töchter Albions. Mit dem Flieder- und Krausemünze-Thee, diesen medizinischen Hausmitteln unserer deutschen Heimath, macht man freilich weniger Umstände!

Es ist mit dem Theestrauche wie mit dem Weinstocke; man kann ihn wohl in andere Himmelsstriche verpflanzen, selbst in Frankreich gedeiht er im Freien; nirgends aber erlangt er die heimathliche Gewürzhaftigkeit, und so wird die Welt wohl den klugen Chinesen tributpflichtig bleiben. Es gehört aber auch chinesische

Geduld und Sorgsamkeit zur Behandlung des Thees. Jahre lang pflegt und düngt, hackt und jätet der Chinese um die buschigen, immergrünen Sträucher, die er kaum drei Ellen hoch werden läßt und dann die acht bis zehn Jahre alten Stöcke abhaut, damit sie stets wieder frische, blätterreiche Schößlinge treiben. Er gleicht mit seinen weißen Blüthen etwa unseren Weißdornblüthen; — aber welchen balsamischen Duft mögen die Blumen und Blätter aushauchen! Man rieche nur in eine Büchse guten Thees! Doch ist der beste Souchong- und Congo- und Pecco- und Haysan- und Karavanen-Thee, von dem in Europa ein Pfund wohl über fünf Thaler kostet, nichts im Vergleiche zu jenem kostbaren Kaiserthee, der unter dem günstigsten Himmelsstriche, auf einem von Gräben umgebenen Berge und unter dem Schutze besonders verpflichteter Wächter wachsend, für den Kaiser von China und seinen Hof bestimmt ist, und gar nicht aus dem Lande ausgeführt werden darf! Man wählt dazu die zartesten Blätter der ersten Triebe bei der ersten Blätterlese im Februar, und erzählt, daß die Arbeiter, welche die Blätter mit feinen Handschuhen pflücken, einige Wochen vorher keine groben Nahrungsmittel genießen dürfen, damit ihr Hauch nicht den feinen Wohlgeruch der zarten Blätter verderbe. Überhaupt mag von der ersten Ernte wenig ausgeführt werden; die zweite und dritte und vierte Lese im April und Mai und Juni ist gut genug für die Barbaren — außerhalb des „himmlischen Reichs“! —

Die einzelnen, sorgfältigst mit den reinsten Händen gepflückten Blättchen werden unter einander in einer mäßig erwärmten metallenen Pfanne oder über Wasserdampf zum Welken gebracht, dann auf eine Matte geschüttet und noch heiß zwischen den Händen zusammengerollt. In dieser Gestalt kommt er zu uns über die See, oder durch Karavanen über Rußland, als grüner oder schwarzer Thee, sorgfältigst eingepackt in die mit Staniol ausgelegten Pappdosen, auf welchen man in den buntesten Farben leibhaftige Chinesen, wie sie auf den Theemärkten erscheinen, abgebildet sehen und die wunderbaren chinesischen Schriftzüge bewundern kann, welche den Namen des Erbauers und des Landbezirks — gleich den Etiketten auf unseren Weinflaschen — nennen. Der Leser aber mag sich nur in Acht nehmen, daß man ihm nicht in England oder Rußland präparirte Schlehen- oder Eschenblätter für Thee aus Kanton verkaufe. Und, spricht dann wohl einer oder der andere, wie die Chinesen doch närrische Käuze wären, und wie die kraft- und saftlose bittere Brühe, die höchstens nach den hineingemischten Zimmetstengeln und Gewürznelken dufte, ohne diese und ohne Zucker und Milch doch sicherlich nicht zu trinken sei — der vergesse nicht, daß vielleicht keins der grünen Blättlein in der Kanne China oder Japan jemals gesehen hat!

33. Der Kaffee.

Auf allen Tischen in aller Welt dampft der würzige braune Trank aus den Bohnen von **Mokka**, **Westindien** oder **Ostindien** — der **Kaffee**. Der Muselmann schlürft ihn, behaglich mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend, aus kleinen Tassen ohne Zucker und Milch zu seiner Pfeife Tabak; der feine Pariser genießt ihn in seinen von Gold und Spiegeln glänzenden Cafés aus Tassen, die mindestens noch einmal so groß sind, als die unseren, und selbst des armen, sächsischen Erzgebirgers Familie sitzt Sonntags um den dampfenden Topf mit brauner Flüssigkeit und trinkt zu den Erdäpfeln ihr „Schälchen Kaffee“, obschon vielleicht keine Kaffeebohne in dem aus gebrannten Cichorienwurzeln, Mohrrüben, Runkelrüben, Gerste oder Korn gebrauten Getränke zu finden ist.

Aber die Menschen haben wirklich einmal ohne Kaffee gelebt, — so wenig das auch unsere Kaffeeschwestern glauben werden. Noch vor 300 Jahren kannte man den Kaffee in Europa gar nicht: ein Arzt brachte ihn im 16. Jahrhunderte als Arzenei aus Ägypten nach Venedig, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fing man an, ihn in Deutschland zu trinken, und das erste Kaffeehaus in Leipzig soll erst 1694 errichtet worden sein. Jetzt verbraucht Europa allein jährlich über drittehalbhundert Millionen Pfund Kaffee!

In des glücklichen **Arabiens** gewürziger Luft wuchs der erste Kaffee, die Mokkabohne. Dank dem Bürgermeister Wieser von Amsterdam, der 1690 den ersten Kaffeebaum nach Batavia und den ostindischen Kolonien brachte, von wo aus die betriebsamen Holländer Europa mit theurem Kaffee versorgten. Dank dem Franzosen Elieux, der trotz aller Vorsicht der Holländer, die den kostbaren Handelsartikel gern für sich allein behalten hätten, ein kleines Kaffeebäumchen in Ceylon sich zu verschaffen wußte und es auch nach den französischen Kolonien verpflanzte! Fast wäre der Versuch mißlungen, denn auf dem Schiffe, das Elieux mit seinem kostbaren Schatze trug, trat Wassermangel ein, und das Bäumchen wäre verdorrt, wenn der Franzose nicht seine kleine Portion Wasser täglich mit seinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume, getheilt hätte. So brachte er ihn glücklich nach Martinique, wo das Bäumchen sich so vermehrte, daß schon 36 Jahre später 18 Millionen Pfund Kaffee von dort ausgeführt wurden und in wenigen Jahren alle Antillen mit Kaffeepflanzungen bedeckt waren. Diesen glücklichen Umständen hat es der liebe Leser zu danken, daß er jetzt sein Täßchen Kaffee zu billigem Preise in aller Gemüthlichkeit trinken kann.

Unsere Kaffeebohnen sind die Kerne der Frucht des Kaffeebaums. Auf regelmäßigen und durch andere Bäume eingefaßten Vierecken stehen in den Kaffeepflanzungen die wenig über drei Ellen hohen, nach der Schnur in gleichen Zwischenräumen gepflanzten Bäume. Ihre immergrünen, glänzenden, lederartigen, ovalen Blätter und die aus dem Blattwinkel herauswachsenden Büschel schneeweißer Blumen bieten nebst den dunkelscharlachrothen Früchten einen sehr freundlichen Anblick, besonders da der Strauch acht Monate lang blüht und stets Früchte und Blüthen neben einander trägt. In diesen Früchten befinden sich die Samenkerne, je zwei in einer Frucht, mit der flachen Seite aneinander liegend. Die gesammelten Beeren werden auf besonders dazu eingerichteten Tennen ausgebreitet, und in wenigen Tagen trocknen die glühenden Sonnenstrahlen das süßlich schleimige Fleisch der Früchte, welches dann durch besondere Walzmühlen von den Kernen entfernt wird.

In großen Säcken werden dann die Bohnen nach Europa ausgeführt, und der fremde Eindringling, der, selten getrunken oder als Arzenei gebraucht, gewiß der Gesundheit ausgezeichnete Dienste leisten würde, hat leider bei Vornehm und Gering, bei Groß und Klein unsere heimischen, gesunden, unserm Klima und unserer Natur zusagenden Getränke verdrängt; selbst die unzählbaren Kaffeesurrogate hat er auf dem Gewissen — und viele Ärzte erklären den Kaffee, namentlich als tägliches Getränk der Jugend, geradezu für ein langsames Gift. Und sicher ist er eins der vielen Reizmittel, mit denen unsere kränkliche Generation für augenblicklichen Reiz und Genuß immer größerem Siechthum entgegengeht. Wie viel Geld giebt man doch aus, um sich krank zu machen; — wirklich, wir hätten fast Lust, den Dank an den Holländer Wieser und an den Franzosen Elieux wieder zurückzunehmen.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

34. Afrika.

Hier nur ein schwaches Bild von dem heißen **Afrika** mit seinen schrecklichen Sandwüsten, von denen viele noch kein europäischer Fuß betreten hat, und auf welchem man, wie zur See mit dem Compasse reisen muß, wenn man sich nicht verirren und elendiglich verschmachten will. Solcher Wüsten sind unzählige und manche von ungeheurem Umfange; die größeste von ihnen — ja die größeste Wüste der Erde — ist die **Sahara** in Nordafrika, welche ihrem ganzen Umfange nach wohl $^1/_6$ von ganz Afrika beträgt und das Tiefland dieses Erdtheils

ausmacht. — Viele Wüsten werden von Karavanen mit Kameelen, Pferden und Eseln durchzogen; man sollte also glauben, es müßte durch die Fußtritte so vieler Thiere eine bleibende Straße entstehen, und dies ist auch wirklich eine Zeit lang der Fall. Nun aber stellen sich plötzlich gewaltige Wirbelwinde ein, die den Flugsand aufjagen, und so werden in wenigen Stunden alle Spuren verweht.

Afrika ist die größte Halbinsel in der Welt und dreimal so groß, als ganz Europa. Denn während Europa 182,000 Quadratmeilen hält, hat Afrika deren 550,000. Allein während in Europa an 266 Millionen Menschen wohnen, nimmt man in dem dreimal größeren Afrika nur 150 Millionen an. Doch kennen wir nicht viel mehr von Afrika, als die Küsten, d. h. kaum zwei Fünftel des Ganzen. Es läßt sich daher auch die Anzahl der Bewohner gar nicht genau schätzen. Nach den neuesten Nachrichten hat man aber Grund, zu vermuthen, daß das Innere theilweise viel besser angebaut ist und zahlreicher bewohnt wird, als man bis jetzt glaubte.

„Und wer sind die **Bewohner** von Afrika?" Im nördlichen Theile sind es **Türken** und **Araber** (Mauren oder Mohren); weiter südlich kohlschwarze **Neger** mit wolligen Haaren, und noch weiter gegen die südliche Spitze **Hottentotten** und **Kaffern.** Zerstreut unter ihnen leben auch Europäer und Juden. Die Neger wurden früher gemeiniglich von den Europäern als Wesen von geringer Art, als eine Gattung unvernünftiger Thiere angesehen, womit man Handel treiben kann, wie mit anderm Vieh, und das sich auch ebenso muß mißhandeln lassen; allein mit sehr großem Unrechte. Die Neger sind verständige Menschen, wie wir, ausgerüstet mit allen Gaben des Geistes und des Herzens; nur haben sie nicht unsere Erziehung, unsere Bildung; ihr Verstand hat nicht Gelegenheit, sich, wie der unsere, wissenschaftlich zu entwickeln und zu schärfen. Ein berühmter Kopfrechner, Namens Fulter, und ein noch größerer Astronom, Namens Bamaker, waren Neger. Vielleicht leben noch tausend Genies ihrer Art, ungekannt von uns, im Innern von Afrika, und sterben dahin, ohne das zu werden, was sie unter uns würden geworden sein.

Die Afrikaner beschäftigen sich wenig mit dem Ackerbaue; und bearbeiten sie die Erde, so geschieht es selten mit einem Pfluge. Viel mehr Neigung haben sie zur Viehwirthschaft. In den inneren Theilen des Landes ziehen sie umher mit ihren Heerden, die aus Schafen, Rindern, Pferden und Kameelen bestehen. Die afrikanischen Wüsten sind mit herrlichen, fruchtbaren Landstrichen untermischt, die wie Inseln in einem Sandmeere liegen, und von Flüssen oder Seen bewässert werden; hier findet das Vieh reichliche Nahrung: die genügsamen Kameele sind aber auch mit den sparsamen, doch meistens wohlriechenden Pflanzen, oder mit den Dorngesträuchen zufrieden, die in der Wüste wachsen. Solche fruchtbare Inseln im Sande nennt man Oasis oder **Oasen.** Sie werden häufig bewohnt und sind meistens durch eine Menge Dattelpalmen verschönert, die darauf wachsen.

Die vornehmsten Produkte des **Pflanzenreichs** von Afrika überhaupt sind: **Reiß**, Getreide, indisches Korn, Hülsenfrüchte, **Sennesblätter, Pomeranzen, Zitronen, Datteln, Öl, Pfeffer, Kaffee, Zuckerrohr, Gummi, Tabak, Indigo, Baumwolle** u. s. w. — Das **Thierreich** zeichnet sich durch Größe, Stärke und Wildheit aus. Der afrikanische **Elephant** hat noch nicht gezähmt werden können; das schwerfällige **Rhinoceros** kämpft mit den **Löwen** und **Tigern** in der Wüste; viele giftige **Schlangen** lauern in den Wäldern auf Beute; **Hyänen** durchstreifen die Fluren; in den großen Flüssen hausen das riesige **Krokodill** und das unförmliche **Nilpferd**; in den Gipfeln der Bäume wohnen zahlreiche **Affen, Papageien** und andere Vögel mit dem schönsten Gefieder; auf den Hochflächen leben zahlreiche schlanke **Gazellen** und flüchtige **Antilopen**; die stattlichen, schöngezeichneten **Giraffen** und bunten **Zebra's** grasen in den Thälern; **Dromedare** oder einhöckerige **Kameele** sind gleichsam die Schiffe, auf welchen die Reisenden ihre Waaren durch das große Sandmeer fortschaffen, wo auch die **Strauße** bisweilen heerdenweise sich blicken lassen — diese Mittelthiere zwischen Vögel und Säugethiere, diese Giraffen unter den Vögeln, die mit den Beinen fliegen und mit den Flügeln rudern und gefiederte Kameele genannt werden können. Und, wißt ihr, wohin die **Störche** und **Kraniche** ziehen, wenn diese Zugvögel uns im Herbste verlassen? Nach Nordafrika. — Das **Mineralreich** liefert Kupfer, Gold u. s. w.

Auf der Nordküste von Afrika, die reich an Städten ist, blühen auch städtische Gewerbe und Manufakturen in Seidenwaaren, Leinwand, Leder u. s. f. Im Innern aber beschränkt sich der ganze Kunstfleiß der Einwohner auf einige Baumwollenzeuge, die sie zu ihrer Bedeckung weben, und dazu gehört nicht viel, denn ihr ganzes Gewand ist ein Schurz, ihre Wohnung ein Zelt oder eine Hütte. Mit allem, was sie sonst bedürfen zu ihrem Unterhalte, sind sie von der Natur reichlich beschenkt worden. Vieles von dem, was sie haben, können sie zum Handel mit den Europäern und Kaufleuten anderer Erdtheile benutzen, wie z. B. Baumwolle, Gummi, Indigo, Kupfer, Gold, Elfenbein, auf der Nordküste auch Getreide. Und was verkaufen sie noch mehr? — Ach, kaum sollte man es glauben — Fürsten verkaufen ihre Unterthanen, Väter ihre Kinder, oder die Kinder ihrer Nachbarn, der Freund oft seinen Freund. — Und an wen? — An die Europäer, damit sie von diesen als **Sklaven** nach Amerika geführt werden. In manchen Jahren wurden ehedem über 200,000 Neger auf solche Art verkauft, sowohl Männer, als Weiber und Kinder. Man bezahlte 30 bis 40 Gulden für den Kopf; aber auch mancher schöne Jüngling wurde mit allen seinen Ansprüchen auf Lebensglück für ein Fäßchen Branntwein und oft noch wohlfeiler hingegeben. Hundert Kriege wurden muthwillig angefangen, nur um Sklaven zu machen, und oft ganze friedliche Familien von den Soldaten des Fürsten aus ihren Hütten geholt und auf die Schiffe gebracht.

Doch dieser abscheuliche **Menschenhandel** hat in den neuesten Zeiten sehr abgenommen, und es ist von den Engländern, Holländern, Franzosen und Amerikanern beschlossen worden, ihn ganz abzuschaffen. Im Innern von Afrika wird er aber leider! fortdauern.

Der innere Verkehr in Afrika wird durch Karavanen geführt, die mit Salz, Datteln, Goldstaub und andern Waaren, auch vorzüglich mit Sklaven handeln. Auf ihren Reisen durch die großen Sandwüsten wird diesen Karavanen nicht selten ein zum Ersticken heißer Wind, der **Samum**, auch **Chamsin** genannt, verderblich. Über dem lockern Sandboden der Wüste erhitzt sich die Luft; die sich erhebenden Winde führen Sand und Staub mit sich, welche die Atmosphäre verdunkeln. Die Heiterkeit des Himmels verschwindet; die Sonne verliert ihren Glanz, blasser als der Mond, wirft sie keine Schatten mehr; das Grün der Bäume erscheint als schmutziges Blau; die Vögel werden unruhig; die Thiere irren rastlos umher; der Schweiß verschwindet schnell an der Oberfläche des Körpers; der Gaumen wird trocken, das Athmen beschwerlich, das Bedürfniß zu trinken groß. Schnell verdunstet das Wasser aus den porösen ledernen Schläuchen. Leicht kann daher eine Karavane aus Wassermangel zu Grunde gehen. Die Reisenden bedecken ihr Gesicht mit Tüchern, damit ihnen der Sand nicht in Mund, Nase und Augen komme; sie knien, so lange der Gluthwind andauert, hinter den Kameelen nieder, und diese wenden ihre Köpfe vom Winde ab, um ihre Augen gegen den heranwehenden Sand zu sichern. Die Ostküste von Afrika besuchen vorzüglich Araber und Indianer, die Westküste aber nur Europäer.

Von Gelehrsamkeit ist in Südafrika nicht die Rede; doch hat sich im Norden, wo sich die Araber festgesetzt haben, noch manches von ihren ehemaligen Kenntnissen erhalten. Es war eine Zeit, wo **Ägypten** berühmt war durch seine Weisen, und auch noch in der Folge zeichneten sich manche arabische Gelehrte durch Scharfsinn und großes Wissen aus; jetzt aber sind nur noch geringe Spuren in **Ägypten**, **Abyssinien** (Habesch), **Fez** und **Marocco** davon übrig. — Unter den schönen Künsten ist bloß Musik und Tanz bei den Afrikanern beliebt, im nördlichen Theile des Landes auch die Bau- und Gartenkunst. In ganz Afrika findet sich aber kein so gebildetes Volk, als in Asien die Chinesen und Japanesen, und viel weniger kann eines den Europäern an die Seite gesetzt werden.

„Zu welcher **Religion** bekennen sich die Afrikaner?" — Die Mauren sind Muhamedaner, die Neger Fetischdiener (Fetisch heißt Zauberding), ursprünglich Feuerverehrer. Sie wählen sich nämlich eine Schlange, oder einen Baum, einen Stein, oder sonst etwas zu ihrem Götzen, beten ihn an und suchen Hülfe und Trost bei ihm. Noch andere afrikanische Nationen verehren die Gestirne. Auf der Ostküste und in Ägypten leben auch morgenländische Christen und allenthalben sind Juben zerstreut.

35. Ägypten.

Ägypten, dieses durch seine natürliche Beschaffenheit, wie durch uralte Denkmale menschlicher Kunst und Thätigkeit gleich merkwürdige Land, ist von **Kanaan**, wo Jakob wohnte, nur durch einen Theil des nördlichen **Arabiens** getrennt. Es ist das nord-östlichste Land von Afrika und hängt durch die Landenge **Suez**, welche zwischen dem **mittelländischen** und **rothen** Meere oder dem arabischen Meerbusen liegt, mit Asien zusammen. Das Land wird der Länge nach von dem großen Nilflusse durchströmt, welcher sich in mehreren Armen in das mittelländische Meer ergießt. Durch diesen Fluß wird das Thal, welches er durchströmt, regelmäßig jeden Sommer überschwemmt und dadurch vermittels des zurückbleibenden Schlammes überaus fruchtbar gemacht, so daß bei der heißen Beschaffenheit des Klimas in einem Jahre mehrfache Ernten stattfinden, und ein großer Überfluß, besonders an verschiedenen Getreidearten erzeugt wird. Nicht selten aber hat dieser faulende Nilschlamm auch die Pest verursacht, welche sich von Ägypten her schon öfter verheerend verbreitet hat. Die ausnehmende Fruchtbarkeit des Nilthals erklärt uns den frühern Anbau desselben, und dieser, so wie die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes selbst, die frühere Ausbildung mehrerer Gewerbe, Künste und Kenntnisse in Ägypten, z. B. des Ackerbaues, des Kanalbaues, der Baukunst, Meßkunst u. s. w. Als Jakob mit den Seinigen dahin wanderte, war Ägypten schon ein geordneter Staat und zum Theil stark bevölkert. Schon vor länger als 3000 Jahren baute man Wohnungen aus gebrannten Ziegelsteinen oder gehauenen Felsstücken. Von der Beharrlichkeit und Kunst in Aufführung großer Bauwerke in einer Zeit, die über alle unsere Nachrichten hinausgeht, zeugen noch heute die **Obelisken** oder 50 bis 180 Fuß hohe, spitz zulaufende Säulen, oft aus einem einzigen Steine, deren einige später, als die Römer Herren von Ägypten waren, nach Rom gebracht und daselbst aufgerichtet worden sind. Noch bewundernswürdiger sind die **Pyramiden**, große viereckige, spitz zulaufende Gebäude, 200 bis 800 Fuß hoch, mit inneren Gemächern ohne Thüren und Fenster. Sie dienten wahrscheinlich zu Grabmälern für die Könige; wenigstens hat man in ihnen viele einbalsamirte Leichname oder Mumien gefunden, deren man mehrere auch nach Europa gebracht hat.

Auch die Schreibkunst war in Ägypten schon frühe bekannt. In den ältesten Zeiten aber schrieben die Menschen auf Stein und Holz. Später schrieben die Ägypter auf Blätter der Papierstaude. Indessen eine Buchstabenschrift kannten sie noch nicht; sondern zeichneten ganze Figuren zum Ausdruck des Gedankens. So z. B. bedeutete eine Schlange, die sich in den Schwanz biß, die Zeit oder den Kreislauf des Jahres; ein Auge die Vorsicht u. s. w. Diese Bilder- und Zeichenschrift nannte man **Hieroglyphen**. Die weit vollkommenere und leichter verständliche Buchstabenschrift ist eine Erfindung der Phönizier, eines handeltreibenden Volkes, welches in Asien, nördlich von Canaan am mittelländischen Meere wohnte.

Die bedeutendsten Stäbte Ägyptens sind **Alexandrien** und **Kairo**.

36. Der treue Löwe.

Ein gewaltiger Löwe ruhte im Wald,
Da stürzte aus nächtlichem Hinterhalt
Auf ihn eine riesige Schlange.
Mit grimmiger Eile umschlinget sie ihn,
Sie windet sich um ihn und stürzt ihn dahin,
Es wehret der Löwe sich lange.

Es funkeln die glühenden Augen ihm hell,
Er dreht und windet sich mächtig und schnell,
Sich der Siegerin noch zu entreißen;
Laut brüllt er in zornigem Todesmuth,
Doch enger und enger in gieriger Wuth
Ihn die Ringe der Schlange umkreisen.

Da sprenget ein tapferer Ritter heran;
Dem Kampf will sein bäumendes Roß sich nicht nah'n,
Ab springt er mit blinkendem Schwerte.
Er schwinget es kräftig und spaltet sogleich
Den Leib der Schlange mit sicherem Streich;
Todt sinkt sie vom Löwen zur Erde.

Der schüttelt und streckt sich mit frohem Gebrüll,
Dann nahet er seinem Erretter sich still
Und lecket ihm schmeichelnd die Hände.
Und dankbar folget dem Ritter er nach,
Verläßt ihn nun nicht mehr bei Nacht und bei Tag,
Keinen treuern Gefährten man fände.

Und Jahre vergehen. Der Ritter will zieh'n
In die Heimath zurück über's Meer dahin;
Sein Löwe soll ihn begleiten.
Doch die Schiffer fürchten das edle Thier,
Nicht trau'n sie solch mächtigem Passagier,
Und der Ritter — muß von ihm scheiden!

Das Schiff fuhr dahin. Der Löwe stand
Mit ängstlichem Klagegebrüll an dem Strand,
Als wenn seinen Ritter er riefe.
Mit muthigem Sprung stürzt er plötzlich ins Meer,
Will schwimmen ans Schiff — erreicht es nicht mehr —
Schaut den Ritter — und sinkt in die Tiefe.

(K. Enslin.)

37. Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche;
Tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht
Das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum,
Leise, daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt. Sieh den Tiger
Mit dem Leoparden ringen.

Um den Leichnam eines Weißen,
Den der Tiger überfiel,
Als er schlief an dieses Abhangs
Scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden
Unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern,
Streiten die gescheckten Würger.

Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten!
Schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blume
Auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel,
D'rin er liegt, gleich einer Schaale,
Voll von Blut, und seine Wange
Trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter
Um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde
Den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht
Auf des Erwürgten Leibe,
Und die Rechte hebt er drohend,
Daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer
Hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der andre
Läßt nicht von der blut'gen Last,
Ringend, ungestüm sich packend,
Steh'n sie auf den Hinterpranken
Aufrecht, zwischen sich den starren
Mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh, was über ihnen
Sich herabläßt von dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens,
An den Zähnen gift'gen Schaum!
Riesenschlange, keinen Einz'gen
Läßset sie den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie, —
Tiger, Leoparden, Weißen.

(Freiligrath.)

38. Die Dattelpalme.

Sie wird gegen 100 Fuß hoch, 2 bis 3 Fuß dick und trägt eine rothgelbe, länglich runde Frucht, gleich unsern Eicheln, aber daumesdick und einen ganzen

Finger lang. Das sind die zuckersüßen und saftigen **Datteln**, von denen der Baum seinen Namen hat. Es können von einem einzigen Baume jährlich 115 bis 200 Pfund Früchte gesammelt werden, da sich gewöhnlich 100 bis 200 Datteln in einem Büschel beisammen finden. Die Datteln bieten den Völkern in den brennendheißen und unfruchtbaren Gegenden Arabiens und Ägyptens — zumal auf ihren Reisen durch die Wüsten — die hauptsächlichste Nahrung dar. In einigen Gegenden zapft man auch dem Baume den Zuckersaft ab und bereitet daraus den Palmenwein, der, frisch getrunken, angenehm säuerlich schmeckt und sehr erfrischend und kühlend wirkt. Die geistige Gährung dieses Weines geht aber so schnell vorüber, daß schon nach zwei Tagen die saure beginnt, und der Palmwein in Palmessig verwandelt wird. Auch andere Palmenarten liefern einen solchen Wein.

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

39. Amerika.

Amerika, welches erst 1492 von Christoph Columbus entdeckt worden und daher die neue Welt heißt, liegt ganz auf der westlichen Halbkugel, d. h. derjenigen Erdhälfte, die der sogenannten alten Welt (Europa, Asien, Afrika) entgegengesetzt ist. Es hat einen Flächenraum von etwa 750,000 Quadratmeilen mit etwa 65 Millionen Einwohnern. Umgeben wird es an allen Seiten von Meeren: nach Osten vom **atlantischen Meere,** nach Süden vom **südlichen Eismeere,** nach Westen vom **großen Ocean** und nach Norden vom **nördlichen Eismeere**. Hier aber nähert es sich Asien (Sibirien), von dem es nur durch die **Beringstraße** geschieden ist. — Der große Busen des atlantischen Meeres, der ungefähr in der Mitte den Erdtheil Amerika verengt und gleichsam in zwei Theile theilt, heißt von dem angrenzenden Lande der **mexikanische Meerbusen.** Was nun südlich von diesem Meerbusen liegt, heißt **Südamerika;** und was nördlich liegt, heißt **Nordamerika,** welches mit ersterem durch die Landenge von Panama zusammenhängt; die Inseln aber in dem mexikanischen Meerbusen nennt man **Westindien.** Man meinte nämlich früher irriger Weise, jene Inseln seien nur ein Theil des berühmten Ostindiens in Südasien; und weil man nach den Inseln bei Amerika gen Westen, nach dem eigentlichen Indien aber gen Osten fahren muß, so nannte man jene Inseln Westindien und das südasiatische Land Ostindien.

Amerika ist sehr gebirgig. Das Hauptgebirge sind die **Cordilleras de los Andes,** gewöhnlich bloß **Cordilleren** oder auch **Anden** genannt, die sich von Nord- nach Südamerika hinziehen. Früher hielt man den **Chimborasso,** eine der bedeutendsten Höhen der Anden in Südamerika (20,100 Fuß), für den höchsten Berg; aber jetzt weiß man, daß der **Himalaya** in Asien das höchste Gebirge der Erde ist; denn er erreicht eine Höhe von 26,000 Fuß. Dagegen kann kein Erdtheil in Ansehung der Ströme sich mit Amerika messen. Der **Lorenzfluß** und der **Mississippi** in Nordamerika gleichen bei ihrem Ausflusse kleinen Meeren; der **Orinoco** in Südamerika ist

320 Meilen lang; aber bedeutender als alle ist der 720 Meilen lange **Amazonenstrom,** der größte und wasserreichste Strom der ganzen Erde.

Nach der großen Ausdehnung Amerika's von Norden nach Süden, wodurch es allen Erdstrichen angehört, ist auch das **Klima** sehr verschieden, von der strengsten Kälte bis zur äußersten Hitze.

Bei dieser Verschiedenheit des Klimas besitzt Amerika fast alle Produkte der übrigen Erdtheile, aber auch viele, die ihm ganz eigenthümlich sind. Im Allgemeinen ist der Pflanzenwuchs Amerika's gewaltiger als in den übrigen Erdtheilen; mit dem Grase in den **Prairien** kann sich kein anderes an Höhe messen — mit den **Riesenwäldern** in Amerika, welche durch die unermeßliche Fülle alles überwuchernder Schlingpflanzen oft ein undurchdringliches Dickicht bilden, lassen sich keine andere vergleichen. Dagegen fehlen dem Erdtheile die gewaltigen Landthiere der alten Welt, wie der Elephant, das Kameel, das Nilpferd; auch die amerikanischen Raubthiere sind nicht so wild und furchtbar für den Menschen, als die Löwen, Tiger und Hyänen Asiens und Afrikas. In der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Vögel wetteifert die neue Welt, namentlich Brasilien, mit dem südlichen Asien; an Amphibien ist sie reich, aber diese, wie die Schildkröten und Schlangen, sind minder groß, wogegen wieder die Insekten, namentlich die Schmetterlinge, jene der alten Welt an Größe und auch an Farbenpracht übertreffen.

Was die **Mineralien** anlangt, so ist kein Erdtheil so reich an **Gold** und **Silber** und anderen Metallen, auch an **Diamanten** und anderen Edelsteinen, als Amerika. Die unterirdischen Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen in **Peru** und **Chili** sind unermeßlich, und die Goldschätze **Californiens** sind sprichwörtlich geworden.

Zu den Amerika eigenthümlichen **Pflanzen** gehören u. a. die Kartoffeln, die von dort aus vor etwa 200 Jahren durch den Engländer Franz Drake zu uns gebracht worden sind und leider nun bei uns auszuarten und zu verderben beginnen — die **Agaven** (Aloen) und **Kaktusarten** Mexiko's, die gleich den Aloen Afrika's auf Felsenboden gedeihen, und von denen die ersteren einen 16 Fuß langen Stengel treiben, die letztern aber durch die Farbenpracht ihrer Blüthen sich auszeichnen, — die baumartigen **Farrenkräuter,** die eine Höhe von 30 — 60 Fuß erreichen, — **Cacaobäume,** deren Früchte zur Chokolade verwendet werden, — der **Tabak,** der jetzt zwar auch in Asien und Europa gezogen wird, ursprünglich aber eine amerikanische Pflanze ist und zuerst von den Spaniern auf der Insel Tabago angetroffen wurde, woher er auch seinen Namen erhalten hat — **Gummibäume,** aus deren zähem Safte das elastische Gummi bereitet wird, 2c.

Amerika eigenthümlich sind unter den **Säugethieren** im Norden die **Seehunde** — der amerikanische **Bär** — der durch seinen Bautrieb merkwürdige **Biber** — der amerikanische **Löwe** (Puma), der auch auf Bäumen lebt und gleich dem **Jaguar** im Süden, dem

amerikanischen **Tiger**, sehr blutdürstig ist — der unschädliche, einem Dachse ähnliche **Waschbär**, der alle seine Nahrung erst ins Wasser taucht, ehe er sie verzehrt — die verschiedenen **Affenarten** — das **Lama** oder die **Kameelziege** — die **Faulthiere**, **Ameisenfresser** und **Panzerthiere**, die alle zu den zahnlosen Thieren gehören und von Insekten sich nähren, u. a. m. — Von den zahlreichen Arten der anderen, dem Erdtheile eigenen Thiere können hier von den **Vögeln** nur folgende genannt werden: der **Truthahn** oder Puter, dessen engere Heimath Nordamerika ist — die **Wandertaube**, die in unübersehbaren Schaaren umherzieht und durch ihr Fleisch den Ansiedlern in der neuen Welt einen großen Theil ihres Wintervorrathes liefert — der **Condor**, der Riese unter den Geiern, der sich in majestätischem Fluge über den Eisgipfeln wiegt — die **Colibri's**, diese Vogelmücken mit Rubin-, Topasen- und Smaragdenleibern, die ihre Nahrung im Fluge aus den Kelchen der Blumen saugen. — Von **Amphibien** kommen in Amerika als unterscheidende Arten vor: viele **Schildkröten** — die **Klapperschlange**, deren Biß stets gefährlich, im Juli und August schnell tödlich ist, die aber ohne Anreizung keinen Menschen angreift, ja durch Musik von ihm gezähmt werden soll — die **Schlangen-Schildkröte**, die jungen Enten und großen Fischen nachstellt und sehr bissig ist — die großen, gefräßigen und häßlichen **Kaimans** oder **Alligatoren**, die Krokodille der neuen Welt, an Größe und Zahnbau von denen der alten Welt verschieden — die tigerfleckigen **Riesenschlangen**, deren Haut sehr bunt ist, und die eine Länge von fünfundvierzig Fuß erreichen. — Unter den **Insekten**, deren unterscheidende Arten besonders in Südamerika vorkommen, sind nennenswerth der **Laternenträger**, sowohl wegen der Bildung seines Kopfes so genannt, als auch weil er eine leuchtende Kraft hat — der **Hirschhornkäfer**, der mit seinen sägeartigen Freßwerkzeugen starke Zweige vom Baume abtrennt, indem er sie packt und dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise herumfliegt, bis sie durchschnitten sind — endlich jene prächtigen **Schmetterlinge**, die in zahlreichen Haufen um die Ufer der stehenden Gewässer gaukeln oder, wie der stahlgraue Atlas, in den dichten Wäldern umherschweben und durch ihre Mannigfaltigkeit und Größe die Bewunderung der Naturfreunde erregen.

Was soll ich euch nun von den **Bewohnern** Amerika's erzählen? — Als die Europäer diesen Erdtheil entdeckten, wurde derselbe von Menschen bewohnt, die alle dieselbe Körperbildung hatten und im Allgemeinen von rother Kupferfarbe waren. Ein großer Theil dieser **Ureinwohner** (Indianer genannt), bestand aus wilden Völkerschaften, während ein anderer einen gewissen Culturzustand besaß und in Staaten lebte, von denen Mexiko und Peru die bedeutendsten waren. Von den Nachkommen dieser Mexikaner und Peruaner sind wenige mehr vorhanden. Denn die Spanier eigneten sich bei der Entdeckung des Landes nicht bloß das Gold und Silber der Ureinwohner an, sondern verfuhren auch gegen diese so gewaltsam und

grausam, daß sie jetzt meistens ausgerottet oder in entferntere Gegenden zurückgedrängt worden sind. Zu den ersten spanischen Niederlassungen kamen im Laufe der Zeit aus den westlichen Küstenländern Europa's noch viele andere Colonien. In diesen Colonien haben zwar die Europäer ordentlichen Feldbau, **Plantagen**, angelegt, in welchen sie vorzüglich **Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo, Cacao** und **Tabak** ziehen, wovon die wilden Indianerstämme wenig oder gar nichts verstanden. Aber eben diese Europäer sind es auch, welche seit dem 16. Jahrhundert den schändlichen **Menschenhandel** auf den Küsten Afrika's in Schwung gebracht haben, indem hier Neger als Sklaven gekauft und in Schiffen dicht zusammengedrängt nach Amerika geschafft werden, um dort die schwersten Arbeiten in den Plantagen zu verrichten — und dazu oft noch grausam behandelt zu werden. Durch die gewaltsame Einführung afrikanischer Neger in die heißen und warmen Gegenden des Erdtheils, so wie durch die Einwanderung vieler Europäer ist die Bevölkerung eine sehr verschiedene. Die Ureinwohner, **Indianer**, mögen etwa 13 Millionen — die weißen **Europäer** 29 Millionen — die **Neger** 8 Millionen — die **Mischlinge** 10 Millionen betragen. Diese nennt man Mestizen, wenn sie von einem Weißen und einer Indianerin abstammen, aber Mulatten, wenn sie Nachkommen von Weißen und Negern sind. Das nördlichste Küstenland Amerika's aber und die Inseln im nördlichen Eismeer, besonders Grönland, werden von Menschen bewohnt, die selten 5 Fuß groß sind und **Eskimos** heißen. —

Die Europäer vermehren sich in Amerika jährlich um Tausende; denn aus den meisten Ländern — auch aus Deutschland — wandern bei zunehmender Nahrungslosigkeit in der Heimath jährlich so viele aus, daß die **Auswanderungs-Angelegenheit** nun die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und von Jahr zu Jahr mit mehr Ordnung betrieben wird. Die Europäer bilden in Amerika eigene, selbstständige Staaten.

In **Nordamerika** giebt es Niederlassungen der Dänen auf der Küste von **Grönland**: das **dänische Nordamerika** — Besitzungen der Russen im Nordwesten des Erdtheils: das **russische Nordamerika** — und ein weitläufiges Ländergebiet der Engländer, wozu auch **Canada** mit der Hauptstadt **Quebeck** gehört: das **englische Nordamerika**. Aber alle diese Gebiete werden an Bedeutung übertroffen von den **Vereinigten Staaten**, worin mehrere Millionen ausgewanderter Europäer wohnen und volkreiche Städte sich finden, wie **Boston, Neu-York, Philadelphia, Baltimore, Cincinnati, St. Louis** und **St. Orleans**. — Südlich von den Vereinigten Staaten liegt **Mexiko** mit der Hauptstadt gleichen Namens — und an der Westküste Nordamerika's dehnt sich das berühmte Goldland **Californien** aus, südlich die zu Mexiko gehörende Halbinsel **Alt-Californien** und nördlich das zu den Vereinigten Staaten gehörende **Neu-Californien** mit der Hauptstadt **San-Franzisko**. —

Die bedeutendsten Staaten in **Süd-Amerika** sind: **Venezuela** — **Neu-Granada** — **Ecuador** — **Peru** — **Bolivia** — **Chili** (oder Chile) — **La Plata** und **Brasilien.**

Westindien besteht aus mehreren Inseln, unter denen die sogenannten großen **Antillen: Cuba, Jamaika, St. Domingo,** jetzt **Hayti,** und **Porto-Riko** die bedeutendsten sind. In den Besitz aller bedeutenden Inseln Westindiens haben sich die Europäer gesetzt und dort große Plantagen von **Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak** u. s. w. angelegt. Diese Waaren werden aus den Colonien in großer Menge ausgeführt und heißen daher bei uns **Colonialwaaren.** Dagegen versorgt Europa die dortigen Gegenden mit Fabrikwaaren aller Art, mit Wein u. s. w., wodurch ein sehr lebhafter **Seehandel** zwischen Amerika und Europa unterhalten wird.

40. Die Vereinigten Staaten.

Südlich von Canada, vom atlantischen Ocean bis zum stillen Meere erstreckt sich bis zum Meerbusen von Mexiko das unermeßliche Gebiet der amerikanischen Freistaaten. Nach der Entdeckung Amerika's waren es vorzüglich die Engländer, die allmählich den östlichen Theil dieser Länder einnahmen, und daher standen sie unter englischer Herrschaft. Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts erkämpften sie in dem sogenannten amerikanischen Freiheitskriege ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande, und bilden nun (seit 1783) einen besonderen Staat unter dem Namen der **Vereinigten Staaten** von Nordamerika. Ihre Macht und ihr Umfang ist seitdem beständig gewachsen. Immer weiter dehnten sie sich nach Westen aus. Kühne Abenteurer und Jäger wagten sich zuerst, keine Gefahr achtend und dem Wetter trotzend, in diese Wildnisse, und waren zufrieden, wenn sie unter einer Hütte von grünen Zweigen Obdach und Schutz fanden. Ihren Spuren folgten nach und nach Anbauer, welche sich irgend ein Stück Waldung wählten und davon, als von ihrem Eigenthum Besitz nahmen. Die dickstämmigen Bäume des Waldes fielen unter der Axt der Ansiedler, die sich daraus ein Blockhaus zimmerten. Für das Vieh, das sie mitbrachten, bauten sie einen Zaun aus Holz. Um Ackerland zu gewinnen, wurden die Waldbäume gefällt, die Äste abgehauen, die Stämme zersägt und auf Haufen gelegt. Diese wurden angezündet und so das gelichtete Land zur Aussaat, besonders zum Mais zugerichtet. Der Boden gewährte reichlichen Ertrag. Aber nicht selten geschah es, daß die Ureinwohner, die Indianer, ein solches Blockhaus in der einsamen Wildniß überfielen. Die Bewohner wurden gemordet, das Vieh wurde weggeführt und die Wohnung den Flammen übergeben. Dennoch kamen immer neue Ansiedler nach, und noch heute gehen jährlich Ströme von Auswanderern — Engländer, Franzosen, Deutsche und Holländer — nach Westen. Haben sich mehrere Familien neben einander angebaut, so nimmt die Regierung der Vereinigten Staaten von dem Lande Besitz. Die Felder werden ausgemessen; die Gegend wird in große Quadrate getheilt und erhält einen Namen. Es wird genau der Punkt bestimmt, wo ein Ort stehen soll. Straßen, Plätze, Kirchen werden verzeichnet, und eine Stadt ist auf dem Papier lange fertig, ehe in der Wirklichkeit etwas von ihr zu sehen ist. In der Regel dauert es aber nicht lange, so erheben sich die ersten ordentlich gebauten Häuser; Handwerker siedeln sich an, und wo noch vor wenigen Jahren Urwald war, stehen in nicht langer Zeit die Wohnungen betriebsamer Menschen. Viele Tausend Deutsche haben ihr Vaterland verlassen und sich auf diese Weise in den fernen Wäldern von Nordamerika angesiedelt; aber viele haben sich auch bei der harten und schweren Arbeit, die sie hier verrichten mußten, bei den vielen Entbehrungen, die ihrer warteten, mit heißen Thränen

nach dem Vaterlande zurückgesehnt, das sie oft leichtsinnig verlassen hatten. — Übrigens ist das Leben und der Verkehr der Menschen in den Vereinigten Staaten ähnlich wie bei uns. Die Bewohner bekennen sich theils zur katholischen, theils zur evangelischen Religion. Doch giebt es auch viele christliche Sekten, die besondere Glaubensbekenntnisse haben. — Leider herrscht in den südlichen Staaten die unchristliche Sklaverei der Neger bis auf den heutigen Tag. —

Westlich von den amerikanischen Freistaaten dehnen sich vom Meerbusen von Mexiko an bis hoch hinauf nach Norden unabsehbare Grasebenen aus, welche **Prairien** *) heißen. Dorthin sind die Indianer fast ganz verdrängt; sie leben von der Jagd der Büffel, die hier in ungeheuern Heerden sich finden. Denn hier kann man keinen nährenden Baum, keinen Getreidebau haben, kein Hausthier ziehen. Wenn das hohe Gras der Steppe bisweilen in Brand geräth und furchtbare Rauchwolken die Büffel aufschrecken, dann fliehen sie zu Tausenden in wilder Flucht dahin, und meilenweit hört man das Dröhnen und Sausen. Der Büffel hat eine zottige Mähne um Hals und Brust und einen Buckel auf dem Rücken. Er ist ein starkes, zorniges Thier und spießt manchen Indianer, wenn er ihn mit Lanze, Pfeil und Bogen zu Pferde angreift, mit seinen Hörnern auf. —

41. Ein Prairienbrand.

Der liebliche Spätherbst hatte eine Anzahl Reisender eingeladen, in der Prairie von den Pferden zu steigen und bei einem Mittagsmahle, aus einem köstlichen Büffelrücken bestehend, einige Stunden behaglicher Ruhe zu pflegen. Die ganze unermeßliche Prairie liegt schweigend, als ob sie raste oder Mittagsruhe halte, während die Sonne bereits nach Westen sich neigt. Gemüthlich plauderten die Jäger oder Reisenden von der Jagd auf den Prairien und den Gefahren, die sie bestanden; sieh, da werden die Pferde auf einmal unruhig, toll und suchen mit aller Gewalt sich loszureißen von dem Lasso**) und zu entfliehen. „Auf! auf!“ ruft der erfahrene Gabriel, „auf, ihr Freunde! Schnell die Pferde gesattelt! Rettet euer Leben! Die Prairie steht in Flammen, und die Büffel jagen gegen uns heran!“

Da waren keine Worte zu verlieren; alle sprangen auf, es galt das Leben! Nur die schnellste Eile kann retten. In einer Minute sind die Pferde gesattelt, in der zweiten jagen die Reiter schon über die Prairie hin. Es bedarf nicht des Antreibens der Pferde; der Naturtrieb lehrt diese Thiere die drohende Gefahr, und von selbst thun sie das Äußerste, sich durch die Flucht zu retten. Und „Hurrah! Heißa! Hopp, Hopp, Hopp, ging's fort im sausenden Galopp, daß Roß und Reiter schnoben, und Kies und Funken stoben.“

Eine Stunde lang jagen die Geängstigten mit unverminderter Schnelligkeit fort, da fühlen sie plötzlich, daß die Erde hinter ihnen zittert, und bald schlägt das entfernte Gebrüll und Geheul und todesängstliche Geschrei zahlloser Thiere aus der Ferne an das erschreckte Ohr. Immer schwerer und drückender wird die Luft, und eine Flamme, ein Flammenmeer, rascher als der Wind, steigt auf am Horizonte und kommt von Secunde zu Secunde näher. Flüchtiges Rothwild aller Arten schießt pfeilschnell an den Reitern vorüber; Hirsche in Gesellschaft von Löwen und Panthern springen über die Gründe; wie ein Traumbild fliegen Heerden von Elenthieren und Antilopen vorbei, und dann ras't wieder die gestreckte Gestalt wilder Pferde oder die plumpe Masse eines Büffels über die Prairie.

Die Pferde der Reisenden strengen jede Nerve an; mit der Schnelligkeit des Sturmwindes fliegen die Reiter, und doch dünkt es den geängstigten Gemüthern,

*) Prairien oder Savannen heißen in Nordamerika die Ebenen, welche mit hohem Gras bewachsen, auch hin und wieder mit Baumgruppen besetzt sind. Die größten Savannen finden sich im Mississippigebiete (45—50,000 Quadratmeilen). In Südamerika werden diese Ebenen Llanos und Pampas genannt.

**) Fangriemen zum Einfangen der Büffel und wilden Pferde — hier Riemen, Zäume, woran die Pferde geführt werden.

als ob sie stille ständen. Die Luft verdichtet sich noch mehr, die Hitze drückt erstickend, lauter und entsetzlicher tönt das Geheul und Geschrei der verfolgten Verfolger in Ohren und Gemüther der Reiter, und so gräßlich, wie aus den Tiefen der Unterwelt, klingt zuweilen das Geschrei der Todesangst, daß die Pferde in ihrem tollen Laufe eine Secunde erschreckt und zitternd stille halten, ehe sie der Schrecken weiter jagt.

Ein edler Hirsch fliegt den Reitern vorüber. Seine Kraft ist gebrochen und in wenigen Minuten liegt er todt am Boden. Aber bald wälzt sich mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes die ungeheure Masse schwererer und unbehülflicherer Thiere nach. Büffel und Pferde, alles vermengt, ein ungeheurer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen tief, ein unermeßlicher Klumpen wälzt sich mit der Schnelligkeit einer rollenden Kugel heran, jedes Hinderniß niedertretend. Noch etwa eine halbe Stunde ist dieser walzende Fleischberg hinter den Reisenden; die Pferde sind fast erschöpft; sie sind verloren; in wenig Minuten werden sie zerstampft sein. —

In diesem fürchterlichen Augenblicke ertönt fest und gebieterisch des Führers Gabriel helle Stimme. Gewohnt an die Gefahren der Wildniß, schaut ihnen der erfahrene Jäger ungebeugt und entschlossen ins Angesicht. „Herab von den Pferden! Zwei mögen sie fest halten! Die andern streifen ihre Hemden ab! Schnell!“ Unwillkürlich gehorchen alle. Gabriel zündet ein Stück Zunder auf der Pfanne seines Gewehres an, und bald lodert aus Hemden und Tüchern, verdorrtem Prairiegras und Büffeldünger ein mächtiges Feuer empor, emsig geschürt und verstärkt durch neu hinzugetragene Haufen dürren Grases.

Ein Beben der Erde, als ob sie in ihren Grundvesten wanke, ein Angstgeheul, ein Gebrüll der Wuth und des Schmerzes verkündete nun den Reisenden das Anrücken der schrecklichen Thiermassen. Schon konnten sie ihre Hörner, ihre Füße unterscheiden — das Feuer ist im Erlöschen, die Flammen sinken zusammen — wer hat die Kraft, die Besinnung, sie zu nähren? — Sie rücken heran, die rasend gewordenen Zehntausende; wie glänzend funkeln ihre Augen! wie steht ihnen der Schaum auf dem triefenden Rücken! Beugen sie aus? Springen sie dem Feuer seitwärts? Großer Gott, nein! Immer näher und näher kommen sie, die sicheren Todesboten. Der Augenblick, wo die Reisenden zermalmt werden müssen, ist da. Gräßlich! Gräßlich!

Ein Knall, ein gewaltiger Luftdruck, eine plötzlich aus dem Feuer aufsteigende rothe Flamme, ein Gebrüll, als heulten Millionen Büffel auf einmal, — geht die Erde unter? Jede Secunde erwarten die Reisenden die Hufe, die sie zertreten sollen; aber sie kommt nicht, nur die Erde zittert, nur die Reisenden beben; der Tod kommt nicht.

Auf seine Büchse gestützt, lehnt Gabriel, mit scharfem, aber ruhigem Blicke die Lage überschauend. Im Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er die Flasche mit Branntwein geopfert; sie war zerplatzt, und zurück prallten die zottigen Bestien vor den aufschießenden Blitzen der scharfen, blauen Feuersäule, und Hunderten derselben brachte die Stockung des Zurückprallens einen zerquetschenden Tod. Ringsum sahen die Reisenden nichts als die zottigen Mähnen der plumpen Ungeheuer; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerklich, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, das Feuer zu meiden.

Wird die Linie offen bleiben? wird sie sich schließen? Das Leben hängt davon ab. Sobald ein Thier durch das immer niedriger brennende Feuer springt, werden Tausende nachsetzen, und alle Mühe und Besonnenheit Gabriels wird zu Schanden, die Reisenden sind dann verloren.

Die Vorsehung wacht über das Leben der Reisenden in der Wildniß unter Tausenden wüthender Bestien. Freilich wohl werden ihnen die Secunden, während die Thierhaufen rechts und links vorüberfliegen, zu martervollen Stunden, bis endlich die Kolonnen dünner und dünner sich gestalten. Zuletzt sind sie nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren des Nachtrabs umgeben. Die erste Gefahr ist vorüber, aber eine andere eben so große nahet heran. Die ganze Prairie steht in Flammen, und die zischenden Fluthen des Feuers rücken mit

furchtbarer Schnelligkeit auf die Reisenden los. Die Pferde haben wieder einigen Athem gewonnen, darum frisch in die Sättel! Und gejagt von der Todesangst, rasen Rosse und Reiter nun den Büffeln nach.

Es war ein furchtbarer Anblick! Ein Feuermeer in seiner tobenden Wuth, während seine Wellen immer und immer außerordentlich schnell vorwärts treiben, das grauenhafte Zischen derselben aber das Blut in den Adern stocken macht. Flammen und Feuer auf der Prairie und in der Luft, eine Rauchwolkenmasse darüber und ringsum, und die Reisenden mit ihren Pferden in dieser gräßlichen Gefahr nur angewiesen auf die Schnelligkeit ihrer Thiere!

Immer jagten sie fort und fort. Das Feuer war dicht hinter ihnen, da gewahrten sie auf einmal, daß etwa eine Viertelstunde vor ihnen die unermeßliche Heerde einen tiefen Schlund erreicht hatte, den die Thiere in der Todesangst zu überspringen suchten, wobei Tausende auf Tausende in den dreihundert Fuß tiefen Abgrund stürzten.

Immer geschwinder fliegt das Feuer heran, immer heftiger lodern die Flammen auf, als wollten sie ihre Beute nicht fahren lassen; seine Wogen wirbeln über den Köpfen hin und ersticken die Flüchtlinge fast mit ihrer Hitze und ihrem schwarzen Rauche. Eile ist Leben, der Schlund muß die Gehetzten retten oder begraben. Sie springen hinab, und erreichen, gefühl- und bewegungslos, thurmtief den Boden. Zur Besinnung gekommen, fühlen sie sich unverletzt; das Zischen und Krachen des Feuers aber dauert oben über ihren Häuptern fort, und schaudernd sehen die Geretteten zu den Flammen hinauf, die oben am Rande des Abgrundes fortwüthen, bald auflodernd, bald sich senkend, als wollten sie nicht ruhen und rasten, bis alles Leben auf den unermeßlichen Prairien vernichtet sei.

Die Reisenden sind gerettet. Ihr Fall brach sich an der ungeheuren Masse von Thieren, auf den Tausenden von Leichnamen, die eine Secunde vorher den Sprung über den Abgrund aus Furcht vor dem Feuer oder gedrängt von den nachstürzenden Massen gemacht und bei demselben Hals und Beine in der Schlucht gebrochen hatten, so daß ihre Leiber wie Kissen die Reisenden aufnahmen. Die Reisenden wickeln sich aus diesem Chaos thierischer Leichname und gewinnen tiefer unten einen freien Platz, auf dem sie ausruhen. Doch das fortdauernde Zittern der Erde belehrt sie, daß der rasende Wettlauf der Thiere und des Elements noch immer nicht aufgehört haben. Sie preisen sich glücklich, gerettet zu sein, danken dem Himmel für ihre Rettung, und da sie vor unmittelbarer Gefahr sicher sind, thun sie sich gütlich mit einem Büffelkalbe, dessen Gebeine in Splitter zerschellt sind.

Als sie nach einigen Rasttagen ihre Prairiereise fortsetzen, gelangen sie zu einem See, dessen Fluthen den Wellen des Flammenmeeres einen Damm entgegengestellt hatten, hinter welchem die Haufen der tödtlich gehetzten Thiere endlich den ersehnten Ruhepunkt gefunden. Ein paradiesischer Anblick! So weit das Auge reicht, Tausende und Tausende von Thieren ausgestreckt, theils die ermüdeten Glieder leckend, theils, ohne aufzustehen, die Hälse vorstreckend, um das Gras in ihrer Umgebung abzuweiden. Alle sonstige Feindschaft der einzelnen Gattungen und Arten unter einander hat während der gemeinsamen Todesgefahr geruht, und die gegenwärtige gänzliche Erschöpfung aller hat den Waffenstillstand nothgedrungen verlängert. Wölfe und Panther liegen nur wenige Schritte von einer kleinen Heerde Antilopen; Büffel, Bären und Pferde ruhen unter einander, und keines vermag sich von der Stelle zu rühren, auf welche es die vollkommenste Erschöpfung hat niedersinken gemacht.

Dort liegt ein Jaguar, der grimmig nach einem fünf Schritte entfernten Büffelkalbe schaut; beim Anblick der Reisenden versucht er aufzustehen, aber gänzlich kraftlos krümmt er seinen Leib kreisförmig, verbirgt mit seinen schweren Tatzen den Kopf auf der Brust und stößt ein langsames klagendes Geschrei aus. Nicht weit entfernt liegt ein herrlicher Edelhirsch, so abgemattet, daß er nicht ein paar Zoll weit sich bewegen kann, um das Gras zu erreichen, und seine vertrocknete Zunge zeigt deutlich, wie er durch Wassermangel leidet. Ein ächter Jäger, der Gabriel! Sofort holt er aus dem zwanzig Schritte entfernten See eine Mütze

voll Wasser, sprengt dem edlen Thiere einige Tropfen auf die Zunge und läßt es die Mütze leeren. Als er ihm die zweite Mütze Wasser gereicht, leckt das dankbare Thier ihm die Hände und verfolgt den Wohlthäter mit Blicken, die aufrichtiger und deutlicher sprachen, als mancher vierseitige Danksagungsbrief. Schäme dich, Undankbarer, vor dem Thiere, welches nie eine Wohlthat vergißt!

Nachdem ihre Pferde wieder Kräfte gewonnen, führt Gabriel die Reisenden weiter durch die Prairien dem Ziele ihrer Reise, Texas zu.

42. Californien, das neue Goldland.

An der Westgränze der Vereinigten Staaten liegt am stillen Ocean das bisher wenig bekannte Land **Californien.** Von seinen Bergen strömt der Sacramento, der einzige schiffbare Strom, und mündet in eine Bai, welche eine der größten und sichersten Häfen der Welt ist. An dieser Bai liegt **San Francisco**, der Hauptort des Landes. Die fruchtbare Umgegend erzeugt einen ungeheuren Reichthum von Getreide und Bauholz und bietet üppige Weideplätze für Viehheerden. Das Klima ist nur in den Küstenlandschaften schön und gesund.

In dieses Land kam vor einigen Jahren ein Schweizer, Namens Sutter, der bis zum Jahre 1830 Hauptmann bei der Schweizergarde des Königs von Frankreich gewesen war. Des Soldatenlebens müde, hatte er diese unbekannte und menschenarme Gegend am Weltmeere aufgesucht, um hier in stiller Zurückgezogenheit vom Ackerbau zu leben. An einem Nebenflusse des Sacramento siedelte er sich an. Im Jahre 1848 bauete er eine Sägemühle. Da das Mühlgerinne zu klein gerathen war, so nahm er das Wasserrad wieder heraus und ließ das abgeschützte Wasser plötzlich durchs Gerinne strömen, damit es dasselbe durch eigene Kraft erweitere. Das Wasser that aber mehr, es wühlte durch seinen Sturz den Grund tief auf und förderte große Körner gediegenen Goldes zu Tage. Mit Hast sucht Sutter sie auf, sucht weiter und findet immer mehr. Anfangs wollte er die Entdeckung für sich behalten; aber das Gold fand sich in solcher Menge, daß er Gehülfen zum Einsammeln haben mußte, und so wurde die Sache bekannt und bald wimmelte es an den Flußufern von Goldsuchern. Sie gingen den Flüssen nach, stromab und stromauf, und fanden Gold im Bett und an den Ufern des Sacramento und seiner Nebenflüsse bis hinauf in die Schluchten der Berge und im Sande der Ebene; denn die Flüsse bringen es aus den Erzadern der Berge mit. Der ganze Golddistrikt zeigte sich in einer Ausdehnung von 800 englischen Meilen in die Länge und von 100 Meilen in die Breite, und es ist nicht zu zweifeln, daß er sich noch viel weiter ausdehne. Alles strömte dem Goldlande zu; die Arbeiter liefen vom Felde weg, die Matrosen verließen ihre Schiffe. Bald waren die nahe gelegenen Orter und Inseln ohne Bewohner. Von den Vereinigten Staaten zogen ganze Schaaren dorthin; von Neu-York allein gingen in kurzer Zeit 70 Schiffe mit Auswanderern ab. Ganze Karavanenzüge bereiteten sich, den ungeheuren Weg zu Lande zu machen. Selbst von China kamen Schiffe an.

Dieser Überfluß an Gold änderte dort plötzlich alle Verhältnisse, und es fiel in seinem Werthe bedeutend, während andere Gegenstände stiegen. So gaben die Goldgräber gern für eine Flasche Branntwein oder für einen Beutel Tabak 15—20 Thaler Gold, 1 Pfd. geräuchertes Rindfleisch kostete bis 2 Dollars*); Roggen, Gerste, Erbsen, Bohnen 10 Dollars der Scheffel; ein Pferd 100—300 Dollars. Der Tagelohn stieg bald auf 16—20 Dollars, und ein von Spekulanten dahin gebrachtes eisernes Haus wurde augenblicklich für 1000 Dollars monatlich vermiethet.

Das Gold ist von der feinsten Art und kommt in verschiedener Menge vor. Mancher findet täglich für 120—150 Thaler. Einer las in 1/4 Stunde aus einer Felsenritze 2 1/2 Pfd. Gold. Ein anderer, der einen Reisenden begleitete, wusch während einer Ruhezeit Goldsand aus und hatte in 5 Minuten etwa für 3 Thaler. Ganze Goldklumpen von 10—12 Pfd. Schwere gehören nicht zu den Seltenheiten. Ja, ein Goldgräber war gar so glücklich, einen Klumpen zu finden, dessen Werth zu 14,000 Thalern angeschlagen wurde. Man darf aber nicht glauben, daß es

*) Ein Dollar = 1 Thlr. 13 Sgr.

so ohne Mühe in Empfang genommen werden könne; es verlangt vielmehr manche schwere Arbeit. Die Leute holen mit einer Hacke den Schlamm vom Grunde des Wassers herauf, oder graben den Ufersand dicht am Rande des Stromes aus und waschen denselben in hölzernen oder zinnernen Schüsseln, oder in größeren trogähnlichen Maschinen. Dadurch bewirken sie, daß beim wiederholten Umrühren der leichtere Sand und die erdigen Theile oben schwimmen. Den untern Goldsand legen sie auf ein Tuch oder Brett zum Trocknen und blasen dann den leichten Staub mit einem Blasebalg weg. Man sucht nur einige Fuß tief; nachdem aber das Land sich dem Bunde der **Vereinigten Staaten** angeschlossen hat, werden gewiß auch **bergmännische Anstalten** und **Amalgamirwerke** eingerichtet werden. Dann wird freilich auch wohl das Glück der Freiheit, Gold zu suchen, aufhören, dieses **Scheinglück**, bei welchem oftmals die gesammelten Reichthümer durch den theuren Lebensunterhalt wieder verschlungen wurden, und bei welchem mancher inmitten aufgehäufter Schätze vom Tode übereilt wurde, den **Fieber** und **Seuchen** ihm brachten.

43. Die Baumwollenmanufaktur.

Kein Wunder, daß der Mensch dem Schafe seinen dicken Pelz abnahm und sich wärmende Kleider daraus verfertigte! Schon die Alten verstanden diese Kunst des Wollspinnens und der Wollenweberei. Daß man aber auch die wollenartigen Fasern, mit welchen gewisse Pflanzen ihre Samenkörner einhüllen, zu Kleidungsstücken verarbeiten würde, hätten Adam und Eva sich wohl nicht träumen lassen, wenn sie auf einem Spaziergange zufällig einmal — eine **Baumwollenstaude** erblickt haben sollten! Und wer denkt daran, wenn er unsere Frauen und Mädchen in **Kattun**-, **Mousselin**-, **Batist**- und **Zephirkleidern**, oder in **Spencerchen** von **Sammtmanchester** einherstolziren sieht, daß das Material dazu auf einer Staude in dem fernen **Ost**- oder **Westindien**, **Ägypten** oder **Südamerika** gewachsen? Die **Baumwollenpflanze** ist eine Staude. Habt ihr das Wollgras auf den Wiesen je gesehen, dessen Same in weiße Wolle eingehüllt ist? Gedenkt ihr des rothen Weidenröschens in deutschen Gebirgswaldungen, deren Samenschoten, wenn sie aufspringen, mit einer Menge wollenartigen Gewebes jeden Nahenden bedeckt? Ganz ähnlich, nur in größerer Masse, quillt aus den Samenkapseln der Baumwollenstaude, die etwa die Größe einer welschen Nuß haben, die schneeweiße Baumwolle hervor, welche nur von den Hülsen und Samenkörnern gereinigt zu werden braucht und dann sogleich verarbeitet werden kann. In diesem rohen Zustande wird sie zur See nach England, Deutschland ꝛc. eingeführt. Im Jahre 1781 betrug die Einfuhr in England an roher Baumwolle nur 5 Millionen Pfund; 50 Jahre später war sie schon auf 300 Millionen Pfund gestiegen und beträgt jetzt über 700 Millionen Pfund oder 2 Millionen Ballen. In dem einen Jahre 1838 hatte man in England 379,486,510 Pfund Baumwollengarn gesponnen, und wenn man berechnet hat, daß mit Hülfe einer Spinnmaschine aus einem Pfund Baumwolle 356 Strähne gesponnen werden können, deren jeder einen 840 Ellen langen Faden enthält, so daß also **ein** Pfund Baumwolle einen $168^3/_4$ Meilen und 280 Ellen langen Faden bilden würde, so könnte wohl nicht ausgerechnet werden, wie lang der Faden sein müßte, wenn man alles, was die Engländer gesponnen, zusammenrechnen wollte. So viel aber hat man berechnet, daß, während das rohe, in England seither eingeführte Material etwa 16 Millionen Pfund Sterling*) gekostet haben mag, welche dafür aus dem Lande gegangen sind, der Werth desselben durch Verarbeitung gewiß auf 40 Millionen Pfund Sterling erhöht worden ist. Die 24 Millionen, die davon im Lande bleiben, sind kein kleiner Gewinn, und es ist nichts Geringes, daß nach den neuesten Berechnungen in England im Ganzen über $1^1/_2$ Millionen Menschen durch die **Baumwollenmanufaktur** Beschäftigung und Verdienst finden.

Wenn diese ungeheure Baumwollenmasse mit den Händen hätte gesponnen werden sollen — an der Spindel, am Spinnrade, da würde wohl manches Fäd-

*) 1 Pfund Sterling oder 20 Schillinge = 6 Thlr. 23 Sgr.

chen ungesponnen geblieben sein. Da erfand 1767 ein Weber in England die erste Spinnmaschine, welche später noch bedeutend verbessert ward, und heut zu Tage wird kein Faden Baumwollengarn mehr mit der Hand gesponnen! — Meint ihr, daß es sonst möglich wäre, eine Elle Baumwollenzeug, deren Material in Indien wuchs, dessen Garn gesponnen und gewebt werden mußte, für einen Groschen herzustellen? Würdet ihr sonst ein ganzes, schönes, buntgedrucktes Kattunkleid für einen Thaler erhalten können? Und dabei leben noch Hunderte von Menschen davon; der Pflanzer, der die Baumwolle baut; der Schiffer, der sie herüber fährt; der Kaufmann, der das rohe Material verkauft; der Fabrikbesitzer; der Weber und zuletzt der Krämer, der die Elle Kattun dir abschneidet! Es sind die Maschinen, die das möglich machen!

Habt ihr sie einmal gesehen, die breiten Walzen mit Drahtkrämpeln, von denen die gekrämpelte Baumwolle wie ein weißes, dickes Tuch herabfällt, um dann, in fingerdicke wollige Fäden zertheilt, durch Walzen auseinander gezogen und gedreht und auf unzählige, durch unsichtbare Wasserkräfte getriebene Spindeln aufgewickelt zu werden? — Ein einziger Mensch steht bei hundert Spindeln — die des Tages hundertmal mehr fertig bringen, als der fleißigste Handspinner —, knüpft die zerrissenen Fäden an, legt das rohe Material auf und nimmt die vollen Spindeln ab. Was das schnurrt und lärmt und sich dreht, ehe ein Stück Garn fertig ist! Wie oft dann die Weberschiffchen hinüber- und herüberfliegen müssen, ehe ein Stück Zeug fertig wird! Wie oft ein Stück gefärbt und mit den bunten Formen oder Walzen aus Messing oder Holz bedruckt und gesengt und geglättet werden muß, ehe für uns eine Elle Kattun abgeschnitten werden kann!

44. Das Zuckerrohr.

Das **Zuckerrohr** ist ursprünglich in **Ostindien** einheimisch. Von da aus verbreitete es sich auch in die übrigen Erdtheile. Gegenwärtig wird es in größter Ausdehnung in Amerika, besonders in **Westindien** angebaut. Nach der Verschiedenheit des Bodens wird es 8 bis 12 Fuß hoch und 2 Zoll dick. Es treibt, wie unser Teichrohr, einen knotigen Halm mit bandförmigen Blättern und einem schneeweißen Blüthenbüschel. Der Halm ist durch und durch mit einem weißen, saftigen und süßen Mark angefüllt. Das durch Schnittlinge fortgepflanzte Rohr wird, wenn es reif ist, abgeschnitten und auf den Zuckermühlen zwischen Walzen zerquetscht und ausgepreßt. Von den Zuckermühlen wird der Saft sogleich in die Siedehäuser gebracht, wo er durch Kochen sich verdickt; die Unreinigkeiten werden abgeschäumt. Bei verstärktem Feuer wird dieses Sieden, Abschäumen und Reinigen wiederholt, auch Kalkwasser hinzugeschüttet, damit der Saft körnig werde. Ist der Saft dick genug, so wird er abgekühlt und gerinnt. Was noch nicht geronnen ist, wird durch Fässer mit durchlöchertem Boden abgelassen und kann auch noch zu einer Art gröberen Zuckers gemacht werden. Der geronnene Theil heißt nun roher Zucker, Moskovade, **Puderzucker**. Man gießt ihn auch in Formen und nennt ihn dann gewöhnlich **Lumpenzucker**. In dieser Gestalt wird er nach Europa gebracht, um in den Zucker-Raffinerien den höhern Grad von Festigkeit und Reinigkeit zu erlangen. Er wird von neuem aufgelös't, gekocht, mit Kalkwasser, Ochsenblut, auch wohl Eiweiß versetzt, fleißig abgeschäumt, filtrirt und zuletzt in kegelförmige Gefäße gegossen, deren nach unten gekehrte Spitze eine Öffnung hat. Der obere breite Theil des Zuckerhutes wird mit nasser Thonerde bedeckt, welche den Zucker durchdringt, die letzte Unreinigkeit wegnimmt und ihm die gehörige Weiße giebt. Dieser geläuterte Hutzucker kommt unter verschiedenen Namen seiner Güte, Melis, Raffinade, Canarienzucker in den Handel. Durch die untere Spitze fließt der Theil, welcher nicht in festen Krystallen angeschossen ist, und heißt **Syrup**. Der **Candiszucker** wird aus dem geläuterten, stark eingekochten Zucker gemacht, den man in kupferne, mit Fäden durchzogene Gefäße füllt, wo er sich in großen Krystallen ansetzt. Die Töpfe werden zuerst an einen kühlen Ort und dann, wie der Hutzucker, in die Trockenstube gesetzt.

Außer dem Zuckerrohr kann man noch aus manchen andern Vegetabilien Zucker oder wenigstens einen sehr brauchbaren Syrup erhalten. In unserer Zeit wird besonders aus Runkelrüben viel Zucker gewonnen.

45. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt —

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reiß und Mais!

(Freiligrath.)

Wiederholungsfragen! —
Zeichnen und Beschreiben! —

46. Australien oder Südindien.

Dieser fünfte Erdtheil besteht aus einem Festlande: **Neuholland,** drei großen Inseln: **Neu-Guinea, Neu-Seeland** und **Vandiemensland,** und 14 Haupt-Inselgruppen, nebst zahlreichen kleineren Gruppen, Inseln und Eilanden, welche sämmtlich im **„großen Oceane“** liegen. Der Flächeninhalt dieses ganzen Erdtheiles beträgt etwas mehr als der von Europa, etwa 180,000 Quadratmeilen. Die Bevölkerung schätzt man aber nur auf 4 Millionen Einwohner. Das australische Festland (Neuholland) ist bloß an den Küsten bekannt, und von den vielen größeren und kleineren Inseln und Inselgruppen kennen wir den allerkleinsten Theil genauer.

Da die meisten Inseln Australiens ihrer geringen Größe wegen allen Einwirkungen der Seeluft ausgesetzt sind, so ist das Klima derselben, selbst in der Nähe des Äquators, sehr mild und gemäßigt, und manche haben sich in der That einer immerwährenden Frühlings-

luft zu erfreuen. Nur auf dem Festlande wird die Hitze bisweilen drückend.

Mit Beziehung auf die **Naturerzeugnisse** Australiens ist die Armuth der meisten Inseln an **Metallen**, größern Säugethieren und Insekten auffallend, wogegen sich die **Pflanzenwelt** meistens in voller Üppigkeit entfaltet. Zwar solche prächtige Urwälder, wie in Südamerika, oder solche stattliche Kokoswälder, wie z. B. auf Ceylon und der Küste Malabar giebt es hier nicht; aber die Waldpartien auf den kleinen Inseln verleihen hier den Landschaften einen unbeschreiblichen Reiz, und auf dem Festlande, so wie auf den größern Inseln fehlt es an dichten und ausgedehnten Waldungen keineswegs. Das Charakteristische (d. h. das Eigenthümliche) der neuseeländischen Waldlandschaften besteht in dem Farrnkrautbaume, der in der Regel 20—30′ hoch wird und sechs große Blätter hat, welche auf seinem Gipfel eine Krone bilden. Von vierfüßigen **Thieren** haben manche der kleineren Inseln gar keine eigenthümlichen Arten, andere nur Hunde, welche hier gegessen werden, Schweine von besonderer Ar. u. s. f. Das australische Festland besitzt von den größeren Thieren der alten und neuen Welt nicht ein einziges, hat dagegen Thierarten, die man sonst nirgends findet, und wohin insbesondere das **Känguruh** und das **Schnabelthier** gehören. Überhaupt zeichnet sich Neuholland durch manche Seltsamkeit im Thier- und Pflanzenreiche aus. So giebt es hier z. B. auch weiße **Adler** und **Papageien**, die, wie die hühnerartigen Vögel, ihr Futter auf der Erde suchen; und was das Pflanzenreich betrifft, so finden sich hier **Brodbäume**, mannshohe **Grasarten** und baumhohe **Schilfarten**.

Was nun endlich die **Bevölkerung** betrifft, die — mit Ausnahme von Vandiemensland, wo jetzt nur Europäer wohnen, Neuholland und einem Theile der Südsee-Inseln, wo ebenfalls die europäische Bevölkerung überwiegend ist, — nur aus Eingeborenen besteht, so waren diese bei Ankunft der Europäer völlig wild; einige, namentlich die Neuholländer, in thierischer Rohheit; andere nicht ohne Spuren einer Kultur, sanften Gemüthes und wenigstens für Bildung sehr empfänglich. Ihre **Religion** war und ist (wo das Christenthum noch nicht Eingang gefunden hat) noch der **Fetischismus**, und zwar meist in der abenteuerlichsten und schrecklichsten Gestalt, — mit Menschenopfern und .... Menschenfresserei verbunden. Es giebt Menschenfresser noch auf einigen Inseln des indischen Archipels; es giebt Menschenfresser unter den Negerstämmen in Afrika; es giebt deren sogar noch unter den einzelnen Indianerstämmen in Südamerika: aber nirgends ist oder war diese teuflische Sitte so weit verbreitet, wie auf den Südsee-Inseln. Auf den Fidschi-Inseln wurde 1813 ein großer Theil der Mannschaft des englischen Schiffes „Hunter“ von den Eingebornen erschlagen, sofort gebraten und .... verzehrt. Auf diesen nämlichen Inseln herrschte auch der entsetzliche Gebrauch, Kriegsgefangene in zusammengebundener, kauernder Stellung lebendig in

den Bratofen zu stellen, um durch dieses langsame Braten das Fleisch — desto saftiger und schmackhafter zu machen. Die körperlich so schönen Bewohner der Marquesas=Inseln schlachten Freund und Feind, bei Hungersnoth auch Frau und Kind. Derjenige, der einen Feind getödtet hat, genießt sogleich das Blut und Gehirn des Erschlagenen. Doch gilt dies natürlich nur von den Australiern, die noch nicht zum Christenthum bekehrt oder überhaupt noch nicht in nähere Berührung mit den Europäern oder mit Missionären gekommen sind. Denn da, wo der beseligende Odem des Christenthums die Einwohner angeweht hat, herrschen Friede, Sanftmuth und Freundlichkeit, und das Angstgeschrei der zum Götzenaltare geschleppten oder zu einer teuflischen Mahlzeit bestimmten unglücklichen Schlachtopfer hat sich in die Stimme des Gebetes und des Gotteslobes verwandelt. An die Stelle der Menschenopfer ist christlicher Gottesdienst und an die Stelle des Kindesmordes zärtliche Mutterliebe getreten. Überhaupt sind die Australier, bei denen das Christenthum eingeführt ist, und noch mehr bei denen, die dasselbe lebendig aufgefaßt haben, ganz andere Menschen geworden, und die Otaheitier und die Sandwich=Insulaner leben bereits in geordneten Staaten.

47. Der Brodbaum.

Zu den dankenswerthesten Geschenken, welche der Schöpfer den Bewohnern derjenigen Länder gegeben hat, in welchen unsere gemeinen Getreidearten wegen zu großer Hitze nicht fortkommen, gehört besonders der Brodbaum. Er wächst in Ostindien, vorzüglich aber auf den Inseln der Südsee, und wird ungefähr so groß wie eine mittelmäßige Eiche; die Blätter sind 1½ Fuß lang und enthalten einen milchichten Saft. Die Frucht ist länglichrund, fast von der Gestalt eines Kürbisses. Die samentragende soll zuweilen 100, gemeiniglich aber nur 20—30 Pfund wiegen; die ohne Samen erreicht höchstens nur die Größe eines Menschenkopfs. Unter der rauhen, grünen Rinde derselben befindet sich ein weißes, schwammichtes Fleisch, so locker wie neugebackenes Brod. Die völlig reife Frucht sieht gelb aus und enthält einen widrig süßen Brei, der aber selten und nur mit Vorsicht genossen wird, weil er ungesund sein soll. Gewöhnlich nimmt man die Frucht vor der Reife ab, schneidet sie in 3—4 Theile, wickelt sie in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen; denn ungeröstet kann sie nicht gegessen werden. Nach dieser Zubereitung schmeckt sie wie Weizenbrod, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist. Man bereitet sie aber auch noch auf andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen. Sodann wirft man das von der Rinde und von dem Fruchtkern abgesonderte Fleisch in tiefe gepflasterte Gruben, bedeckt es mit Blättern und Steinen und läßt es gähren. Von diesem gegohrnen oder durchsäuerten Teige bildet man kleine Brode, wickelt sie in Blätter, und bäckt sie auf heißen Steinen. So hält es sich länger, als wenn es ungegohren geröstet wird, daher es die Otaheitier, bei denen der Brodbaum besonders häufig gefunden wird, auf weiten Reisen mit sich nehmen.

Der Brodbaum läßt sich in heißen Ländern sehr leicht fortpflanzen, und er ist so fruchtbar, daß ein Mensch von dreien derselben ein ganzes Jahr leben kann; 10 Bäume ernähren eine ganze Familie.

Das gelbliche Holz des Baumes ist weich, nimmt keine Politur an, kann aber zu allerlei Kunstsachen verarbeitet werden. Aus der Rinde verfertigt man sehr schönes Zeug zu Kleiderstoffen, und die Blätter dienen theils zum Einwickeln der Frucht beim Rösten und Backen, theils als Tischtücher. Die abgefallenen männlichen Blüthen werden als Zunder benutzt.

48. Die Staudenkoralle.

Zu den merkwürdigsten Pflanzenthieren, die ein hartes, steinartiges Gehäuse haben, das mit dem Thiere sich bildet, und welches nicht blos ein einziges Thierchen der Art beherbergt, sondern in dem viele Millionen derselben sitzen, gehören die Staudenkorallen.

Die Fortpflanzung findet bei diesen Thieren nach Art der Pflanzen statt. Aus dem Mutterstamme wächst eine Knospe oder ein Zweig hervor, der aber am Grundstocke bleibt; aus diesem Zweige treibt wieder ein Zweig, aus diesem wieder einer, und so fort, so daß am Ende die ganze Masse einem Gebüsche oder Baume ähnlich wird. Die Staudenkorallen erreichen mit der Zeit eine ungeheure Größe, sie steigen nach und nach vom Grunde des Meeres, wo sie in großer Zahl festsitzen, herauf bis zu seiner Oberfläche, und bilden hier nicht etwa ein unbedeutendes, dünnes Gesträuch, sondern große, feste Massen, welche unter dem Namen „**Korallenbänke** oder **Korallenriffe**“ dem Schiffer wohl bekannt sind, und schon manchem Schiffe, das auf sie stieß, den Untergang brachten. Jedoch nicht bloß als heimtückische Fallen für den sichern Fährmann sind die Korallen unter dem Spiegel des Wassers ausgebreitet, oft erheben sie sich auch über denselben, die Zwischenräume werden nach und nach durch zufällig herbeigeschwemmte Gegenstände ausgefüllt; es bildet sich eine fruchtbare Dammerde und eine blühende Insel entsteht — auf dem winzig kleinen und doch kolossalen Wasserthiere! Solche Inseln trifft man viele in der Südsee an, und es sind entweder unbewohnte Eilande, oder durch die Länge der Zeit und günstige Umstände sichere Wohnplätze für Menschen und Thiere geworden. Das Meer ist in ihrer Nähe oft unergründlich tief, und es scheint, daß sie vom Grunde senkrecht heraufgewachsen seien. Es sind jedoch die Gelehrten nicht ganz einig, ob sie wirklich in der größten Tiefe festsitzen, oder ob sie vielmehr auf steil hervorragenden Bergen im Meere in geringer Tiefe angewachsen sind. — Die Korallenstöcke werden auf mancherlei Weise benutzt; man verfertigt Halsgehänge, Ringe, Ketten und andern Schmuck daraus, man brennt sie aber auch zu Kalk oder baut Häuser damit.

Wiederholungsfragen! —

Zeichnen und Beschreiben! —

II. Die Natur der Erde.

A. Die Reiche der Natur.

1. Das Mineralreich.

Schon Jahrtausende sprossen aus den **Erdarten** die Pflanzen zur Nahrung für Menschen und Thiere; schon Jahrtausende holt der Mensch aus dem Schoße der Erde die **Steine** und **Metalle**, die Waffen und Rüstungen zum Kriege, wie die Marmorblöcke und Sandsteine zu Denkmälern des Friedens — das **Salz** zum Würzen der Speisen — und die **brennbaren Mineralien** zum Schmelzen der Erze. Schon Jahrtausende steigt der Mensch in die Fluthen des Meeres und gräbt sich in die Felsen der Erde, um die verborgenen Schätze an das Licht des Tages zu fördern. Dampfmaschinen und Wasserräder, Wind und Feuer hat er zu Gehülfen mit hinabgenommen in die Tiefe; aber so viele Jahre die unterirdischen Schatzkammern auch schon ausgebeutet werden, ihr Reichthum ist

unabsehbar, der Segen der Erde unerschöpflich. Die starren **Mineralien** erzählen auch die Majestät Gottes, und die Wunder in der Erde sind eben so mannigfaltig als auf ihr. Unbegreifliche Naturgewalten formten in dunklen Werkstätten die Krystalle, formten das Salz zum Würfel, den Quarz zur sechsseitigen Pyramide, stumpften an dem einen Krystallkörper die Ecken ab, an einem andern die Kanten, und konnten sie ungestört wirken, dann setzten sie mit einer Genauigkeit die Flächen zusammen, als hätten sie Zirkel und Winkelmaß gebraucht, glätteten mit einer Sauberkeit jede Seite, als sei eine Schleifmaschine dabei thätig gewesen, verliehen dem Ganzen einen Glanz, den der geschickteste Künstler nicht nachzuahmen vermag. In Millionen mal Millionen Exemplaren wiederholt schon ein einziger Krystallkörper diese Wunder des Mineralreichs, und was die thätigste Phantasie an Formen hätte ausdenken können, auch das haben jene Kräfte unbewußt nach dem Willen des Schöpfers vollbracht. Von der einfachen Form des Würfels mit seinen sechs Flächen stellen sie alle nur möglichen Krystallformen dar und schließen noch zur Erhaltung derselben nie ruhende Kräfte ein. Der Stein, über den unser Fuß dahin geht, er hat auch sein Leben. Zwar pulsirt in ihm kein Herz und kreis't in ihm kein Nahrungsstoff; aber in jedem Augenblick kettet eine geheimnißvolle Kraft ein Atom desselben an das andere, daß er nicht in Staub zerfällt. Aber nicht nur hartes Gestein ist in der Erde verborgen, es liegt auch eine ganze Thier- und Pflanzenwelt in ihr vergraben, und der geöffnete Mund der Erde erzählt von einer untergegangenen Schöpfung, die kein Auge gesehen, auf daß wir uns beugen vor der Macht dessen, der Berge emporrichtete und Thäler versenkte, der die Feuerflammen zu seinen Dienern und die Winde zu seinen Boten machte. Da liegen in hartem Gestein eingebettet: schwimmende und fliegende Eidechsen von abenteuerlicher Gestalt, kletternde und grabende Faulthiere von Schrecken erregender Größe, riesige Elephanten mit gewaltigen Stoßzähnen, Bären und Hyänen, Flußpferde und Seefische. Selbst auf hohen Bergen, wo jetzt der Hirt das Rind und die Ziege weidet und der Jäger das scheue Wild jagt, findet man unter dem duftenden Grase die Überreste von Seethieren, die einst über diesem Boden in den Fluthen ihr Wesen trieben. Reiche Ernte hat da der Tod unter großen und kleinen Thieren gehalten. Ist doch mancher Leichenstein der untergegangenen Thierleiber so mit dem Fette derselben getränkt, daß er brennt wie ein Docht, wenn man ihn ins Feuer hält; findet man doch bei genauer Untersuchung, daß zwei Drittel eines Kreidestücks aus den kleinen Schalen untergegangener Geschöpfe bestehen. Das Meer ist der Todtengräber gewesen, und staunend sieht der Mensch die Knochenleiber in diesen ersten Friedhöfen, wo unter dem heißen Kampfe aller Elemente die ältesten Leichen bestattet wurden. Auch Waldungen von üppigem Wuchse und undurchdringlichem Dickicht senkte das entfesselte Meer ein, als sollten jenen Friedhöfen auch die Trauer-

weiden und Todteneschen nicht fehlen. Als Steinkohlen graben wir jetzt diese eingesenkten Wälder wieder aus. In den feinschlammigen Zwischenschichten derselben findet man noch die Blätter zart und zierlich abgedrückt und die versteinerten Stämme oft noch senkrecht emporstehen. So üppig aber auch der Wuchs jener Wälder gewesen sein mag, so einförmig und öde standen doch viele von ihnen da. Farrnkraut, Schachtelhalm und Bärlapp sind nicht selten die einzigen Pflanzen gewesen, die dicht gedrängt emporgeschossen waren. Keine duftende Blüthe schmückte das dunkle Grün, keine wohlschmeckende Früchte zierten die Zweige, kein liederreicher Sänger nistete in ihrem Schatten. Nur gespensterhafte Thiere sind in ihnen mit ihren Schreckensgestalten aufgefunden worden. So liegt eine ganze Urwelt vergraben im Schooße der Erde und zeigt uns mitten unter dem starren Gestein ein längst vergangenes Leben. Als aber die allmächtige Hand dem langen Kampfe aller Elemente Grenze und Ziel setzte und die Meßschnur spannte über Berg und Thal, über Meer und Land, da entsproß ein neues, junges Leben der stummen Erde und blickte zum erquickenden Strahl der belebenden Sonne. In dem gezweigten Baume säuselte der Wind in Harfentönen ein neues Schöpfungslied, und edlere Formen weckte der Werderuf des Ewigen von neuem zum Dasein.

2. Das Pflanzenreich.

Gott ist groß in allen seinen Werken! Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher als in den Gefäßen, Adern und Fasern des kleinsten Blättchens einer am Sonnenstrahl sich entfaltenden Blume. — Der Herr ist überall groß und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalme. Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Samenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baume wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung giebt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbarer Kreaturen. Für alle sorgt Gott. Für sie ist keine andere Welt als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren und vergangen. So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Cedern grünen, die Salomo's Tage sahen.

Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen **Pflanzen** geschmückt. Aber viele, welche

für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen. Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns längst einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben so die lieblichsten unserer Blumen und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Syrien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Weizen, welcher in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Die Pflanzen der Erde: die **Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Moose** und **Pilze** zerfallen — von einigen Botanikern höher, von andern niedriger geschätzt — in mehr denn 200,000 Arten. Jede dieser Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern gleich, jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt; jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Ähre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten. Neben dem Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nah, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Ähre zugehe. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre, sie zu erkennen. Selbst die sogenannten Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzeneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerbe und Kunst.

3. Das Thierreich.

Der Reichthum an **Thieren** ist groß und mannigfaltig. Die Hauptklassen des Thierreichs: die **Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten** und **Würmer** zerfallen nach einer ungefähren Schätzung in mehr denn 100,000 bis jetzt bekannte Arten. Die Thiere bevölkern Luft und Wasser, die Höhen und Tiefen der Erde, den Wald und das Feld; sie finden sich in Städten und Dörfern, in Höfen und Häusern, in Stuben und Küchen und Kellern. Jedes Thier füllt die ihm zugewiesene Stelle aus, eins trägt und erhält das andere. Die Thiere verzehren die im Wasser verwesenden Körper und verhindern so die Fäulniß dieses unentbehrlichen Elementes; sie lockern die Erde auf, düngen sie mit ihren Leibern oder ihren Exkre-

menten und befördern so das Wachsthum der Pflanzen; sie verbreiten die Samen der Pflanzen von einem Orte zum andern, tragen den Blüthenstaub von einer Pflanze zur andern und bewirken so das Ansetzen der Früchte; sie räumen verwesende organische Stoffe fort, die sonst die Luft verpesten würden, und besonders sind es die ihrer Größe nach zwar so unbedeutenden, ihrer Zahl und Verschiedenheit nach aber unendlich wichtigen Insekten, die in dieser Hinsicht dazu bestimmt scheinen, das Gleichgewicht in dem großen Haushalte der Natur zu erhalten.

Durch die Thiere wird selbst die Oberfläche der Erde verändert; sie ertheilen ihr das Gepräge des Lebens und der Beweglichkeit, durch sie wird es laut und tönend auf Erden; Löcher, Höhlen, Gänge, Haufen, Hügel und Nester, ja selbst Inseln entstehen durch sie, dagegen wieder werden Pflanzen zertreten und abgefressen, ganze Wälder entblättert und zerstört. Doch auch selbst beim Zerstören zeigen sich die Thiere erhaltend, indem sie der maßlosen Üppigkeit des Pflanzenwachsthums Schranken setzen, der übergroßen Vermehrung einzelner Arten unter ihnen Einhalt thun, und so das Gleichgewicht wieder herstellen.

Wichtig werden die Thiere besonders dem Menschen. Sie sind seine Gefährten und Arbeitsgehülfen, sie fördern ihn schneller und bequemer von einem Orte zum andern, sie stehen ihm in der Jagd und Verfolgung ihres Gleichen bei; sie düngen ihm seine Felder, spenden ihm Nahrung und Kleidung, bewachen ihn und gewähren ihm Schutz und Sicherheit vor Feinden, ergötzen ihn durch Gesang und Wohlgestalt, erfreuen ihn oft durch treue Anhänglichkeit. Er nimmt sie in sein Haus, zähmt sie, sucht sie durch Veredelung sich noch nützlicher zu machen und sammelt sie in Heerden um sich. Dagegen verdrängt er und rottet die schädlichen unter ihnen aus, besonders jene, die wider seinen Willen sich an und in seine Wohnung drängen.

So gebietet der Mensch über die Thiere im lebenden Zustande; doch er gebraucht auch die von ihnen dargebotenen Stoffe oder eignet sich dieselben an, indem er sie tödtet, und benutzt so vieles, was von ihnen herkommt, als Nahrungs=, Kleidungs=, Arznei=, Färbe= und Leuchtstoffe — z. B.? —

B. Grundstoffe (Elemente), Haupt-Kräfte und Erscheinungen der Natur.

4. Was ein Grundstoff oder Element ist.

Das reine Blei kann man auf gar keine Weise in andere, von ihm verschiedene Körper oder Stoffe trennen; immer bleiben die Theilchen Blei. Deshalb nimmt man an, Blei sei ein einfacher Stoff, ein Grundstoff oder ein Element. Wenn man Blei in einem eisernen Löffel schmelzt, so überzieht sich das Blei mit einem aschgrauen Häutchen; nimmt man dieses weg, so bildet sich

ein neues. Auf diese Weise kann man alles reine Blei im Löffel in Bleiasche verwandeln. Diese ist nicht mehr so glänzend, wie das reine Blei, auch sonst hat es andere Eigenschaften bekommen. Das reine Blei hat während seines Schmelzens einen Stoff (den sogenannten Sauerstoff, der auch ein Grundstoff ist), aus der umgebenden Luft aufgenommen und sich innig mit ihm verbunden. Die Bleiasche ist daher kein einfacher, sondern ein aus zwei Stoffen, aus Blei und Sauerstoff zusammengesetzter Körper. Reiner Schwefel lässt sich in keine von ihm verschiedene Stoffe trennen; er ist deshalb ein Grundstoff. Erhitzen wir ihn beim Zutritt der Luft sehr stark, so verbrennt er und verbreitet einen erstickenden Geruch. Er hat nämlich beim Verbrennen Sauerstoff angezogen und sich zu einem erstickenden, dampfartigen Körper, der sogenannten schweflichten Säure, verwandelt. Diese aber ist kein einfacher Körper; sie besteht aus dem verbrannten Schwefel und dem Sauerstoff. — So verhält es sich mit allen sichtbaren Dingen unserer Erde; denn sie bestehen entweder nur aus einem Stoffe, oder sie sind aus zwei oder mehrern einfachen Stoffen zusammengesetzt. Alle Thierkörper, alle Pflanzen, alle Mineralien, kurz alle Körper der Erde bestehen aus solchen Stoffen, und deshalb heisst man diese Stoffe, weil sie die Grundlage der Körperwelt bilden und diese zusammensetzen, **Grundstoffe** oder auch **Elemente**. Reines Blei, Eisen, Zinn, Zink, Kupfer, Gold, Silber, Platin, Schwefel u. s. f. sind einfache oder Grundstoffe. Bleirost, Eisenrost, Kupferrost, Schwefelsäure, Salz, alle Pflanzen- und Thiertheile u. a. m. sind zusammengesetzte, aus mehrern einfachen Stoffen bestehende Körper. Abgestorbene Pflanzen und Thiere verwesen, verwandeln sich in Luft, Wasser und Erde. Kupfer und Eisen, die an der Luft liegen, werden rostig u. s. f. Wir sehen also, dass in der Natur die einfachen Stoffe fortwährend sich mit einander verbinden, und dass die verbundenen Körper sich wieder trennen in ihre Elemente. Kein Theilchen (kein Atom, kein Stäubchen) geht von diesen Grundstoffen, die der Allmächtige bei Erschaffung der Welt ins Dasein rief, verloren und keines kann durch des Menschen Kraft neu geschaffen werden. Seit jenem Schöpfungstage wechseln sie nur in ihren Verbindungen, in ihren äussern Formen. Man kennt gegenwärtig über 60 solcher einfachen Stoffe. Luft, Wasser, Erde, die man früher nebst dem Feuer für Elemente hielt, sind zusammengesetzte Körper.

5. Die Luft.

Was jedes haben muss,
Das giebt's im Überfluss.

Wenn man unter uns Menschen eine Umfrage darüber halten wollte, was jeder zu seines Lebens Unterhalt bedürfe, dann würde die Antwort darauf sehr verschieden ausfallen. Der reiche, an hun-

derterlei Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnte Bewohner der Städte würde meinen, er könne nicht leben ohne mehrere Gerichte von Fleisch und Zuspeise, Wein und Bier, nicht aushalten, ohne für die Zeit der Ruhe seine Matrazen und Polster, zu seiner Bedeckung Pelzwerk oder seidenes Gewand, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte ein schön verziertes Zimmer zu haben. Der arme Bewohner unserer Gebirgsdörfer ist freilich schon zufrieden, wenn er nur Brod und Kartoffeln, Wasser und ein wenig Milch zur Stillung seines Hungers und Durstes hat. Auf seinem Strohpolster schläft er fester als der Reiche, unter dem leinenen Kittel schlägt ihm sein Herz eben so fröhlich, ja oftmals fröhlicher, als dem vornehmen Manne unter dem köstlichen Kleide.

Wenn aber nun diese beiden, der arme Gebirgsbauer und der verwöhnte Städter mit einander auf einem Schiffe führen, und das Schiff scheiterte, sie jedoch retteten sich auf einen Felsen im Meere, wo es nichts zu essen und zu trinken gäbe, so würden sie dennoch, in Hoffnung auf das rettende Boot, das ihnen, wenn auch erst nach etlichen Tagen vom Lande her zu Hülfe kommen sollte, vergnügt und froh sein, denn sie hätten doch da, auf dem frei über dem Wasser hervorragenden Felsen etwas, das zur Erhaltung des Lebens nothwendiger ist als Speisen und Getränke, Betten und Kleider: die **Luft**, welche kein Mensch, er sei reich oder arm, jung oder alt, auch nur zehn Minuten lang entbehren kann.

Bei den Thieren fällt die Verschiedenheit der Dinge, nach welchen jedes sein Begehren hat, noch viel mehr in die Augen. Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten, voll der köstlichsten Früchte und Gemüse, auf einer Wiese voller Klee und Gras verhungern; sie begehren frisches Fleisch und Blut zu ihrer Nahrung und müssen die Sättigung oft weit umher mit Mühe suchen, welche das Lamm in seinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet. Der Storch zieht das Fleisch der Frösche, der Eidechsen und Schlangen, der Feldmäuse und Heuschrecken jeder andern Kost vor; sein Vetter, der Kranich, lobt sich dagegen den Genuss der grünen Saat, wie der Saatkörner, junger Erbsen und nebenbei der Insekten. Die stachligen Gewächse, an denen das Kameel in der Wüste sich vergnügt, würde, wenn sie bei uns wüchsen, weder Ross noch Rind anrühren. Der mächtige Wallfisch sättigt sich an den Weichthieren und Gallertthieren (Schleimwürmern) des Meeres, an denen der gefrässige Haifisch vornehm, ohne anzubeissen, vorüberschwimmt. Und so ist der Geschmack an den oder jenen Dingen bei den Thieren fast so verschieden, als ihre Art und Gestalt, ihr Wohnort und Vaterland es sind; einen S t o f f aber giebt es, welchen sie ohne Ausnahme alle begehren, ohne welchen der Löwe eben so wenig als die Maus, der Wallfisch eben so wenig als die Schnecke leben kann, der ist abermals die L u f t. Diese muss nicht erst wie Speise und Trank in den Magen und die Eingeweide eingeführt und

hier zum Nahrungssaft werden, um dann weiter ins Blut zu gehen, sondern sie senkt sich unmittelbar zu diesem Quell des thierischen Lebens hinab. Alle Thiere, sie mögen bei den Kräutern des Feldes und Waldes, oder bei der Fülle des thierischen Fleisches, im Meere oder auf dem Lande in Kost gehen, müssen athmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Aber gerade von diesem unentbehrlichen Stoffe, den die Thiere wie die Menschen zu ihrem Leben und Bestehen haben müssen, (nicht nur etwa gern haben möchten), gilt das am meisten, was das alte Sprüchwort sagt: „Wo unsere Kraft ist viel zu klein, stellt Hülfe sich von selber ein.“ Denn eben für jene, nicht nur tägliche oder stündliche, sondern in jedem Augenblicke sich erneuernde Noth ist auch draussen, im grossen Haushalte der Natur am gründlichsten und ausreichendsten gesorgt. Luft ist überall, wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugebornen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Öffnungen an der Schale den Zugang schon zu dem Küchelchen im Ei; sie senkt sich hinab ins Wasser bis zum tiefsten Grunde des Meeres und wird da von den Wasserthieren eingeathmet; in alle Höhlen und offene Gruben der Erde, ja selbst in das Innere der Pflanzen- und Thierkörper dringt die Luft hinein und erfüllt dieselben.

So erinnert uns die Luft, welche alle Lebenden umfasset und durchdringet, wie ein Bild im Spiegel an eine allerhaltende Fürsorge, in und durch deren Walten alles Geschaffene besteht, in deren schöpferischem Vermögen wir alle leben, weben und sind.

6. Der Luftdruck.

Nimm ein grosses Glas, mit Wasser gefüllt, und tauche eine Glasröhre, welche oben und unten offen und nicht ganz so lang als das Glas hoch ist, senkrecht in das Wasser. Die Röhre wird sich mit Wasser füllen, und nimmst du sie aus dem Wasser heraus, so wird das Wasser, durch die Schwerkraft abwärts gezogen, hinausfliessen. Nun tauche die Röhre noch einmal ganz in das Wasser, so, dass sie sich vollends mit Wasser füllt, und nirgends in der Röhre Luft bleibt, verschliesse dann die obere, noch unter dem Wasser befindliche Öffnung der Röhre mit dem Finger, und hebe sie so aus dem Wasser heraus. So lange du den Finger auf der obern Öffnung festhältst, wird kein Wasser aus der untern Öffnung der Röhre fliessen, sondern alles darin bleiben. Wie geht das zu? — In der Röhre ist keine Luft; aber rings um dieselbe befindet sich unsere atmosphärische Luft. Auf der untern Luft aber, in der wir leben, lasten die obern Luftschichten; auf ihr liegt eine Luftmasse, welche mehrere Meilen hoch ist. Durch das Gewicht derselben wird die untere Luft zusammen-

gedrückt; sie befindet sich in einem zusammengepressten Zustande: und darum strebt sie, sich nach oben und unten, nach rechts und links hin auszudehnen und drückt gegen alle Körper. So drückt sie auch gegen die untere Öffnung der Glasröhre und trägt das Wasser. Lässt man oben den Finger los, so fliesst sogleich das Wasser heraus; denn nun drückt die Luft oben eben so stark als unten, und die Schwerkraft zieht das Wasser zur Erde. —

Saugt man aus einem Fingerhute die Luft heraus, so sitzt er an den Lippen fest. Die äussere Luft drückt ihn dagegen. Wäre Luft in dem Fingerhute, so würde diese ihn eben so stark von den Lippen fortdrücken, als die umgebende Luft ihn dagegen drückt. — Beim Einathmen der Luft erweitern wir die Brusthöhle und die Lungen; dadurch wird die Luft darin verdünnt, und die äussere Luft wird durch den Druck der auf ihr lastenden Luftschicht hereingetrieben. Beim Ausathmen aber verengern wir die Brusthöhle, und es muss aus ihr die Luft ausströmen. —

Warum fliesst aus dem offenen Hahn eines Fasses nichts, wenn der Spund nicht geöffnet ist? — Warum aus einer vollen Kaffeekanne nichts, wenn der Deckel nicht geöffnet ist, oder wenn er kein Loch hat? — Warum bleiben Schröpfköpfe auf der Haut fest? —*)

Im Jahre 1650 hat ein Naturforscher, Otto von Guerike in Magdeburg, eine Maschine erfunden, mittelst welcher man ein Gefäss luftleer machen kann, und die man eine Luftpumpe nennt. Er nahm zwei kupferne Halbkugeln. An jeder war ein grosser Ring. Mit den Rändern wurden die Halbkugeln gut auf einander gepasst, und dann wurde durch einen Hahn, der sich an einer Halbkugel befand, mittels der Luftpumpe die Luft herausgepumpt. Hierauf schloss man schnell den Hahn, dass die Luft nicht wieder hineindringen konnte. Die beiden Halbkugeln wurden nun bloss durch die äussere Luft so fest an einander gedrückt, dass mehrere Pferde, an die auf beiden Seiten befindlichen Ringe gespannt, nicht im Stande waren, dieselben aus einander zu reissen. Als aber durch den Hahn wieder Luft hineingelassen wurde, fielen sie von selbst auseinander.

Der Druck der atmosphärischen Luft ist aber nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Um diese Veränderungen des Druckes der Luft wahrzunehmen, dazu dient das Wetterglas.

7. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher hat sein **Wetterglas** im Stüblein hangen, nicht erst seit gestern, sondern schon lange her, und er weiss doch nicht recht, wie's damit zugeht. — Darum wollen wir das Ding einmal näher besehen.

---

*) Erklärung des Blasebalgs, der Brunnenpumpe und Feuerspritze.

Merke:

Erstlich: Ein gewöhnliches Wetterglas hat an der Spitze des **Kölbleins** oder Köpfleins, worin sich das **Quecksilber** sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern nichts, offenbares nichts. Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wolle man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen schwachen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muss auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, welche die Erde und alles umgiebt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein, bis auf ein Gewisses. Denn sie ist zur Erhaltung alles Lebendigen nothwendig und muss darum die Erde einhüllen, alles durchdringen und segnen, und hat gar viele verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Raum in den anderen, auch durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölbleins hinein, und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch aussen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ja, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, dass beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt du musst droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt du bringst mich nimmer höher!“

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleiben nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so dass man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um so stärker auf das Quecksilber im Kölblein, also, dass es in der Röhre höher hinauf muss, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachlässt, so drückt das Quecksilber gegen die Luft im Kölblein und sinkt abwärts manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menschen ver-

liehen, dass ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Aber, fragst du, woher kann man's wissen, dass das Steigen oder Fallen des Quecksilbers von der Luft herrührt? — Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn man die Öffnung an der Spitze des Kölbleins mit frischem Brodteig verschliesst, so geht das Quecksilber nicht mehr hinauf oder hinunter, sondern bleibt in derselben Höhe, wie's gestanden, da man dem Wetterglase diesen Streich gespielt hat. Wenn aber mit Vorsicht die Öffnung wieder freigemacht wird, und die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt. Dass aber die Luft allein es sei, welche im Stande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis: Wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, dass, wenn die Luft anfängt sich stärker auszudehnen und zu drücken, dass alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachlässt und gleichsam matt wird, man weiss nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermassen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermassen kündiget es auch zum Voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Dafür ist denn die Scala da, welche bei der Röhre angebracht ist, und worauf die Wörter „Sturm, Regen, veränderlich, schön“ u. s. w. zu lesen sind. Bisweilen trügen freilich alle Zeichen und Hoffnungen, wie jeder weiss, der ein Wetterglas hat. Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemandem entdeckt hat.

Solche Bewandtniss hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Wenn man dem Dinge einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht gerade nöthig ist, so sagt oder schreibt man: das **Barometer.**

8. Luftarten — Gase.

Die atmosphärische Luft ist kein einfacher Körper, sondern besteht aus verschiedenen Luftarten, die man **Gase** nennt.

Füllt einen gläsernen Trichter (auch ein weites Arzeneiglas, aus

dem der Boden gestossen ist, thut's) mit frischen Blättern von irgend einer Pflanze, und stellt ihn verkehrt in ein ganz mit Wasser gefülltes Glas, so, dass das Wasser über dem Trichter zusammenschlägt. Darauf verschliesst die obere Öffnung des Trichters mit einem Korke und giesst nun aus dem Glase etwas Wasser. Stellt ihr diese Vorrichtung in die Sonne, so seht ihr bald Blasen emporsteigen, die sich oben in dem Trichter sammeln. Ist durch diese das Wasser in dem Trichter so weit hinabgedrückt, dass es mit dem Wasser im Glase gleich hoch steht, so öffnet den Trichter und haltet sofort einen glimmenden Span hinein. Derselbe wird sich an der im Trichter befindlichen Luft entzünden und mit lebhafter Flamme auflodern. Diese Luftart nun heisst Lebensluft, weil ohne sie kein Feuer brennen und kein Thier leben kann. Die Gelehrten aber sagen **Sauerstoff,** weil sie der Hauptbestandtheil vieler Säuren ist. Dieser Sauerstoff ist ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft; ihn athmen — wie unser Versuch zeigt — die Pflanzen im Sonnenschein aus; denn das Wasser war nur dabei, um ihn abzuschliessen, da er sich sonst, wie gewöhnlich, mit der uns umgebenden Luft vermengt haben würde. —

Befestigt ein Stück Schwamm oder etwas Watte an das eine Ende eines wie ein grosses lateinisches U gebogenen Drathes und taucht sie in Spiritus. Hat die Watte genug Spiritus eingesogen, so haltet den Drath in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, so, dass die Krümmung des Drathes nach unten gekehrt ist und die Watte sich einen Finger breit über dem Wasser befindet, zündet dieselbe an und stürzt schnell ein leeres Trinkglas so darüber, dass seine Öffnung ringsum etwas in das Wasser eintaucht. Die Flamme brennt unter dem festverschlossenen Glase nur so lange, als die darunter eingeschlossene atmosphärische Luft noch Sauerstoff enthält. Ist dieser durch die Flamme aufgezehrt, so erlischt sie. Das Wasser ist alsdann etwas höher in das Glas hineingestiegen. Die Luftart nun, die im Glase übrig geblieben ist, heisst **Stickstoff,** weil lebende Thiere in ihr ersticken und Lichter darin erlöschen.

Unsere atmosphärische Luft besteht aus einem Theile **Sauerstoff** und vier Theilen **Stickstoff.** Ausserdem enthält sie aber jederzeit auch noch **Wasserdämpfe** und **Kohlensäure.** Die Kohlensäure ist eine Gasart, welche aus einer Verbindung von Kohlenstoff mit Sauerstoff besteht. Sie ist in der atmosphärischen Luft zwar in geringer Menge vorhanden; denn sie beträgt kaum den zweitausendsten Theil derselben. Aber dennoch ist sie in der Natur vielfach verbreitet. An einigen Stellen, z. B. in der Hundsgrotte bei Neapel, am Laacher See und an vielen andern Orten, besonders in vulkanischen Gegenden, strömt sie beständig aus der Erde hervor; sie findet sich ferner im Wasser der Quellen, und diejenigen, welche dieselbe in grosser Menge enthalten, wie z. B. das Selterwasser, heissen Sauerbrunnen, weil die Kohlensäure dem Wasser einen

säuerlichen Geschmack mittheilt. In Wasser und geistigen Getränken ist die Kohlensäure heilsam; Wein und Bier schmecken sogar schal (fade), wenn sie keine Kohlensäure mehr enthalten, d. h. nicht mehr perlen. Bei der Gährung des Bieres und Weines entwickelt sich Kohlensäure, und daher ist es gefährlich, zu solcher Zeit in den Keller zu gehen, wenn nicht vorher die Kellerlöcher geöffnet worden sind: denn so heilsam die Kohlensäure in den Getränken für den Magen ist — so schädlich ist sie beim Einathmen für die Lungen, erregt Schwindel und Betäubung und wirkt, rein eingeathmet, tödtlich. Die Kohlensäure entwickelt sich ferner beim Verbrennen kohlenstoffhaltiger Körper: der Steinkohle, des Holzes u. s. w., bei der Fäulniss von Pflanzen- und Thierkörpern, so wie beim Athmen der Menschen und Thiere. Beim Einathmen wird der in der Luft enthaltene Sauerstoff verzehrt, und was wir wieder ausathmen ist Kohlensäure. Das ist der Grund, warum in einem Zimmer, wo viele Menschen sich eingeschlossen befinden, die Lichter immer düsterer brennen; denn die Kohlensäure ist — wie zum Einathmen — so auch zur Unterhaltung des Feuers untauglich. Die Menschen fühlen in einem solchen Zimmer Beängstigung und würden endlich ersticken, wenn keine atmosphärische Luft mit Sauerstoff eindringen könnte. Warum kann man es nicht lange aushalten, wenn man den Kopf unter die Bettdecke hält, so dass die Luft da keinen Zugang findet? — Die Pflanzen athmen des Nachts Kohlensäure aus, und deshalb ist es gefährlich, im Schlafzimmer viele Blumen zu haben. Noch gefährlicher aber ist es, glühende Holzkohlen mit in das Schlafzimmer zu nehmen. Warum? —

Füllt den Kopf einer thönernen Pfeife mit zerbröckelten Steinkohlen an und beschmiert die Öffnung des Kopfes und die Seiten desselben ringsum mit Lehm. Nun leget die Pfeife so in das glühende Kohlenfeuer des Ofens, dass das Rohr derselben zur Ofenthüre herausreicht. Es bildet sich alsdann in dem Pfeifenkopf durch das Ausglühen der darin verschlossenen Kohlen ein luftförmiger Stoff, der durch das Rohr herausdringt und einen unangenehmen Geruch hat. Haltet ihr aber ein brennendes Licht vor die Öffnung der Röhre, so fängt der herausströmende Stoff an, mit heller Flamme zu brennen. Diese ausströmende Luft heisst daher **Leuchtgas.** Es besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff und wird deshalb **Kohlenwasserstoffgas** genannt. Bläst man die Flamme aus und bringt man wieder ein brennendes Licht hinzu, so entzündet sich das Leuchtgas schon in einiger Entfernung. Die Flamme ist daher nichts als brennendes Gas. — Man bereitet nun in neuerer Zeit dieses Gas im Grossen aus Fett oder Harz, besonders aber aus Steinkohlen und beleuchtet damit Strassen, Theater, Fabriken, Häuser, und das nennt man die Gasbeleuchtung.

Kohlenwasserstoffgas entwickelt sich fortwährend auch in der Natur: in Sümpfen, wo es Sumpfluft, und in Bergwerken, wo es Grubenluft genannt wird. In Steinkohlenbergwerken dringt es oft in grosser Menge hervor, vermischt sich mit der Luft, entzündet sich an den Lampen der Bergleute mit ausserordentlicher Heftigkeit und hat häufig schauerliche Zerstörungen angerichtet. Viele Bergleute haben schon durch dieses Gas, welches sie Schwaden oder schlagende Wetter nennen, ihr Leben eingebüsst. Doch wissen sie sich jetzt durch eine Sicherheitslampe vor demselben zu schützen.

9. Die Gasbeleuchtung.

Es gab eine Zeit, wo es Nachts auf den Strassen der Städte stockfinster war. Niemand bekümmerte sich darum, ob man den Hals brach oder ob Ross und Mann in den ungepflasterten, bodenlosen Wegen stecken blieben. Da ward Licht; die Strassenlaternen mit Öllampen kamen auf und wurden mit Jubel begrüsst. Jahrhunderte lang war man zufrieden mit ihrem trüben Lichte hinter den schwarz beräucherten Scheiben, und als man vollends blitzende Metallblenden hinter der Flamme anbrachte, da waren die öligen Lampenputzer in mondlosen Nächten der civilisirten Welt beste Freunde und geschworene Feinde aller Diebe und andern liederlichen Gesindels.

Die armen Öllampen, wie verachtet sind sie doch jetzt! In die kleinen Städte, in die Vorstädte der grösseren haben sie sich zurückziehen müssen! Und vor wem? Vor der schwarzen, russigen Steinkohle und ihrem reinen, weissen Lichte, das die Nacht in Tag verwandelt! Niemand freut sich mehr, als der Lampenputzer. Längst hat er sein fettiges Röcklein ausgezogen und die Scheere, die den Docht putzt, in den Winkel geworfen. Er dreht den Hahn in der eisernen Röhre auf, hält das Licht daran, und husch — brennt die weisse helle Flamme, — ein Licht ohne Öl und Talg, ohne Wachs und Docht, die kein Wind verlöscht — eine **Gasflamme**, eine Leuchte von **brennender Luft**, von **Kohlenwasserstoffgas**! — Was doch alles in einer schwarzen, russigen Steinkohle, diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt zusammengebackenen Stoffe, stecken kann, und — was der Mensch nicht alles erfindet!

Da ist eine der vielen Gasbeleuchtungsanstalten, wie sie bei grossen Städten gar häufig sich finden. Tritt näher; aber halte die Nase zu; denn das Gas stinkt gewaltig. Hier sind rohe Steinkohlen; sie werden in ein von allen Seiten zu verschliessendes eisernes Behältniss gebracht, in das nur eine eiserne Röhre hineingeht, worauf man ausserhalb ein recht gehöriges Feuer rings um das eiserne Behältniss anbrennt. Sobald die Kohlen in dem glühenden Eisenkasten zu glühen anfangen, entwickelt sich aus ihnen das Leuchtgas (brennbare Luft), welches sogleich in der angebrachten eisernen Röhre in

die Höhe steigt. Da dasselbe aber noch eine grosse Menge dicker, schmutziger Bestandtheile bei sich hat, wird es in den Röhren durch ein grosses, mit kaltem Wasser angefülltes Fass hindurchgetrieben. Sobald es kalt wird, setzt es dort den bekannten Steinkohlentheer ab, der durch eine andere Röhre abfliesst. Es ist das der schwarze, zur Sommerszeit stark riechende Theer, mit welchem man häufig die Fensterladen und Balken an den Häusern anstreicht. Aus diesem Fasse leitet man das Gas in ein anderes mit Kalkbrei, welcher die mit demselben vermengte und zum Brennen untaugliche Kohlensäure aufnimmt. Von da gelangt das Gas durch Röhren in ein grosses, mit Wasser gefülltes Gefäss. In diesem Gefässe steht im Wasser, wie ein umgekehrt hineingestelltes Bierglas, der eiserne, ungeheuer grosse **Gasbehälter**, so dass das Wasser den ganzen innern Raum desselben ausfüllt. Da die leichte Luft nämlich im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas aus dem Wasser in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hineingestellte **Gasometer** auffinge und zurückhielte. Je mehr sich Gas entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter, der immer leerer vom Wasser wird. Zuletzt ist das ganze Gefäss mit Gas gefüllt und steht nur mit dem Rande unten noch im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen könne. Aus diesem Gasbehälter, der gewöhnlich 30,000 Kubikfuss fasst und 11 Ellen hoch und 20 Ellen weit ist, führen nun eiserne, unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Strassen und Häuser der Städte. Sobald man an den Röhren den Hahn aufdreht, ist es da! — Nun kommt's freilich vor, dass der Gasbehälter springt; nun, dann brennt keine Lampe in der ganzen Stadt, und die Herrschaften in dem mit Gas erleuchteten Theater sitzen mit einem Male im Finstern! Das konnte allerdings in der guten alten Zeit nicht vorkommen! Manchmal bekommen sogar die Röhren Risse, es strömt äussere Luft hinein und bildet, mit dem Leuchtgase vermischt, das furchtbare Knallgas, das angezündet wie Pulver Explosionen erzeugt und Röhren und alles um sich her zerschmettert. Aber wer denkt daran, wenn man beim blendenden Gaslichte die Nacht in Tag verwandeln sieht? Wer denkt daran, dass aus denselben Kohlen sich auch jenes furchtbar tödtliche Gas entwickelt, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Öfen schliesst, oder Kohlenbecken in verschlossene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unbemerkbar den Todeschlummer herbeiführt!

Da lobe ich mir meine alten Öllampen, spricht der Träge. Der Denker aber bewundert in der wunderbaren, herrlichen Naturkraft, die hier tödtet, dort erfreut und erleuchtet, die Grösse Gottes, der nur von denkenden Menschen seine Gaben benutzt wissen will.

10. Die Luftschifffahrt.

Durch weite Meere fliegt auf hölzernen und eisernen Schiffen der Mensch, mit den Flügeln des Dampfes rollt er auf feurigen Wogen

mit Windesschnelle, und selbst hoch, hoch über der Erde, in die blauen Lüfte erhebt er sich, getragen von einer Kugel aus dünner Seide mit — **Luft** gefüllt! Vor ungefähr sechszig Jahren hat der nie rastende Verstand des Menschen die Kunst des **Luftschiffens** erfunden. Jedes Kind wusste, dass eine mit Luft gefüllte Schweinsblase, im Wasser untergetaucht, rasch stets wieder oben aufschwimmt, weil die darin enthaltene Luft leichter ist, als das Wasser. Gleicherweise, schloss ein denkender Kopf, müsste eine grössere Blase, ein **Ballon**, wenn man ihn mit Luft anfüllen könnte, die leichter wäre, als die uns umgebende Luft, in die Höhe gehen. Eine solche Luft entdeckte 1766 der Engländer Cavendish in dem **Wasserstoffgas**, und ein Franzose Charles liess zuerst 1783 einen mit diesem Gase gefüllten Ballon zu Paris aufsteigen. Man erhielt dieses Gas, indem man Eisenfeilspäne mit verdünnter Schwefelsäure übergoss. Die Gebrüder Montgolfier füllten ihre Ballons mit gewöhnlicher Luft und verdünnten dieselbe in dem unten geöffneten Ballon durch darunter angezündetes Feuer, worauf der Ballon von selbst sich in die Höhe hob. Rozier war der erste, der es wagte, durch einen mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon sich selbst in die Luft heben zu lassen. Zweihundert andere ungefähr haben es bis heute ihm nachgethan, und man weiss seitdem von mehr als 2000 Luftreisen. Bald liefen sie glücklich ab, bald unglücklich. Der Ballon des italienischen Grafen Zambeccari gerieth durch die Spirituslampe, welche die Luft im Ballon zu verdünnen bestimmt war, in Flammen, ward erst zur unabsehbaren Höhe hinaufgetrieben, wo dem Grafen die Hand erfror, und stürzte dann in's adriatische Meer, aus welchem Schiffer ihn retteten. Rozier ertrank im Meere; der Ballon der Madame Blanchard in Paris, die beim Aufsteigen an dem Ballon Feuerwerk anzuzünden pflegte, brannte an, und sie stürzte auf die Häuser herab. Glücklicher war der Vater Green's, er flog in Begleitung zweier Männer am 1. November 1837 in England an einem Nachmittage fort, über den Kanal hinweg und liess sich am andern Morgen im Nassauischen nieder, in $17^1/_2$ Stunden eine Entfernung von hundert Meilen zurücklegend. Dieser Green war es, der zuerst den Ballon mit dem bekannten **Kohlenwasserstoffgas** füllte. Es ist weit wohlfeiler herzustellen, als das Wasserstoffgas, und ward auch bei der 158. und 159. Luftfahrt Green's, welche derselbe während der Michaelimesse 1846 in Leipzig veranstaltete, zur Füllung des Ballons angewendet.

Der aus dichtem, buntem Seidenzeuge (welches durch eine Auflösung von Gummielasticum luftdicht gemacht ist) gefertigte Ballon ist mit Steinkohlengas in der Gasbereitungsanstalt gefüllt; 25,000 Kubikfuss gehen in seinen weiten Bauch, der 40 Fuss im Durchmesser hat. Ein aus starken Schnüren geflochtenes Netz umspannt ihn, an dessen unterem Ende ein kleiner aus Weidenruthen geflochtener und zierlich geschmückter Korb hängt — die **Gondel**, in

welcher der Luftschiffer Green und die Mitreisenden sitzen. Die Leinen, die den Ballon festhalten, werden gelös't, der Ballon erhebt sich unter Musikklang, Green, der in dem Strickwerke hängt, schwenkt den Hut und der Ballon schwebt über den Köpfen der unzählbar versammelten Menge hinweg, begleitet von dem Jubelgeschrei der tausend und abertausend Schaulustigen.

Wir fliegen mit! — Immer undeutlicher wird das Jubelgeschrei, das bald nur noch wie ein fernes Summen eines Bienenschwarmes ans Ohr der Reisenden schlägt, die durch Schwenken der Fahnen die Menge grüssen. Sie sehen in die Strassen, in die Höfe der Stadt, die wie ein Modell nett und reinlich unter ihnen liegt. Da sind ringsum zahlreiche Flecken und Dörfer; — gleich Würfeln erscheinen die Häuser zwischen den scharf abgegrenzten grünen und braunen Äckern, wie auf einer Situationszeichnung. Klein und scharf begrenzt recken die Thürme der Dorfkirchen ihre Spitzen in die Höhe; die Reisenden möchten sie anfassen mit den Fingern und wie Spielwerke umdrehen. Da ein Dächerfleckchen und dort noch eins und dazwischen die Teiche und Gebüsche gleich blitzenden Spiegeln oder silbernen Flinkern. Wie Silberfäden schlängeln Flüsse, Flüsschen und Bäche sich durch Ebenen und die zu Maulwurfshügeln zusammenschrumpfenden Bergzüge; wie Moos auf der Heide erscheinen die gewaltigen grünen Eichenwälder. Noch immer hören sie das Donnern der Eisenbahn-Dampfmaschine unter sich und das Schrillen der Pfeife. Da wird abermals einer von den mit Sand gefüllten Säcken, die als Ballast in der Gondel liegen, ausgeschüttet; und plötzlich sind die Reisenden in Nebel eingehüllt. Sie sind mitten in den Wolken, in einer Höhe von über 6000 Fuss! Schon wird die Kälte fühlbar, schon dringen Streiflichter von oben durch die Wolken; — der Blutandrang zum Kopfe der Reisenden wird heftiger, es flimmert ihnen vor den Augen und das aus dem Ballon ausströmende Steinkohlengas beschwert das Athmen. Da öffnet Herr Green das oben im Ballon angebrachte Ventil; das Kohlengas entweicht, die schwerere atmosphärische Luft dringt ein und pfeilschnell sinkt der Ballon. Die Reisenden halten sich fest an den Stricken und sind im Augenblicke etwa 1000 Fuss über der Erde. Die Hasen auf dem Felde, vor der ungewohnten Lufterscheinung erschreckend, wissen weder wo aus noch ein — die ausgeworfene Leine schleppt am Boden und: „Halt' fest, halt' fest!" rufen die Reisenden. Bald ergreifen die zahlreichen Hände der herbeigeeilten Landbewohner den Strick, drücken den Anker in die Erde — und die Reisenden steigen vier Stunden von Leipzig auf den Boden aus ihrem schwankenden Luftschiffe aus. Hierauf wird die Luft aus dem Ballon gelassen, und die entleerte Hülle des ganzen ungeheuren Ballons lässt sich in dem kleinen Gondelboote nebst allen andern Gegenständen der Ausrüstung nach Hause schaffen.

11. Der Wind.

Die ruhige Luft geräth manchmal in einen gewaltigen Aufruhr; die in Aufruhr gerathene oder bewegte Luft nennen wir **Wind.** Sie ist nämlich nicht in allen Gegenden gleich warm; die warme Luft nun ist leichter als die kalte, erstere steigt daher stets in die Höhe, während nach dem Orte, wo sie sich befand, kältere Luft hinströmt. Darum ist es in den Zimmern oben immer wärmer als am Fussboden, und wenn man die Thüre öffnet, entsteht ein Luftzug, ein kleiner Wind, indem die warme Luft oben zur Thüre hinausfliesst. In der Nähe starker Feuersbrünste entsteht bei sonst stiller Luft doch ein Wind, da die Flammen die Luft erhitzen, sie leichter machen und in die Höhe führen, so dass nun die kalte Luft, um die entwichene wärmere zu ersetzen, aus der Nachbarschaft nach dem Feuer hinströmt und einen starken Luftzug hervorbringt. Was hier im Kleinen geschieht, geschieht in der Natur im Grossen. Unter dem Äquator wird die Luft sehr heiss, sie steigt daher in die Höhe und fliesst nach den Polen zu, von wo die kalte Luft unter der oberen wärmeren Schicht nach dem Äquator zieht. Dadurch entstehen die zu beiden Seiten des Äquators stets wehenden **Nordost-** und **Südost-Passatwinde,** sowie auch in unsern Gegenden die Nordostwinde, welche wir besonders im Frühjahre häufig haben. Der Wechsel zwischen dem wärmeren Tage und der kälteren Nacht, dann der Wechsel der Jahreszeiten allein müsste schon Luftströmungen der Winde verursachen, wenn es nicht noch viele andere Ursachen gäbe.

Man benennt den Wind nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen er kommt, und zählt daher 4 Hauptwinde, den **Nord-, Ost-, Süd-** und **Westwind.** Die zwischen den Weltgegenden herwehenden Winde nennt man: Nordost-, Südost-, Nordwest- und Südwestwinde. Die Seefahrer machen noch mehr Abtheilungen und zählen 32 Winde. Eine Vorrichtung, auf welcher die Richtung der Winde angedeutet ist, heisst eine **Windrose.** Sehr starke Winde nennt man **Stürme** oder **Orkane.**

Winde und Stürme sind ausserordentlich nützlich, ja für den grossen Haushalt der Natur unentbehrlich; sie reinigen die Luft, sie trocknen den allzufeuchten Boden und befördern so das Wachsthum der Pflanzen und das Wohlsein der Menschen und Thiere, ganz abgesehen von den vielfachen Vortheilen, die sie dem Gewerbebetriebe, z. B. der Müllerei, Gerberei, dem Bleichen und besonders der Schiffahrt gewähren. Aber die Stürme sind auch schrecklich, wenn sie über die Länder der Erde heulend hinbrausen, Bäume mit der Wurzel aus dem Boden reissen und wie Spreu umherschleudern, ganze Wälder krachend niederstürzen, die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führen, die festesten Gebäude erschüttern, Ströme in ihrem Laufe hemmen und aufschwellen, Berge abtragen und Felsen zerreissen. Das donnernde Getöse in der Höhe

und Tiefe weit umher vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten ängstlich in ihre Nester, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher noch ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe scheitern. Mit dem Sausen des Orkans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald Abgründe zu öffnen, bald die Wolken des Himmels zu berühren scheinen. Am schaudervollsten sind die Stürme in den heissen Weltgegenden. So zittert der Ägypter, wenn der tödtliche **Chamsin** oder Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe, die Sonne gleicht einer röthlich braunen Scheibe, die Luft ist grau, wie mit einem staubigen Dunste gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab, die Blätter fallen verdorrt von den Ästen der Bäume, das Kälteste wird heiss, selbst die Erde und das Wasser erwärmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstössen zu entrinnen. Ähnlich dem Chamsin und dem gefährlichen **Sirocco**, welcher von Afrika nach Europa herüberweht, ist in Arabiens Wüste der giftige **Samum**.

12. Der Wind.

Es rauscht in den Wipfeln,
Es schwanken die Kronen:
Wer mag in den Gipfeln,
Den wankenden, wohnen?
„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

Im Bach, wo die Wellchen
Sanft wallend sich kräuseln:
Wer mag nur das Quellchen
So heimlich umsäuseln?
„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

Die drückende Schwüle
Zertheilt sich, entflieget:
Wer ist's, der mit Kühle
Mein Antlitz umschmieget?
„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

Wie wohl mir, wie selig
Im Schatten der Bäume:
Wer wiegt mich allmählich
In liebliche Träume?
„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

13. Der Schall.

Wenn ein Körper oder ein oder mehrere Theile desselben in eine zitternde oder schwingende Bewegung gebracht werden, so theilt sich diese Bewegung der Luft mit, die dann in ähnliche Wellen geräth, wie das Wasser, in welches ein Stein geworfen wird. Diese Wellen oder bewegten Lufttheile verbreiten sich immer weiter, bilden immer grössere Kreise, bis sie zu unserem Ohre gelangen und von demselben vernommen werden. Die so entstandene und wahrgenommene Lufterschütterung nennen wir den **Schall**, die schwingenden Bewegungen der Luft aber heissen **Schallwellen**. Ist das, was wir mit dem Gehör vernehmen, dumpf und unklar, so nennen

wir es Geräusch; ist es dabei stark, so heisst es Getöse; geht es von der menschlichen Stimme aus, so erhält es den Namen **Laut**; wird der Schall durch musikalische Instrumente hervorgebracht, so bezeichnen wir ihn mit dem Worte **Ton**. Da zu demjenigen Schalle, den wir Ton nennen, eine bestimmte Höhe oder Tiefe, Stärke oder Schwäche gehört, und die menschliche Stimme auch sehr bestimmte und angenehme Laute hervorbringen kann, so nennen wir diese auch Töne. Ein recht heller und anmuthiger Laut oder Ton heisst ein **Klang**. Die menschliche Sprache ist sehr reich an Ausdrücken, um die verschiedenen Eindrücke zu bezeichnen, die von den schallenden Körpern auf unser Ohr gemacht werden, z. B.? —

Die Luft ist zwar das hauptsächlichste Fortpflanzungsmittel des Schalles, aber sie ist nicht das einzige. Wenn jemand an einen langen Balken an dem einen Ende desselben klopft, so vernimmt der, welcher sein Ohr an das andere Ende hält, dieses Klopfen deutlicher, als wenn er aufgerichtet dem Klopfenden weit näher tritt. Eben so hört man, wenn man das Ohr auf die Erde legt, die Huftritte der Pferde, einen fahrenden Wagen in bedeutender — ja Kanonendonner in meilenweiter Entfernung. Es giebt demnach viele Körper, die wir als **Schallleiter** bezeichnen können. Solche Körper müssen eine gewisse Elasticität haben. Durch diese Körper wird dann der ursprüngliche Schall sehr verstärkt. Die Resonanzböden bei Saiten- und Flügelinstrumenten, das Metall bei Glocken, an Hörnern und Trompeten, die Gewölbe in Sälen und Kirchen verstärken den Schall.

Der Schall braucht Zeit, um von dem schallenden Körper bis in unser Ohr zu kommen, und zwar weit mehr Zeit als das Licht. (Beweis!) — Durch oft wiederholte Versuche hat man gefunden, dass der Schall in einer Sekunde einen Weg von 1080 Fuss zurücklegt. Hiernach kann man die Entfernung eines Gewitters bestimmen. Sieht man den Blitz, und verfliessen dann noch 5 Sekunden, ehe man den Donner hört, so hat der Donner einen Raum von 5mal 1080 Fuss oder von einer Viertelmeile ungefähr zurücklegen müssen, ehe er von der Gewitterwolke bis in unser Ohr gelangte; das Gewitter ist demnach noch etwa eine Viertelmeile entfernt. Stösst der Schall an einen harten Körper, so wird er zurückgeworfen; ist der zurückwerfende Körper etwa 60 Fuss von uns entfernt, so hören wir den Schall zum zweitenmale. Ein so zurückgeworfener und abermals vernommener Schall heisst **Echo**. In der Nähe von Häusern, Wäldern, Felsen oder Bergen kommt das Echo häufig vor. Es giebt zweifache, dreifache und vielfache Echo; die dann natürlich eine Entfernung von 2mal 60, 3mal 60, und mehrmalig 60 Fuss erfordern. Die mehrfachen Echo, bei welchen der nämliche Schall mehrmals wiederholt wird, entstehen, wenn derselbe von mehreren, in verschiedenen Abständen befindlichen Körpern zurück geworfen wird.

14. Räthsel.

Nur in Gebirgenund waldigen Höhen
Leb' ich, einsam und freudenlos;
Unsichtbar dem Auge, wie Windeswehen,
Werd' ich vernehmbar dem Ohre bloss;
Jedoch nur gerufen, denn sonst bin ich
Stumm wie die Fische. Nun kennst du mich?

15. Das Wasser.

Das **Wasser** ist kein einfacher Körper, sondern besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff. Das Wasser ist in der Natur so unentbehrlich, als Luft, Licht und Wärme; denn ohne Wasser würde die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, alle Gewächse würden verdorren, und weder Menschen noch Thiere könnten leben. Was aber den lebenden Geschöpfen zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, das hat Gott der Herr in grosser Menge erschaffen. Das Wasser eilt in Bächen und Flüssen zum Meere, steigt von da als **Dunst** oder **Dampf** hinauf in die Luft, träufelt als **Thau**, ergiesst sich als **Regen** über das dürstende Land, oder fällt als **Schnee** und **Hagel** zur Erde, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum **Quell** oder **Bach**, und fliesst, indem es seine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Berghöhen; denn ebenso wie die Luft ins Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und giebt den Alpenpflanzen und Mosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, dass kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein Leben sich mehr erhalten kann, in den kältesten Höhen, wohin sich nur kühne Luftschiffer und muthige Gebirgsbesteiger wagen, nur da giebt es weniger Wasser: da ist die Luft wasserleerer als anderwärts.

Mehr als drei Viertel der Erdoberfläche sind zwar vom **Meere** bedeckt, und **Ströme**, wie **Seen** und **Sümpfe** finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in grosser Zahl. Aber dennoch kommt das wohlthätige Wasser den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft, die sie athmen, sondern es muss von ihnen oft und in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist ungeniessbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommenere Landthier seine rüstigen Füsse empfangen, dass sie mit Hülfe derselben aufsuchen können, was ihnen fehlt; in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich, von der Regenzeit her, noch

einiges Wasser erhalten hat; die Heerden der schnellfüssigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern, dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergiesst, und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie, von der fernen Weide her, am Tränkplatze sich ein.

Viel anders, als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen, sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen; der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht nur eine blosse Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel, wie für das kleine Kind die Milch. Wie übel wäre dieses daran, wenn es seine Nahrung selber aufsuchen müsste, das schwache Kind, das noch nicht stehen, noch gehen kann, sondern erwarten muss, dass die Mutter es tränkt. Und es darf nicht vergeblich harren; die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger ihn zur Mutter. Also ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern auch das Wasser aus der Luft kommt herab den Pflanzen entgegen. Wo viel Wald und reiches Grün ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regenwasser zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin. Wo aber der Mensch aus Unkenntniss oder aus Rohheit die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche und das Land wird zur dürren Einöde.

So zeugt selbst die hülflose Pflanze von jener Fürsorge, die aller Wesen gedenkt. Er, der allliebende Schöpfer, vergisst auch das geringste seiner Geschöpfe nicht und giebt jedem, was ihm noth thut, zu seiner Zeit. Es heisst da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht.

16. Die wunderbare Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum,
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder
So hüpft ein Knabe froh daher;
Der reisst die Brücke eilig nieder;
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

(Schiller.)

17. Zwei Räthsel.

In der Luft, da fliegt's; auf der Erde liegt's; auf dem Baume sitzt's; in der Hand, da schwitzt's; auf dem Ofen zerläuft's; in dem Wasser ersäuft's; wer gescheidt ist, begreift's. — ? —

Das Erste, blendend weiss und rein, herab vom Himmel fiel; das Zweite, rund und bunt und klein, der Knaben Lieblingsspiel; mein Ganzes nennt der Gärten Zier, die Blüthe eines Baumes dir. — ? —

18. Die Dampfmaschine.

Eine der grossartigsten und nützlichsten Erfindungen, die der rastlos forschende und unaufhaltsam weiter strebende menschliche Geist in der neueren Zeit gemacht hat, ist ohne Zweifel die Erfindung der **Dampfmaschinen.** Die Eigenschaft des Wassers, durch Wärme in Dampf sich aufzulösen, hat Anlass zu dieser Erfindung gegeben. Man bemerkte nämlich durch fortgesetzte Beobachtungen, dass das Wasser, wenn man es über dem Feuer in **Dunst** oder **Dampf** verwandelt, einen sechszehnhundertmal grösseren Raum verlangt, als es im tropfbar flüssigen Zustande einnimmt. Man gewahrte ferner, dass die Wassertheilchen, wenn sie in Dampf übergehen, sich mit grosser Kraft auszudehnen streben. Auf diese Wahrnehmung fussend, ist man endlich auf den Gedanken gekommen, die ungeheure Kraft des Dampfes den Menschen dienstbar zu machen, und ein Engländer, Namens James Watt (geb. 1736), war der erste, der die Dampfkraft zum Treiben einer Maschine genau regelte. Natürlich war dieser Versuch, wie bei jeder Erfindung, noch mangelhaft. Doch der menschliche Geist rastet nicht. Hunderte von scharfsinnigen Köpfen sannen über die einmal angeregte Sache weiter nach, Verbesserungen folgten auf Verbesserungen, und so sehen wir denn jetzt, dass die Dampfmaschine ein mächtiger Ruderer, ein pfeilschnelles, gewaltiges Pferd, ein unermüdlicher Wasserpumper, ein tausendarmiger Baumwollenspinner, ein rastloser Weber, ein ausgezeichneter Müller und, wer weiss, was alles noch ist und sein wird.

Eine Dampfmaschine ist ein höchst kunstvoll zusammengesetztes Werk, und selbst in der ausführlichsten und sorgfältigsten Beschreibung würde dem Leser noch gar vieles dunkel und räthselhaft bleiben. Deshalb möge es hier an folgenden allgemeinen Umrissen genug sein: In jeder Dampfmaschine muss natürlich zuerst eine Vorrichtung angebracht sein, wodurch beständig Wasser in Dampf verwandelt werden kann. Deshalb befindet sich an jeder solchen Maschine ein grosser, langrunder, festverschlossener **Kessel**, der ungefähr zu zwei Drittel mit Wasser angefüllt ist. Unter diesem Kessel wird gewöhnlich mit Steinkohlen gefeuert, und so das Wasser darin zum heftigsten Sieden gebracht und in Dampf verwandelt. Dieser Dampf steigt aus dem Kessel durch eine Röhre in einen starken, aus Gusseisen verfertigten **Cylinder**, d. h. in ein langes drehrundes Gefäss. In diesem Cylinder bewegt der Dampf, indem er, vermöge einer

besondern Vorrichtung, abwechselnd bald unten, bald oben einströmt, einen an die Wände des Cylinders ganz eng anschliessenden **Kolben** abwechselnd auf und nieder. An diesem, fortwährend auf- und niedersteigenden Kolben ist eine Eisenstange befestigt, die mit dem Kolben auf- und niedergeht. Diese Stange steht mit ihrem obern Ende wieder in Verbindung mit dem einen Ende einer andern, welche, gleich einem Wagebalken auf einem Unterstützungspunkte ruht und wagebalkenähnlich durch die Kolbenstange bewegt wird. Das andere Ende dieses Schwebebalkens oder **Hebels** steht wieder mit einer Stange in Verbindung, welche endlich an einer sogenannten **Kurbel** (d. h. eine gebogene, gekrümmte Handhabe zum Drehen eines Dinges) das Schwungrad, und mittels desselben die ganze Maschine in Bewegung setzt. Der Dampf, nachdem er seine Kraft auf den Kolben im Cylinder ausgeübt hat, wird durch kalte Röhren aufgefangen, darin wieder zu Wasser verdichtet und als solches wiederum in den Kessel zurückgeführt.

Früher waren die Dampfmaschinen insofern im höchsten Grade lebensgefährlich, weil bei Überheizung des Kessels derselbe leicht zersprang und dabei die furchtbarsten Verwüstungen anrichtete. Allein auch hier wusste der Scharfsinn des Menschen Abhülfe zu schaffen. Jetzt wird an jedem Dampfkessel eine Klappe angebracht, die, sobald sich im Kessel zu viel Dampf entwickelt, sich von selbst öffnet, und den überflüssigen Dampf unter gewaltigem Zischen und Sausen ausströmen lässt. Diese Klappe heisst **Sicherheitsventil.**

Erwägt man selbst nur den einzigen Umstand, wie grossartig die Leistungen und Wirkungen der Dampfwagen auf den Eisenbahnen sind, wie eine einzige **Lokomotive** über 1000 Menschen in 30—40 Wagen fast pfeilschnell dahin führt, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: Die Dampfmaschine ist die Königin aller Maschinen!

19. Die Wärme.

Die **Wärme** nehmen wir durch das Gefühl wahr, indem sich die Körper je nach dem Grade ihrer Wärme kalt, lau, warm oder heiss anfühlen. Der höchste Grad von Wärme heisst Glühhitze, wobei die Körper leuchten, und dies ist es, was wir **Feuer** nennen. Manche Körper leuchten auch ohne einen hohen Wärmegrad, wie wir dies am faulen Holze und manchen Insekten, z. B. den Johanniswürmchen sehen. Worin das Wesen der Wärme besteht, wissen wir nicht. Aber wir vermögen die Wärme auf sehr verschiedene Weise hervorzubringen. Giessen wir Wasser auf ungelöschten Kalk, so werden beide Körper heiss, und durch Reiben können wir Holz, Eisen und andere Körper erhitzen. An den Wagen auf Eisenbahnen kann es geschehen, dass sich die Axen beim Fahren durch die Reibung bis zum Glühen erhitzen und den ganzen Zug in Feuersgefahr setzen. Eisschollen schmelzen, wenn sie an einander gerieben werden.

Die Wärme erscheint hauptsächlich bei dem Verbrennen der Körper. Das Verbrennen aber oder das Feuer entsteht auf verschiedene Weise: durch das Schlagen des Stahls an einen Stein, — durch Streichhölzer, deren Spitze in einen phosphorhaltigen Teig eingetaucht ist, — durch Zündhölzer, die man in enge, mit entzündendem Stoffe halbgefüllte Fläschchen stösst u. s. w. Die Hauptquelle der Wärme auf unserer Erde ist aber die Sonne; denn dass ihre Strahlen nicht bloss leuchten, sondern an heitern Sommertagen sogar auch brennen, weiss jeder. Mittels eines Brennglases oder Brennspiegels kann man die Sonnenstrahlen sammeln, auf einen kleinen Punkt hinleiten und dadurch die grösste Hitze erzeugen.

Eine allgemeine **Wirkung** der Wärme ist die, dass sie macht, dass die Körper einen grösseren Raum einnehmen als zuvor. Man sagt daher: Die Wärme dehnt alle Körper aus. Sie verändert auch den Zustand vieler Körper, sie macht feste Körper, z. B. Metalle flüssig, sie schmelzt dieselben — sie macht flüssige Körper luftförmig, indem dieselben sieden und verdampfen; umgekehrt können auch viele luftförmige Körper flüssig, und flüssige fest werden, indem sie erstarren und gefrieren, wenn man sie mehr oder weniger abkühlt, z. B.? — Die durch Wärme bewirkte Ausdehnung der Metalle machen sich die Schlosser, Schmiede, Gelbgiesser und viele andere Handwerker wohl zu Nutze. Die Schmiede z. B. legen eiserne Reifen heiss um die Wagenräder, damit sie um so fester sitzen, wenn sie wieder kalt geworden sind: denn um eben so viel, als ein Körper sich durch die Wärme ausgedehnt hatte, zieht er sich wieder beim Erkalten zusammen.

Auf der Ausdehnung der Körper durch die Wärme beruht auch das **Thermometer**, mit welchem man die Wärmegrade misst, und welches man daher zu deutsch **Wärmemesser** nennen kann. Es ist ein dünnes hohles Glasröhrchen mit einer kleinen Glaskugel, in welcher sich Quecksilber befindet. Wird letzteres erwärmt, so dehnt es sich aus, und muss in der Röhre steigen, weil es in der Kugel nicht mehr Raum genug hat. Wenn die Kugel kalt wird, fällt das Quecksilber wieder. Da, wo dasselbe im schmelzenden Schnee stehen bleibt, ist der Nullpunkt (Eispunkt), und der Siedepunkt dort, wo das Quecksilber im siedenden Wasser stehen bleibt. Wenn der Zwischenraum vom Null- zum Siedepunkt in 80 Theile oder Grade eingetheilt ist, so ist es ein Thermometer nach Réaumur (spr. Reohmür); Celsius zählt 100 Grade vom Gefrier- zum Siedepunkte, und Fahrenheit gar 180. — Die angenehmste Stubenwärme sind für uns etwa 15 Grad nach Reaumür. In den Sommermonaten steigt jedoch auch bei uns das Thermometer im Schatten zuweilen bis auf 28 Grad. In einem gewöhnlichen Winter fällt es nicht leicht tiefer als 10 bis 12 Grad unter dem Gefrierpunkt, in einem sehr kalten jedoch auch bis auf 24 Grad und noch darüber.

Dass nicht alles Wasser zu ewigen Eisklumpen erstarrt, dass unser Blut in den Adern strömt, dass die Säfte der Pflanzen emporsteigen und Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte hervorbringen, dass Eier und Gesäme sich entwickeln, dass Dünste von der feuchten Erdoberfläche, den Binnengewässern und dem Meere aufsteigen und sich zu wohlthätigen Regenwolken sammeln u. s. w., kurz, dass unser Leben und Dasein sich fristet, verdanken wir der Wärme. Und wie stände es um uns, hätten wir das Feuer nicht? —

Alle wohlthätigen Wirkungen der Wärme aber verdanken wir dem in ihr verborgenen Triebe, sich kalten Körpern mitzutheilen. Legt man ein glühendes Eisen auf einen kalten Stein oder in kaltes Wasser, so geht die Hitze des Eisens so lange in den Stein oder in das Wasser über, bis beide gleich warm sind. Die Metalle nehmen die Wärme leicht an, geben sie aber auch leicht wieder ab; Wolle, Seide, Holz, Federn, und vor allem die Luft nehmen sie dagegen nur langsam an, geben sie aber auch nur langsam wieder ab. Erstere nennt man daher gute, letztere schlechte **Wärmeleiter.** Kleider, aus letzteren gemacht, halten die Wärme des Körpers zusammen; wären sie aber gute Wärmeleiter, so würde uns im Sommer selber oft nur allzu kühl. Auch auf grössere Entfernungen hin pflanzt sich die Wärme fort, indem sie von den warmen Körpern in geraden Linien ausgeht; man nennt dies die **Wärmestrahlung.** Die Wärmestrahlen kann man, wie die Lichtstrahlen, durch einen Schirm aufhalten; man denke nur an den Ofenschirm!

Ohne diesen Trieb der Wärme: sich andern Körpern mitzutheilen, könnten wir uns im Winter am Ofen nicht erwärmen, könnten weder kochen, noch backen, noch braten; denn in allen diesen Fällen muss die Wärme in die kalten Stoffe übergehen.

Durch das Naturgesetz, dass die Wärme so gern kalten Körpern sich mittheilt, wird aber auch mancher **Schaden** angerichtet. Wie viele Menschen zogen sich schon den Tod zu, durch zu plötzliche Abkühlung nach vorhergegangener Erhitzung — wie auch durch plötzliche Erwärmung nach vorhergegangener Erkältung? Mancher erfriert erst seine Glieder am warmen Ofen, indem die Hitze des Ofens die durch Kälte verengten Saftgefässe zu schnell ausdehnt. Dies bewirkt in den feinsten Theilen des menschlichen Körpers eben die Zerstörung, wie in den Saftgefässen der Pflanzen, die, aus grosser Kälte plötzlich in bedeutende Wärme gebracht, gewiss verloren sind. Den nämlichen Fall, wie bei Blumen, hat man bei gefrorenem Obste: thaut man es in mässig kaltem Wasser auf, so kann es noch gerettet werden, weil die Saftgefässe dann nicht zerrissen, sondern allmählich wieder in ihre gehörige Lage gebracht werden. Ein kaltes Glas, in welches plötzlich ein sehr heisses Getränk gegossen wird, zerspringt, weil die Hitze einzelne Theile des Glases zu rasch ausdehnt und dadurch den Zusammenhang mit

den übrigen zerstört oder unterbricht. Erwärmt man das Glas allmählich, indem man es über die heisse Flüssigkeit hält und die warmen Dünste in dasselbe eindringen lässt, so werden alle Theile nach und nach gleichmässig erwärmt; die dann hinein gegossene Flüssigkeit steigert zwar die Ausdehnung der Theile, zerreisst aber ihren Zusammenhang nicht.

20. Das Feuer.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volksbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Strassen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule:
Durch der Strassen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengross!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Gottesstärke:
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers-Wuth ihm auch geraubt,
Ein süsser Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

(Schiller.)

21. Räthsel.

Ich wohn' in einem steinern Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe,
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

(Schiller.)

22. Das Licht.

Durch das **Licht** werden uns die Gegenstände sichtbar. Bei Tage leuchtet uns die Sonne, in der Nacht scheinen der Mond und die Sterne, deren Licht am Tage vor der Sonne erbleicht. Das Lampen- oder Kerzenlicht erhellt am Abende unsere Wohnungen und ersetzt uns einigermassen, was wir durch die Abwesenheit der Sonne entbehren. Licht und Wärme sind zwar häufig mit einander verbunden, doch nicht immer. Faules Holz und Johanniswürmchen leuchten, ohne zu wärmen, und eine Säge, die man eben gebraucht hat, wärmt ohne zu leuchten. Die Körper, welche eigenes Licht haben, wie die Sonne, die Fixsterne, die Feuerflamme u. s. w., heissen leuchtende Körper, alle übrigen werden dunkle Körper genannt.

Das Licht verbreitet sich von den leuchtenden Körpern aus nach allen Richtungen, und zwar in geraden Linien, die man **Strahlen** nennt. Haben wir nun das Gesicht einem solchen leuchtenden Körper zugewandt, so fallen einige von diesen Lichtstrahlen in unser Auge, und wir sehen den Körper. Gegenstände, welche an sich dunkel sind, werden dadurch sichtbar, dass sie die von einem leuchtenden Körper empfangenen Lichtstrahlen nach allen Seiten hin zurückwerfen. Die Häuser, Thürme, Bäume u. s. w. sind dunkle Körper, und doch werden sie am Tage, wo Licht auf sie fällt, schon in bedeutender Entfernung gesehen. Der Mond ist gleichfalls ein dunkler Körper und leuchtet uns dennoch, indem er die Sonnenstrahlen auf die Erde zurückwirft.

Das Licht ist ausserordentlich fein. Sticht man nur ein kleines Loch durch ein Stück Papier, so kann man durch dasselbe eine zahllose Menge von Gegenständen sehen; es muss also von jedem Punkte eines jeden Gegenstandes ein Lichtstrahl durch die kleine Öffnung in unser Auge dringen. Wie fein müssen diese Lichtstrahlen sein. Nicht weniger ist die Geschwindigkeit zu bewundern, mit welcher sich das Licht verbreitet, da ein Sonnenstrahl die 21 Millionen Meilen von der Sonne zur Erde in — acht Minuten zurücklegt. In einer Sekunde legt er also einen Weg von mehr als 40,000 Meilen zurück.

Manche Körper lassen fast alle Lichtstrahlen durch sich hindurchgehen, wie das Glas, das Wasser, einige Steine u. s. w.; sie heissen durchsichtige Körper. Undurchsichtige Körper halten die Lichtstrahlen auf, und es entsteht hinter denselben **Schatten**, der die Umrisse des Körpers hat, welcher ihn verursacht. — Fallen die Lichtstrahlen auf eine undurchsichtige, sehr glatte Fläche, so werden sie genau in derselben Richtung zurückgeworfen, in welcher sie einfallen, und es zeigt sich dann hinter der Fläche ein Bild des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen. Eine solche glatte Fläche heisst **Spiegel.** Die ebenen Spiegel zeigen das Bild in natürlicher Grösse; die Hohlspiegel ver-

grössern, und die erhaben geschliffenen verkleinern den Gegenstand.

Wenn die Lichtstrahlen in schräger Richtung aus einer dünneren Materie in eine dichtere, oder aus einer dichteren in eine dünnere übergehen, z. B. aus der Luft in Wasser oder in Glas, oder umgekehrt, so werden sie da, wo sie den neuen Körper treffen, von ihrem geraden Wege abgelenkt; sie werden gebrochen und beugen sich gleichsam wie ein Knie. Die **Strahlenbrechung** des Lichtes verursacht mancherlei Täuschungen. Hält man z. B. einen Stab schräg ins Wasser und betrachtet ihn dann von der Seite, so scheint er an der Oberfläche des Wassers geknickt zu sein. Klare Wasser erscheinen uns stets weniger tief, weil durch die Strahlenbrechung der Grund emporgehoben wird; und eben so scheinen die Fische im Wasser stets höher zu schwimmen, als es wirklich der Fall ist. Aus der Brechung der Lichtstrahlen erklärt sich auch die Wirkung der **Brenngläser.** Diese sind gewöhnliches Glas, aber in der Mitte dick und gegen den Rand hin dünn (convex) geschliffen; dadurch wird bewirkt, dass die durchfallenden Sonnenstrahlen alle einwärts gebogen werden, sich hinter dem Glase in einem Punkte vereinigen, und hier dann nothwendig eine sehr grosse Wärme erzeugen. So geschliffene Gläser vergrössern die Gegenstände, welche man dadurch betrachtet, während Gläser, die am Rande dick und in der Mitte dünn (concav) geschliffen sind, sie kleiner, aber schärfer begränzt zeigen. Durch die Verbindung mehrerer solcher Gläser entstehen die **Mikroskope**, welche ganz kleine Gegenstände oft viel tausendmal vergrössern, und die **Teleskope** oder **Fernrohre**, wodurch man weit entfernte Gegenstände so deutlich sieht, als befänden sie sich ganz in der Nähe. Die **Brillengläser** müssen nach der Beschaffenheit des Auges gewählt werden. Die erhaben geschliffenen passen für Weitsichtige, weil sie die Gegenstände nicht nur vergrössern, sondern auch weiter entfernt darstellen; die vertieft geschliffenen eignen sich für Kurzsichtige, weil sie die Gegenstände dem Auge näher bringen. Wer gut sehen kann, soll sich keiner Brille bedienen, weil er dadurch seinen Augen schaden würde! Durch das Licht entstehen auch die **Farben**, mit welchen die Gegenstände um uns her geschmückt sind. Welche Pracht und Mannigfaltigkeit von Farben zeigt sich in dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich. Wer giebt uns Aufschluss über Grund und Ursache all dieses Farbenspiels? — über die Entstehung und Veränderung der Farben, womit die Naturkörper geschmückt sind? — Viel haben die Gelehrten darüber nachgedacht, aber wenig gefunden. Ein Versuch mit einem dreikantig geschliffenen Glase gab Veranlassung zu der Meinung, dass das weisse Sonnenlicht nicht einfach, sondern aus sieben farbigen Strahlen zusammengesetzt sei. Die Farben dieser Strahlen sehen wir auch im Regenbogen. Man glaubt nun,

die Körper hätten die Eigenschaft, entweder das Licht ungetheilt zurück zu werfen, oder nur gewisse Strahlen desselben. Kommt von einem Gegenstande das Licht ungetheilt zurück, so erscheint er uns weiss; prallen nur die grünen Strahlen ab, so zeigt er sich uns grün; werden die rothen zurückgeworfen, so ist er roth u. s. w. Die andern Strahlen — so sagt man — nimmt der Körper in sich auf, und wenn er alle in sich saugt, so erscheint er ganz dunkel oder schwarz. Eine gemischte Farbe kommt zum Vorschein, wenn ein Gegenstand zwei- oder mehrerlei Strahlen zurückwirft.

Das Licht erleuchtet und verschönert die Welt; sie wäre ohne dasselbe für uns gar nicht da. Wo kein Licht ist, da ist **Finsterniss.** Licht und Farben stimmen zur Heiterkeit des Gemüthes. Finsterniss macht trübe. Alle lebenden Wesen: Menschen, Thiere und Pflanzen sehnen sich nach dem Lichte. Schliesse einmal deine Augen eine Weile zu, versetze dich in die Lage eines Blindgebornen, in dessen Augen nie ein Lichtstrahl gedrungen, für den immer die schwärzeste Nacht ist; dann öffne deine Augen, um die Herrlichkeiten der Schöpfung zu betrachten, und empfinde das Glück, das Gottes Liebe dir gewährte. Jeder Sonnenstrahl ist eine Wohlthat Gottes. Der Mensch empfängt so unendlich viel Gutes von seinem Schöpfer und bedenkt es oft nicht und ist selten recht dankbar dafür! —

23. Räthsel.

Nun, Kinder! könnt ihr rathen
Auf einen Kameraden,
Der, wo ihr geht und wo ihr steht,
Getreulich immer mit euch geht;
Bald lang und schmal, bald kurz und dick,
Doch bei euch jeden Augenblick,
So lang' die Sonn' am Himmel scheint;
Denn nur so, Kinder! ist's gemeint:
Wo weder Sonne scheint, noch Licht,
Ist auch der Kamerade nicht.

24. Der Magnetismus.

Viele Körper üben, wenn sie gerieben werden, eine gewisse anziehende Kraft auf andere aus, z. B. an Wolle geriebene Glas- und Siegellackstangen. Besonders merkwürdig ist die anziehende Kraft einer Art aschgrauen Eisenerzes, das in Sibirien, Norwegen und Schweden und auch in Deutschland gefunden und Magneteisenstein oder kurz ***Magnet*** *genannt wird. Noch kräftigere Magnete, als die natürlichen, in der Erde gefundenen, lassen sich künstlich aus Stahl bereiten. Der Magnet zieht ohne alle Reibung Eisen und Eisenhaltiges an sich. selbst durch Holz, Leder, Papier, Glas und Stein wirkt diese Kraft, so dass z. B. Eisenfeilspäne auf einer Schiefertafel in*

eine auffallende Bewegung kommen, wenn ein kräftiger Magnet darunter bewegt wird. Der Magnet zieht übrigens nicht an allen Stellen seiner Oberfläche Eisen gleich stark an; hat er die Gestalt eines Stabes, so äussert er seine Kraft an den beiden Endpunkten am stärksten. Man nennt diese die **Pole,** *und die Linie, welche beide Pole verbindet, die* **Achse** *des Magnetes. Weit merkwürdiger noch als die Eigenschaft des Anziehens ist eine andere am Magnete. Hängt man nämlich einen Magnetstab frei an einem Faden auf, so dreht sich der eine Pol von selbst gegen Norden und der entgegengesetzte gegen Süden; man nennt daher jenen den* **Nordpol** *und diesen den* **Südpol.** *Hält man nun von zwei Magneten den Nordpol des einen gegen den des andern, so stossen sie sich ab; hält man aber den Nordpol des einen gegen den Südpol des andern, so ziehen sie sich an. Man drückt dies kurz so aus: Die gleichnamigen Pole stossen einander ab, die ungleichnamigen ziehen einander an. Diese räthselhafte Neigung des Magnets nach den Polen der Erde zu, hat man nun zur Angabe der Weltgegenden sowohl auf dem Lande als auf dem Meere trefflich zu benutzen gewusst.*

Da nämlich gewöhnliches Eisen, wenn man es an einen Magnet hängt, oder noch besser, wenn man es mit einem Magnet reibt oder streicht, die Eigenschaft des Magnetes selber annimmt und gleich jenem Pole bekommt, so hat man eine grosse breitgeschlagene Nadel von Stahl mit einem Grübchen von Messing oder Achat in der Mitte gefertigt, diese Nadel stark mit Magnet, und zwar die eine Seite mit dem Nordpol und die andere mit dem Südpol desselben bestrichen; man hat diese Nadel dann, dass sie frei schwebt, auf einen Stift gesetzt, der sich in einer runden Kapsel von Kupfer oder Holz befindet. Ist an dem Boden derselben nun eine Wind- oder Schiffsrose mit den 32 Angaben der Himmelsgegend genau bemerkt, und hat man die Kapsel mit einem Glase oben verschlossen, dann ist ein sogenannter **Compass** *fertig. Einen solchen Compass mag man rechts oder links drehen, so wendet sich die eine Spitze der frei schwebenden Magnetnadel immer gegen Norden, und die andere immer gegen Süden. So kann man dann nicht nur den Nord- und Südpunkt, sondern auch den Ost- und Westpunkt und jede zwischen den Hauptpunkten liegende Weltgegend wissen.*

Da man auf dem Meere keinen Weg und gewöhnlich auch weit und breit keinen andern Gegenstand vor sich sieht; da der Polarstern, der den Norden anzeigt, am Himmel während des Tages und bei trübem Wetter auch des Nachts nicht zu sehen ist: so dient der Compass den Schiffern als Wegweiser; denn nach dem Stande der Magnetnadel kann man berechnen, auf welche Himmelsgegend man zusteuert. Erst nach Erfindung des

Compasses konnte daher die Schifffahrt, die bis dahin nur ***Küstenschifffahrt*** *gewesen war,* ***Weltschifffahrt*** *werden; erst dann war man im Stande, auf dem unermesslichen Weltmeere neue Inseln und Festländer zu entdecken.*

25. Die Electricität.

Wenn ich eine Siegellackstange mit einem Stück Wollenzeug reibe, und dann über Papierschnitzchen, Flaumfedern oder Sägespäne halte, die auf einem Tische liegen, so fliegen diese kleinen Körper rasch an die Siegellackstange, werden von ihr abgestossen, fliegen wieder an, fallen von Neuem ab, und so geht es fort, bis die Kraft des Siegellacks geschwächt worden ist und man ihn wieder reiben muss, um die Erscheinung abermals zn bewirken. Dasselbe wird erfolgen, wenn ich Glas, Harz oder Bernstein reibe. Mache ich solche Versuche im Dunkeln, so bemerke ich beim Reiben einen Lichtschein um die Siegellackstange herum. Wäre die Oberfläche derselben gross genug, und würde sie sehr stark gerieben, so würde aus ihr, wenn ich meinen Fingerknöchel ihr näherte, ein kleiner Funken knisternd hervorspringen, und ich in meinem Knöchel ein leises Stechen empfinden. Fahre ich mit dem geriebenen Siegellack nahe am Gesichte hin, so entsteht ein Gefühl, als wenn Spinngewebe an die Haut geflogen wären; zugleich nehme ich einen besondern Geruch wahr. Die Kraft, durch welche die Körper im Stande sind, solche Erscheinungen hervorzubringen, nennt man **Electricität.** Diesen Namen hat man vom Bernstein abgeleitet, welcher griechisch Electron heisst, und an dem schon die Alten jene Wirkungen entdeckt haben sollen.

Die Electricität zeigt sich an den Körpern nur, wenn sie gerieben werden — ohne dies scheint dieselbe in ihnen zu ruhen. In einigen Körpern lässt sie sich durch Reiben leicht erregen, in andern nicht leicht oder gar sehr schwer. Zu jenen gehören: Siegellack, Glas, Bernstein u. s. w. — zu diesen: Eisen, Kupfer u. s. w. Die Körper mit schwer erregbarer Electricität hielt man früher für solche, in denen durch Reiben diese Erregung nicht möglich sei, und nannte sie daher unelectrische Körper, dagegen die mit leicht erregbarer Electricität allein electrische Körper. Die unelectrischen Körper nehmen leicht Electricität an, verbreiten sie schnell in sich, und theilen sie andern, die dafür empfänglich sind, leicht mit. Die electrischen aber nehmen selten, oder doch schwer die Electricität auf, und wo es geschieht, da bleibt diese nur an einer Stelle; auch geben sie dieselbe nur schwach wieder ab. Jene heissen daher Leiter, diese Nichtleiter der Electricität. **Electricitätsleiter** sind: Metalle, Wasser, Pflanzen, Thiere, Rauch, Dampf. — **Nichtleiter** dagegen sind: Glas, Siegellack, Harz, Pech, Bernstein, Schwefel, Wachs, Seide, Haare, Leder, trockene Luft. —

Wenn man eine Glasröhre stark reibt, und damit ein Stückchen Eisen berührt, das auf dem Tische liegt, so fährt die Electricität schnell in das Eisen und verschwindet alsbald, weil das Eisen sie in demselben Augenblicke dem Tische mittheilt. Legt man jedoch das Eisen über zwei Siegellackstangen, und theilt ihm dann, wie vorhin, die Electricität mit, so bleibt sie eine Zeitlang darin, weil sie von der Siegellackstange nicht angenommen wird. In diesem Falle sagt man: Das Eisen ist von den Leitern abgesondert (isolirt).

Ich kann mich selbst auch isoliren und in diesem Zustande electrisiren. Stelle ich mich auf einen Schemel mit Glasfüssen, und schlage dann, etwa mit einem Katzenfelle, eine Zeitlang gegen eine gekalkte Wand: so wird in dem Katzenfelle die Electricität erregt und mir mitgetheilt. Ich stehe dann electrisirt da. Werde ich nun von jemandem berührt, so springen Funken aus meinem Körper. Wäre ich in einem hohen Grade electrisirt, so würde derselbe eine sehr empfindliche, heftige Erschütterung durch seinen ganzen Körper bekommen.

Man hat Werkzeuge erfunden, vermittelst welcher man die Electricität in einem sehr hohen Grade durch Reiben erregen kann. Das sind die **Electrisirmaschinen.** Ist nun vermittelst einer solchen Maschine ein isolirter Körper sehr stark electrisirt, und wird demselben ein anderer Leiter nahe genug gebracht: so bricht die Electricität mit grosser Gewalt hervor, zeigt sich in einem schnell sich bewegenden Feuerfunken und theilt sich mit lautem Knistern dem Leiter der Electricität mit. So zeigt die Electricität ein Bestreben, das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzustellen.

In der atmosphärischen Luft ist auch Electricität verbreitet, einmal mehr, ein andermal weniger. Wodurch die Electricität in der Luft hervorgerufen wird, weiss man nicht so ganz genau. Doch nimmt man an, dass durch Wasserverdunstung die Luft besonders in electrischen Zustand versetzt werde. Ist nun die Luft hier oder dort mit Electricität überfüllt, so suchen die einzelnen Luftschichten oder Wolken sich dieselbe einander mitzutheilen (sich auszugleichen). So fährt nun ein gewaltiger electrischer Funke aus der einen Wolke in die andere oder zur Erde hernieder: und das ist der **Blitz.** Bei seinem unbeschreiblich schnellen Durchfahren zerreisst derselbe die Luftschichten, die alsdann wieder zusammenfahren: dadurch entsteht der **Donner.** Zuweilen blitzt es, ohne zu donnern: und dies nennt man das Wetterleuchten.

26. Das Gewitter.

Zu den schönsten und grossartigsten Naturerscheinungen gehört das **Gewitter.** Vor demselben ist gewöhnlich die Luft schwül, heiss und drückend. Zuerst erscheinen am Rande des Himmels scharf begrenzte weisslich graue Wolken. Diese thürmen sich nach allen Seiten hin über einander empor, rücken immer näher und umspan-

nen, wie mit einem dunkeln Mantel, den Himmel. In die noch ruhige schwüle Luft dringt bald ein heftiger Wind und treibt den Staub wirbelnd in die Höhe. Die Seen und Ströme schlagen Wellen, das Wasser schäumt, die Kronen der Bäume schwanken, die Thiere verbergen sich, und Bangigkeit und Schrecken ergreift den Menschen. Aus den dichten, dunklen Wolken leuchtet der Blitz, und einzelne grosse Regentropfen fallen herab, während kleine weisse Wolken unter der wallenden finstern Decke schnell hinfliegen. Jetzt entfaltet sich das Gewitter in seiner ganzen Gewalt und Majestät. Blitze zucken von Wolke zu Wolke, der Donner kracht, die Felsen zittern, der Regen ergiesst sich in Strömen zur Erde, und ein unheimliches Brausen und Dröhnen tönt aus den Lüften. Oft stürzen Hagelkörner herab und zerstören die Saaten und Ernten des Landmanns. Doch nicht lange weilt dieser furchtbare Ausbruch. Die Blitze und der Donner werden seltener und auf dem weiter eilenden schwarzen Vorhang malt aus des Himmels Blau die Sonne den Regenbogen als Zeichen des wiederkehrenden Friedens. Die schwüle Luft ist gereinigt und abgekühlt, der dürre Boden getränkt und die welkende Pflanze erfrischt. Der Vogel singt wieder fröhlich sein Lied und die Brust athmet freier. Welcher Mensch könnte bei diesem erhabenen Schauspiele ungerührt bleiben, welcher sollte seine Schwachheit nicht erkennen und sich nicht zum Danke gegen die unendliche Güte und Weisheit des Höchsten gehoben fühlen, der auch im furchtbaren Gewitter Segen spendet!

Was bei der Bildung eines Gewitters eigentlich vorgeht, das hat bis jetzt noch niemand vollständig aufgeklärt; doch wissen wir einiges von der Natur dieser erhabenen Erscheinung mit Sicherheit. Wir wissen, dass es keine sogenannte Donnerkeile giebt, dass der **Donner** überhaupt niemanden trifft und niemandem schadet. Was niederschlägt, betäubt, tödtet, zerreisst, zündet, das ist der **Blitz.** Dieser ist aber nach den vielfältigen Versuchen des Nordamerikaners Franklin einerlei mit dem wundersamen Stoffe, den man Electricität nennt. Der Blitz fährt gern in hohe Gegenstände, nimmt am liebsten seinen Weg durch Metalle und nasses Holz, und vermeidet dagegen Glas und alle harzigen Körper.

Darauf gründet sich die Erfindung der **Blitzableiter**, durch welche man ein Gebäude vor den Wirkungen des Blitzes zu sichern sucht. Die über das Haus emporragenden eisernen Stangen mit vergoldeten Spitzen stehen in Verbindung mit anderen Metallstangen, die quer über das Dach und an den Mauern des Hauses bis in den Erdboden gehen. Trifft nun der Blitz ein solches Haus, so folgt er der Leitung der Metallstangen und fährt ohne Beschädigung des Hauses in die Erde hinab. — Im Ganzen geschieht es selten, dass der Blitz ein Gebäude anzündet, oder dass Menschen vom Blitz erschlagen werden. Wer von einem Gewitter im Freien überrascht wird, sucht oft Schutz unter freistehenden Bäumen und bedenkt

nicht, dass er hier sich der Gefahr recht eigentlich aussetzt. Ein freistehender Baum wird am ersten von einem Blitzstrahl getroffen. Befindest du dich während eines Gewitters in einem Zimmer, so öffne ein Fenster, vermeide aber jede Zugluft, und halte dich vom Ofen fern, weil die Metalle den Blitz anziehen.

27. Räthsel.

Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in ihrem Grimme
Den Reiter und das Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloss, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei.
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht,
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tödtet, ist es todt!

(Schiller.)

28. Der Regenbogen.

Der Regenbogen ist in unseren Gegenden eine eben so gewöhnliche, als schöne und liebliche Erscheinung. Er glänzt bekanntlich in den lebhaftesten Farben: im Innern erscheint das Violet, dann kommt Dunkelblau und Hellblau, dann Grün und Gelb, dann Rothgelb oder Orange und endlich am äussersten Rande ein herrliches Roth. Der Regenbogen lässt sich dann sehen, wenn der Sonne gegenüber eine grosse Regenwand steht, eine Wolke von weitem Umfange, aus der es fortwährend regnet. Schon wenn die Sonne auf ein Glas mit Wasser scheint, sieht man an dem Glase die Farben des Regenbogens; hat man bei einem Wasserfall die Sonne im Rücken, so zeigt sich in dem herabstürzenden Wasser ein ganzes Stück Regenbogen. Er entsteht demnach durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den Wassertropfen. Die farbigen Strahlen bilden jenen hohen Bogen, dessen Enden auf der Erde zu ruhen scheinen, und dessen Gipfel hoch in den Himmel ragt. Der Regenbogen ist um so höher, je tiefer die Sonne steht — um so niedriger, je höher der Stand der Sonne ist. Darum sehen wir den grössten Regenbogen des Morgens und des Abends; am Mittage steht uns die Sonne zu hoch, als dass uns ein Regenbogen sichtbar werden könnte. Daher sieht man den Regenbogen am nördlichen Himmel äusserst selten; am südlichen Himmel aber sieht man ihn niemals, weil die Sonne bei uns nie auf der Nordseite des Himmels steht. —

Die Farben des Regenbogens spiegeln sich des Morgens auch in den kleinen Thautropfen, die funkelnden Sternchen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbare Diamant funkelt nicht so schön, als diese Tropfen,

von denen die Pflanzen und Halme überstreut sind. Man sieht mit jedem Augenblicke einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hinter einander im beständigen Fallen sind und die Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden; aber wir nehmen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden Tropfens immer ein anderer tritt. —

Man kann sich eine sinnliche Vorstellung von dem Regenbogen machen, wenn man eine gläserne Kugel mit Wasser anfüllt und auf sie unter einem gewissen Winkel die Sonnenstrahlen fallen lässt: dann erblickt man auf einer weissen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt, im Kleinen einen farbigen Regenbogen. —

29. Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin.
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? —

(Schiller.)

30. Der Galvanismus.

Bei der Electricität haben wir gesehen, dass gewisse Körper durch Reibung in einen besondern Zustand versetzt werden können, so, dass sie electrische Erscheinungen hervorbringen. Man nennt diese Electricität daher **Reibungselectricität.** *Nun giebt es aber auch in der Natur gewisse Körper, welche schon durch Berührung in einen ähnlichen electrischen Zustand gebracht werden. Unter allen Körpern besitzen diese Eigenschaft am deutlichsten die Metalle, und unter diesen wendet man — um solche electrische Zustände hervorzurufen — am häufigsten Zink und Silber oder Zink und Kupfer an. Legt man ein Stäbchen von Zink (etwa in der Gestalt eines Theelöffels) über die Zunge und einen silbernen Theelöffel unter die Zunge, und bringt man die beiden aus dem Munde hervorragenden Enden in Berührung, so empfindet man auf der Zunge einen auffallenden Geschmack von Säure. Legt man umgekehrt den Zinklöffel unten und den Silberlöffel oben an die Zunge, so wird der Geschmack etwas anders, mehr brennend. Eine unmittelbare Berührung der beiden Enden ist in diesem Falle nicht eben nöthig; es reicht schon hin, um den Geschmack zu erregen, wenn man diese beiden Enden durch ein drittes Metall (jedenfalls einen Electricitätsleiter) in Verbindung bringt. Geschieht aber die Verbindung durch Hülfe eines Nichtleiters, so bleibt die Wirkung aus.*

Wir sehen daraus, dass hier etwas der Electricität Ähnli-

ches wirksam ist, und man nennt dieses Etwas daher **Berührungselectricität** oder (nach dem Namen ihres Entdeckers, des Professors Galvani) **Galvanismus.** Um nämlich die Wirkungen der Electricität auf thierische Körper zu beobachten, hatte Galvani Froschschenkel, von der Haut entblösst, vermittels kupferner Dräthe an einem eisernen Geländer aufgehängt. Als die Füsse derselben durch einen Zufall mit dem eisernen Geländer in Berührung kamen, geriethen die Schenkel in heftige Zuckungen. Galvani glaubte, dass die Ursache dieser Erscheinungen in einer besondern thierischen Electricität zu suchen sei. Aber der Professor A. Volta, welcher Galvani's Versuche einer Prüfung unterwarf, zeigte, dass überhaupt jedesmal, wenn zwei verschiedene Metalle in Berührung kommen, dieselben sich electrisch erregen, und erklärte daher die angeführten Zuckungen für eine Folge der durch den Froschschenkel sich ausgleichenden Electricität der beiden Metalle. Man hat nun verschiedene Vorrichtungen erfunden, um den Galvanismus verstärkt darzustellen. — Die Wirkungen des Galvanismus sind vielseitig. Von ausserordentlicher Wichtigkeit ist die Entdeckung desselben aber für die **Telegraphen,** das heisst in unserer Sprache Fernschreiber, denn sie tragen menschliche Gedanken mit Windeseile, ja mit Blitzesschnelle von Land zu Land.

31. Der electro-magnetische Telegraph.

Kennt ihr ihn? Habt ihr nicht schon den **Drath** gesehen, der neben der Eisenbahn auf hohen Pfählen läuft?

Wenn man einen Kupferdrath an dem einen Ende mit einer Kupferplatte, an dem andern mit einer Zinkplatte anlöthet, und diese beiden Platten in den feuchten Erdboden steckt, so nimmt der Drath ganz wunderliche Eigenschaften an. Fasst man ihn mit feuchten Händen an und reisst ihn aus einander, so fühlt man in den Händen ein stechendes Reissen und sieht im Dunkeln sogar einen kleinen Funken von einem Ende zum andern überspringen.

Weiter. Wenn man den Drath um eine Spule von Holz wickelt und durch die Spule ein weiches Eisen, z. B. einen Bretternagel steckt, so wird dieses Eisen magnetisch, d. h. ein anderes Eisen, das man darunter legt, bleibt daran kleben. Nimmt man den Nagel aber heraus oder den Drath aus einander, so ist auch der Nagel nicht mehr magnetisch, und das daran klebende Eisen fällt ab. Ihr seht also, es ist hier etwas in dem Drathe, was diese Erscheinung hervorbringt, und dieses Etwas heisst der **galvanische Strom.**

Solche Dräthe nun, deren Endplatten in die Erde gelegt sind, führt man von einer Stadt zur andern. Um aber die

Trennung und Wiedervereinigung des Drathes recht schnell und leicht zu bewirken, hat man Klappen angebracht, wie etwa an den Klarinetten. Drückt nun jemand auf die Klappe, so trennt sich der Drath, und an dem entgegengesetzten Orte fällt das magnetisch angezogene Eisen ab und macht einen Schlag auf den darunter gestellten Tisch. Wird die Klappe geschlossen, so verbindet sich der Drath, und das Eisen springt wieder an den Magnet. Statt des herabfallenden Eisens hat man jedoch einen Hebel angebracht, der auf einem sich fortbewegenden Papierstreifen Punkte und Striche einprägt, die gewisse Buchstaben bezeichnen, und von den Eingeweihten gelesen werden können. Ein . bedeutet e, . . i, . . . g, — t, — — m, . — a, . — . r, . . — u *u. s. w. Der hier beschriebene Telegraph heisst der Morse'sche Drucktelegraph und wird meistens in Amerika angewendet. In Deutschland aber findet man auch häufig den Wheatstone'schen Buchstabentelegraphen. An demselben befindet sich statt des Hebels ein Rad mit einem Zeiger, welcher sich auf einer Scheibe bewegt, worauf unsere 25 Buchstaben verzeichnet sind. Je öfter der Eisenstab hin und her geht, desto weiter bewegt sich der Zeiger auf der Scheibe. Bei einer Bewegung des Stabes tritt der Zeiger z. B. auf den Buchstaben a, bei zwei Bewegungen auf b u. s. w. Jedes Wort nun, das telegraphirt wird, wird buchstabirt; der Zeiger tritt auf den Buchstaben, der gemeint ist, und bleibt eine Weile darauf stehen; dagegen geht er schnell über die auf der Scheibe verzeichneten Buchstaben fort, die in dem gemeinten Worte nicht vorkommen. So kann der Telegraphist oder Fernschreiber in einer Minute wenigstens 17 Worte zu Papier bringen, was der andere am entgegengesetzten Ende eben so schnell lesen und wieder beantworten kann.*

Wollte man aber den Drath in die feuchte Erde legen, so würde diese den galvanischen Strom ableiten. Dies zu vermeiden, legt man den Drath in eine Umhüllung von Gutta Percha, das ist ein Baumharz aus Ostindien, welches in siedendem Wasser weich und bildsam, bei der gewöhnlichen Temperatur aber wieder hart wie Leder wird. In dieser Masse eingehüllt, kann man den Drath sogar auf dem Grunde des Wassers fortführen, wie es von Deuz nach Köln geschieht.

Durch den Telegraphen kann man eine Nachricht von Triest nach Hamburg bringen, ehe 2 Pulsschläge vergehen, ja man würde nicht länger brauchen, wenn man einen Drath um die ganze Erde herum ziehen könnte. Man schreibt also nun mit Blitzesschnelle, ja mit dem Blitze selbst. Welche Folgen für den Kaufmann, für die Sicherheitsbehörden, für die Regierungen, selbst für Familien, da auch jeder Privatmann gegen eine gewisse Gebühr sich des Telegraphen bedienen kann!

III. Die Erde und ihre Bewohner (die Menschheit).

1. Die Erde.

Nach dem Augenscheine und nach allgemeinem Glauben wäre die **Erde** mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuren großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie gefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Hause, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unseren Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber die Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wohin er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf Wasser und vom Wasser wieder auf Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er sich auf einen Baumstamm setzt und will daran denken, wie lange er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück: auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüthe: es wird ihm nach und nach alles, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthum, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reis't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging. Es sind schon viele solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem es geht, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in seinem Leben zweimal um die ganze Erde herum gereis't und von der andern Seite her wieder heim gekommen? Aber das dritte Mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owaihi todt geschlagen und gefressen (1779).

Daraus und aus mehreren sichern Anzeichen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheuer große **Kugel**. Weiter: Sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie ihres Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: Sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die

Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und mit Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts hinge und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herabzufallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Überall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über sich haben.

Aber der Leser wird nicht wenig staunen, wenn er's zum ersten Male hören sollte, wie groß diese Kugel sei. Denn der **Durchmesser** der Erde beträgt in gerader Richtung von einem Punkte der Oberfläche durch den Kern oder Mittelpunkt hindurch zum andern Punkt 1720 deutsche Meilen. Der **Umkreis** der Kugel aber beträgt 5400 deutsche Meilen. Ihre **Oberfläche** jedoch beträgt über 9 Millionen Meilen ins Gevierte, und davon sind zwei Dritttheile Wasser und ein Dritttheil Land. Das Land besteht aus den **fünf Erdtheilen: Europa, Asien, Afrika, Amerika** und **Australien;** das Wasser bildet fünf große **Meere:** das **nördliche** und **südliche Eismeer** — das **atlantische Meer**, von dem die Nord- und Ostsee und das mittelländische Meer Theile sind — der **große Ocean**, dessen südlicher Theil auch stilles Meer oder Südsee heißt — und das **indische Meer.** Die ganze **Masse** der Erde aber beträgt mehr als 2662 Millionen Kubikmeilen. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuer große Kugel, schwebend in der unsichtbaren Hand, trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß über tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne die Thiere.

Die Erde ist ringsum mit Luft umgeben. Sie umfluthet den Erdball, sage, gleichsam wie ein unsichtbares Meer. Diese blaue Lufthülle ist der Sammelplatz vieler Naturstoffe und Naturerscheinungen: Wolken, Nebel, Regen, Schnee und Hagel — Donner und Blitz. Wie hoch der Luftkreis ist, das haben die Gelehrten noch nicht genau herausbringen können; daß aber die Dünste der Erde ihn bis auf eine Höhe von etwa 10 Meilen füllen, wird von ihnen behauptet, und daher nennt man diesen untern Theil desselben auch Dunstkreis oder **Atmosphäre.** Die Luft ist in der Nähe der Erde 800 mal leichter als das Wasser, aber ihre Schwere und Dichtigkeit nimmt mit der zunehmenden Höhe ab, da die untere Luft das Gewicht der obern trägt und daher von dieser zusammengepreßt wird.

2. Die Eintheilung der Erde nach den fünf Erdstrichen.

Ihr wißt nun schon, daß die Erde nicht wie eine kreisrunde Scheibe, sondern wie eine Kugel gestaltet ist; was ihr aber noch nicht wißt und fürs erste kaum glauben werdet, das ist, daß die Erde sich in 24 Stunden einmal und zwar von Westen gegen Osten umdreht, und daß durch diese Umdrehung der Erde Tag und Nacht entsteht. Wie das zugeht, das werdet ihr im folgenden Abschnitte besser einsehen lernen; für jetzt müßt ihr es nun einmal als ausgemacht annehmen — denn die Gelehrten, die uns ja viele Jahre im Voraus bis auf die Minute ankündigen, wann Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen, was doch nicht jedermann kann, wissen auch dieses ganz genau und sagen: „Die Erde dreht sich alle 24 Stunden einmal um."

Wenn nun aber eine Kugel sich in immer gleicher Richtung umdreht, so bleiben zwei Punkte auf ihrer Oberfläche in Ruhe; diese Punkte nennt man die **Pole**, und die gerade Linie, die man sich zwischen diesen beiden Punkten denken kann, heißt ihre **Achse**. Denjenigen Endpunkt der Erdachse, der uns am nächsten liegt, nennen wir den **Nordpol** der Erde, den entgegengesetzten nennen wir den **Südpol**.

Wenn ihr euch genau in der Mitte zwischen den beiden Polen einen Kreis rund um die Erde denkt, so habt ihr den **Äquator**, d. h. **Gleicher**, denn er theilt die ganze Erde in zwei gleiche Halbkugeln, die nördliche, auf welcher wir wohnen, und die überhaupt das meiste feste Land enthält, und die südliche, auf welcher nur der kleinere Theil des festen Landes und einige größere Inseln liegen. Nun werdet ihr aber doch nicht glauben, der Äquator sei eine wirkliche Linie, so etwa ein Reifen oder ein dicker Strich rund um die Erde. Ihr müßt euch eine solche Linie nur denken.

Wie kann man denn aber wissen, wo diese Linie auf der Erde ist? — Recht gut kann man das wissen; denn man kann es an der Sonne bemerken. Zu der Zeit nämlich, wo bei uns auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich ist, am 21. März und am 23. September jeglichen Jahres, steht die Sonne gerade über dem Äquator, und die Leute, die rund um die ganze Erde auf dem Äquator wohnen, sehen zu Mittage die Sonne gerade in ihrem **Scheitelpunkt** (Zenith). Da wirft denn kein Baum und kein Haus einen Schatten, weil das Licht der Sonne nicht seitwärts, sondern gerade von oben herab auf die Gegenstände fällt und ein offener Brunnen ist im Augenblick des Mittags vollständig erleuchtet. Da wissen es also die Leute, daß sie auf dem Äquator wohnen, und die Schiffer merken es auch, wenn sie auf der See in die Gegend des Äquators kommen.

Genau über dem Äquator steht die Sonne nur an den beiden genannten Tagen. Vom 21. März an rückt sie täglich ein wenig weiter gegen Norden und jetzt sehen die Leute, welche ein wenig nördlich vom Äquator wohnen, die Sonne zu Mittage in ihrem Scheitelpunkte.

Das geht nun auch so fort bis zu unserem längsten Tage, den 21. Junius, und alle die Leute, welche rund um die ganze Erde auf dieser Linie wohnen, sehen die Sonne nach und nach zu Mittage in ihrem Scheitelpunkt. Das sind nun aber auch die letzten auf der nördlichen Halbkugel der Erde, welche die Sonne zu Mittag in ihrem Scheitelpunkte sehen; denn vom 21. Juni an wendet die Sonne sich wieder gegen Süden, und daher heißt jene Linie auf der Erde der **nördliche Wendekreis.** Am 23. September steht die Sonne aber wiederum über dem Äquator, und am 21. Dezember, d. i. an unserem kürzesten Tage, steht sie jenseit des Äquators über dem **südlichen Wendekreis.** Wenn die Sonne im südlichen Wendekreise steht, dann reichen ihre Strahlen auf der nördlichen Halbkugel nur bis hier an diese Linie, welche der **nördliche Polarkreis** heißt, und wenn sie im nördlichen Wendekreise steht, dann reichen sie nur bis hier an den **südlichen Polarkreis.** Da seht ihr also, daß man die Wendekreise und die Polarkreise nicht willkührlich oder nach Gutdünken gezogen hat; ihre Lage ist durch den Lauf der Sonne selber bestimmt. Die Polarkreise bilden zur Zeit des längsten und kürzesten Tages die Gränze des erleuchteten Theils unserer Erde. Die Sonnenstrahlen reichen dann nur bis an die Polarkreise, und hier scheidet sich also das Licht und die Finsterniß.

Alle die Leute, die zwischen den beiden Wendekreisen wohnen, sehen die Sonne zweimal im Jahre in ihrem Scheitelpunkte, und sie steht ihnen auch sonst niemals sehr niedrig, so daß die Sonnenstrahlen dort fast immer senkrecht auf die Erde fallen. Darum ist es auch zwischen den beiden Wendekreisen viel heißer als in unseren Gegenden, wo die Sonnenstrahlen mehr schief auf die Erde fallen.

Wie geht es aber den Leuten, welche nördlich vom nördlichen Wendekreise, oder südlich vom südlichen Wendekreise wohnen? Es geht ihnen ganz erträglich, wie wir ja an uns selber sehen, die wir doch schon ziemlich weit vom nördlichen Wendekreise entfernt wohnen. Die Sonne steht für uns am höchsten, wenn sie über dem nördlichen Wendekreise steht, d. i. an unserem längsten Tage, und steht für uns am niedrigsten, wenn sie über dem südlichen Wendekreise steht, d. i. an unserem kürzesten Tage. Je weiter nun ein Ort vom Äquator entfernt, und je näher er einem der beiden Pole liegt, desto niedriger steht für ihn die Sonne sowohl am längsten, als am kürzesten Tage, und wer gerade auf einem der beiden Polarkreise wohnt, der hat an seinem kürzesten und an seinem längsten Tage ein merkwürdiges Schauspiel. An dem kürzesten Tage geht die Sonne für den nördlichen Polarkreis eigentlich gar nicht auf. Sie steht im südlichen Wendekreise und ihre Strahlen reichen gerade nur bis an den nördlichen Polarkreis. Wenn nun die Mittagszeit eintritt, so zeigt sich die Sonne am südlichen Himmel nur auf einige Augenblicke; recht, als ob sie sagen wollte: ich bin noch immer da, aber ich habe keine Zeit, lange bei euch zu verweilen. Das alles aber sucht sie am

längsten Tage, wenn sie im nördlichen Wendekreise steht, wieder einzubringen. Sie steigt am Himmel nicht eben sehr hoch, etwas höher, als bis zur Mitte des Bogens, den ihr vom Scheitelpunkte bis zum Horizont ziehen könnt; aber dafür geht sie auch den ganzen Tag nicht unter. Gegen Mitternacht senkt sie sich gerade im Norden auf einen Augenblick bis zum Horizont hinab; aber es ist, als ob es ihr leid werde, von uns zu gehen, und flugs hebt sie sich wieder und durchläuft ihre Bahn von neuem. Von da ab macht sie die Nächte für den nördlichen Polarkreis immer ein wenig länger, bis zuletzt die Nacht volle 24 Stunden lang wird und für den Tag eigentlich gar nichts übrig bleibt.

Wie mag es nun erst den Leuten ergehen, die noch über den Polarkreis hinaus wohnen? Das läßt sich leicht denken, wie es denen ergehen muß. Je näher sie dem Nordpol wohnen, desto länger sind im Winter ihre Nächte und im Sommer ihre Tage. Da giebt es Gegenden, wo die Sonne mehrere Tage, Wochen und Monate lang nicht aufgeht, ja wer gerade unter dem Pole wohnte, der hätte ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht; denn in der einen Hälfte des Jahres ginge für ihn die Sonne nicht auf, in der zweiten nicht unter. Aber unter den Polen wohnen, so viel wir wissen, keine Menschen, auch ist noch kein Schiff, so oft man es auch versucht hat, bis zu den Polen hindurch gedrungen. Die kühnen Seefahrer, die das Meer in den Gegenden um den Nordpol untersucht haben, sind meist zwischen ungeheure Eisberge gerathen und haben von Glück zu sagen gehabt, wenn sie wohlbehalten wieder in ihre Heimath gekommen sind.

Das muß doch ein klägliches Leben sein, wenn man Wochen und Monate lang die Sonne nicht sieht, sondern so lange Zeit in finsterer Nacht sitzt.

Ohne Zweifel wäre das für uns ein trauriges Leben; aber die Gewohnheit macht vieles erträglich. Einigen Ersatz für das Sonnenlicht gewährt den Bewohnern jener nördlichen Gegenden die Dämmerung, welche der langen Nacht vorangeht und nachfolgt; außerdem aber zeigt sich in jenen nördlichen Gegenden häufiger als bei uns das prächtige Nordlicht, das den ganzen Himmel mit seinen wunderbaren Strahlen erleuchtet, und man kann dort auch ohne das Sonnenlicht schon so viel sehen, als es die Nothdurft gerade erfordert. Das Übelste ist nur, daß die Natur dort gleichsam erstorben ist; kein schattiger Baum, der Früchte brächte, kein üppiges Gras, an dem die Thiere sich erquicken könnten, kein Kornfeld mit üppigem Getreide; höchstens Rennthiere, mit deren Fellen sich die Menschen bekleiden, und von deren Milch und Fleisch sie sich nähren; in mancher Gegend auch wohl Bären, deren Fleisch zur Speise dient, oder Fische, die man als Wintervorrath trocknet und aufbewahrt. Da ist es bei uns doch besser, und überhaupt lebt man am besten und sichersten in den beiden **gemäßigten Erdstrichen** (Zonen), d. i. in dem Strich zwischen den Wendekreisen und den Polarkreisen. In den beiden **kalten**

Zonen, d. h. rund um die Pole herum bis an die Polarkreise, herrscht grimmige Kälte, und die ganze Natur erstarrt. In der **heißen Zone**, d. h. in dem Erdstrich zwischen den Wendekreisen, ist die Hitze allzu lästig, und wenn auch die Natur dort vielerlei Schönes erzeugt, das unseren Gegenden abgeht, so wimmelt's doch auch von schädlichen Insekten und lästigem Gewürm und allerhand Thieren, mit denen der Mensch nicht gern verkehren mag. —

Nun noch eins: Der höhere oder geringere Grad von Wärme und Feuchtigkeit in der Luft in den verschiedenen Zonen der Erde, diese verschiedene Beschaffenheit (Temperatur) der Luft, wie sie mit allen in ihr waltenden Kräften und Naturerscheinungen auf die Erde einwirkt, wird das **Klima** der Erde genannt. Man kann das Klima der Erde nach den verschiedenen Zonen eintheilen in ein heißes, gemäßigtes und kaltes Klima bis zum ewigen Eis und Schnee. Aber nicht blos in wagerechter Richtung vom Äquator nach den Polen zu nimmt die Temperatur so ab, daß wir zuletzt an eine unermeßliche Eis- und Schneedecke kommen, sondern es findet auch in senkrechter Richtung gleicherweise eine Wärmeabnahme aus der Tiefe nach der Höhe statt. Schon auf einem Kirchthurme ist es im Sommer kühler als unten auf der Erde; noch mehr aber merken wir die Wärmeabnahme, wenn wir auf hohe Berge steigen: hier weht beständig, selbst an den wärmsten Tagen, eine kühle Luft. Auf Hochgebirgen ist es aber so kalt, daß deren Scheitel mit einer Decke ewigen Eises und Schnees bekleidet sind. Diese Gegend nennt man die **Schneeregion**, und die untere Linie derselben die **Schneelinie**. Unter dem Äquator ist dieselbe ungefähr 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel — in Deutschland 8000 Fuß — unter den Polarkreisen gegen 3000 Fuß. Woher kommt diese große Verschiedenheit in der Höhe der Schneelinie?

Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt bestieg den Chimborasso bis auf ~~16,000~~ Fuß Höhe. Am Fuße des Berges war die Luft 22 Grad (22^0) erwärmt, in einer Höhe von 3000 Fuß (′) nur $16^1/_2{}^0$, bei 6000′ Höhe $14^1/_2{}^0$, bei 9000′ Höhe noch 11^0, bei 12,000′ nur noch $8^1/_2{}^0$, bei 15,000′ nur $1^1/_2{}^0$. —

3. Das Meer.

Das **Meer** bedeckt den größten Theil des Erdballes, so daß die Erdtheile nur wie größere und kleinere Inseln aus demselben hervorragen.

Es ist ein überwältigender Anblick, zum ersten Male das weite Meer vor uns ausgebreitet zu sehen. Eine unabsehbare Wasserfläche, auf der in verschwindender Ferne das Himmelsgewölbe mit seinen Wolken und Sternen zu ruhen scheint, liegt es vor uns. Wie wallen da die hohen Wellen rastlos fort und fort an das Ufer heran, als wollten sie es stürmen, und stürzen wieder zurück in den unermeßlichen Schooß! Wie spielt es mit den größten Seeschiffen und wiegt sie auf und ab, als wären es Strohhalme oder zerbrochene Schwefelhölzer! Die ge-

fährlichsten Feinde des Seefahrers aber sind die Stürme auf dem Meere. Gewöhnlich geht eine bedrohliche, schwüle Stille dem Toben des Meeres vorher. Erhebt sich der Sturm, so klettern die Matrosen an den Strickleitern empor, reffen die Segel zum größten Theile ein und binden sie zusammen, damit sie dem Winde keine zu bedeutende Fläche darbieten. Die Luken werden nach allen Seiten auf das Sorgfältigste geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Schon bräus't der Sturm daher und peitscht die Wogen himmelan, zwischen welchen furchtbare, bodenlose Abgründe erscheinen. Hebt der Sturm aber noch heftiger seine Schwingen, so müssen auch die zusammengebundenen Segel herabgenommen, im höchsten Nothfalle sogar die Masten gekappt, d. h. nahe am Verdeck abgehauen werden. Nun fliegt das Schiff auf der tobenden Meeresfläche umher, rettungslos verloren, denn bei dem Mangel an Segeln hält es schwer, auch wenn der Sturm vorüber ist, einen Hafen zu erreichen — und es droht alsdann wohl Schiffbruch auf einer Klippe oder der Hungertod der Mannschaft, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Nothleidenden ein Schiff zuführt, das sie aufnimmt und rettet. —

Eine unbeschreiblich schöne Naturerscheinung ist das Leuchten des Meeres. So weit das Auge reicht, scheint oft das Meer in hellen Flammen zu stehen. Oft ziehen den segelnden Schiffen lange flammenrothe Lichtstreifen nach; auch die überschlagenden Wellen leuchten wie ein Feuerregen, und selbst in der Tiefe des Meeres schwimmen eine Menge kleiner Lichter. Es rührt dieses Leuchten vom Schleim der in Verwesung übergegangener Thiere her, mit dem das Meerwasser beständig gemischt ist.

Der Meeresgrund bietet dieselben Verschiedenheiten dar, wie das Festland. Es giebt da Berge, Thäler und Schluchten; daher die verschiedene Tiefe des Meeres, die Klippen, Sandbänke und Korallenriffe, welche den Schiffern oft gefährlich werden. Ja es ist der Meeresboden eigentlich nichts anderes, als eine Fortsetzung des Festlandes unter dem Wasser hindurch. Auch zieren den Meeresgrund ganze Waldungen von herrlichen Gewächsen aller Art, in denen tausenderlei Thiere leben, und die an minder tiefen Stellen das Auge der darüber Hinsegelnden mit den schönsten Farben ergötzen. Die Furcht und der Schrecken dieser Bewohner des Meeres aber, so wie der auf ihm dahin fahrenden Menschen ist der Riesenhai. Er ist furchtbar gefräßig, verfolgt die Schiffe und möchte gern alle lebenden Wesen, die darin sind, fressen. Todte Menschen, die im Schiffe sterben und ins Meer gesenkt werden, verschlingt er ganz und gar. —

Unter allen Schätzen des Meeres — besonders des indischen Oceans — nehmen die Perlen, welche sich in den Schalen der Perlenmuscheln finden, den ersten Rang ein. Sie werden von Tauchern, die man aus Kähnen an langen Seilen hinunterläßt, vom Meeresboden herauf geholt. Es ist dies ein gefährliches Geschäft, aber eine Perle kostet auch oft 25—30 Thlr.

Das Meerwasser unterscheidet sich von dem Wasser auf dem Lande, dem Süßwasser, vorzüglich dadurch, daß es nicht bloß viele aufgelös'te Salztheile in sich enthält, sondern auch mit faulenden Überresten von Seefischen und andern Seethieren angefüllt ist, so daß es davon einen ekelhaften, bittern, Brechen erregenden Geschmack hat, und darum untrinkbar ist. Die Seefahrer sind daher genöthigt, Wasser vom Lande in Fässern mit sich zu führen, das aber auch ungenießbar wird, wenn es Unreinigkeiten enthält, die faulen können.

Was muß doch so ein Seeschiff, besonders aber ein Kriegsschiff, ein ungeheures Gebäude sein. Ein vollständiges Linienschiff hat vier Stockwerke über dem Wasser, und darunter noch die ungeheuern Schiffsräume in dem Wasser. Hundert und zwanzig Kanonen schauen in vier Reihen mit ihren furchtbaren Schlünden zu den Luken heraus; eine Besatzung von 1000 Mann hat in dem gewaltigen Raume ihre Schlafstellen, Speisesäle, Zimmer und Vorrathskammern für Lebensmittel, Kohlen, Pulver, Kanonenkugeln und Schiffsmaterial. Was muß das für eine entsetzliche Verwüstung sein, wenn ein solcher Pallast mit so vielen Menschen in die Luft fliegt! Was für ein ungeheurer Verlust ist es aber auch, wenn in einer Seeeschlacht 8 ja 12 Schiffe genommen werden oder untergehen! Zum Baue gehört ein ganzer Wald von Eichen; 1000 starke Stämme sind nöthig zu einem Schiff, das 100 Kanonen führt. Und wie leicht und sicher schwimmt dennoch ein solcher Koloß auf dem Wasser dahin, wohin der Mensch ihn haben will! —

4. Das nördliche Eismeer.

Groß sind die Gefahren der Korallenriffe im stillen Ocean, aber sie können sich nicht messen mit den Schrecknissen des **Polarmeeres**, und dennoch reizt dieses heilige Meer, wie es an einer Stelle nördlich von Asien heißt, immer von neuem wieder, seinen eisigen Schleier zu lüften, der noch so viele Geheimnisse birgt. Mancher Name eines kühnen Seefahrers steht schon an seinen Küsten eingegraben und zeugt von den Versuchen, die man anstellte, die nördliche Seite von Asien und Amerika zu umschiffen. Selbst bis dahin, wo die Sonne Monate lang verschwindet, das flüssige Quecksilber zu hammerhartem Stein wird, wo die Schneelerche und die Schneegans nicht mehr ausdauern können, die weißen Füchse und die grimmigen Eisbären sich schleichend zurückgezogen haben, und die schaurige Todtenstille nur durch das donnernde Zerbersten des Eises unterbrochen wird, — selbst bis dahin sind kühne Schiffer vorgedrungen, aber den gewünschten Zweck haben sie nicht erreicht. Dort ist das Land des Todes, die ganze Natur ist zu einer Leiche erstarrt. Kein winterlicher Baum mit verglas'ten Ästen und Zweigen schlummert hier, auf ein frohes Wiedererwachen harrend; kein liederreicher Sänger, der in den Gezweigen nistet, läßt sich hören; kein Winterschläfer hat sich in den erstarrten Boden eingegraben. Ein endloses Gefilde, bedeckt mit Schnee und

Eis, so blendend weiß, daß das Auge einen längern Anblick nicht vertragen kann, eine eisige Luft, mit feinem Schneestaub untermischt, der einen brennenden Durst verursacht, ein kieselharter Schnee, der erst gekocht werden muß, wenn man den Durst damit löschen will, — das sind die Gaben des Pols. Wer dort Hütten bauen will, muß sie aus Quadern von Schnee und Eis bauen, wobei die Axt gar leicht wie Glas zerspringt.

Nähert der Schiffer sich der Eisregion des Polarmeeres, so stellen sich bald auch warnende Zeichen ein. Schneeweiße Sturm- und Eisvögel eilen ihm in Schaaren entgegen, in ihrem Zuge die Richtung angebend, von woher das Meer die Schollen diesmal schickt, in ihrem stummen Fluge mahnend, daß, wer nicht mit ihnen zöge, in die Gefilde des Schreckens gerathe. Bald verräth ein weißer Glanz, der Eisblink genannt, daß der Feind näher rückt. Ein donnerähnliches Rauschen und Krachen wird vernehmbar. Ob dieses aus der Luft, oder aus der Tiefe des Wassers kommt, läßt sich nicht unterscheiden. Das Rauschen wird immer stärker und furchtbarer. Die ersten Vorposten des Feindes schlagen als lockeres Grundeis an das Schiff, und bald ist es umringt von größeren und kleineren Eisschollen. Es gilt jetzt, jeden Schritt mit der unglaublichsten Anstrengung dem immer mehr und von neuem andringenden Feinde abzukämpfen. In tausenderlei Gestalten kommt er heran. Tagelang schickt er erst kleinere Schollen. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft nicht eine Stelle, wo sie nicht wären. Mit diesen Schaaren ist der Kampf noch zu bestehen, aber in ihrem Hintergrunde stehen die Unbezwingbaren. Es sind Riesenschollen von einer solchen Größe, daß man sie für Inseln gehalten, von einem solchen Umfange, daß manches deutsche Land darauf Platz hätte. Stehen sie noch fest, dann mag sich der Schiffer nicht bloß an ihrer Form ergötzen, an ihren Eisbergen und Eisthälern, an ihren Eisschlössern und Eisgrotten; zum Aufjauchzen entzückt ihn auch das kühne Farbenspiel dieser Inseln. Das stechend blendende Weiß des Schnees wechselt mit dem völlig durchsichtigen Krystall des Eises, das im hellen Strahl der Sonne alle Regenbogenfarben tausendfach um sich streuet. Auch an lebendigen Wesen fehlt es nicht ganz. Jene Schlösser und Thürme, jene Höhlen und Thäler, von Seehunden und Seerobben werden sie bewohnt, die sich im Winter auf dem Eise herumtreiben; von Eisbären werden sie durchstreift, die mit ihnen von einem Erdtheile zum andern wandern; von Eis und Sturmvögeln werden sie besucht, die ihren Durst in dem süßen Wasser der Teiche löschen, die in der kurzen, immer erleuchteten Sommerzeit entstehen. Diese Bilder erstrecken sich jedoch nicht weiter nach Norden, als bis zum 82. Grad. Von hier bis zum äußersten Pole scheint alles Eis festzustehen, das ganze Gefild ein ewiges, unveränderliches Einerlei zu sein mit Grabesstille und Todtenschauer. Aber wehe, wenn jene starren Riesen Leben und Bewegung bekommen, wenn Sturm und Fluth sich noch mit ihrem Vorrücken vereinen. Vor Kampfeslust schäumend, schicken sie mit schnell

auf einander folgenden Donnerschlägen die Wogen hämmernd voraus an die Planken des Schiffes und rücken, wie ihrer Macht sich bewußte, stolze Streiter mit eben so viel Majestät als Getöse nach. Hülflos treiben dann die Schiffer umher, jede Sekunde kann die letzte sein, der nächste Augenblick Vernichtung oder Rettung bringen. Hier, inmitten des empörten Elements, kann der Mensch nichts unternehmen; er muß zusehen, wie die freundlichen und die feindlichen Eisschollen um ihn den furchtbaren Kampf kämpfen und es den Schutzgeistern seines Schiffes überlassen, ob sie ihn aus der gefahrvollen Schlacht unversehrt herausführen. Geschieht es, daß die Eisinseln zerschellen, so wird das Meer dadurch oft in eine so stürmische Bewegung gesetzt, daß die größten Schiffe, welche sich in der Nähe befinden, dem Untergange nahe gebracht werden können, und kleine Fahrzeuge noch in weiter Entfernung verschlungen werden. Wird aber das Schiff von zwei gegen einander treibenden Eisschollen gefaßt, so bleiben von ihm nur die zerquetschten Holzfasern übrig.

Im Ganzen sind bis jetzt gegen hundert Entdeckungsreisen in das nördliche Eismeer unternommen, fast sämmtlich von Engländern. Obgleich alle diese Versuche in Bezug auf den Hauptzweck mißlangen, und eine Verbindung zwischen dem atlantischen und großen Ocean durch das nördliche Eismeer für die Schifffahrt immer noch nicht hergestellt ist, so entdeckte man doch eine große Küstenstrecke und gewann wenigstens einiges durch Fischfang und Pelzwerke. Es wurden Pelzkompagnien gestiftet, wie z. B. die Hudsonskompagnie, und dadurch wurden zugleich die Küsten jener Länder immer mehr und mehr erforscht. Die ersten bedeutenden Schritte zur Beschiffung des Polarmeeres geschahen schon von John Davis (1585—1587) und von William Baffin (1615—1616). Im Jahre 1831 machte John Roß die wichtige Entdeckung des magnetischen Nordpols, woselbst die Magnetnadel eine senkrechte Stellung einnimmt und in diesen Gegenden für die Schifffahrt unbrauchbar wird. Im Juli 1845 sandte die englische Regierung den Kapitain John Franklin aus. Zwei Jahre waren verflossen, ohne daß man etwas von ihm hörte. Da beschloß die Regierung eine Expedition zur Auffindung des Verunglückten auszusenden. An der Spitze stand der Kapitain James Clark Roß, im Mai 1847. Am 3. November 1849 kam er mit seinen beiden Schiffen wohlbehalten wieder nach England zurück, ohne eine Spur von John Franklin entdeckt zu haben. Er hatte in dem Eismeere länger als zwei Jahre zugebracht und am Kap Leopold überwintert. Die beiden Schiffe, welche hier 600 Fuß von einander entfernt lagen, wurden überdacht, ein sieben Fuß hoher Schneedamm von dem einen zu dem andern gezogen. So vorbereitet, erwartete man die lange Nacht; am 9. November verschwand die Sonne, um erst nach einer dreimonatlichen Abwesenheit zurückzukehren. An Lebensmitteln fehlte es nicht, da man sich vor der Abreise mit denselben für tausend Tage versehen hatte, indem man darauf

gefaßt sein mußte, zwei, drei Jahre lang nicht vom Eise loskommen zu können. Vierfüßige Thiere sah man, mit Ausnahme der weißen Füchse und einiger Bären, nicht. Eine Anzahl Füchse fing man in Fallen, schenkte ihnen jedoch die Freiheit, nachdem man sie mit einem kupfernen Halsbande versehen, das den Namen des Schiffes und die Angabe der Orte enthielt, an welchen die Gesellschaft Vorräthe an Kohlen und Lebensmitteln niedergelegt hatte. Man hoffte, es werde vielleicht ein solcher Briefträger von Franklins Mannschaft, falls dieselbe sich noch am Leben befinden sollte, eingefangen werden und Kunde geben von dem, was für ihre Rettung gethan sei. Obgleich alles fruchtlos geblieben, so hat England dennoch wiederholt neue Expeditionen veranstaltet, die Unglücklichen von neuem aufzusuchen.

5. Die Strömungen im Meere.

Zwischen den Wendekreisen des **großen Oceans**, des **atlantischen** und des **indischen Meeres** fluthet in unwandelbarer Richtung, der Achsendrehung der Erde entgegen, das Meer gleich einem unaufhörlichen Strome von Osten nach Westen. Wie ein Riesenfluß, dessen Ufer aber wiederum Meerwasser ist, bewegt es sich in dem großen Ocean in schwacher leiser Strömung von der steilen Westküste **Chili's** und **Peru's** aus, bis sich ihm in den **südindischen Inseln** die ersten Hindernisse entgegenstellen. Mit Gewalt stürzt es nun an die **östliche Küste Asiens**, die daher so viele Buchten und Busen hat, drängt sich zwischen **Borneo, Celebes, Java** nach **Ceylon** und **Madagaskar** hin und theilt sich an der **Ostküste Afrikas**, wo der eine Theil das **Kap der guten Hoffnung** umfluthet, während der andere auf das **rothe Meer** sich stürzt. Nicht umsonst führt die Eingangsstraße zu demselben den Namen „Thränenpforte“, nicht umsonst warnt das Kap „Hüte dich“ den Schiffer, der das rothe Meer verlassen will. Gar oft wird er drei- bis viermal in dasselbe hinein geworfen, ehe es ihm gelingt, das durch eine Insel getheilte, hafenlose Thor der Thränen zu durchschiffen. Während die Fluthen dieses Meeres ganze Wälder von rothen Korallen, ganze Sammlungen von schön gezeichneten und verschieden gestalteten Muscheln bergen, zwischen welchen träge Schildkröten schleichen und bunte Fische spielen, sieht man nicht selten auf den schäumenden Wellen desselben die Trümmer des Unglücks hin und her treiben. — Wie von **Amerika's Westseite**, so geht auch von **Afrika's Westseite** ein Strom zwischen den Wendekreisen durch das **atlantische Meer**, der sich an Amerika's Küste bricht. Er treibt mit einer solchen Kraft auf die **Ostseite der neuen Welt**, daß der Felsdamm von **Panama** vielleicht doch schon durchbrochen wäre, lägen nicht als Schutz die großen und kleinen **Antillen** davor. Dieser Strom, der **Äquatorialstrom** genannt, spaltet sich in einen nördlichen und südlichen, wenn er sich der amerikanischen Küste genähert hat. Der südliche bildet die **brasilianische Küstenströmung**, die sich in einer Entfernung von

200 Meilen vom Lande hält und zuletzt wieder nach der **Südspitze von Afrika** herübergerissen wird. Der nördliche, nach dem Golf von Mexiko der **Golfstrom** genannt, geht längs der Küste von Florida an den vereinigten nordamerikanischen Freistaaten vorbei bis zur großen **Neufoundlandsbank**, wo sich alljährlich zahlreiche Stockfische und zahlreiche Schiffe zum Fang derselben einfinden. Von Neufoundland aus wendet er sich nach Osten, der Bewegung der Erde folgend, und läuft, je nach den Jahreszeiten, bald südlich, bald nördlich von den **Azoren**, ja oft selbst an der Küste **Englands** aus. Von den Azoren ist die Strömung dann auf **Afrika** gerichtet, wo sie so an Schnelligkeit zunimmt, daß sie ein Schiff in einem Tage 30 Meilen forttreibt, daher alle diejenigen, welche nach der Südspitze von Afrika segeln, sich nahe an der Küste halten, beim Rückweg aber so weit von der Küste bleiben, daß die Strömung keine Wirkung mehr äußert. Zuletzt wird der Golfstrom an der Küste von Afrika wieder nach **Westen** fortgerissen und macht so einen Kreislauf nahe an 4000 Meilen, aber nicht überall mit gleicher Schnelligkeit. Man hat berechnet, daß ein Boot ohne Segel, ihm ganz überlassen, in drei Jahren den Kreislauf vollenden würde. In dem Golf von Mexiko wird er unter dem Einflusse einer tropischen Sonne wie in einem riesigen Kochtopfe täglich erwärmt und dann in Gegenden getragen, die einer ganz anderen Temperatur angehören, um dort die aus dem Norden einbrechenden Eisschollen zu schmelzen. Sieben Wochen nach dem Ausflusse aus dem mexikanischen Golf haben seine Temperatur nur wenig zu vermindern vermocht, und erst die Eisschollen, welche im Mai aus dem Norden in ihn einbrechen, vermindern seine Wärme, müssen dies aber mit ihrer eignen Zerstörung büßen. Lange vor der Entdeckung Amerika's hatte der wohlthätige Golfstrom schon Zeichen des Lebens von diesem Erdtheile gegeben, hatte treulich jedes Jahr Bäume, Früchte, Samenkörner von Amerika an den Küsten Irlands, Frankreichs, Schwedens abgesetzt und so unermüdlich zum Aufsuchen aufgefordert, aber lange glaubte man, eine verzauberte, in Nebel gehüllte Insel sei es, welche diese Sachen schicke, um die Neugierigen zu verführen und ins Unglück zu stürzen. Jetzt weiß man, daß der die Westküsten unseres Erdtheils erwärmende Golfstrom sie bringt. Hat man doch schon oft an Amerika's Küste absichtlich dem Golfstrom Flaschen mit Früchten übergeben, die dann nach der alten Welt hinübergeschwommen sind. — Auch in den salzigen Fluthen des **mittelländischen Meeres** kreiset ein Strom. Mit herkulischer Gewalt durchbrach der Ocean einst den Gebirgsrücken, der bei den Säulen des Herkules (Gibraltar) Afrika mit Europa verband, stürzte dann in das tiefer gelegene Becken hinter dem Gebirgswall und bildete den westlichen Theil des mittelländischen Meeres, während der östliche durch den Durchbruch des **schwarzen Meeres** entstand, das ehedem keinen Ausweg hatte und bei Konstantinopel die Verbindung Asiens mit Europa schwach genug fand, um diese Erdtheile hier zu trennen. Wie heftig dieser

Durchbruch gewesen sein muß, zeigen die vielen und verschieden geformten Eilande des Inselmeeres. Noch jetzt schickt das schwarze Meer seine Gewässer fortwährend durch die Straße von Konstantinopel in den **Archipel**, von wo aus sich der Strom an der Küste von **Kleinasien** herunterschlägt, dann in westlicher Richtung an der **Nordküste Afrika's** entlang nach Gibraltar geht. In entgegengesetzter Richtung bewegt sich noch immer ein Strom aus dem atlantischen Ocean über den Hügelrücken hinweg, der quer durch die Straße von Gibraltar wie eine Binde von Afrika nach Europa hinzieht, und läuft an der Südküste von Europa entlang, weshalb alle Schiffe, wollen sie auf dem mittelländischen Meere nach dem Morgenlande fahren, stets an der europäischen Küste entlang segeln, kehren sie zurück, an der afrikanischen. So kreiset das Meer auf der östlichen wie auf der westlichen Erdhälfte ohne Unterbrechung, und die Erdtheile tragen deutlich genug die Spuren davon. Alle sind an ihrer Ostküste zerrissen und zersplittert, mit Trümmern von Inseln besäet und mit Halbinseln versehen. Außer diesen Strömungen macht der Ocean noch innerhalb eines Tages, gleich einem gewaltigen Pendel, regelmäßig vier Schwingungen, bekannt unter den Namen **Ebbe** und **Fluth**. — Ohne dieses Pulsiren des Meeres würde weder der Wind noch der Salzgehalt dasselbe vor Fäulniß und alle Wesen vor dem Tode bewahren, denn nur diese Pulsschläge sind es, welche vermögen, das Meer bis auf seinen tiefsten Grund zu erschüttern und dadurch die Fäulniß zu verhüten. So arbeitet das Meer seit Anbeginn in rastloser Thätigkeit, als ob es athmete und lebte. Das nimmer ruhende Wasser zirkulirt durch alle seine Theile hindurch, wie das Blut sich bewegt vom Herzen zu den Gliedern und von den Gliedern wieder zum Herzen.

6. Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einem Male das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gips sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und anderen Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Ähnliches zu sehen. Auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und

gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Das rasche Zurückweichen des Meeres von dem festen Lande ist übrigens nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im Würtembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an anderen Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und anderen solchen Thieren waren, welche nur in sehr heißen Ländern leben können; dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also einmal da viel wärmer gewesen sein als es jetzt ist.

Die Knochen oder andere Überreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden, gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer, als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Überreste von Menschen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesenelen, das zentnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger, als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne, wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken zwölf Fuß lang und sechs Fuß hoch und hatte furchtbar lange und scharfe Klauen.

Überreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von vierundzwanzig Fuß Länge (in den Niederlanden bei Mastricht), ferner Krokodille, so groß, wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheurer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren vier Zoll lang und fünf Zoll breit, der Fisch also wohl siebzig Fuß lang. Der Überreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches

für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viele Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein, denn nur in einem so kalten Lande wie Sibirien konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht so recht. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam, und ihre höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein, und ein Theil des Meeresgrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln und Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen aus vulkanischem Feuer erzeugten, aus dem Wasser und im Wasser gebildet.

Die Gebirge, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen, und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Berge der Erde bilden, nennt man **Urgebirge.** Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, woraus unsere Schiefertafeln gemacht werden, oder aus Glimmerschiefer, einem Schiefer, der viel glänzende dünne Blättchen bildet, oder aus Granit. Die Urgebirge haben die meisten Erze: Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen in sich.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, Sandstein und Gips bestehen und viel Muscheln, Steinkohlen und Salz in sich führen, nennt man **Flözgebirge**. Diese Steinmassen liegen in großen Lagen über einander, die man Schichten nennt, und die dem Gebirge das Aussehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flöze. Diese Gebirge enthalten zwar nicht so viele Erze, als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmei und sehr viel Eisen.

Den losen Sand, Lehm und Töpferthon, die in unseren Ebenen liegen und woraus auch die Hügel bestehen, die man da sieht, nennt man **aufgeschwemmtes Land.** Da findet man außer dem Lehm und Töpferthon und außer Braunkohlen nicht viel Besonderes. Über allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- und Gartenerde.

7. Das Innere der Erde.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte

in Tyrol und Böhmen über 3000 Fuß hinunter in die Erde gehen, so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers, von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über 10 Millionen Ellen. Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, denn der schöne Ortlesberg in Tyrol ist über 12,000 Fuß, der Chimborasso in Amerika 20,000 Fuß und das Himalaya-Gebirge in Asien 26,000 Fuß hoch.

Wenn man nun alles das, was die Menschen bei ihrem Hinuntergraben in die Tiefe beobachteten, zusammennimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dies besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Höhlen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Denn bei großen Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zu nämlicher Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, z. B. im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika verbreitet.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache sein, welche große Wärme um sich her verbreitet. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, und auch in einige Bergschächte des sächsischen Erzgebirges hinunter steigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben, und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbstständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß.

Die feurigen und geschmolzenen Massen (Lava genannt), welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten heraufdringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. v. Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinunter gesehen. Da sah er in einer ungeheuren Tiefe, unten in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrang. Auch im Ätna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken.

Daß der eigentliche Heerd der Vulkane gar tief und weit entfernt sein müsse, zeigen noch die öfters über 30 Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen stattfinden. Überhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, gar

gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf 30 Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen, Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf. Regengüsse stürzen nieder und machen die ausgeworfene Asche zu einem Schlammstrome, welcher im Jahre 79 nach Christo in der Nähe des Vesuv zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat. Wie hießen diese Städte? —

8. Die Bewohner der Erde (die Menschheit).

Das eine Drittel der Erdoberfläche, woraus das Land besteht, beträgt etwas über drittehalb Millionen Quadratmeilen und diese sind den **Menschen**, deren jetzt mehr denn 1100 Millionen auf der Erde leben, zur Bewohnung angewiesen. Daher kommen auf jede Million Quadratmeilen über 400 Millionen Menschen, oder: auf jeder Quadratmeile würden mehr als 400 Menschen leben, wenn sie für alle Länder durchaus gleich vertheilt wären. So ist es aber in der Wirklichkeit keineswegs; denn — von einigen Statistikern höher, von andern niedriger geschätzt — leben in:

Europa	auf	182,000	Q.-M.	266	Mill.,	also	auf	1 Q.-M.	1461	Menschen
Asien	„	880,000	„	650	„	„	„	1 „	738	„
Afrika	„	550,000	„	150	„	„	„	1 „	272	„
Amerika	„	750,000	„	65	„	„	„	1 „	86	„
Australien	„	180,000	„	4	„	„	„	1 „	22	„ .

Auf der ganzen Erde leben also auf 2,542,000 Quadratmeilen 1135 Millionen oder auf einer Quadratmeile im Durchschnitt 446 Menschen.

Diesen Erdenraum nun bewohnt und bebauet das Menschengeschlecht; es wandert und reiset von einem Himmelsstriche zum andern, übersegelt das trügliche Element der weiten Oceane, sucht seine Nahrung und die Befriedigung seiner Bedürfnisse auf und unterhalb der Erdfläche, verschönert den Anblick der Natur und veredelt ihre Produkte durch seine Werke der Kunst und durch gemeinnützige Erfindungen. Von einer Zone zur andern schlägt das Menschengeschlecht seine Wohnplätze auf, wie es das Klima und die Beschaffenheit des Erdreichs — aber auch Gebräuche, Sitten und Lebensart mit sich bringen; denn nach ihrer Lebensart sind die Bewohner der Erde gar sehr von einander verschieden, und man theilt die ganze Menschheit hiernach in drei Hauptklassen: in **wilde Völker, Hirtenvölker** und **gesittete Völker. Wilde Völker** giebt es vorzüglich noch in Australien, in Asien und Afrika. Sie säen und pflanzen nicht, sie sorgen überhaupt nicht für die Zukunft, sondern gehen nur dann auf Nahrung aus, wenn der Hunger sie dazu treibt. Ihre Hauptbeschäftigung ist daher Jagd oder Fischerei. Sie haben keine Gesetze und keine Obrigkeit; der Stärkste oder der Geschickteste ist gewöhnlich ihr Anführer, wenn sie auf die

Jagd gehen oder in den Krieg ziehen. — Die **Hirtenvölker** leben bloß von der Pflege des Viehes. Sie haben ein Eigenthum, nämlich ihre Heerden, und ziehen mit diesen aus einer Gegend in die andere, um Weideplätze aufzusuchen, und darum wohnen sie nicht, wie wir, in festen Häusern, sondern in beweglichen Hütten oder Zelten. — Nur **gesittete Völker** bebauen das Feld und treiben allerlei Handwerke und Künste, sind durch Wissenschaften gebildet, und besitzen also mehr Verstand und mehr Kenntnisse als die wilden und Hirtenvölker. Sie wohnen in festen Häusern, mehrere Familien bauen sich nahe bei einander an, und bilden so Dörfer und Städte oder Gemeinden. Gesittete (civilisirte — cultivirte) Völker haben Obrigkeiten (Kaiser, Könige, Herzoge, Präsidenten u. s. w.) und leben nach bestimmten Gesetzen; sie bilden Staaten: Monarchien (absolute oder konstitutionelle) oder Republiken. —

Die Menschen unterscheiden sich aber auch nach ihrer Körperbeschaffenheit: nach Gestalt, Hautfarbe, Gesichtszügen, Bildung des Schädels und der Haare. Diese Unterscheidung nennt man **Racen**-Unterschiede, und hiernach theilt man die Menschheit ein in: 1. die **kaukasische Race**, mit weißer Hautfarbe, — der schönste und bildungsfähigste Stamm (Europa, Westasien, Nordafrika); 2. die **Mongolische Race**, mit gelber Hautfarbe, schiefliegenden Augen, hervorstehenden Backenknochen, flachem Schädel und schwarzem Haar (Süd- und Ostasien, Nordeuropa und die nördlichsten Amerikaner); 3. die **äthiopische** oder **Neger-Race**, mit schwarzer Hautfarbe, aufgeworfenen Lippen und krausem, wolligem Haar (West- und Südafrika); 4. der **amerikanische Menschenstamm**, mit rothbrauner Hautfarbe, kleinen, tiefliegenden Augen, gebogener Nase und schlicht herabhängendem Haar (in Amerika allein); 5. die **malaische Race** ist den Negern sehr ähnlich, nur daß ihr die rothen Lippen und das wollige Haar fehlen, auch ist ihre Hautfarbe braun (Australien und Südostasien).

Ferner unterscheiden sich die Menschen nach den **Sprachen**, die sie reden, und eben nach seiner Sprache kann man den Bildungszustand eines Volkes am besten beurtheilen; denn die Sprache ist ein Spiegel des innern, geistigen Lebens des Menschen. Man rechnet auf der ganzen Erde etwa 3000 verschiedene Sprachen. Viele von diesen Sprachen, wie die lateinische, sind ausgestorben, d. h. kein lebendes Volk der Erde spricht dieselben mehr, und diese heißen daher **todte** Sprachen, im Gegensatz zu denen, die noch geredet und daher **lebende** Sprachen genannt werden. Die englische und französische sind die jetzt verbreitetsten unter allen lebenden Sprachen.

In Hinsicht der **Religion** oder der Verehrung, eines höchsten Wesens, theilen sich die Menschen in Verehrer eines Gottes (Monotheisten), wozu die **Christen**, **Juden** und **Muhamedaner** gehören — und in Anbeter mehrerer Götter (Polytheisten), die man **Heiden** nennt. Die Christen (320 Mill.) theilen sich wieder in römisch-katholische (gegen 180 Mill.), evangelische (gegen

70 Mill.), und griechische Christen (gegen 70 Mill.). Die Juden zählen gegen 10 Mill., die Muhamedaner gegen 160 Mill., und die Heiden über 600 Mill., die sich wieder in Buddhaisten, Brahminen und Fetischdiener theilen und die Geschöpfe und Gebilde ihrer eigenen Hand anbeten und wohl gar diesen noch Menschenopfer darbringen. —

IV. Geschichten aus der Geschichte der Menschheit.

1. Die Phönizier.

Im Norden des heiligen Landes liegt ein hohes, einst mit Cedernbäumen dicht bewachsenes Gebirge, der Libanon genannt, und an dessen westlichen Abhängen, so wie in der, von Natur unfruchtbaren, schmalen und sandigen Uferebene am mittelländischen Meere wohnten einst die **Phönizier**, Nachkommen Chams. Von ihren spätern Hauptstädten hießen sie in der heiligen Schrift gewöhnlich Tyrer oder Sidonier. Da ihr Land sie unmöglich ernähren konnte, so suchten sie ihre Speisen im Wasser, fingen an zu fischen und zu schiffen; und da sie das feste Cedernholz so nahe hatten, bauten sie sich lauter kleine Archen und trieben damit Fischerwerk. Nach und nach wagten sie sich weiter fort von ihrem Vaterlande. Aber wie fanden sie die Wege? Fahrgeleise giebt's doch auf dem Wasser nicht, und immer dicht am Ufer hinzufahren ist unmöglich, weil das Meer gewöhnlich schäumend gegen das Ufer hinwogt, und die Schiffe zerschmettern würde. Die Phönizier wußten sich aber doch zu helfen: — sie richteten sich nach den Sternen.

Anfangs trieben sie auch wohl das unsaubere Geschäft der Seeräuber, indem sie nach der Insel **Cypern** fuhren, dort Leute stahlen und diese anderswo als Sklaven verkauften. Bald jedoch segelten sie als Kaufleute längs den Ufern des mittelländischen Meeres bis nach Afrika, wo sie eine Colonie, **Karthago**, erbauten. Sie ruderten dann weiter bis nach Spanien (Tarsis) und fanden dort eine ungeheure Menge Silber. Zuerst füllten sie ihre Schiffe damit an, dann knüpften sie die dicken Steine, die sie als Anker jedesmal ans Ufer warfen, wenn sie stille liegen wollten, los von ihren Stricken, banden Silberklumpen daran und kamen reich beladen nach Hause zurück. Später wagten sie sich sogar ins atlantische Meer nach England, wo sie Zinn eintauschten — und nach Preußen, wo sie den Bernstein holten. Und damit anderer Leute Schiffe ihnen nicht folgen möchten, erzählten sie daheim: „Ja, ihr solltet nur einmal hinaus kommen über die Säulen des Herkules*), wie gräulich es da aussieht. Die Sonne brennt,

*) Über die Meerenge von Gibraltar.

wie ein Schmelzofen; das Meer ist so dick schlammig, wie Mehlbrei; und Schilf wächst darin, so hoch, wie die Mastbäume. Und nun noch die gräulichen Drachen dazwischen mit vielen Köpfen und spitzigen Zähnen, welche schreckliche Flammen aus dem Rachen blasen, — und wer sie ansieht, wird augenblicklich zu Stein!" — Die Leute glaubten auch den Lügnern und blieben ruhig zu Hause.

Unter den vielen Erfindungen, welche die Phönizier theils gemacht haben sollen, theils wirklich gemacht haben, merket euch noch:

1. Das **Glas.** Tyrische Schiffer landeten einst an den sandigen Ufern des Belusbaches, waren hungrig und wollten sich eine Suppe kochen. Gleich wurde der Kessel aus dem Schiffe ans Ufer getragen und angefüllt. Da keine Steine in der Umgegend waren, trug man, ebenfalls vom Schiffe her, etliche Salpeterstücke herbei, setzte den Kessel darauf und machte ein tüchtiges Feuer darunter. Bald war die Suppe fertig und noch bälder von den hungrigen Schiffern verzehrt. Und nach dem Essen rührte einer, vielleicht zum Zeitvertreib, in der noch warmen Asche umher. Auf einmal! — was sieht er? Ein durchsichtiges, glänzendes Stückchen Stein, so glatt und schön, wie er es nimmer gesehen. Was ist das? fragt er die andern. Sie wußten's auch nicht, merkten aber bald, daß das neue, schöne Gestein wohl aus der Asche, dem Salpetersalze und Sande zusammengeschmolzen sein müsse, und hatten Recht. Sie versuchten's noch öfter und — das Glas war erfunden. Anfangs wurde dasselbe aber so kostbar gehalten, wie Gold und Bernstein, und wer ein Stückchen hatte, vielleicht wie eine Erbse groß, freute sich und that's in einen Fingerring. Zu Fenstern gebrauchte man es damals noch nicht. In den Häusern begnügte man sich entweder mit offenen Fenstern, oder man behängte sie mit Tüchern oder dünngeschabtem Leder, in späterer Zeit auch mit Papier. Selbst die Kirchen haben in Deutschland erst im 10. Jahrhundert Glasfenster erhalten, und noch ums Jahr 1458 nennt der Kardinal Äneas Sylvius*) es als eine der größten Zierden der Stadt Wien, daß alle Häuser Glasfenster hätten. —

2. Das **Rechnen** wollen die Phönizier auch erfunden haben; ebenso

3. Das **Geld.** Vorher tauschte man nämlich für irgend ein rohes Stück Kupfer oder Silber oder Gold ein Schaf, eine Kuh, oder was man sonst gebrauchte, ein. Die Tyrer drückten aber auf jene Metallstücke von bestimmtem Gewichte irgend ein Thierbild, und eben solch ein Thier oder etwas desselben Werthes konnte man dann für jenes „Geldstück" bekommen.

4. Die **Buchstabenschrift.** Manche sagen aber, die Tyrer hätten dieselbe von den Chaldäern gelernt, und diese wären mithin die eigentlichen Erfinder derselben.

5. Die **Purpurfarbe.** Aber genau genommen hat ein phönizischer Hund dieselbe erfunden. Derselbe war nämlich bei einem Schäfer im Dienste, ging aber, wenn er Zeit hatte, fleißig ans Meer und

*) Nachher unter dem Namen Pius II. Papst 1458 († 12. Aug. 1464).

fraß sich dort satt an den stachlichen Purpurschnecken. Davon bekam er ein rothes Maul. Sein Herr wischte ihn mit Wolle ab, und bemerkte, daß diese schön roth gefärbt wurde, ging dem Hunde nach, und — die kostbare Purpurfarbe war entdeckt.

Das sind die wichtigsten der Erfindungen, welche die Phönizier gemacht haben. Wahrscheinlich ist aber, daß sie auch den **Kalender** erfunden haben. Auf die Eintheilung der Zeit in Monate führte sie die Beobachtung des Mondes, dessen Veränderungen je in 29 Tagen vor sich gehen, daher auch ihre Monate 28 oder 29 Tage hatten. Auf die Abtheilung des Monats in Wochen führte die Wahrnehmung, daß jedesmal in 7 Tagen eine Veränderung in der Lichtgestalt des Mondes vorgeht. Wenn sie den schönen, wunderbaren Sternenhimmel betrachteten, so merkten sie sich einzelne Sterne und Sterngruppen, und gaben ihnen Namen, die sich zum Theil noch jetzt erhalten haben. Aus solchen Beobachtungen ging in der Folge eine sehr wichtige Wissenschaft, die **Astronomie** oder **Sternkunde** hervor. Wie mancher phönizische Seefahrer, der um Mitternacht an den Ufern des mitteländischen Meeres herumkreuzte, mag wohl vor drei tausend Jahren seine Augen voll Bewunderung und Andacht zu dem schönen Siebengestirne gerichtet haben, das noch jetzt in eben dem Glanze allnächtlich am Himmel prangt, indeß die guten Phönizier schon längst ausgestorben sind. Denn im Jahre 333 v. Chr. Geb. eroberte Alexander der Große, König von Macedonien, ihr Land und zerstörte ihre Städte. Jetzt stehen nur ärmliche Fischerhütten dort, wo einst volkreiche Städte blüheten.

2. Das hölzerne Pferd.

(1200 v. Chr.)

In uralter Zeit belagerten die **Griechen** die Stadt **Troja**, welche unweit der Küste, in Kleinasien lag. Viele griechische und trojanische Helden verloren dabei ihr Leben. Nachdem die Griechen lange erfolglos die Stadt bestürmt hatten, rieth ein Seher, es nunmehr mit List zu versuchen, damit dem grausamen Kriege ein Ziel gesetzt werde. Der schlaue **Ulysses** hatte folgendes Mittel ersonnen: „Wisset ihr was, Freunde," rief er freudig, „lasset uns ein riesengroßes Pferd aus Holz zimmern, in dessen Versteck sich die edelsten Griechenhelden einschließen sollen. Die übrigen Schaaren mögen sich inzwischen mit den Schiffen zurückziehen, hier im Lager aber alles Zurückgelassene verbrennen, damit die **Trojaner**, wenn sie dies von ihren Mauern aus gewahr werden, sich sorglos wieder über das Feld verbreiten. Von uns Helden aber soll ein muthiger Mann, der keinem der Troer bekannt ist, außerhalb des Rosses bleiben, sich als Flüchtling zu ihnen begeben und aussagen, daß er sich der Gewalt der Archiver entzogen habe. Er habe sich nämlich unter dem künstlichen Rosse, welches der Feindin der Trojaner, der Göttin Pallas Athene, geweiht sei, versteckt, und sei jetzt, nach der Abfahrt seiner Feinde, eben erst her-

vorgekrochen. In der Stadt soll er darauf hinarbeiten, daß die Trojaner das hölzerne Pferd in die Mauern hineinziehen. Geben sich dann unsere Feinde sorglos dem Schlummer hin, so soll er uns ein Zeichen geben und die Stadt mit Feuer und Schwert zerstören helfen." Als Ulysses ausgeredet, priesen alle seinen erfinderischen Verstand; aber der Sohn des Achilles erhub sich unwillig und sprach: „Tapfere Männer pflegen ihre Feinde in offener Feldschlacht zu bekämpfen; dadurch müssen wir beweisen, daß wir die bessern Männer sind." Ulysses bewunderte den hochsinnigen Jüngling und erwiederte: „Du siehest wohl, wackerer Mann, daß selbst dein Vater, ein Halbgott an Muth und Stärke, diese herrliche Feste nicht zerstören konnte, und daß Tapferkeit in der Welt nicht alles ausrichtet."

Der Vorschlag wurde nun ohne Säumen ins Werk gesetzt. Die tapfersten Helden begaben sich durch eine Seitenthür in den Bauch des hölzernen Rosses, und die übrigen zogen sich zurück. Voll Freuden strömten die Trojaner herbei, und indem sie das Wunderroß anstaunten, beriethen sie sich darüber, ob sie es in die See werfen oder verbrennen sollten. Denen im Bauche des Pferdes wurde bei solchen Reden ganz unheimlich zu Muthe. Ein trojanischer Priester sprach warnend: „Meint ihr, eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Trauet dem Thiere nicht!" Mit diesen Worten stieß er eine eiserne Lanze hinein, und aus der Tiefe ertönte ein Wiederhall, wie aus einer Kellerhöhle.

Während dies vorging, kam der schlaue Grieche herbei und spielte seine falsche Rolle, und alle glaubten dem Heuchler, welcher sprach: Von jeher war alle Hoffnung der Danaer auf die Hülfe der Göttin Athene gebaut. Seitdem aber aus dem Tempel, den sie bei euch zu Troja hat, ihr Bild, das Palladium entwendet worden, wurde die Göttin erzürnt, und das Glück hatte die Waffen der Danaer verlassen. Sie sind nun geflohen, um das Bild wieder herbei zu schaffen. Zuvor aber erbauten sie noch dieses hölzerne Pferd, das sie als Weihgeschenk für die beleidigte Göttin zurückließen, um ihren Zorn zu versöhnen. Man ließ diese Maschine darum so hoch bauen, damit ihr Trojaner sie nicht durch eure Thore in die Stadt bringen könntet, weil auf diese Weise der Schutz der Minerva euch zu Theil werden würde."

Darauf rissen die Trojaner die Mauern ihrer Stadt nieder, um dem unheilvollen Gaste den Weg zu bahnen; sie fügten Räder an die Füße des Rosses und zogen es jubelnd in ihre heilige Burg, nicht achtend auf die Warnungen der Seherin Kassandra.

Die Trojaner überließen sich die halbe Nacht hindurch der Freude bei Schmaus und Gelage. Unterdessen schlich sich jener Betrüger zu den Thoren und ließ als verabredetes Zeichen eine lodernde Fackel in die Lüfte wehen; dann pochte er leise an den hohlen Bauch des Pferdes, und die Griechen kamen leise zum Vorschein. Mit gezückten Schwertern verbreiteten sie sich in die Häuser der Stadt, und ein gräßliches Gemetzel entstand unter den schlaftrunkenen und berauschten Trojanern. Feuerbrände wurden in ihre Wohnungen geschleudert, und

bald loderten die Dächer über ihren Häuptern. Zu gleicher Zeit stürmten die anderen Griechen in die Stadt; die sich mit Trümmern und Leichnamen anfüllte. Die Danaer bemächtigten sich unermeßlicher Schätze und schleppten Weiber und Kinder an den Strand des Meeres. Troja selbst wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Mit kostbarer Beute und vielen Gefangenen schifften nun die Griechen nach ihrem Vaterlande zurück, von welchem sie zehn Jahre lang entfernt gewesen waren.

3. Lykurg und die Spartaner.

(888 v. Chr.)

Lykurg war der Sohn eines Königs von **Sparta** oder **Lacedämon**. Auf Reisen lernte er die Gesetze anderer Völker kennen, ebenso die Gedichte **Homers** (Ilias und Odyssee), die er mit nach Griechenland brachte. Bei seiner Zurückkunft war Unfrieden und Unordnung im Lande, und darum beschloß er, seinem Volke eine **Verfassung** zu geben, unter der alle, der König wie der gemeinste Bürger, ihre gesammte Thätigkeit der Beförderung des allgemeinen Wohles widmen sollten. Bevor er aber ans Werk ging, begab er sich nach **Delphi**, brachte dem Gott sein Opfer, und fragte, ob sein Vorhaben, Gesetzgeber von Sparta zu werden, einen gesegneten Erfolg haben werde. Der **Orakelspruch** ermuthigte ihn. Um ein anderes Geschlecht von Menschen nachzuziehen, machte er nun solche Anstalten, bei denen zu erwarten war, daß es hinfort nur gesunde und kraftvolle Menschen in **Sparta** geben werde. Nur kräftige Kinder wurden auferzogen und mißgestaltete und schwächliche in eine Kluft geworfen. Die Erziehung war streng und abhärtend. Die Kinder waren nicht warm eingehüllt; man gewöhnte sie früh an geringe Kost; sie mußten lernen allein sein, ohne sich zu fürchten und ohne zu schreien. Nach dem siebenten Altersjahre durfte der Knabe nicht mehr länger im elterlichen Hause bleiben, sondern er kam unter die Aufsicht der Obrigkeiten und wurde öffentlich erzogen. Ihre Übungen, Spiele und ihr ganzes Leben war alsdann gemeinschaftlich. Wissenschaft und Kunst war in Sparta nicht geachtet. Aller Unterricht und die ganze Erziehung war nur darauf berechnet, daß die Knaben willigen Gehorsam und Ausdauer lernten, um einst dem Feinde muthig entgegentreten zu können. Die Knaben mußten sich im Laufen, Ringen und Werfen üben, und zwar warfen sie theils mit runden metallenen Scheiben, theils mit dem Wurfspieß nach dem Ziele. Alle Tage badeten sie sich im Flusse Eurotas. Schuhe waren ihnen nicht gestattet, wenn gleich die Erwachsenen **Sandalen** trugen.

Man gewöhnte die Knaben, auf jede Frage schnell zu antworten; alles, was man sprach, mußte kurz (lakonisch) sein. Der Gesang wurde gepflegt. Die Bürger übten sich in kriegerischen Fertigkeiten, beaufsichtigten die Jugend und widmeten sich dem öffentlichen Dienste. Keiner durfte ein Handwerk, noch sonst ein Geschäft treiben, das auf Gelderwerb abzielte. Die Sklaven, **Heloten** genannt, mußten das unter die Bürger vertheilte Feld bearbeiten und wurden grausam behandelt. Gold- und Silbermünzen waren verboten, dagegen wurde ungeheuer großes eisernes Geld eingeführt. Dadurch wollte Lykurg Diebstahl und Bestechung verhindern. Um Weichlichkeit und Genußsucht ferne zu halten, traf er die Veranstaltung, daß alle Männer öffentlich, in Gesellschaften von je 15, mit einander speiseten.

Die Gütergleichheit gefiel freilich nicht allen, insbesondere den reichen Leuten nicht, welche nicht gern mit allen Bürgern gleichgestellt werden wollten. — Neben dem Könige stand ein Senat (Gerusia) aus 28 sehr bejahrten Mitgliedern, die, vom Volke gewählt, ihre Würde lebenslänglich behielten. In Volksversammlungen wurden die vom Könige und dem Senat gemachten Vorschläge entweder angenommen oder verworfen. Die Oberaufsicht über die ganze Staatsverwaltung hatten die Ephoren oder Aufseher. Die Stadt hatte keine Mauern; die Tapferkeit ihrer Bürger sollte ihr Schutz sein. Wer für das Vaterland fiel, wurde mit Lorbeeren bekränzt bestattet.

Als nun Lykurg seine Gesetze vollendet hatte, reis'te er nach Delphi, um zu fragen, ob an seinen Gesetzen noch etwas zu ändern sei, ließ aber die Spartaner vorher schwören, daß sie bis zu seiner Rückkehr nichts daran ändern wollten. Das Orakel antwortete, Sparta werde bei seinen Gesetzen groß und ruhmvoll werden. Diese Antwort schickte er nach Sparta und kehrte nie wieder dahin zurück.

Diese Verfassung bestand 500 Jahre. Die Spartaner wurden wirklich ein starkes, tapferes Volk; aber sie entfremdeten sich auch den sanfteren, menschlichen Gefühlen.

4. Solon und die Athener.

(594 v. Chr.)

Solon war aus Athen gebürtig. Da er ein Handelsmann war und nebenbei seinen Geist auszubilden strebte, so reis'te er in viele Länder, namentlich nach Kleinasien und der Insel Creta, wo er sich im Umgange mit Dichtern und Weltweisen bildete. Indem er überall die Lebensweise, Sitten und Gesetze der Menschen beobachtete, sammelte er sich die Einsichten und Kenntnisse, womit er später seiner Vaterstadt so nützlich werden sollte. Gleichzeitig mit ihm lebten in Griechenland und Kleinasien Männer, die man wegen ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit die **Weisen** nannte. Es waren ihrer sieben: außer **Solon** noch **Thales** von Milet, **Bias**, **Pittakus**, **Periander** von Korinth, **Kleobus** und **Chilon**. Von jedem dieser sieben Weisen wußte das Alterthum allerlei Aussprüche zu erzählen, in denen ihre Vorstellung von Gottes Wesen und Vorsehung, von der Natur und dem Menschenleben enthalten waren. So von Thales: „Das Urwesen ist Gott; denn er ist nicht geworden. Das Schönste ist die Welt; denn sie ist Gottes Werk. Das Größte ist der Raum; denn er faßt alles in sich. Das Schnellste ist der Gedanke; denn er springt überall hin. Das Gewaltigste ist das Schicksal; denn es bringt alles unter sich. Das Gescheidteste ist die Zeit; denn sie entdeckt alles."

Solon fand bei seiner Heimkehr Stadt und Land in einer großen Verwirrung. Die Reichen hatten das arme Volk ganz in ihrer Gewalt. Wenn die Armen die Zinsen nicht bezahlen konnten, so wurden sie zu Sklaven gemacht und verkauft. Die Reichen waren Richter und richteten nach Willkür. An die Stelle der Könige waren Archonten getreten, und zu einem solchen wählte man Solon. Als Regent des Staates sollte er neue Gesetze geben. Da die Verschuldung der meisten Bürger von Athen das größte Übel war, woran das Gemeinwesen litt, so suchte er die Schuldforderungen zu ermäßigen. Die bisherigen von Drako herrührenden Gesetze, welche auf alle Vergehungen ohne Unterschied Tod oder Verbannung setzten, waren wegen ihrer allzugroßen Strenge unbrauchbar. Solon milderte diese Gesetze und suchte das Volk zur Menschlichkeit zu gewöhnen. So verordnete er: wer in einem Tempel Schutz suche, der solle da unangefochten bleiben; von Todten solle man nichts Übles reden; Fremdlinge solle man nicht beleidigen, sondern gastlich aufnehmen; Verirrten den Weg zeigen; die Sklaven solle man menschlicher behandeln; wer im Kriege verstümmelt worden sei, der solle auf Kosten des Staates erhalten werden.

Was die Verfassung betrifft, so übertrug er der Volksversammlung das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse einzugehen, die Staatsbeamten zu erwählen und Gesetze zu geben und aufzuheben. Das ganze Volk theilte er nach dem Vermögen in vier Klassen. Die vierte Klasse, welche alle ganz unbemittelte Bürger umfaßte, hatte zwar Theil an der Volksversammlung, konnte aber keine Staatsämter bekleiden, was auch schon darum unmöglich gewesen wäre, weil die Ämter keine Einkünfte gewährten. Die neun Archonten, als höchste obrigkeitliche Personen, welche die obere Leitung des Krieges, Gottesdienstes und des Gerichtswesens hatten, beschränkte Solon durch den Rath der 400 (Senat), der jedes Jahr aus ganz unbescholtenen Bürgern neu gewählt wurde. Die größte Gewalt lag in den Händen des obersten Gerichtshofes, welcher Areopag genannt wurde und aus den erfahrensten und redlichsten Männern zusammengesetzt war. Die Archonten wurden nach Ablauf ihres Regierungsjahres in denselben aufgenommen. Der Areopag war der Hauptpfeiler, auf welchen die Verfassung sich stützte, denn er forderte Rechenschaft von den Archonten über ihre Amtsführung, führte die Aufsicht über die öffentlichen Sitten, unterwarf die Volksbeschlüsse einer nochmaligen Prüfung und konnte dieselben billigen oder verwerfen. Seine gerichtlichen Sitzungen, in welchen er ohne weitere Berufung über Leben und Tod entschied, hielt er bei Nacht und ohne Licht. Die Abstimmung geschah durch Scherben, welche man entweder in die Urne des Todes oder in die der Erbarmung warf. Die strenge Gerechtigkeit dieses Gerichtshofes war in ganz Griechenland berühmt. Aber nicht nur dem öffentlichen, sondern auch dem Privatleben der Athener wollte Solon eine heilsame Umgestaltung geben. Darum sorgte er vor allem für die Erziehung der Jugend, die nicht nur körperlich (wie in Sparta), sondern auch geistig ausgebildet werden sollte. Die Jünglinge wurden in der Dichtkunst, in Beredsamkeit und Weisheit (Philosophie), so wie auch, um ihren Schönheitssinn auszubilden, in der Musik und Malerei unterrichtet.

So vortrefflich diese Gesetzgebung auch war, so hielt sie Solon, der sich auch hierin viel weiser zeigte als Lykurg, dennoch nicht für unverbesserlich. Er ließ die Athener schwören, daß sie seine Gesetze, die in hölzerne Walzen eingegraben wurden, 10 Jahre unverändert beibehalten wollten, und begab sich dann auf weite Reisen, u. a. zum reichen Krösus in Lydien.

5. Sokrates.

(400 v. Chr.)

Er war der Weiseste unter den Griechen. Sein Vater war Bildhauer, und er selbst trieb eine Zeit lang diese Kunst; doch seine liebste Beschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Sokrates lebte äußerst mäßig; er aß und trank nur das Allergewöhnlichste, trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, ging immer barfuß und konnte

ohne Beschwerde eine Nacht wachen. Sein Grundsatz war: nichts bedürfen ist göttlich, und am wenigsten bedürfen nähert der Gottheit am meisten.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt und kam an einen Brunnen, so trank er nicht sogleich, sondern füllte mehrmals einen Eimer und goß ihn langsam wieder aus, theils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, theils um sich in der Beherrschung seiner Begierden zu üben.

Seine Frau, Xantippe, war oft übler Laune und dann sehr zänkisch. Eines Tages war sie wieder sehr böse und schalt tüchtig auf ihn. Er aber blieb ganz gelassen. Da sie immer heftiger ward, stand er endlich auf und ging fort. Dies erbitterte sie noch mehr. Sie nahm ein Gefäß mit Wasser und goß es ihm durchs Fenster nach. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrates, „auf ein Donnerwetter pflegt ein Regen zu kommen."

Einst beschwerte sich ein Athener über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er so eben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates. „O ja." — „Trug er etwas?" — „Ein großes Bündel." — „Der ist wohl recht müde?" — „Nein, ich habe ihn sogleich wieder mit einem Auftrage fortgeschickt." — „Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur."

Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch," sagte Sokrates, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre als ich. Warum ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist als ich!"

Es war vorauszusehen, daß sich Sokrates durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend bei dem großen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger, deren Sittenlosigkeit er mit Worten strafte, Haß und Neid zuziehen mußte. Sie verläumdeten ihn also, verklagten ihn öffentlich, er glaube nicht an die Götter der Vaterstadt, und die ungerechten Richter verurtheilten ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Todesurtheil mit der größten Ruhe. Er verzieh allen, die ihn verurtheilt hatten, und freute sich, bald zu den Geistern der edlen Männer aus der Vorzeit hinüber zu wandeln. Dann wurde er ins Gefängniß geführt. Seine Schüler hatten den Gefängnißwärter bestochen, daß er die Thüre des Kerkers offen ließe, damit ihr geliebter Lehrer sich durch die Flucht retten könnte; er aber wies ihren Vorschlag zurück und trank den ihm dargereichten Giftbecher — 400 v. Chr.

6. Alexander der Große, König von Macedonien.

(333 v. Chr.)

Alexander, der Sohn Philipps, des Königs von **Macedonien**, verdankte seine Bildung dem berühmten griechischen Philosophen Aristoteles. Schon als Knabe hatte Alexander für alles Ruhmwürdige einen regen Sinn. So oft er die

Nachricht von einem Siege seines Vaters erhielt, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig lassen!“ Einmal bekam sein Vater ein wildes Pferd, Bucephalus genannt. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, aber es ließ keinen aufsitzen. Da bat Alexander seinen Vater, ihm einen Versuch zu gestatten. Nach vielem Bitten erhielt er endlich die Erlaubniß. Nun ergriff er das Pferd beim Zügel und führte es gegen die Sonne; denn er hatte bemerkt, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute. Er streichelte es, und plötzlich schwang er sich pfeilgeschwind hinauf. Das Pferd flog in wildem Galopp mit ihm davon, und sein Vater fürchtete für sein Leben. Als er aber umlenkte und das unbändige Roß sicher tummelte, da erstaunten alle, und Philipp rief voll Freuden: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist zu klein für dich.“ —

Alexander war kaum zwanzig Jahre alt, als sein Vater starb. Zuerst unterwarf er sich Griechenland und zeigte sich überall als einen Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften. In Korinth besuchte er auch den Weisen **Diogenes**. Der glaubte, wie Sokrates, daß der Mensch desto glücklicher sei, je weniger er bedürfe — und wohnte darum nicht in einem Hause, sondern in einem Faß. Der König Alexander, der von ihm gehört hatte, ging zu ihm. Er lag gerade in seiner Tonne, um sich an der Sonne zu wärmen. Der König dachte, er würde doch aufstehen und ihm entgegenkommen. Aber Diogenes blieb liegen, als wenn die Ankunft des Königs gar nichts Besonderes sei. Alexander redete lange mit ihm, und fand seine Antworten so treffend und geistreich, daß er freundlich zu ihm sagte: „Kann ich dir eine Gunst erweisen?“ — „Ja!“ antwortete Diogenes, „tritt mir ein wenig aus der Sonne!“ Da erkannte der König, daß er einen Mann gefunden hatte, welcher weder Geld, noch schöne Kleider, noch sonstige Herrlichkeiten begehrte, sondern mit Wenigem zufrieden war; und er sagte zu den Umstehenden: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes sein!“

Mit glühendem Eifer begann Alexander nun die Eroberung des persischen Reiches. Von Europa setzte er nach Asien über den Hellespont. Hier traf er mit den Persern am Flüßchen Granikus zusammen. Seine Feldherren wiederriethen es, im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; aber Alexander antwortete: „Der Hellespont würde sich ja schämen, wenn wir dieses Flüßchen fürchteten.“ Mit diesen Worten stürzte sich der kühne Jüngling in den Fluß; seine Macedonier folgten, und glücklich wurde das jenseitige Ufer erreicht. Sogleich begann auch der Kampf, und fast hätte Alexander hier sein Leben verloren; denn zwei persische Führer sprengten auf ihn los, hieben ihm auf den Kopf, daß der Helm zersprang, und schon hob der eine den Arm empor, um ihm den Kopf zu spalten. Da, in dem gefährlichen Augenblicke, sprengte Alexanders Feldherr **Klitus** herbei und schlug mit einem Streiche dem Perser den rechten Arm herunter, daß Schwert und Arm zugleich herabfielen. Alexander's Leben war gerettet.

Die Eroberung Kleinasiens war die Frucht dieses Sieges. Im Südosten dieser Halbinsel lag die Stadt Tarsus, welche von dem Cydnus durchflossen wird. Hier kam Alexander bei großer Hitze, mit Staub und Schweiß bedeckt, an. Das klare Wasser des Flusses lud ihn zum Bade ein. Aber kaum war er einige Minuten darin, so überfiel ihn ein heftiges Fieber; leichenblaß und zitternd an allen Gliedern mußte er aus dem Bade getragen werden. Die Krankheit verschlimmerte sich bald so, daß die Ärzte ihn aufgaben, und keiner mehr etwas verordnen wollte. Und doch war Alexanders Genesung eben jetzt sehr nöthig; denn der persische König, Darius Codomannus, war mit einem großen Heere im Anmarsche. Da entschloß sich sein treuer Arzt Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel anzuwenden. Während er damit beschäftigt war, den Trank zu bereiten, erhielt Alexander von seinem treuen General Parmenio einen Brief, worin dieser ihm schrieb: „Alexander, wenn dir dein Leben lieb ist, so trau' dem Philipp nicht, denn er ist von Darius bestochen, daß er dich vergifte!“ — Alexander legte den Brief unter sein Kopfkissen. Philipp trat herein mit ruhiger, freier Miene; mit fester Hand reichte er Alexandern den Becher, und dieser nahm

ihn mit der einen Hand, während er mit der andern dem Philipp den Brief reichte. Während Philipp las, trank Alexander ruhig die Arznei. Der Arzt war entrüstet über diese Verläumdung; doch Alexander suchte ihn zu beruhigen mit den Worten: „Der Ausgang wird dich rechtfertigen.“ Wirklich wurde Alexanders Vertrauen durch eine schleunige Genesung belohnt; denn schon am dritten Tage stand er wieder an der Spitze seines jubelnden Heeres. Unterdessen war Darius Codomannus mit einem Heere von einer halben Million herangerückt. Bei dem Städtchen Issus trafen die Heere auf einander; aber trotz der großen Überzahl wurden die Perser von den Macedoniern geschlagen. Schrecklich war das Gemetzel; über 100,000 Perser blieben in der Schlacht. Darius sprang aus seinem Wagen, ließ Mantel, Schild und Bogen zurück, warf sich auf sein Pferd und jagte, ohne anzuhalten, Tag und Nacht fort. Seine Mutter, seine Frau, zwei Töchter und ein Sohn, das ganze Lager, voll von den größten Kostbarkeiten, fielen den Siegern in die Hände. Die gefangene Familie des Darius brach in lautes Wehklagen aus, weil sie glaubte, daß Darius erschlagen sei. Alexander aber tröstete sie und gab ihnen die Versicherung, daß Darius noch lebe. Er behandelte die hohen Gefangenen mit der größten Güte, als wäre die Familie eines Freundes zu ihm auf Besuch gekommen. Darauf zog er längs der Meeresküste weiter, eroberte Tyrus, die berühmteste Handelsstadt der alten Welt, dann Palästina, ging nach Ägypten, eroberte es und legte an der Mündung des Nil eine Stadt an, die er nach seinem Namen **Alexandrien** nannte.

Jetzt erst wandte sich Alexander wieder nach Asien, um Darius zu verfolgen und die Eroberung des persischen Reiches zu vollenden. Er traf das persische Heer zwischen den Städten Arbela und Gaugamela (in Assyrien). Die macedonischen Feldherren, erschrocken über die ungeheure Macht der Perser, riethen am Abende vor der Schlacht Alexandern, den Feind lieber in der Nacht anzugreifen. Alexander aber antwortete: „Nein, stehlen will ich den Sieg nicht!“ und legte sich sorglos zur Ruhe. Am andern Morgen weckte ihn Parmenio und sprach: „Du schläfst ja so fest, als wenn du schon gesiegt hättest!“ „Glaubst du denn nicht,“ antwortete Alexander, „daß wir schon so gut, wie gesiegt haben, da wir den Darius vor uns haben?“ Der Kampf war sehr hitzig; die Perser fochten wie Verzweifelte; doch Alexanders Kriegskunst siegte. Durch diesen Sieg wurde er Herr des großen persischen Reichs. Der unglückliche Perserkönig war geflohen; aber Alexander verfolgte ihn unabläßig. Da kam er einst durch eine große Wüste, wo nirgend ein Tropfen Wasser war. Endlich hatte ein Soldat etwas aufgefunden und brachte es in seinem Helme dem Alexander. Als der König sah, daß seine Soldaten, eben so wie er, vor Durst lechzten, sprach er: „Soll ich der Einzige sein, der trinkt!“ und goß das Wasser auf die Erde. Als die Soldaten solche Enthaltsamkeit ihres Königs sahen, riefen sie voll Verwunderung aus: „Auf, führe uns weiter, wir sind nicht müde, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher König uns führt!“

Der flüchtige Darius wurde endlich von seinem eigenen Statthalter Bessus gefangen genommen und tödtlich verwundet. Alexanders Reiter fanden den unglücklichen König in den letzten Zügen. Er bat sie um einen Trunk Wasser, welchen ein Macedonier ihm reichte. Erquickt sprach der sterbende König: „Freund, das ist mein größtes Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann; doch Alexander wird sie dir vergelten; und dem Alexander werden die Götter die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Gattin und meinen Kindern erwiesen hat! Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte.“ Der Macedonier ergriff sie, und Darius verschied. Gleich darauf kam Alexander. Er war sehr bewegt bei dem Anblicke, zog sein Oberkleid aus und breitete es über den Leichnam, den er mit großer Pracht beisetzen ließ.

Jetzt eilte Alexander an der Spitze seines jubelnden Heeres siegend von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Doch bald änderte sich der Sinn der Macedonier. Sie wurden unwillig und murrten laut. Denn als dem Alexander das große persische Reich fast ganz unterthan war, veränderte er seine Tracht und Sitten. Er heirathete eine schöne Perserin, kleidete sich selbst wie ein Perser und verlangte

von seinen Soldaten und Freunden, daß sie nach morgenländischer Sitte vor ihm niederknieen sollten. Einst bei einem Schmause erhoben Schmeichler die Thaten Alexanders über die Thaten der berühmtesten Helden der Vorzeit. Nur Klitus, der dem Könige im Granikus das Leben gerettet hatte, stimmte nicht ein, sondern setzte die Thaten Philipps, des Vaters Alexanders, über die Thaten des Sohnes. Da erhob sich Alexander finster von seinem Sitze; sein Auge funkelte vor Zorn; alle zitterten für das Leben des Klitus und führten ihn eiligst hinaus. Doch er trat wieder in den Saal und behauptete noch heftiger seine Aussage. Da gerieth Alexander in Wuth, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand und erstach den, der ihm das Leben gerettet hatte. Kaum aber war die blutige That geschehen, so kam er wieder zur Besinnung. Er entsetzte sich, weinte laut, lag drei Tage und drei Nächte in seinem Zelte ohne Speise und Trank und rief unaufhörlich den Namen Klitus. Die Soldaten wurden unruhig. „Wer wird uns aus diesem feindlichen Lande nach Hause führen, wenn Alexander nicht mehr ist?" so jammerten sie. Seine Feldherren aber trösteten ihn, und so kam er denn endlich wieder hervor zu seinem Heere. Doch seine Reue war nur von kurzer Dauer. Darum folgten ihm seine Macedonier nur mit Unwillen.

Hierauf eroberte Alexander noch das reiche Indien. Als er aber damit noch nicht zufrieden war und bis an das Ende der Welt vordringen wollte, wurden seine Soldaten unmuthig und empörten sich. Nicht einen Schritt wollten sie weiter vorwärts. Alexander versuchte noch einmal, sie zu weitern Siegen zu ermuntern, aber vergeblich! Da mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Er theilte das Heer in zwei Theile: die eine Hälfte machte den Weg zu Wasser unter einem geschickten Admiral; die andere Hälfte führte Alexander zu Lande zurück. Unter unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen kam er zu Babylon an, das er zur Hauptstadt seines Reiches machen wollte. Allein mitten in seinen großen Plänen ereilte ihn der Tod. Ein hitziges Fieber, die Folge seiner Anstrengungen, aber noch mehr der Schwelgereien, denen er sich überließ, überfiel ihn, und bald war alle Hoffnung zur Genesung verschwunden. Die Feldherren standen wehmüthig um sein Lager und reichten ihm die Hände. Zuletzt fragten sie ihn, wen er zu seinem Nachfolger bestimme. Er antwortete: „Den Würdigsten." Hierauf verschied er in einem Alter von 33 Jahren. Sein großes Reich theilten seine Feldherren unter sich.

7. Roms Ursprung.

(754 v. Chr.)

In dem schönen Lande Italien lag vor grauen Jahren eine Stadt, die hieß Alba longa, und ein König herrschte darin, mit Namen Numitor. Numitor hatte aber einen bösen Bruder, Amulius. Dieser wollte gern König sein und stieß daher den Numitor vom Throne, brachte dessen Sohn um, und ließ, als Numitors Tochter Zwillinge gebar, diese in einer Badewanne auf den Tiberfluß setzen, daß sie ertränken. Aber sie ertranken nicht, sondern die Wanne blieb am Ufer stehen. Die Knäblein weinten bitterlich. Das hörte eine Wölfin, lief herbei, und — war barmherziger als der Großoheim. Sie legte sich auf die Knaben und säugte sie. Nach einiger Zeit kam ein Hirt des Weges und sah die Wölfin und die Knaben, welche bei der Wölfin lagen — jagte diese fort und nahm jene mit, brachte sie seiner Frau, zog sie auf und nannte sie **Romulus** und **Remus**. Da mit der Zeit aus den Knaben große, schöne Jünglinge geworden waren, fragte sie einmal ihr Pflegevater: „Nicht wahr, ihr meint, ich sei euer Vater? — Es ist aber nicht also. Ihr seid Prinzen. Der arme Numitor ist euer Großvater, und Amulius hat ihn abgesetzt!" Das betrübte die

kühnen Jünglinge. Sie sammelten die Hirten der Umgegend, ihre Freunde, erzählten ihnen die ganze Geschichte, gingen nach Alba, erschlugen den Amulius und setzten ihren Großvater wieder auf den Thron. Erkenntlich für solche Wohlthat gab ihnen Numitor einen Fleck Landes an der Tiber und erlaubte ihnen, eine Stadt zu bauen. Hier nun, an dem Orte, wo sie als Hirten gewohnt hatten, legten Romulus und Remus, in Verbindung mit vielen Bewohnern der Umgegend, den Grund zu der Stadt, aus welcher später das so mächtige Rom wurde. Gleich im Anfange war unter den Brüdern Streit, wer von ihnen die Stadt benennen, wer sie als König beherrschen sollte, und der Streit endete mit — Todtschlag. Romulus schlug seinen Bruder Remus todt und nannte die Stadt nach seinem Namen **Rom.** Dem Brudermörder ging's indeß am Ende, wie er's verdiente. Er ward zwar König der neuen Stadt, aber die Ältesten (lat. Senatoren) hatten auch ein Wort mit zu reden. Und als Romulus ihnen einmal nicht recht zu Willen sein wollte, stachen sie ihn todt und sagten aus Furcht vor dem Volke: „Die Götter haben ihn abgeholt und in ihre Mitte versetzt." — Und fortan hieß der Brudermörder Romulus ein Gott.

8. Pyrrhus und Fabricius.

(283 – 272 v. Chr.)

Romulus' Stadt war von Jahr zu Jahr mächtiger geworden, und von ganz Italien gefürchtet stand das kriegerische Rom da. Da kam etwa 300 v. Chr. aus Epirus, einer Landschaft des nördlichen Griechenlands, ein mächtiger König über das Meer; er hieß Pyrrhus; er wollte sich mit den Römern messen. In der ersten Schlacht siegte er hauptsächlich durch Hülfe gewisser Thiere, welche die Römer mit dem höchsten Erstaunen betrachteten; denn noch nie hatten sie solche zu Gesicht bekommen. Es waren Elephanten. Auf den Rücken dieser ungeheuren Thiere waren hölzerne Thürmchen befestigt, von welchen herab 16 Soldaten mit Lanzen und Pfeilen stritten; auch die Elephanten selbst, namentlich wenn sie erst durch Wunden gereizt waren, packten mit ihren Rüsseln feindliche Soldaten, schmetterten sie zu Boden und zermalmten sie mit ihren Füßen, die eher dicke Säulen als bewegliche Glieder eines Thieres zu sein schienen. Trotz des ungewohnten Anblicks, des geheimen Grauens vor diesem unbekannten Feinde, hatten die Römer mit aller Tapferkeit Widerstand geleistet, und Pyrrhus rief voll Bewunderung aus: „Mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!" — Mit einem solchen Feinde wünschte er doch Frieden zu haben und knüpfte Unterhandlungen an. Bei diesen Verhandlungen kam ein Römer als Abgesandter in des Pyrrhus Lager, **Fabricius** mit Namen, der durch seine Rechtschaffenheit sich die allgemeine Achtung erworben hatte. Da der König wußte, in welchem Ansehen er in Rom stand, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den Frieden zu bewirken. Er ließ ihn daher allein zu sich kommen und sprach zu ihm: „Ich weiß, lieber Fabricius, daß du ein kriegserfahrener und tugendhafter Mann, aber dennoch arm bist; das thut mir leid. Erlaube mir daher, daß ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, daß du reicher seiest, als die anderen Senatoren. Denn das ist der beste Gebrauch, den Fürsten von ihren Reichthümern machen können, daß sie großen Männern damit aushelfen. Ich verlange von dir dafür nichts Entehrendes, sondern nur, daß du deinem Volke zum Frieden räthst. Ich brauche einen tugendhaften und treuen Freund, und du einen guten König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes als bisher zu stiften." — War das nicht fein gesagt und lieblich zu hören? Und hatte nicht der König seine Absicht, den Fabricius zu bestechen, sehr prächtig verhüllt? Und was sagte Fabricius

dazu? Er antwortete: „Ich danke dir, lieber König, für die gute Meinung, die du von mir hast; aber ich wünsche auch, daß du sie behaltest, darum nimm dein Geld zurück. Du hast ganz recht, daß ich arm bin, aber dennoch bin ich glücklich; denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet." Am folgenden Tage ließ Pyrrhus seinen größten Elephanten hinter eine Tapete stellen und sorgte, daß Fabricius gerade davor seinen Platz erhielt. Nach geendeter Unterredung flog der Vorhang in die Höhe, und brüllend streckte der Elephant seinen langen Rüssel über den Fabricius hin. Aber Fabricius wandte sich unerschrocken um, sah das Thier von oben bis unten an und sprach dann ruhig: „So wenig als mich gestern dein Geld rührte, schreckt mich heute dein Elephant."

Fabricius war wieder zurück gekehrt. Da erhielt er von dem Leibarzte des Pyrrhus einen Brief, in welchem dieser sich erbot, seinen Herrn zu vergiften wenn ihm der Römer dafür eine gute Belohnung geben wolle. Fabricius schauderte vor einer solchen Schandthat zurück. Er sandte den Brief dem Pyrrhus selbst. Wer malt des Pyrrhus Erstaunen? „Wahrlich!" rief er aus, „eher wird die Sonne von ihrer Bahn, als Fabricius von dem Pfade der Tugend und Rechtschaffenheit weichen!" Er strafte den Arzt, wie er es verdiente, und sandte den Römern zur Dankbarkeit alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück.

9. Hannibal's Übergang über die Alpen.

(218 v. Chr.)

Die berühmte Stadt **Karthago** lag auf der Nordküste Afrika's, der Insel Sicilien gegenüber. Mit den Karthagern haben die Römer blutige Kriege geführt. Der berühmteste Feldherr der Karthager war **Hannibal**. — Nachdem der Krieg zwischen Rom und Karthago beschlossen war, erwarteten die Römer einen Angriff zur See; aber ehe man sich's versah, stand Hannibal mit Elephanten, afrikanischen Reitern und Fußvolk in Italien. Von Spanien aus war er über den Ebro, die Pyrenäen und die Rhone gegangen und stand im November am Fuße der Alpen. Bisher hatte das Heer alle Mühseligkeiten willig ertragen, jetzt aber, beim Anblick der himmelhohen Alpen, verloren alle den Muth. Denn ringsum starrte alles von Eis und Schnee; zackige Felsenspitzen ragten bis in die Wolken; keine Stadt, kein Dorf, kein gebahnter Weg über das entsetzliche Gebirge! Aber Hannibal verzagte nicht. Er gab Befehl, die steilen, mit Eis bedeckten Anhöhen hinanzuklettern. Viele stürzten zurück; oft griffen verborgene Feinde an oder wälzten Baumstämme gegen die Karthager, daß ganze Reihen mit Pferden und Gepäck in die Abgründe stürzten. Endlich, nach neuntägigem Klettern erreichte Hannibal den Gipfel und ließ hier auf den Schnee- und Eisfeldern sein Heer zwei Tage ruhen. Jetzt meinten sie die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben; aber das Hinabsteigen war fast noch schwieriger, als das Hinaufklettern. Viele stürzten die steilen Abhänge hinunter; oft rissen sich große Schneeballen los und begruben ganze Schaaren unter sich. Endlich, nach Verlauf von fünfzehn Tagen, hatten die vor Hunger und Anstrengung abgezehrten Krieger die Ebenen Italiens erreicht. Aber wie erschrak Hannibal, als er sein Heer musterte! Von seinem über 50,000 Mann starken Heere hatte er nur noch die Hälfte; von den 40 Elephanten war nur noch ein einziger vorhanden! Doch das alles konnte

seinen Muth nicht beugen und seinen Haß gegen die Römer nicht mindern.

Die Römer schickten jetzt eiligst ein Heer nach Ober-Italien unter Anführung des ältern Scipio. Dieser traf mit Hannibal am Ticinus, einem Nebenflusse des Po, zusammen, wurde völlig geschlagen, und kam kaum mit dem Leben davon. Nun ging Hannibal über den Po und schlug noch in demselben Jahre das römische Heer an der Trebia. Mit dem Frühling des folgenden Jahres drang er in das mittlere Italien. Hier war der Arno aus seinen Ufern getreten und hatte die Gegend überschwemmt; das hielt Hannibal nicht auf. Drei Tage und drei Nächte mußten die Soldaten im Wasser waten; die Lastthiere blieben im Schlamm stecken; Hannibal selbst verlor durch eine Augenentzündung, die er nicht abwarten konnte, ein Auge. Kaum war er auf dem Trocknen, so rückte ein großes Heer gegen ihn an. Aber Hannibal schlug das römische Heer so, daß 15,000 Römer ihren Tod fanden und 6000 in Gefangenschaft geriethen. Das Blutbad war so entsetzlich, daß noch jetzt die Ebene davon das Blutfeld heißt.

10. Julius Cäsar.

(60—44 v. Chr.)

Er war der größte aller römischen Feldherren. Seinen Vater verlor er früh, aber seine vortreffliche Mutter Aurelia gab ihm eine gute Erziehung. Er hatte einen schwächlichen Körper, ein blasses, hageres Gesicht, und oft litt er an Kopfschmerzen; aber durch strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken erhielt er sich gesund, und durch allerlei körperliche Übungen, durch Laufen, Schwimmen, Fechten, Reiten stärkte er sich so, daß er späterhin alle Anstrengungen und Beschwerden des Krieges ertragen konnte.

Nie war er müßig; täglich las, schrieb oder übersetzte er etwas. Wenn er ein Buch gelesen hatte, so wiederholte er den Inhalt desselben. Von seiner Mutter lernte er besonders die Freundlichkeit im Umgange, wodurch er sich nachher so beliebt zu machen wußte.

Einst machte Cäsar eine Reise nach Kleinasien, um dort sich in der Redekunst noch weiter zu bilden. Unterwegs wurde er von Seeräubern überfallen, welche 20 Talente (beinahe 25,000 Thaler) Lösegeld von ihm forderten. „Was!" rief Cäsar, „für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? 50 Talente sollt ihr haben." Hierauf schickte er seine Begleiter aus, das Geld zusammenzubringen. Während dessen benahm er sich nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Herr der Seeräuber. Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen, still zu sein. Zuweilen las er ihnen seine Gedichte und Reden vor, und wenn sie diese nicht lobten, so drohte er: „Dafür sollt ihr mir büßen; komme ich los, so lasse ich euch alle ans Kreuz heften!" Die Räuber schrieben diese Freimüthigkeit seiner muntern Laune zu und hatten ihre Freude daran. Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Die Räuber setzten ihn ans Land. Aber kaum war er frei, so wußte er sich einige stark bemannte Schiffe zu verschaffen, holte die Seeräuber ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld auszahlen und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er sie sämmtlich kreuzigen ließ.

Bald nachher kehrte er nach Rom zurück, und lebte hier mehrere Jahre sehr verschwenderisch; besonders verschenkte er große Summen an das Volk und gab zum Vergnügen desselben köstliche Gastmähler und Spiele, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben. Bald war er auch der Liebling des Volks in dem Grade, daß er es wagte, sich um das Amt eines Oberpriesters zu bewerben, welches sonst nur den ältesten und verdienstvollsten Rathsherren ertheilt wurde.

Seine Mutter begleitete ihn am Tage der Wahl bis vor die Thüre, zweifelnd und weinend. „Mutter," rief er, „du siehst mich als Oberpriester, oder als Verbannten wieder!" Er ging; und zum Erstaunen und Zittern der Rathsherren wählte ihn das Volk zum Oberpriester.

Nach einem Jahre sollte er als Statthalter nach Spanien gehen; aber er hatte 12 Millionen Thaler Schulden, so daß ihn seine Gläubiger nicht aus der Stadt gehen lassen wollten. Da wußte er durch seine Gewandtheit den reichsten Römer, Crassus, zu gewinnen, daß dieser für ihn gut sagte. **Cäsar** reis'te ab, und nach kurzer Zeit bezahlte er von der Einnahme in dieser Statthalterschaft seine ungeheuren Schulden. Späterhin kehrte er nach Rom zurück und vereinigte sich mit **Pompejus** und **Crassus** zur Theilung der Herrschaft über das römische Reich. Er nahm Gallien (Frankreich), Pompejus bekam Spanien, und Crassus ging nach Syrien. Dieses nannte man das Triumvirat oder die Dreimännerherrschaft.

In Gallien zeigte er eine unglaubliche Thätigkeit; nach und nach unterwarf er sich alle Völker dieses Landes, und so bildete er sich ein tapferes Heer, welches ihm treu ergeben war. Mit Pompejus entzweite er sich endlich und brach mit seinem Heere nach Rom auf, um ihn aus der Stadt zu vertreiben. Dieser floh mit seinen Anhängern nach Griechenland, wurde aber hier von Cäsar bei Pharsalus völlig besiegt.

Nachdem Cäsar seine Feinde zu Boden geworfen hatte, kehrte er nach Rom zurück und hielt einen viertägigen Triumph; er war nun Herr des ganzen römischen Reiches. Die unermeßlichen Geldsummen, die er in seinen Kriegen erbeutet hatte, wandte er an, das Volk zu belustigen. Jedem Soldaten seines Heeres schenkte er 1000 Thaler und jedem Bürger Roms 20 Thaler. Außerdem ließ er Korn und Öl austheilen und Spiele zu Wasser und zu Lande anstellen. Aber nach und nach war er so stolz geworden, daß die besseren Bürger sein Benehmen nicht mehr ertragen konnten. Die Unzufriedenen machten eine Verschwörung gegen sein Leben, an deren Spitze Brutus und Cassius standen. Der 15. März des Jahres 44 v. Chr. ward zur Vollführung ihres blutigen Vorhabens festgestellt. Cäsar war gewarnt worden und hatte auf inständiges Bitten seiner Frau, die in der Nacht zuvor durch furchtbare Träume geängstigt worden war, beschlossen, an diesem Tage nicht in die Rathsversammlung zu gehen; aber er machte sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund einen Brief zu, in welchem die ganze Verschwörung entdeckt war. Er konnte ihn aber im Gedränge der Volksmenge nicht lesen. In der Versammlung wurde er von den Verschworenen mit Dolchen überfallen und sank, aus 23 Wunden blutend, von seinem Stuhle entseelt zu Boden — 44 v. Chr.

11. Oktavianus Augustus.

(Um Chr. Geb.)

Zum Haupterben hatte Cäsar seinen Verwandten ernannt, den **Oktavianus**, einen achtzehnjährigen Jüngling voll Heuchelei und Schlauheit. Dieser schloß mit **Antonius** und **Lepidus** eine Verbindung, und es entstand eine zweite Dreimänner-Herrschaft (Triumvirat). Sie vertheilten auch jetzt die Regierung der verschiedenen Länder unter sich. Um nun im ungestörten Besitze der Oberherrschaft zu bleiben, kamen sie überein, alle ihre Gegner zu vertilgen. Sie veranstalteten furchtbare Hinrichtungen; die edelsten und reichsten Männer wurden ermordet. Antonius, der in Kleinasien seinen Sitz nahm, drückte dort die Einwohner mit ungeheuren Abgaben, und lebte als ein herzloser Verschwender. Endlich verfeindete er sich mit Oktavianus, der ihn bekriegte und überwand. Als ihn in Ägypten seine Soldaten verließen, tödtete er sich selbst.

Jetzt war Oktavianus der alleinige Beherrscher des römischen Reiches. Er ließ sich **Cäsar** nennen, woraus in der Folge das Wort **Kaiser** entstanden ist. Er war also der erste römische Kaiser. Man gab ihm auch den Namen **Augustus.** (30 Jahre v. Chr.)

Zu dieser Zeit breitete sich das römische Reich vom atlantischen Meer bis zum Euphrat — vom Rhein, der Donau und dem schwarzen Meere bis an die afrikanischen und arabischen Wüsten über alle Küsten des mittelländischen Meeres aus. Welch ein Reich also, das im Laufe von 7 bis 8 Jahrhunderten auf den Trümmern aller übrigen Staaten sich erhoben hatte, das mächtiger war, als die mächtigen Reiche der Assyrer, Babylonier, Perser und Macedonier, von denen euch die biblische Geschichte erzählt.

Da Kaiser Oktavianus Augustus mit vieler Klugheit und Milde regierte, so vergaß man allmählich seine übrigen Gräuelthaten. Ja, seine Regierung wird sogar das goldene Zeitalter genannt, weil nicht nur Künste und Wissenschaften unter ihm die höchste Blüthe erreichten, sondern weil auch bei einem fast ununterbrochenen Frieden das Reich sich eines wachsenden Wohlstandes in allen seinen Provinzen erfreute. Während der Regierung des Kaisers Augustus waren die jüdischen Fürsten, Nachkommen der Makkabäer, uneins unter einander. Da setzte Augustus den Juden einen neuen Fürsten, der **Herodes** hieß. Daß aber unter der Regierung des Kaisers Augustus, „in den Tagen des Königs Herodes zu Bethlehem, im Lande Juda, unser Heiland, **Jesus Christus**, geboren ist“, — das ist uns aus der biblischen Geschichte bekannt.

Deutschland, unser Vaterland, erstreckte sich damals von dem Rhein bis zur Weichsel, von der Donau bis zur Nord- und Ostsee. Die Deutschen lebten in freier Natur, genossen einfache Kost und waren daher Leute von großem und kräftigem Körperbau. Nächst der Jagd war Krieg ihre höchste Lust. Befand sich das Vaterland in Frieden, so zogen sie wohl in ganzen Schaaren hinaus, fielen in die römischen Besitzungen und suchten draußen Kampf und Beute. So waren schon 113 Jahre v. Chr. die ersten deutschen Völkerschaften, die **Cimbern** und **Teutonen** über die Alpen in Italien eingedrungen, indem sie auf ihren großen hölzernen Schilden pfeilschnell über die steilen, schnee- und eisbedeckten Abhänge der Alpen hinabglitten — zum Schrecken aller Römer. Die Nachbarschaft eines solchen Volkes mußte wohl den Römern sehr lästig sein. Da schickte nun Augustus seinen Stiefsohn **Drusus** nach Deutschland, um auch dieses zu unterwerfen. Daß das aber nicht gelang, sondern daß Drusus auf der Flucht seinen Tod fand, daß **Hermann** der Deutsche den römischen Statthalter **Varus** mit seinem ganzen Heere vernichtete, das habt ihr schon aus der vaterländischen Geschichte erfahren; ebenso, daß Augustus auf die Nachricht von dieser Niederlage mit dem Kopfe öfters gegen die Wand rannte und wie rasend ausrief: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder.“ Er fürchtete, die Sieger

würden nun gleich auf Rom losgehen; die waren aber zufrieden, daß sie die Römer aus ihrem Lande gejagt hatten und blieben ruhig zu Hause*).

Kaiser Augustus starb (14 n. Chr.) in einem Alter von 76 Jahren.

12. Gründung und Ausbreitung der Kirche Christi.

Jesus Christus, der Sohn Gottes und Gründer unserer heiligen Kirche, wurde der Verheißung gemäß zu Bethlehem, der Stadt Davids, unter der Regierung des Kaisers Augustus, von der allerseligsten Jungfrau Maria geboren. Bis zu seinem dreißigsten Jahre lebte er in stiller Verborgenheit und nahm zu, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und Menschen. Dann zog er drei Jahre lang wunderbar lehrend und heilend in den Städten und Flecken Palästina's umher. Seine Worte waren Worte des ewigen Lebens. Er bezeichnete jeden seiner Schritte durch Wohlthun und Segen, und durch ihn kam vom Himmel hernieder Friede und Freude. Weil aber seine heiligen und erhabenen Lehren den Satzungen der stolzen, heuchlerischen Pharisäer und ungläubigen Sadducäer widersprachen, so wurde er auf's Grimmigste verfolgt und starb zuletzt den schmählichsten Tod am Kreuze, um uns durch den unendlichen Werth seines Blutes von der Sünde und dem ewigen Tode zu erlösen und uns Gottes heiligmachende Gnade wieder zu erwerben. Aber am dritten Tage erstand er glorreich aus dem Grabe, zeigte sich seinen betrübten Jüngern, tröstete und bestärkte sie, und fuhr dann hinauf gen Himmel, wo er jetzt sitzet zur Rechten seines Vaters.

Am Tage der Pfingsten, an welchem seit uralten Zeiten ganz Israel die Gesetzgebung des alten Bundes auf Sinai feierte, sandte er unter Zeichen und Wundern den verheißenen heiligen Geist über die versammelten Jünger und rüstete sie mit dessen Gnadengaben zur Verkündigung des Gesetzes des neuen Bundes aus. Auf die erste Rede, die Petrus gleich nach dem Empfange des h. Geistes hielt, ließen sich dreitausend Juden taufen. Bald darauf aber gingen die heiligen Apostel in alle Länder des römischen Reiches, warfen durch ihre gottbegeisterte Predigt überall die heidnischen Götzenbilder nieder und steckten die siegreiche Fahne des Evangeliums auf. Von der Westküste Griechenlands bis zum persischen Meerbusen, von dort bis zum Hellespont und von dem Hellespont bis zu den Ufern der Tiber ertönte jetzt der Name und die Lehre Jesu. Beinahe in allen größeren Städten wurden von den Aposteln und Apostelschülern Gemeinden gegründet. Über jede einzelne Gemeinde war ein Vorsteher gesetzt. Man nannte diesen mit einem griechischen Worte Episcopus, d. h. Aufseher, und hievon stammt unser Wort **Bischof**. Ihm zur Seite standen Gehülfen, die gewöhnlich aus den Ältesten der Gemeinde gewählt wurden, und daher Presbyteri (Alte).

---

*) Vergleiche vaterländische Geschichte Nr. 2, 3 und 4!

hießen, woher unser Wort **Priester** kommt. Unter den Bischöfen, die als Nachfolger der Apostel die oberste Leitung der Kirche hatten, galten als die angesehensten die in den vier Hauptstädten des römischen Reichs, in Rom, Alexandria, Antiochia und Jerusalem, zu denen später auch der von Constantinopel kam. Der erste aller Bischöfe war jedoch der zu **Rom**, der Nachfolger des heiligen **Petrus**, der dort seinen bleibenden Sitz gegründet hatte. Man nennt ihn **Papst** von dem lateinischen Worte Papa, welches Vater bedeutet. Von Rom aus strömte das Licht des Evangeliums nach und nach in alle Welt, und die Stadt des Romulus ward zur ewigen Stadt der Kirche.

Bald hatte sich, wo immer die heiligen Sendboten ihren Fuß hinsetzten, mit einem Mal alles verändert. Die Schwelgerei, die Unzucht, die Grausamkeit, die Ehr- und Geldgier war da plötzlich verschwunden; an die Stelle der schändlichen Götzenopfer und der übrigen Gräuel der Abgötterei war die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, war Sittenreinheit und Heiligkeit des Wandels getreten. Das Wort vom Kreuze, von der Selbstverleugnung, der Demuth, Keuschheit rc., das dem Ohre des irdischen Menschen so hart klingt — es hatte dennoch bei den Irdischgesinnten und Ungläubigen, Rohen und Abergläubischen, bei Ungelehrten, und Gelehrten freudigen Glauben und treuen Gehorsam gefunden, und hatte sich als die Kraft Gottes erwiesen, selig zu machen alle, die daran glauben. Vereint in heiliger Liebe, selig in der Hoffnung der himmlischen Güter stellten sich die Christen dar als eine heilige Familie, die, leiblich noch auf Erden, dem Geiste nach bereits im Himmel lebte. „Bei den Christen," schreibt aus dieser Zeit der h. Bischof Theophilus, „wohnt die Mäßigkeit, blüht die Enthaltsamkeit, wird die Ehe heilig gehalten, die Keuschheit bewahrt, die Unzucht verbannt, die Sünde ausgerottet, die Gerechtigkeit ausgeübt, das Gesetz beobachtet, die Verehrung Gottes gehandhabt, Gott einmüthig bekannt; die Wahrheit führt, die Gnade beschirmt, der Friede behütet, das heilige Wort leitet, die Weisheit belehret, das Leben regieret sie; — der in ihnen königlich gebeut, ist Gott selber." Solche wunderbare Veränderung hatten einige wenige Männer ohne Weltweisheit, ohne irdische Macht, bloß durch die Waffe des Evangeliums und die Kraft des heiligen Geistes vollbracht, damit sich das Christenthum vor aller Augen als göttliches Werk bezeugte.

13. Die Christenverfolgungen.

(64—312 n. Chr.)

Mit Entsetzen gewahrten die Heiden, besonders die römischen Herrscher, die schnelle Ausbreitung der christlichen Religion. Letztere meinten, der Staat, mit dem Heidenthum ganz verwachsen, könne ohne dasselbe nicht bestehen. Wiewohl die Christen, eben ihrer Religion gemäß, die besten und treuesten Unterthanen waren, so mußten sie doch, weil sie an den heidnischen Gebräuchen keinen Antheil nahmen, als Feinde des Vaterlandes gelten. Zudem war der lautere,

fromme Wandel der Christen eine lästige Strafpredigt für die allen Lastern ergebenen Heiden; man hielt sie daher für Schwärmer, für Feinde des geselligen Lebens und — verfolgte sie in jeder Weise.

Die Geschichte nennt zehn dieser Verfolgungen, von denen die unter dem Kaiser Nero die erste (64 n. Chr.), die unter Diokletian die letzte, aber auch die grausamste war (bis zum Jahre 312 n. Chr.). Die Feinde des Christenthums hatten bei diesen Verfolgungen die Absicht, dasselbe bis auf den letzten Keim auszurotten; dessen Bekenner sollten durch grausame Peinigungen entweder zum Abfalle gebracht oder aufgerieben werden. Es waren auch in der That die Todesarten so schauerlich und mit so erfinderischer Grausamkeit ersonnen, daß sie ihren Zweck hätten erreichen müssen, wenn nicht Gottes Vorsehung gewaltet und seine Kraft die Märtyrer gestärkt hätte. Viele wurden unmenschlich gegeißelt und gefoltert — viele mit eisernen Haken zerrissen oder mit Fackeln gebrannt — viele zersägt oder in Stücke zerhauen — viele ans Kreuz geschlagen — andere mit Pechröcken angethan und Nachts zur Beleuchtung der Straßen angezündet — sehr viele wurden den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen. —

In der ersten Christenverfolgung, unter Nero, vollendeten auch die heiligen Apostel **Petrus** und **Paulus** und empfingen die Marterkrone, Petrus am Kreuze und Paulus durchs Schwert (in Rom, 68 n. Chr.). — Während der grausamsten aller Verfolgungen, unter Diokletian, starb eine große Menge Christen in den langwierigsten und empfindlichsten Schmerzen des Heldentodes, im lauten Bekenntnisse ihres Glaubens. Es gab da solche, denen man Weihrauch in die Hand legte, diese über glühende Kohlen befestigte, damit sie durch Zuckungen den Weihrauch abschüttelten und so zum Opfern gleichsam gezwungen würden. Allein sie ließen eher die Hand langsam verbrennen, als daß sie durch eine Bewegung derselben auch nur den Anschein hätten geben wollen, den Götzen Weihrauch dargebracht zu haben. Überhaupt ist die Zahl derjenigen, welche in allen diesen Versuchungen gelitten und glücklich vollendet haben, nicht zu berechnen. Fast alle Päpste dieser Zeit und sehr viele Bischöfe haben ihr Blut für den Glauben dargegeben; Rom besonders ist mit dem Blute der Märtyrer getränkt worden. Zeugniß davon geben bis zur Stunde die unterirdischen Gänge der Katakomben, wo die Leiber der heiligen Blutzeugen von den Christen beigesetzt wurden. —

14. Konstantin der Große.

(306—337 n. Chr.)

Diokletian war der letzte römische Kaiser, der als Heide die Christen grausam verfolgte. Sein Nachfolger, **Konstantin**, ward selbst ein Christ, und die schrecklichen Christenverfolgungen hörten auf. Schon in seines Vaters Hause hatte Konstantin viel Löbliches von den Christen gehört und war ihnen deshalb im Herzen zugethan. Als er Herrscher eines Theils des römischen Reichs geworden war, — denn damals war das römische Reich unter sechs Kaiser vertheilt, die neben einander regierten — gerieth er in Streit und Krieg mit seinem Mitkaiser, Maxentius, einem schlimmen Christenfeinde. Und als er nun den Tag vor der entscheidenden Schlacht zur Mittagszeit sinnend und nachdenkend vor seinem Heere hin und her geht und überlegt, ob er auch wohl siegen könne, und wie er das anzufangen habe, sah er am hellen Mittag am Himmel ein Kreuz mit der Inschrift: „Hiermit wirst du siegen!“ (312 n. Chr.) Staunen ergriff ihn und das ganze Heer, welches Zeuge dieser Erscheinung war. In der folgenden

Nacht wurde er in einem Traumgesicht aufs neue an die Erscheinung gemahnt. Mit Anbruch des Tages stand Konstantin auf und ließ statt der Hauptfahne, die vorher mit Bildern der Götter geschmückt gewesen, eine Kreuzesfahne fertigen. Es war ein langer vergoldeter Lanzenschaft, durch dessen obern Theil eine mit einem kostbaren, purpurnen Tuche behangene Querstange ging, die ihm die Gestalt eines Kreuzes gab. So entstand die Fahne des Kreuzes, „Labarum" genannt. An der Spitze war ein Kranz von Gold und Edelsteinen befestigt, welcher die beiden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus — X (Ch) und P (R) — in sich schloß. Diese Fahne gebrauchte Konstantin von nun an in allen seinen Kriegen als ein Mittel des Schutzes und des Sieges. Nachdem er mit dem Heere des Maxentius zusammengetroffen und einen vollständigen Sieg erfochten hatte, ließ er sich das Evangelium verkündigen, und erklären, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und gestorben wäre. Auch verordnete er, daß alle seine Staatsdiener und Unterthanen im Christenthum unterrichtet werden sollten. Er ertheilte den Christen im ganzen römischen Reiche vollkommene Religionsfreiheit (313 n. Chr.) und erbaute ihnen selbst prächtige Kirchen. Zu Rom wurde die Kirche des heiligen Johannes im Lateran eingerichtet, die noch jetzt als die Hauptkirche der Christenheit gilt. Des Kaisers Mutter, die heil. Helena, wallfahrtete selbst nach dem heiligen Lande, und als sie auf Golgatha das wahre Kreuz des Heilandes entdeckte, da wurde auch dort über dem Grabe des Erlösers eine prachtvolle Kirche erbaut. Ein Gleiches geschah zu Bethlehem, an dem Orte, wo der Heiland geboren ist, und auf dem Ölberge, wo er zum Himmel auffuhr. Konstantin verordnete auch, daß keiner mehr zur Kreuzigung verurtheilt werden sollte, damit das Kreuz nicht ferner als Zeichen des Schimpfes angesehen, sondern ein Gegenstand der Verehrung würde. So geriethen die Heiden immer mehr in Verachtung, die Christen aber wurden mehr und mehr geachtet. —

Später verlegte Konstantin seine Residenz von Rom nach Byzanz am schwarzen Meere, nach ihm seitdem **Konstantinopel** genannt. Er schmückte diese Stadt mit vielen schönen Häusern und christlichen Kirchen und setzte das Kreuz oben auf seinen Pallast. Noch im Jahre 337 feierte er das Osterfest in vollkommenem Wohlsein; bald darauf aber ward er unwohl und ließ sich bei zunehmender Krankheit durch den Bischof Eusebius taufen. Er starb am Pfingstfeste desselben Jahres, im 64. Lebensjahre und im 31. seiner Regierung. Allgemein war die Trauer der Christen bei seinem Tode. Durch ihn war ja der christliche Name zu Ehren gekommen, durch ihn war der Schrecken der blutdürstigen Verfolgung von der Kirche Christi genommen, der es von jetzt an vergönnt war, sich mit dem Gewande der Freude und Herrlichkeit zu schmücken zur Ehre dessen, der da gesagt hat: „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden." (Joh. 16, 33.)

15. Die Völkerwanderung.

(375—568.)

Um das Jahr 375 n. Chr. kam von Morgen her ein wildes Volk, die **Hunnen**, Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutziger Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein vom Leibe, und so fürchterlich wild, als sie häßlich von Ansehen waren. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich, sie aßen, tranken und schliefen darauf. Wurzeln und rohes Fleisch waren ihre Speise. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. So jagten sie durch die Welt von Land zu Land, raubten, sengten und mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde. Zuerst stießen sie auf die **Gothen**, die sich von der Ostsee bis zur Donau verbreiteten. Die Gothen stammten aus Skandinavien und theilten sich in die **Ost-** und **Westgothen**; sie hatten eine geordnete Verfassung, standen unter berühmten Königen und waren schon frühzeitig mit dem Christenthum bekannt geworden; ja sie besaßen seit dem 4. Jahrhundert durch ihren Bischof **Ulphilas** sogar eine Bibelübersetzung, die als das älteste deutsche Schriftwerk in einigen Abschnitten noch vorhanden ist. Als nun die Hunnen heranströmten, drängten die Ostgothen die Westgothen über die Donau in das römische Reich. Die Westgothen durchzogen unter **Alarich**, ihrem Könige, einige Zeit nachher plündernd das schöne Italien und ließen sich endlich in Spanien und dem südlichen Theile des heutigen Frankreich nieder. Ein wilder Haufe nach dem andern drang plündernd in Italien ein, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, und die schwachen Kaiser konnten es nicht hindern. Ja, am Ende setzten deutsche Völker — die **Heruler** und **Rugier** — gar den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und machten ihren Fürsten **Odoaker** zum Könige von Rom (476 n. Chr.).

Indessen waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung gewesen. Die **Franken** hatten das nördliche Gallien eingenommen. Von ihnen heißt das Land Frankreich. Die **Burgunder** besaßen die Gegenden um den Rhonefluß. Die **Angeln** waren vom Ufer der Nordsee nach Britannien gezogen, das nun von ihnen England (Angelnland) heißt. Die **Longobarden** setzten sich endlich in Oberitalien fest (daher die Lombardei genannt). Die Hauptvölker in Deutschland waren nun: die **Alemannen** und **Baiern** in Oberdeutschland, und in Niederdeutschland die **Sachsen**, ein Theil der **Franken** und nach der Ostsee hin die **Wenden**. Diejenigen Völker, welche in das ehemalige römische Gebiet gedrungen waren, nahmen sehr bald das Christenthum an; aber zu den Völkern in Deutschland drang erst später das Licht des Evangeliums*).

Mitten unter den Völkerzügen kamen die Hunnen noch einmal heran und zwar bis über den Rhein und nach Italien. Sie hatten einen König über sich, der hieß **Attila**. Er nannte sich aber am

*) Vergleiche vaterländische Geschichte Nr. 4—101

liebsten Gottesgeißel. Er ist in Ungarn gestorben (453) und in einem goldenen Sarge begraben. Man weiß aber nicht, wo, denn die Sklaven, die ihn begraben hatten, wurden gleich nach der That umgebracht, damit keiner das Grab des Helden erführe. Die Macht der Hunnen hat nachher ganz aufgehört.

16. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza*) dumpfe Lieder,
Auf den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben,
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie vom Meer zu Meere!

(Platen.)

17. Attila's Tod.

Von dem Fuße der Karpathen schallt ein wildes Klaggestöhne;
Durch Europa dröhnt und rauscht es, wie Triumph und Siegestöne;
Mit Entzücken hört die Weltstadt auf die Kunde ihrer Boten:
„Attila, die Geißel Gottes, stieg hinab ins Reich der Todten!"
Vor dem Hundert bebten, wenn er mit dem Racheschwerte,
Das der Kriegsgott einst getragen, fluchend stieß in Gottes Erde;
Vor dem Rom, Byzanz und selbst die deutschen Riesenvölker zittern,
Der geschaffen war, wie keiner, Menschenwerke zu zersplittern. —
An dem Fuße der Karpathen steh'n der Hunnen braune Horden,
Heulen wilde Klaggesänge, furchtbar grausig von Akkorden:
In dem reichsten Schmuck der Waffen und beim Schmettern der Fanfaren
Ziehn und schwenken um den seid'nen Baldachin die treuen Schaaren,
Schneiden ab die langen Haare, schneiden wund Gesicht und Leiber,
Bringen Kriegerblut zum Opfer bei dem Wehgeschrei der Weiber,
Legen die entseelte Hülle in drei Särge wohl verschlossen,
Die aus Gold und Silber und aus Eisen kunstvoll sie gegossen.
Senken sie bei nächt'gem Dunkel tief hinab ins Herz der Erde,
Werfen Schmuck und Waffen drüber; und daß nie verrathen werde,
Wo der Weltenstürmer schlumm're, metzeln sie beim Klang der Lieder
Die Gefangnen, die des großen Todten Grab gegraben, nieder.
Und auf frischer Grabesstätte füllen sie mit Wein die Becher,
Und es schmausen, tanzen, springen wild umher die trunk'nen Zecher.

(K. Holtaus.)

---

*) Eine Stadt in Unteritalien, am Busento gelegen. Nachdem im Jahre 420 der Westgothenkönig Rom eingenommen hatte, wandte er sich nach Süden, um Sicilien zu erobern, aber bei Cosenza ereilte ihn der Tod, und auf merkwürdige Weise ehrte das Heldenvolk den Heldenkönig.

18. Muhamed.

(662 n. Chr.)

Während die Verbreitung des Christenthums im Abendlande einen gesegneten Fortgang nahm und das Licht des Evangeliums sich immer weiter verbreitete, erhob sich unvermuthet ein arger Feind gegen die Kirche Gottes, die stets auf Erden eine streitende ist. In Arabien trat zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ein durch viele Reisen gebildeter Kaufmann auf, mit Namen **Muhamed**, und gab sich für einen göttlichen Gesandten aus, gleich den Patriarchen und Propheten, gleich Christo und seinen Aposteln. Er wollte die Völkerschaften seines weiten Vaterlandes vereinigen, sein Volk zum herrschenden machen, und er wählte dazu als Mittel die Verkündigung eines neuen Glaubens, der ein Gemisch von Heidenthum, Judenthum und von einem irrgläubigen, verzerrten Christenthum war. „Es ist nur ein Gott (Allah) und Muhamed ist sein Prophet.“ Das war die Grundlehre seiner Verkündigung, des **Islam** *). Er leugnete die Dreieinigkeit Gottes, behauptete ein unabwendbares Schicksal, schilderte den Himmel voll von sinnlichen Freuden, verordnete wiederholte tägliche Gebete und Reinigungen, die Beschneidung, die Enthaltung vom Genuß des Weines, Blutes und Schweinefleisches u. s. w. Besonders verpflichtete er die Seinen zum fortgesetzten Kampfe gegen die Ungläubigen mit unbedingter Hingebung auf Leben und Tod. Das Buch, in welchem seine Lehren zusammengetragen sind, heißt der **Koran.** Mit seinen ersten Anhängern warf er sich, um nur die Mittel zu seinen ferneren Unternehmungen zu erhalten, auf die Karavanen, plünderte dieselben und bereicherte mit der Beute seine Gesellen, so daß sich bald die Zahl seiner Soldaten vergrößerte. Zwar wurde er gezwungen, von seinem Wohnorte **Mekka** nach der Stadt **Medina** zu fliehen, aber er kehrte gar bald mit Verstärkung zurück, eroberte Mekka und legte so den Grund zu seiner Herrschaft, weshalb denn auch noch heute die Moslims (Bekenner des Islam: Türken, Perser und Araber) ihre Jahre von der Flucht ihres Propheten (622 nach Christo) zählen. Medina wurde der Sitz seiner Religion; dort ward die erste Moschee (Bethaus) erbaut. In Medina starb Muhamed, 63 Jahre alt, an den Folgen des Giftes, welches ihm seine Frau beigebracht hatte, um zu erproben, ob er wirklich ein göttlicher Gesandter sei.

Bei seinem Tode im Jahre 632 war Muhamed der geistliche und weltliche Herr eines Reiches, das sich über ganz Arabien ausdehnte und den Nachbarländern bereits gefährlich wurde. Seine Nachfolger in der doppelten Würde hießen **Kalifen** und stammten aus seiner Familie. Ihres Propheten und Vorgängers kriegerischer Geist und seine fromme Wuth vererbte sich auf sie, der Krieg wurde auch ihr Element und sie pflanzten den Halbmond, das Zeichen ihrer Herrschaft, gar bald in Syrien, Palästina und Ägypten auf — in Provinzen, die sie, eine nach der andern, dem morgenländischen

*) d. h. Ergebung.

Kaiserthum entrissen. Im Jahre 651 eroberten sie Persien und 707 fügten sie dem Kalifate, so hieß ihr Reich, das ganze nördliche Afrika hinzu. Sie verwüsteten alles mit Feuer und Schwert, unterdrückten überall mit roher Gewalt den christlichen Glauben, indem sie jene, welche nicht Moslims wurden, zu Sklaven machten, die christlichen Kirchen zerstörten und zahlreiche Bischofssitze gänzlich auflöseten. Von Afrika setzten sie über die Meerenge, der sie von einem ihrer Anführer den Namen Gibraltar gaben; sie unterwarfen Spanien bis auf die nördlichen Gebirge, die noch allein den westgothischen Herrschern übrig blieben, und drangen bis ins südwestliche Frankreich ein. Da aber ertönte das Wort des Herrn der Kirche: bis hierher und nicht weiter!

Karl Martell (der Vater Pipins des Kurzen, der Großvater Karls des Großen) rief gegen die andringenden Araber das ganze Frankenreich unter die Waffen, vereinigte mit seinen Schaaren den Heerbann der Thüringer, Schwaben, Niederländer und Longobarden, die alle für das Kreuz und gegen den Halbmond die Waffen ergriffen hatten, und zog dem Feinde unerschrocken entgegen. Bei Tours in Westfranken kam es zur Schlacht. Karl schlug wie ein eherner Hammer auf die Köpfe der Ungläubigen. Sie erlitten ihre erste, aber eine furchtbare Niederlage von den Christen; denn 300,000 Muhamedaner bedeckten das große Leichenfeld. Die geringen Überreste ihres Heeres flüchteten über die Pyrenäen, erlitten hier durch die christlichen Westgothen noch arge Verluste und kehrten nie wieder zu einem neuen Angriff zurück. So ward Europa und die christliche Kirche im Abendlande gerettet*).

In Osten hatte sich ein wildes Gebirgsvolk, die Türken, mit den Arabern verbunden und ihren Glauben angenommen. Als später die Macht der Araber abnahm, fing die der Türken an zu wachsen. Sie führten beständige Kriege mit dem morgenländischen Kaiserthum, bis sie im Jahre 1453 gar die Hauptstadt, Constantinopel, einnahmen, und damit dem ganzen Reich ein Ende machten.

19. Der erste Kreuzzug.

(1069 n. Chr.)

Zu Ende des elften Jahrhunderts erscholl im ganzen christlichen Abendlande die Kunde: Das heilige Grab, worin der Leib Christi lag, ist in der Gewalt der seldschuckischen Türken, eines wilden, räuberischen Volks, welches an Muhamed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und Heiligthümer schändet. Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Peter von Amiens, der Einsiedler genannt; der war so hager, wie der leibhaftige Tod, aber seine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Esel zog er durch die Länder der Christenheit, in der einen Hand das Bild des gekreuzigten Heilandes und in der andern einen Brief vom Patriarchen von Jerusalem an alle Fürsten des Abendlandes, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Peter von Amiens hinkam, predigte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im gelobten Lande und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen und hat zu mir geredet: „„Wohlan, Peter, richte aus,

*) Vergl. vaterl. Gesch. Nr. 7 u. 11.

was du begannst, und ich werde mit dir sein, denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde."" Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um ins gelobte Land zu ziehen, zum Kriege gegen die Ungläubigen.

Der Papst, Urban II., berief 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Äbte und Fürsten und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte in Thränen und Seufzern und rief wie aus einem Munde: „Gott will's! Gott will's!" Da heftete sich jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon „der Kreuzzug" heißt. Da schenkte mancher reiche Herr all' sein Hab und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehre. Niemand dachte mehr an Haus, Hof und Vaterland, Eltern und Kinder, sondern nur ans ferne Morgenland. Bald hatten sich viele Haufen Volks gesammelt, theils aus religiöser Gesinnung, theils aus Neugier und Gewinnsucht, theils aus Kampf- und Veränderungslust. Diese Schaaren — ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung — folgten einem Anführer, Ritter Walter von Habenichts und dem Einsiedler Peter von Amiens — aus Frankreich durch Deutschland. Das Treiben dieser zügellosen Haufen war schrecklich; denn sie erschlugen die Juden in Deutschland, wo sie dieselben fanden. Sie regten durch ihre Gewaltthaten die Ungarn und Griechen so gegen sich auf, daß die wenigsten von ihnen Asien sahen. Im ersten Kampfe mit den Türken wurden auch diese wenigen bis auf 3000 aufgerieben, mit denen Peter von Amiens nach Constantinopel zurückkehrte, um dort das nachfolgende Kreuzheer zu erwarten.

Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmählich auch die deutschen Herzen durchdrungen. Da schaarte sich im Jahr 1096 ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und in guter Zucht, rings um den frommen **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen noch viele tapfere Helden, an welche sich wieder viele Krieger anschlossen. So stand fast eine halbe Millon Menschen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen sie in die Länder gen Aufgang. Sie erreichten glücklich Kleinasien, aber Seuchen, Hunger und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen so gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten sie hohe Kriegsthaten zum Erstaunen der Welt. Nach vielen Gefahren erblickten sie endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie auf den Boden, küßten die Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl, aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeisterte sie, alles zu wagen. Aber die Stadt hatte Mauern und wurde von einem tapferen Heere vertheidigt. Da noch kein Schießpulver erfunden war, ging die Belagerung sehr langsam. Hunderte raffte das Schwert der Feinde, Hunderte Krankheiten, Hunderte Mangel an Nahrung hinweg. Aber trotz alledem wurde Jerusalem am 15. Juli 1099 von den Christen wieder erobert. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist!" und er nannte sich bloß „Schirmvogt des heiligen Grabes". Das dünkte ihm die höchste Ehre.

So waren nun die Christen in dem Besitz der heiligen Stadt; allein es war schwerer, sie zu behaupten, als sie zu erobern. Ringsum waren die Kreuzfahrer von Feinden umgeben, Krankheiten brachen unter ihnen aus — und so verloren sie ihre Eroberung bald wieder. Nach diesem ersten Kreuzzuge wurden deshalb noch sechs andere unternommen, aber ohne den gehofften Erfolg. Fast zweihundert Jahre dauerten die Kreuzzüge (von 1096—1291). Im Jahre 1189 begann der dritte Kreuzzug, an dessen Spitze der tapfere deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa stand, der in demselben seinen Tod fand*).

*) Vergl. vaterl. Geschichte Nr. 16 u. 17!

20. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth.
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da sprengten plötzlich in die Queer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

(Uhland.)

21. Das Ritterthum im Mittelalter.

Anfänglich bestanden die Heere der Deutschen und der meisten übrigen Völker Europa's größtentheils aus Fußgängern. Die wenigen Reiter trugen Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen dieser kostspieligen Rüstung konnten aber nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Reiterdienst eine Art von Ansehen und Adel. Um einen solchen Vorzug zu erhalten und zu vermehren, war das ganze Leben des Adels kriegerisch von Jugend auf. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging ihm über alles; von Jugend auf lernte der Adelige ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Kein leichter Fußgänger konnte sich mit einem geübten Reiter messen, der vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt war. So machten in den damaligen Zeiten die Adeligen die vornehmsten Krieger aus, und von ihrem Reiterdienst erhielten sie den Namen **Ritter**. — Mit der Zeit bildeten die Ritter einen besonderen Stand. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht waren die vier Haupttugenden der Mitglieder.

Zur Zeit der Kreuzzüge stand das Ritterthum in seiner schön-

sten Blüthe. Es bildeten sich, gleich den Mönchsorden, drei engere Verbrüderungen der Ritter unter einander. Das waren die Orden der **Johanniter,** der **Tempelherrn** und der **Deutschen.** Schon im Jahre 1048 hatten Kaufleute aus Amalfi (in Unteritalien) in der Nähe des heil. Grabes ein Kloster bauen lassen zur unentgeltlichen Aufnahme und Verpflegung armer und kranker Pilger. Als Gottfried von Bouillon 1099 nach Eroberung der heil. Stadt dieses Spital besuchte, wurde er von der hingebenden Treue der Mönche, die hier ihr Leben der Krankenpflege widmeten, so gerührt, daß er der Stiftung eines seiner Güter in Brabant zum Geschenk machte. Nun traten einige Ritter seines Gefolges in das Kloster als dienende Brüder ein, entsagten der Welt, verpflichteten sich zu den gewöhnlichen Klostergelübden des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armuth, und bezeichneten ihre schwarze Ordenstracht mit einem achtspitzigen, weißen Kreuze. Schnell verbreitete die Dankbarkeit heimkehrender Pilger, die bei ihnen Aufnahme und Verpflegung gefunden hatten, ihren Ruhm durch ganz Europa, und in allen Ländern wetteiferte die Mildthätigkeit der Frommen, durch reiche Gaben sich einen Antheil an diesem Verdienste zu erwerben. Jetzo erhoben sich statt des armseligen Obdachs, das die Brüder bisher zur Aufnahme bieten konnten, Paläste, und daneben wurde ein prächtiger Tempel zu Ehren des heil. Johannes des Täufers erbaut, und die Brüderschaft führte von nun an den Namen **Johanniterorden.** — Ihre Güter mehrten sich bald in allen europäischen Ländern, und sie selbst schlugen sich lange heldenmüthig mit den Türken herum, bis auch sie der Übermacht weichen mußten. Sie ließen sich dann auf der Insel Cypern nieder, und als sie auch hier vertrieben wurden, auf der Insel Rhodus. Als sie aber endlich auch hier keine bleibende Stätte mehr fanden, schenkte ihnen im Jahre 1530 der deutsche Kaiser Karl V. die Insel Malta, und von jener Zeit an hießen sie auch **Maltheserritter.** —

Der König Balduin von Jerusalem schenkte im Jahre 1118 acht französischen Rittern, die sich heldenmüthig der armen Pilger außerhalb der Hauptstadt gegen die Angriffe der räuberischen Horden angenommen hatten, den Platz, wo einst der Tempel Salomo's stand. Hier bauten sie sich an und erhielten davon den Namen **Tempelherrn.** Sie trugen ein rothes Kreuz auf ihrem weißen Mantel. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens, der größtentheils aus Franzosen bestand, und er gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse einen Reichthum, der bald jenen der Johanniter überstieg. Aber dieser Reichthum reizte den habsüchtigen französischen König Philipp IV. zum Verderben dieses Ordens. Er klagte die Mitglieder der gröbsten Verbrechen an; sie wurden unschuldig mißhandelt, eingemauert, lebendig verbrannt, und der ganze Orden wurde im Jahre 1312 aufgehoben, seine Güter aber zum Vortheile des Königs eingezogen. —

Auch der **deutsche Ritterorden** hat den Kreuzzügen seine Ent-

stehung zu verdanken. Er wurde im Jahre 1190 von Deutschen gegründet. Die Mitglieder mußten Deutsche sein. Auch sie legten, wie die vorgenannten Orden, das dreifache Gelübde ab, und hatten im Ganzen denselben Zweck und dieselbe Einrichtung. Ihre Ordenstracht war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Nach dem Verluste des heil. Landes wandten sie sich nach Venedig. Von da wurden sie unter ihrem Großmeister Hermann von Salza im Jahre 1229 von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen. Dreiundfünfzig Jahre lang (von 1230 bis 1283) führten sie mit diesem heidnischen Volke schwere Kriege. Endlich eroberten sie das Land und verbreiteten darin das Christenthum und deutsche Bildung, Sitte und Sprache. Durch sie entstanden die Städte Thorn und Kulm, später Memel und Königsberg. Marienburg wurde im Jahre 1309 die Residenz des Hochmeisters. Im 16. Jahrhundert (1525) nahm der Hochmeister des Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den meisten Ordensgliedern die evangelische Religion an. Die Übrigen zogen nach dem Städtchen Mergentheim im Würtembergischen. Im Jahre 1815 wurde der Orden durch den Wiener Vertrag aufgehoben. —

22. Die Dichtkunst im Mittelalter.

Sobald der Mensch der Sorge für die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens überhoben ist, so erwacht auch allmählich sein natürliches Gefühl für das Schöne, sein Gefallen an höheren, geistigen Verrichtungen, die das Leben erheitern und veredeln. Unter diesen stand im Mittelalter die **Dichtkunst** oben an und wurde vorzüglich vom Adel gepflegt. Sie war ihm eine süße Erholung von den ernsten Sorgen des Tages, von dem wildem Getümmel der Schlachten. Auf die Entwicklung dieser schönen Kunst hatten die Kreuzzüge den wirksamsten Einfluß. In dem fernen Morgenlande wurde der Kreuzfahrer durch die seltsamsten Erscheinungen wunderbar überrascht. Die heiligen Orte, wo einst der Erlöser wandelte, die Pracht und der Reichthum des Orients, die wunderbaren Irrfahrten frommer Pilger, die vielen Abenteuer der Ritter, dann auch die Sehnsucht nach den theuern Zurückgebliebenen — dieses und manches andere regte mächtig den Geist auf und bot zu den Dichtungen den reichhaltigsten Stoff. Wahre Begebenheiten wußte die aufgeregte Einbildungskraft mit reizenden Mährchen aller Art auszuschmücken.

In den anmuthigen Thälern des südlichen Frankreichs und Spaniens, wo die Einbildungskraft der Bewohner feurig ist, wie der Himmel, unter welchem sie leben, trieb die Dichtkunst ihre höchsten Blüthen. Auf den Burgen der Ritter, bei fröhlichen Festen und Mahlen erschien der **Troubadour** mit der lieblich klingenden Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßten mit stiller Freude den lieben Gast und hörten seinen gefühlvollen Gesängen zum Klange der Harfe zu. Von Frankreich aus verbreitete sich dieses lustige Handwerk — so nannte man es — über die angrenzenden Staaten. Auch Deutschland hatte seine Troubadours, die man hier **Minnesänger** nannte, weil der Hauptgegenstand ihres Gesanges die Minne oder Liebe war. Hunderte von solchen Dichtern werden genannt. Ihre Reihe beginnt mit Heinrich von Veldeck, ihm folgten Hartmann von der Aue, der zartfühlende Gottfried von Straßburg, der ernste und trübe Wolfram von Eschenbach, der heitere Walter von der Vogelweide, der große Meister Heinrich von Ofterdingen, sämmtlich aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Oft kamen diese liederreichen Sänger zusammen zu einem poetischen Wettstreite. Doch nicht die Liebe allein war der Gegenstand ihres Gesanges, sondern auch

die Schönheiten der Natur, die Reize des Frühlings, die Heldenthaten der Ritter und ihre wunderbaren Abenteuer. Besonders in Schwaben, an den Höfen der damaligen Kaiser, der kunstliebenden Hohenstaufen, ließen sich diese Sänger hören und wurden deshalb auch wohl schwäbische Dichter genannt. Selbst Kaiser und Könige ergötzten sich, wenn sie von den ernsten Sorgen der Regierung ruheten, an diesem lustigen Handwerke. Unter dem Kaiser Friedrich II. erstieg die vaterländische Dichtkunst den höchsten Grad der Begeisterung, indem sie als Lieblingsunterhaltung deutscher Fürsten und als die vorzüglichste Würze gesellschaftlicher Freuden galt.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verbreiteten sich Dichtkunst und Gesang von den Burgen der Ritter auch in die Städte. Die Bürger fanden Vergnügen daran, in Erholungsstunden die schönen Lieder und Erzählungen der Minnesänger zu lesen. Manche, die in sich einiges Talent fühlten, ahmten ihnen nach und fingen in Nebenstunden an, fleißig zu dichten. Bald bildeten sie gleich anderen Handwerken eine besondere Zunft unter sich und wurden, weil sie Meister ihres Handwerks waren, Meistersänger genannt. Sie hielten, wie andere Zünfte, regelmäßige Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche. Die öffentlichen Singschulen oder Wettstreite aber wurden in den Kirchen, Nachmittags an Sonn- und Festtagen gehalten. Es wurden hier durch vier Merker, d. i. Zunftvorsteher, biblische Gesänge gewählt, beurtheilt und dem, welcher am glättesten, d. i. am fehlerfreiesten gesungen hatte, öffentlich der Preis ertheilt. Dieser bestand aus einem Gehänge mit Münzen; auf einer war der König David mit der Harfe abgebildet. Der Sieger hieß deshalb auch König-Davids-Gewinner. Zu Mainz, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, überhaupt in den süddeutschen freien Reichsstädten bestanden mehrere Jahrhunderte hindurch solche Singschulen der Meistergenossenschaften. Einer der merkwürdigsten Meistersänger war Hans Sachs, ein ehrsamer Schuster zu Nürnberg, der um das Jahr 1555 lebte. Er schrieb 6048 geistliche und weltliche Gedichte, von denen aber kaum der vierte Theil auf uns gekommen ist.

23. Die Baukunst des Mittelalters.

Anfangs ging die Kirchenbaukunst von den Römern und Byzantinern aus. Seit den Kreuzzügen aber und unter den Hohenstaufen bildeten die Deutschen einen ganz neuen **Baustyl** aus, welcher den **byzantinischen** noch weit an Erhabenheit und Schönheit übertraf, indem man die Kirchen größer, die Thürme höher baute, alles Schwerfällige fallen ließ und statt der Rundbogen die Spitzbogen einführte. Man nannte diese ganz neue und echt deutsche Baukunst die **gothische.** Sie wurde von einer großen, bürgerlichen Zunft gepflegt. Früher hatte jedes Kloster seine Werkmönche, Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker; im dreizehnten Jahrhundert aber entstand in den Städten die große Zunft der Maurer und Steinmetzen. Ihr Geheimniß blieb der Zunft erblich, und sie genoß daher große Vorrechte. Im oberen Deutschland, z. B. in Ulm, hatte diese Zunft sogar eine Zeit lang das Stadtregiment, woraus sich das Vorkommen so vieler Prachtkirchen in den Städten mit erklärt. Sie sind alle in einem Geiste, nach einem durchgreifenden Gesetze gebaut. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geiste, den wir in wenigen Zügen deuten wollen.

Die Gebäude mußten erhaben in der Masse sein, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel verehrt wird. Die Ge-

bäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie die Pflanze, von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt, aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der Bau mußte nach der Höhe streben, alle Säulen, Pfeiler und Thürme, wie Pflanzen und Bäume, hervorwachsen ans Licht; denn der Glaube strebt dem Himmel zu. Der Altar mußte gegen Morgen stehen; denn von Morgen kam der Heiland! Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen, wie der Lichtstrahl in Farben, sich brechen, die Masse nur aus unermeßlich vielen, für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannichfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die **Rose** in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierungen und, von ihr getragen oder zu ihr ausblühend, das **Kreuz**. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben, das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Rundung der Rose war das allgemeine Zeichen der Gottheit im Mittelalter.

An den Bauten erschöpften Jahrhunderte ihren Fleiß. Was eines Mannes kühner Geist ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden; denn der lebenslängliche Fleiß von tausend und aber tausend kunstbegabten Händen war erforderlich, um das rohe Gestein nach dem Riesengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entsagung eigener Verbesserungssucht arbeiteten gleich große Meister im Sinne und Geiste nach dem Plane des ersteren fort, und jeder war stolz auf das Werk, nicht auf den Namen, also daß uns fast alle diese Meister, die Erfinder wie die Vollender, völlig unbekannt geblieben sind. Das größte dieser Wunderstücke ist der Dom von Köln*). Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Rang steht das große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1276 durch den Meister Erwin von Steinbach in seinem Grundrisse angelegt, und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Köln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. Unter den großen Werken dieser Zeit treten ferner hervor die herrlichen Kirchen von Freiburg im Breisgau, Ulm, Erfurt, Marburg, Würzburg u. s. w., später die Prachtbauten von Prag und zahlreiche herrliche Kirchen in den Niederlanden. Neben vielen Domen erhielten sich auch manche Rathhäuser der Städte in ihrer altherkömmlichen Schönheit.

*) Vergleiche Seite 10: Der Dom zu Köln!

24. Columbus und die Entdeckung von Amerika.

(1492.)

Schon im Alterthume galt das ferne Indien für das Land der Wunder. Tiefe Weisheit, unübertreffliche Kunstwerke, vor allem aber unermeßliche Reichthümer suchte man dort. Doch kannte man bis zum 15. Jahrhundert n. Chr. keinen andern Weg dahin, um die Schätze jenes Landes zu beziehen, als den langwierigen und durch Beduinen unsichern Landweg über Ägypten und Abessynien. Schon mancher denkende Kopf hatte sich die Frage aufgeworfen, ob nicht Afrika unten in eine Spitze auslaufe, und ob man nicht durch Umschiffung desselben schneller und ungehinderter nach Indien müsse gelangen können? Im 14. und 15. Jahrhunderte waren die Portugiesen die unternehmendsten Seefahrer, und König Johann II. sandte einen kühnen Mann, Bartholomäus Diaz, zur Entdeckung dieses Seeweges nach Indien aus. Wirklich erblickte er die äußerste Spitze von Afrika, und in froher Ahnung gab ihr der König den Namen „Vorgebirge der guten Hoffnung", überzeugt, daß es jetzt nicht mehr schwer halten müsse, das ersehnte Indien aufzufinden (1486).

In eben der Zeit kam ein anderer Mann auf einen noch kühneren Gedanken: „Wie," dachte er, „ist nicht die Erde eine Kugel? Lesen wir nicht in den alten Reisebeschreibungen, daß Indien sich in unermeßlicher Weite gegen Osten erstreckt? und muß man daher nicht, wenn man gerade nach Westen segelt, am Ende auf dasselbe treffen? Ja, haben nicht portugiesische Seefahrer Leichname von ganz eigenthümlicher Körperbildung, künstlich bearbeitetes Holz und unbekanntes Rohr von Westen her auf den Wellen treiben sehen? Und wie, das sollte nicht auf ein Land im Westen deuten? Dieser ungeheure Ocean sollte eine solche Wasserwüste, und alles Land nur auf die eine Halbkugel zusammengedrängt sein?" Je mehr er darüber nachsann, desto mehr wurde er von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugt; und er beschloß, Hand an die Ausführung zu legen.

Christoph Columbus — dies ist der Name des merkwürdigen Mannes — war in **Genua** geboren. Schon als Knabe widmete er sich dem Seemannsberufe. Doch bald überzeugte sich sein höher strebender Sinn, daß er ohne Kenntniß der Geometrie, Stern- und Erdkunde nur ein gemeiner Schiffer bleiben würde, und er widmete sich diesen Wissenschaften voll Eifer. Von seinem 14. Jahre an war er beständig zur See; in einigen Gefechten legte er Beweise großen Muthes und unerschrockener Geistesgegenwart ab.

Auf portugiesischen Schiffen machte er mehrere Entdeckungsreisen mit, und galt bald bei allen Kundigen für einen Seefahrer, der wenige seines Gleichen hätte.

Seiner Vaterstadt Genua wollte er den Vortheil und die Ehre seines Unternehmens zuwenden, aber theils scheute man die Kosten der Ausrüstung der hierzu nöthigen Schiffe, theils sah man in den Vorschlägen des Columbus nur überspannte Ideen, und nannte ihn einen Plänemacher. In Lissabon gings ihm nicht besser; seinen Bruder sandte er nach England, während er selbst dem spanischen Hofe sein Unternehmen zu empfehlen suchte. Aber man hielt ihn für einen Träumer, und einer meinte sogar in seiner Weisheit, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinuntergleiten und könnte dann am Ende den Wasserberg nicht wieder hinauf! Endlich nach 5 Jahre langem Harren gelang es einem Freunde des Columbus, die edle Isabella, Königin von Spanien und Gemahlin Ferdinand des Katholischen, dahin zu vermögen, daß sie dem Columbus drei Schiffe übergab. In einem Vertrage wurde feierlich festgesetzt, daß Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt sei, daß ihm der zehnte Theil aller Einkünfte gehören, und daß alle diese Würden und Vortheile auf seine Erben übergehen sollten. Die Schiffe waren ziemlich mittelmäßig und klein, 120 Personen machten die ganze Bemannung aus, und die meisten von ihnen ließen sich nur ungern auf dieses, wie es schien, tollkühne Unternehmen ein.

Am 3. August des Jahres 1492, kurz vor Sonnenaufgang, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer. Lange folgten die

Blicke den kühnen Abenteurern. Nach mehreren Tagen erhob sich ein Ostwind, der die Fahrt rasch förderte. Bald war alles Land verschwunden. Ein entsetzlicher Gedanke für Menschen, die sich zum ersten Male auf einem von der ganzen lebendigen Welt abgeschnittenen Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen Preis gegeben sahen; rings umher Meer und Himmel, immer weiter und weiter fortgetrieben, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die, welche seine Einbildung ihm vorspiegelte! Wahrlich, es war den Beherztesten nicht zu verdenken, wenn ihnen bange wurde; wenn sie den Rasenden verwünschten, der mehr als hundert Menschen so kaltblütig, wie es ihnen schien, mit in sein eigenes Verderben zog.

Columbus flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand er mit Senkblei und Beobachtungsinstrumenten auf dem Verdecke, schlief nur wenige Stunden und zeichnete auch das kleinste Ereigniß auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, die Murrenden heiterte er mit Versprechungen auf. Der Wind blies immer stärker, und die Schiffe flogen wie Pfeile dahin. Am 1. Oktober waren sie schon 707 Seemeilen von ihrer Heimath entfernt. Ihre Angst wuchs von Stunde zu Stunde. Da zeigte sich ihnen ein Hoffnungsstrahl. Ein ganzer Schwarm Vögel setzte sich auf ihre Masten nieder. Aber sie wußten noch nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einige Tage später war die See mit grünem Meergrase bedeckt, so daß die Schiffe in ihrem Lauf fast aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden wieder, und die Armen sahen sich aufs neue auf dem weiten öden Ocean allein. Da brach unter der Mannschaft der Sturm des Aufruhrs endlich los; einige faßten sogar den verruchten Gedanken, den Columbus, wenn er sich weigere, zurückzukehren, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten gar nicht merke, und es gelang ihm nochmals, sie durch sein heiteres Vertrauen zu besänftigen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; die Sonne ging auf und unter, und die Schiffe flogen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Angst der Schiffsleute verwandelte sich in Verzweiflung, und sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Da entfaltete Columbus die ganze Kraft seines Geistes. Mit Festigkeit erklärte er ihnen, es sei alles umsonst, er werde von dem Unternehmen nicht abstehen, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe. — Schwerlich aber würde er im Stande gewesen sein, die verzagte meuterische Rotte noch länger im Zaume zu halten, wenn sich nicht am folgenden Tage bestimmtere Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten. Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu und sogar einen künstlich geschnitzten Stab fischten sie auf. Die Sonne war eben untergegangen. Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Dem, welcher zuerst Land erblicken würde, versprach er eine große Belohnung. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen; kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorüberschwimmend und ungewiß; aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um 2 Uhr des Morgens (am 12. Oktober) von einem andern Fahrzeuge ein Kanonenschuß, — und „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jedem Munde. Man stürzte einander in die Arme, einer schluchzte vor Freude an des andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum (Herr Gott, dich loben wir) an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk — mit welchen Empfindungen! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten unter kriegerischer Musik mit fliegenden Fahnen dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten,

als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt und von röthlicher Kupferfarbe, ohne Barthaare, übrigens wohlgebildet. Um Kopf und Lenden trugen sie einen schönen Kranz von bunten Vogelfedern. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel Ähnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe; gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelte es hin und her, und aus allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine wirklichen Menschen sein. Den Gebrauch des Feuers kannten sie nicht; die züngelnde Flamme hielten sie für ein lebendiges Thier; in das scharfe Schwert griffen sie unbedacht, bis das Blut von ihren Händen rann; nicht einmal den Ackerbau kannten sie; das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Überflusse, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere gab es dort gar nicht, und ein europäischer Bullenbeißer konnte eine ganze Heerde dieser schüchternen Wesen in die Flucht jagen.

Columbus, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt betrete. Ihm folgten die andern, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als 40tägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten dann ein Kreuz und stammelten vor demselben ihre frommen Gebete. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände und thaten alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, die größte Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Für Columbus in der That ein großer Augenblick! So hatte er denn endlich erreicht, was Jahrelang wie ein Traumbild vor seiner Seele geschwebt! Jetzt aber stand es verwirklicht vor seinen Augen!

Columbus nahm die Insel mit den üblichen Formen und Feierlichkeiten für die spanische Krone in Besitz. Die guten Indianer sahen das mit an, ohne etwas davon zu begreifen; freilich hätten sie wohl auch vergebens gefragt, nach welchem Rechte fremde Ankömmlinge ein schon bewohntes Land ohne weiteres für sich in Besitz nähmen. Die Insel führte den Namen **Guanahani**; der Entdecker nannte sie **San Salvador**. Columbus war wirklich der Meinung, an einer zu Indien gehörigen Insel angelangt zu sein, und erst spät überzeugte man sich davon, daß man einen neuen **Erdtheil** entdeckt habe. Dieser Irrthum veranlaßte auch, daß man die Eingebornen Indianer nannte; und erst später unterschied man die hier liegenden Inseln durch den Namen **Westindien** von dem alten und von jetzt an Ostindien genannten Indien. Er entdeckte bald noch größere Inseln, wie **Cuba**, **Haiti**; die Küsten zeigten ihm überall einen Reichthum der Pflanzenwelt, eine Schönheit der Gegend, eine krystallene Durchsichtigkeit der Gewässer, eine schimmernde Bläue des Himmels, einen strahlenden Glanz der nächtlichen Gestirne, wie er solche noch nie erlebt. Bald stießen sie auch auf mehr gebildete und kriegerische Einwohner. Ihre Könige hießen **Kaziken**. Einer derselben erzählte dem Columbus, freilich mehr durch Zeichen, als durch Worte, daß zuweilen Feinde von den benachbarten karaibischen Inseln sie überfielen, die Gefangenen fortschleppten, brieten und — auffräßen. Auch gab er ihm eine Menge Gold für kleine Messer, Spiegel, Schnüre und ähnliches Spielzeug, bemerkte ihm aber, das eigentliche Goldland sei weiter gegen Süden zu suchen. Columbus gab dem Kaziken zu verstehen, er wolle auf seiner Insel (Hispaniola oder Haiti) eine kleine Festung zum Schutze gegen jene Menschenfresser erbauen und eine Hülfsbesatzung darin zurücklassen, was denn die Eingebornen mit großer Freude erfüllte. Columbus selbst mußte an seine Rückkehr denken, weil ein Schiff ihm gescheitert war und ihm seine Begleiter nicht sehr zuverlässig schienen; 39 Spanier ließ er zurück, ermahnte sie zu einem friedlichen Benehmen gegen die Indianer, nahm einige Eingeborne und Erzeugnisse ihres Bodens mit an Bord und ging endlich am 3. Januar 1493 wieder unter Segel.

Ein fürchterlicher Sturm hätte aber den kühnen Seglern und ihren wichtigen

Nachrichten beinahe Vernichtung gebracht. Columbus, dem alles daran lag, daß die wichtige Aufgabe seines Lebens, die er nun gelös't, der Menschheit nicht verloren gehe, schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies, sorgfältig verwahrt, in eine Tonne und warf sie ins Meer. Nun erwartete er ruhig sein Schicksal. Doch sollte ihm die Freude zu Theil werden, selbst das Gelingen seines Unternehmens zu berichten. Der Himmel klärte sich auf und am 15. März 1493 lief Columbus in den spanischen Hafen von Palos ein. Mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor 7 Monaten an eben der Stelle hatten abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in Prozession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcellona auf, und Columbus mußte daher der Länge nach ganz Spanien durchziehen. Dies war ein wahrer Triumphzug, und nachdem er feierlich vor Ferdinand und Isabellen, die auf dem Throne saßen, Bericht abgestattet, da herrschte ein Entzücken, eine Begeisterung in der Versammlung, daß Columbus fühlte, er sei reichlich belohnt für alle Mühen und Opfer, die er gebracht; es war der schönste Tag seines Lebens.

Durch ganz Europa flog das Gerücht von der neuentdeckten Welt und erfüllte alle, besonders aber die Gelehrten, mit Bewunderung und Entzücken. Jetzt wollte alles nach der neuen Welt, um mit Gold und Schätzen beladen nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Mit Columbus segelten alsbald 1500 Menschen ab; neue Inseln wurden entdeckt, große Reichthümer zusammengescharrt. Aber die armen Eingebornen wurden von den geldgierigen Spaniern schrecklich mißhandelt und Columbus selbst, als ein Ausländer, mit Undank belohnt. Der König hielt ihm den Vertrag nicht, sandte einen vornehmen Spanier als Unterkönig an des Columbus Stelle, und dieser ließ sogar den edlen Mann in Ketten legen. Der König sprach ihn zwar wieder frei, aber die ihm feierlich zugesicherten Bedingungen des Vertrags wurden ihm nicht gehalten; und ob er gleich noch drei Reisen unternahm und neue Länder entdeckte, so achtete man seiner doch nicht mehr, und von Kummer niedergebeugt, beschloß er 1506 lebensmüde seine Laufbahn. Seine Leiche wurde nach der Insel Cuba gebracht.

Nicht einmal den Namen hat er dem neuentdeckten Erdtheile gegeben, welcher vielmehr nach einem fast verdienstlosen Florentiner, Amerigo Vespuci, der behauptete, zuerst das Festland entdeckt zu haben, **Amerika** genannt wurde. Die neuere Zeit suchte diese Unbill etwas zu vergüten, indem eine Republik des südlichen Amerika und der Hauptbezirk der Vereinigten Staaten Nordamerikas sich den Namen Columbia beilegten.

> Mag der Staub der Edlen modern,
> Die dem Kampf fürs Rechte sich geweiht:
> Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
> In dem Tempel der Unsterblichkeit!

25. Peter der Große.

(1682—1725.)

Peter der Große war der Sohn des russischen Czaren Alexei und 1672 geboren. Schon seine Jugend war stürmisch bewegt. Frühe starb der Vater, welcher Kinder aus verschiedenen Ehen hinterließ. Peter, erst zehn Jahre alt, wurde zum Czaren und seine Mutter Natalia zur Regentin ausgerufen. Dies erregte den bittersten Neid seiner schon erwachsenen Stiefschwester Sophia, einer ehrsüchtigen, aber der niederträchtigsten Handlungen fähigen Person. Sie wandte sich an die Strelitzen, die regelmäßigen Truppen der Hauptstadt. Eine Verschwörung entstand. Natalia und Peter flohen nach einem festen Kloster, 6 Meilen von Moskau. Auch dahin folgten ihnen die Mörder. Nach

langem Suchen fanden sie Peter in der Kirche, am Altare knieend, vor ihm die Mutter, die schützenden Arme ausbreitend. Eben wollte ein wüthender Strelitz ihm das Messer in die Brust stoßen, als ein anderer ihm zuschrie: „Halt, Bruder! nicht hier am Altar! Er kann uns ja doch nicht entgehen!“ — Das rettete den Czaren; denn eben war die Reiterei erschienen und jagte die Meuterer auseinander. Peter versprach Verzeihung, wenn die Anführer ausgeliefert würden. Dreißig wurden hingerichtet; die Ruhe ward wieder hergestellt.

Peter wuchs kräftig heran. Sein Lieblingslehrer und Freund wurde Lefort, ein Kaufmannssohn aus Genf, der nach mancherlei Schicksalen und Reisen endlich nach Moskau gekommen war, und nun dem wißbegierigen Peter von fremden Ländern und Gebräuchen stets erzählen mußte. Als er ihm einst die Einrichtung des europäischen Militärs lebhaft beschrieben hatte, sprang Peter begeistert auf und rief: „Das will ich auch versuchen!“ In einem Dorfe bei Moskau errichtete er eine Compagnie von 50 Jünglingen seines Alters: Lefort ward ihr Hauptmann, und Peter diente selbst als Gemeiner; denn nur Verdienst, nicht aber Zufall der Geburt sollte zur Auszeichnung führen. Dies alles betrachtete Sophia im Anfang nur als ein Kinderspiel, bis in ihr der Verdacht aufstieg, es könne doch eine ernstere Bedeutung haben. Abermals entwarf sie mit ihren Vertrauten den Plan, Peter mit der Mutter zu ermorden. Peter, zeitig gewarnt, floh wieder nach jenem Kloster und rief seine 50 Freunde herzu. Diese mit vielen anderen kamen. Die Verschworenen wagen keinen Angriff; Peter aber läßt die treulose Schwester ergreifen und unter strengem Gewahrsam in ein Kloster bringen.

Rußland war damals noch nicht das großmächtige Land, das es jetzt ist. Es hatte weder am schwarzen Meere, wo die Türken, noch an der Ostsee, wo die Schweden herrschten, Häfen. Asow, die bedeutende Hafenstadt, hatten früher die Russen besessen; Peter mußte es aber erst den Türken wieder entreißen. Um Seeleute zu gewinnen, sandte er ganze Schaaren junger Leute nach Venedig und Livorno, wo sie den Seedienst erlernen mußten

Doch dies alles befriedigte seinen Geist noch nicht. Er fühlte, er müßte selbst mit dem Beispiele vorangehen, wenn seine am alten Herkommen klebenden Russen aus ihrem Schlaf sollten aufgerüttelt werden. Zugleich trieb ihn sein wißbegieriger Geist, fremde Länder zu sehen, fremde Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen. Er beschloß daher, eine Gesandtschaft durch einen Theil Europas reisen zu lassen und sich unter sie zu mischen, um den Ehrenbezeugungen und Festlichkeiten zu entgehen, die er sonst auszustehen gehabt haben würde. Lefort führte die Gesandtschaft. Holland, als der erste Handelsstaat damaliger Zeit, zog ihn vor allen an. In Saardam, einem großen Dorfe, Amsterdam gegenüber, wohnte er 7 Wochen lang in einer armseligen Schifferhütte. Jeden Morgen ging er mit dem Beile in der Hand nach den Schiffswerften, arbeitete wie der gemeinste Zimmermann und ließ sich

Peter Michaeloff nennen. Auch in der Schmiede arbeitete er mit, und erlernte auch die Chirurgie. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er wolle eben so gern ein englischer Admiral, als russischer Kaiser sein.

Eben war er im Begriff, das Wunderland Italien zu besuchen, als ihn die böse Nachricht traf, daß sich die Strelitzen abermals empört hätten. Er eilte zurück. Als er in Moskau ankam, war durch einen tapfern General der Aufruhr gedämpft. Nun hatte er nichts eifriger zu thun, als seine Pläne zur Bildung seines Volks in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben könnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapieres in Rußland ein, und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau. Im Jahre 1703 legte er den ersten Grund zu einer neuen Stadt, die nach seinem Namen **Petersburg** heißt. Um den Bau schnell zu betreiben, wurden Tausende von Bauern, zum Theil aus einer Entfernung von 2—300 Meilen, nach der Newa zusammengetrieben. Die Armen fanden hier weder Obdach, noch Lebensmittel, noch Handwerkszeug. Aber es arbeiteten täglich 20,000 Menschen, und das Werk ging zusehends von Statten. Die ersten Gebäude waren elende hölzerne Hütten, auch fehlte es an Einwohnern. Bald ließen sich jedoch hier viele Liefländer und andere nieder, die im Kriege ihre Häuser verloren hatten, auch Matrosen und Schiffbauer, weil Peter in der Nähe große Schiffswerften anlegte. Auch errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften daselbst und schaffte die sklavische Sitte, vor dem Czar niederzufallen, ab, verbot die Glücksspiele, stiftete Hospitäler, Waisen- und Arbeitshäuser, führte Brief- und Reiseposten ein, verbesserte das Maß- und Münzwesen, beförderte den Handel und brachte durch Berufung ausländischer Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das alles war die Frucht seiner Reisen, daß er alles im Auslande mit empfänglichem Sinne für das Gute und Nützliche mit eigenen Augen gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst mit Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch gegen das Ausland zurück war; jetzt wußte er aber auch, was er thun und wie er es angreifen müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn es ihm auch nicht gelang, alles so herzustellen, wie es vor seiner Seele stand, vorzüglich da er die längste Zeit seiner segensreichen Regierung mit auswärtigen Feinden Krieg zu führen hatte, so hat er doch den Ruhm für sich, eben dadurch, daß er sich nicht schämte, noch als Mann und Kaiser Lehrling zu sein, seinem Volke für alle Folgezeit unendlich viel genützt zu haben.

26. Washington. Franklin.

Der nördliche Theil Amerikas wurde erst spät von den Europäern angebaut; denn die ganze Gegend schien ihnen bei ihrer ersten Landung nur eine

große Wildniß und das Klima sehr rauh zu sein. Dichte **Urwälder**, in denen wilde Indianer ihr Wesen trieben, und unermeßliche Sümpfe schreckten die ersten Europäer von diesen unwirthlichen Gegenden ab, in welchen sie nicht, wie an den schönen Küsten Mexiko's und Peru's, Gold und Silber zusammenraffen konnten. Erst 1584 wurde von England aus die erste Colonie gegründet und zu Ehren der Jungfrau-Königin Elisabeth Virginien genannt. Dies erste Beispiel fand bald Nachahmung. Zwar hatten die ersten Colonisten viel von den Angriffen der Wilden zu leiden, allmählich aber trat ein erträglicher Verkehr, besonders durch den Handel, zwischen den Ureinwohnern und den Ansiedlern aus Europa ein. Mit jedem Jahre kamen nun Einwanderer auch von anderen europäischen Nationen herüber, größtentheils unternehmende, freiheitsliebende Männer, die, um den kirchlichen oder bürgerlichen Bedrückungen im Mutterlande zu entgehen, in dem neuen Erdtheile einen Zufluchtsort suchten und fanden. So entstand eine lange Reihe von Niederlassungen und von Ansiedler-Gebieten oder Provinzen, unter denen **Pensilvanien** mit der Hauptstadt **Philadelphia** sich besonders hervorthat.

Alle Colonisten, aus welchem Lande sie immer waren, erkannten die Oberhoheit Englands an und trieben fast ausschließlich Handel mit diesem Reiche; England seinerseits pflegte auch die **nordamerikanischen Colonien** und schützte sie gegen alle auswärtigen Angriffe. Es brachte sie durch großen Aufwand zu einer solchen Blüthe, daß die Zahl der Bürger binnen 150 Jahren zu drei Millionen anwuchs. Deshalb verlangte aber England auch Abgaben, welche die Amerikaner jedoch nur unter der Bedingung entrichten wollten, daß sie dieselben durch ihre Abgeordneten, welche man in das englische Parlament aufnehmen sollte, erst bewilligten. England bedachte nicht, daß den Staatsbürgern, welche gleiche Pflichten haben, auch gleiche Rechte gebührten, und daß man die Mündiggewordenen auch als solche behandeln und ihnen Theilnahme an der Gesetzgebung und Steuerumlegung zugestehen müsse; es wies die Forderungen der Amerikaner zurück, legte ihnen die Stempelakte, nach der sie zu allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen Stempelpapier gebrauchen sollten, und dann die Zollakte auf, die für die Einfuhr von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß eine mäßige Abgabe verlangte. Der Ausführung beider Verordnungen, als ohne ihre Zustimmung gegeben, widersetzten sich die Colonisten thätlich und wurden in der Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen dadurch bestärkt, daß die Engländer beide Gesetze wieder zurücknahmen, nur daß vom Thee ein Einfuhrzoll noch entrichtet werden sollte. Als nun 1773 im Hafen von **Boston** drei mit Thee beladene englische Schiffe einliefen, widersetzten sich die Einwohner der Ausladung, und als diese von dem englischen Statthalter erzwungen werden wollte, überfiel ein Haufe Vermummter die Schiffe und warf 342 Kisten Thee ins Meer.

Dieser Gewaltstreich war die Losung zu einem **Kriege**, der erst 1783 beendigt wurde. Die Provinzen traten in Philadelphia durch Abgeordnete in einen Bund zusammen, sie bewaffneten sich gegen England, zogen die Wilden und auch europäische Nationen, die auf die Engländer eifersüchtig waren, besonders die Franzosen in ihr Interesse, wählten zu ihrem Anführer den berühmten **Washington**, einen reichen Pflanzer, der sich auf das Kriegswesen wohl verstand. Die Colonisten standen den Engländern zwar an Ausrüstung und Kriegserfahrung weit nach; aber sie übertrafen die von diesen in Sold genommenen fremden Truppen, unter denen sich auch Deutsche: Hessen und Braunschweiger, befanden, an Muth, Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Freiheit und besonders an genauer Kenntniß des Landes. Lange blieb der Kampf ohne Entscheidung; aber als 1777 bei Saratoga der englische General von den Amerikanern umzingelt und zur Übergabe gezwungen, und 1781 ein zweites englisches Heer bei Yorktown durch Washington gefangen genommen worden, und England kein neues Heer zu senden hatte: da wurde im Frieden zu Versailles 1783 die **Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten** anerkannt. Seit diesem Frieden hat der junge Freistaat staunenswerthe Fortschritte in der Bevölkerung

und im Wohlstande gemacht; denn Tausende und abermals Tausende sind aus England, Irland, Frankreich und Deutschland nach der neuen Welt ausgewandert, um sich dort im Lande der Freiheit und des Wohlstandes niederzulassen. Urwald auf Urwald ist niedergesunken, Niederlassung auf Niederlassung entstanden, Städte auf Städte sind angelegt und wunderbar rasch bevölkert worden, Provinzen auf Provinzen haben sich gebildet. Die Zahl der verbundenen Staaten hat sich von 13 auf 29 schon vermehrt. An der Spitze dieses Bundesstaates steht ein Präsident, der alle vier Jahre neu gewählt wird. Washington war der erste Präsident — zu seiner Ehre wurde auch die Stadt gleichen Namens gegründet und zur Hauptstadt des ganzen Freistaates und zum Versammlungsorte des Congresses (Abgeordneten-Versammlung) erhoben.

Großen Einfluß auf das amerikanische Volk und seine Schicksale übte besonders der berühmte **Benjamin Franklin.** Er war der Sohn eines Seifensieders. Da sein Vater 17 Kinder hatte, so konnte er auf ihn, den jüngsten, nicht viel verwenden, und bestimmte ihn auch zu seinem Handwerke. Allein dieses gefiel ihm nicht, und er lernte bei einem Bruder die Buchdruckerkunst. Nach mancherlei Widerwärtigkeiten legte er eine eigene Buchdruckerei an und war unermüdet thätig, dabei heiter und streng redlich. Dies verschaffte ihm das Zutrauen seiner Landsleute, die gern bei ihm Bestellungen machten und ihn unterstützten. In seinen Feierstunden las er nützliche Bücher, und bald verfaßte er selbst kleine Schriften für das Volk, welche gern gelesen wurden; dann gab er eine Zeitung heraus, die große Abnahme fand. Durch tiefes Nachdenken und gründliches Forschen erfand Franklin den Blitzableiter, wodurch sein Name in ganz Europa bekannt wurde.

England wollte diesen Mann für sich gewinnen, und ernannte ihn zum Oberpostmeister der amerikanischen Besitzungen; allein er blieb dennoch der Sache seines Vaterlandes ergeben. Bei dem Ausbruche der Mißhelligkeiten zwischen England und Amerika reis'te er nach London und vertheidigte hier die Rechte seiner Landsleute mit eben so großer Weisheit als Freimüthigkeit. Als er im Jahre 1778 wegen Abschließung eines Bündnisses mit Frankreich nach Paris kam, gerieth die ganze Stadt in freudige Bewegung; jeder wollte den ausgezeichneten Amerikaner sehen. Nicht selten saß der ehemalige Buchdrucker mit dem Könige zu Tische. Bei seiner Aufnahme in die Gelehrtenversammlung Frankreichs ward er, als Erfinder des Blitzableiters und Befreier des Vaterlandes, mit dem eben so schönen als wahren Verse bewillkommnet: „Dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Scepter!"

Franklin starb, allgemein verehrt und bewundert, in seinem 81. Jahre. Merkwürdig ist noch die Grabschrift, die er sich selbst setzte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern einst wieder erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

27. Napoleon Buonaparte.

(Um 1800.)

Napoleon Buonaparte ward geboren den 15. August 1769 auf der kleinen Insel Corsica im mittelländischen Meere, nicht auf einem Throne, sondern als der zweite Sohn eines Rechtsgelehrten aus einer alten adeligen, aber armen Familie; seine Mutter war Lätitia, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Er war früh schon ganz ein Corse, voll trotziger, unbeugsamer Hartnäckigkeit, unruhigen kriegerischen Geistes, leicht entflammt zum Zorn, leidenschaftlich in seinem Hasse und sehr ehrgeizig. Auf den Kriegsschulen zu Brienne

und Paris zeichnete er sich durch treue Erfüllung seiner Pflichten, durch strengen Gehorsam und fleißiges Studium vor vielen seiner Mitschüler aus. Schon im 17. Jahre ward er Lieutenant in einem Artillerieregiment. Da begannen am Ende des vorigen Jahrhunderts die Stürme der **französischen Revolution** (1789), und der Jüngling, der auf seiner heimathlichen Insel die ersten Waffenthaten ablegte, der durch den Umfang seiner Kenntnisse, seinen vortrefflichen Geist und seine ungewöhnliche Urtheilskraft sich schon große Achtung erworben hatte, fühlte, daß eine Zeit komme, da für große Geister keine Schranken der Geburt beständen. Bei der Belagerung der wichtigen Stadt Toulon, welche die Engländer eingenommen hatten, war es seine Einsicht, Thätigkeit, Unerschrockenheit und Ruhe, welcher man die Einnahme der Stadt verdankte. 1794 wurde er General der Artillerie. Eines solchen Mannes konnte man aber in solchen Zeiten nicht lange entbehren. Nur er schien den sich vorbereitenden Aufstand gegen das Direktorium (so hieß die damalige Regierung von Frankreich) dämpfen zu können, und er dämpfte ihn durch kluge Anordnungen und Kartätschenkugeln in kürzester Zeit. Zum Dank dafür wird er, erst 26 Jahr alt, General der Armee in Italien, wohin er 1796 geht, um sich neuen Ruhm zu erwerben.

Drei Heere hatte das Direktorium ausgerüstet, alle drei gegen Österreich, welches mit England, Rußland und anderen Staaten einen Bund geschlossen hatte zur Vernichtung der Volksherrschaft in Frankreich. Aber während der edle junge Erzherzog Karl von Österreich in Deutschland über die Waffen der Franzosen triumphirte, den General Jourdan besiegte und den General Moreau zum Rückzuge nöthigte, war Napoleon, der ein hungriges und fast nacktes Heer von nur 30,000 Franzosen mit 30 Kanonen gegen 200,000 Österreicher mit 200 Kanonen führte, überall siegreich, brachte ein ganz neues Leben in die Soldaten, wußte zu allem Rath und erfüllte Europa nicht bloß durch seine Worte, sondern auch durch seine Thaten mit wachsender Bewunderung. Bei Montenotte erfocht er den ersten Sieg (April 1796), und Sardinien mußte aus den Reihen der Feinde Frankreichs treten. Bei Lodi zeigte er sich am 12. Mai als Schlachtengebieter, dem sich ganz Italien unterwerfen mußte, um zu einer Republik umgestaltet zu werden. Doch der blutigste Kampf mußte noch mit den Österreichern um die Festung Mantua geführt werden. Von Neuem blieb Napoleon Sieger in der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15.—17. Nov.) nach den furchtbarsten Anstrengungen, und nachdem er selbst fast das Opfer seines kühnen Muthes geworden war. Der Erzherzog Karl konnte Italien nicht mehr retten, und der Friede von Campo Formio (Okt. 1797) machte dem Krieg ein Ende. Mit unbeschreiblicher Begeisterung ward der Mann, durch dessen Talent die Franzosen gesiegt hatten, in Frankreich aufgenommen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft.

Nichts desto weniger fand Napoleon unter seinen Mitbürgern

großen Neid, ja Haß. Der Mann, welcher so leicht Sieg an Sieg knüpfte, schien vielen gefährlich, und erwünscht kam es daher diesen, daß er selbst einen Plan entwarf, welcher ihn aus Frankreich entfernte. Nur ein Feind nämlich war noch unbesiegt von den Franzosen und mochte mit diesen nicht Frieden schließen: England. Gegen dieses Land begannen jetzt die furchtbarsten Rüstungen, überall sammelten sich Truppen und in allen Häfen Kriegs- und Lastschiffe. Doch nicht in England selbst dachte Napoleon zu landen, sondern dieses Land da anzugreifen, woher es seine meisten Reichthümer bezog, in Ostindien. Und um dort der Herrschaft der Engländer ein Ende machen zu können, wollte er beginnen mit der Eroberung Ägyptens. Dahin also segelte er am 19. Mai 1798 mit einer ansehnlichen Flotte, gewann die Insel Malta durch Verrath und landete glücklich am 1. Juli an der ägyptischen Küste bei Alexandrien. Und im Angesichte der ungeheuren Pyramiden, die Jahrtausende gestanden hatten, erfocht Napoleon seinen ersten Sieg, worauf er siegreich ganz Ägypten durchzog. Unterdessen ward die französische Flotte von dem englischen Admiral Nelson an der ägyptischen Küste bei Abukir am 2. Aug. 1798 vernichtet. Der französische Admiral Brueyes flog mit seinem Admiralschiff und elfhundert Mann Besatzung in die Luft. Türken und Engländer zogen in gewaltigem Heere von Syrien heran. Und ob auch Napoleon ihnen zuvorkam, so war er doch in Syrien nicht glücklich; Hunger, Pest und Klima rieben sein Heer auf. Zu gleicher Zeit wurden in Europa, wo sich eine neue große Verbindung gegen Frankreich geschlossen hatte, alle französischen Heere geschlagen, alle Eroberungen gingen verloren, und im Innern Frankreichs selbst herrschte große Unzufriedenheit. Da besann sich Napoleon keinen Augenblick, verließ sein Heer, bestieg ein Schiff, entging den ihn verfolgenden Engländern wie durch ein Wunder und war in Paris, ehe man es sich versah. An der Spitze der Soldaten gab er Frankreich noch im Jahre 1799 eine neue Verfassung und nahm als der **erste** der drei **Consuln** die oberste Gewalt an sich. Bald stellte er auch das Glück der französischen Waffen wieder her und rettete Frankreich von der drohenden Gefahr. Denn er stieg über den St. Gotthardsberg nach Italien und erfocht am 14. Juni 1800 den glänzenden Sieg bei Marengo, und schon im Jahre 1801 brachte er den für Frankreich äußerst vortheilhaften, für Deutschland in seinen Folgen nur zu schmählichen Frieden zu Lüneville zu Stande. Zum ersten Male seit dem Beginn der Revolution hatte Frankreich jetzt mit allen seinen Feinden, auch mit England, Frieden; Napoleon war der Retter seines Vaterlandes von äußeren Feinden. Aber auch in dessen Innerem wollte er Ordnung, Ruhe und Sicherheit wieder herstellen und zeigen, daß er auch außer dem Schlachtfelde groß sein könne. Er legte jetzt die nützlichsten und prachtvollsten Kanäle an; Handel, Künste und Wissenschaften bekamen in Frankreich einen ganz neuen Schwung. Als sein bestes Werk aber sah er das Gesetzbuch an,

welches seinen Namen rühmlichst der Nachwelt überliefert. Ungeheuer war die Bewunderung, die ihm zu Theil ward. Und durch seine ruhmvolle Thätigkeit, wie durch seine Klugheit, wußte er es dahin zu bringen, daß ihn die Franzosen zuerst (1802) zum lebenslänglichen Consul, und zwei Jahre später (1804) zum **Kaiser** ernannten. In so kurzer Zeit war Napoleon vom armen Lieutenant zum Kaiser eines der ersten Reiche der Welt emporgestiegen

Doch so erstaunenswerth dies alles ist, fast noch mehr Staunen müssen die Ereignisse der folgenden 8 Jahre erregen. Nur weniges sei aus dieser Zeit erzählt, nur so viel, daß man erkenne, es habe kein Größerer und Mächtigerer das Jahrhundert begonnen, als Napoleon. Vor ihm schien alles Alte zu sinken, und es entstanden die gewaltsamsten Veränderungen in allen Reichen Europa's. Hatten aber vorher die Franzosen überall Republiken errichtet, so wurden diese jetzt wieder in Königreiche verwandelt. Napoleon selbst setzte sich die Krone des Königreichs Italien auf, sein Schwager Mürat ward König von Neapel, sein Bruder Ludwig König von Holland. Um diese Zeit sank aber auch das römische Reich deutscher Nation, das seit Karls des Großen Zeiten trotz mancher Leiden und Kämpfe ein ganzes Jahrtausend so glorreich bestanden hatte, zusammen. Denn **Kaiser Franz II.** legte 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder und wollte fortan nur Kaiser von Österreich sein. An des deutschen Reiches Stelle trat der Rheinbund, dem viele deutsche Fürsten beitraten, unter der Leitung Napoleons*); und war vorher schon viel mediatisirt und säcularisirt worden, so ward jetzt noch viel willkürlicher mit den deutschen Fürsten und Herren und ihren Besitzungen umgegangen. Ja in Deutschland selbst bildete der Mächtige aus den Ländern des vertriebenen Kurfürsten von Hessen, des Herzogs von Braunschweig und anderen Landestheilen ein eigenes Königreich, Westphalen, welches er seinem Bruder Hieronymus gab. Länder und Völker wurden verschenkt, Königs- und Fürstenkronen waren ein Spiel in der Hand des Gewaltigen, der auch die spanische und portugiesische Königsfamilie nicht ohne schmählichen Verrath vom Throne stieß und seinen Bruder Joseph zum König Spaniens erhob. Freilich geschah dies alles nicht ohne gewaltige Kämpfe, Kriege entstanden aus Kriegen, und der Kanonendonner hallte von den Gestaden der Ostsee bis in die Schluchten der Pyrenäen und an den Felsen von Gibraltar wieder. Nur einige aber von den merkwürdigsten Schlachten mögen hier genannt sein: bei Austerlitz 2. Dez. 1805, wo Napoleon über Rußlands und Österreichs Kaiser siegte (Dreikaiserschlacht); bei Jena 14. Okt. 1806, wo er Preußen besiegte, bei Aspern 21. Mai 1809, ein heller Sonnenstrahl für die Deutschen, und bei Wagram 6. Juli 1809, wo Frankreich wieder siegte und Österreich zum Frieden zwang.

So stand nun Napoleon als unbesiegbarer Herrscher da, obgleich

*) Vergl. vaterl. Geschichte Nr. 35!

die treuen Tyroler — Speckbacher, Andreas Hofer*) — und die hochherzige Nation der Spanier zeigten, daß wahre Volkskraft sich nicht so leicht bezwingen lasse. Nachdem er noch 1810 mit der Tochter des Kaisers Franz, Maria Louise, sich vermählt und von ihr einen Sohn, Napoleon II., erhalten hatte, erreichte er den Gipfel seines Glücks; denn nun hatte er einen Nachfolger, schon in der Wiege König von Rom, und er selbst erschien als der Stammherr eines neuen, mächtigen Herrschergeschlechts. Aber er bereitete sich selbst und den Seinigen das Verderben.

Der Papst Pius VII., welcher sich seinen Eingriffen in die Rechte der Kirche standhaft widersetzt hatte, war schon 1809 von ihm gefangen genommen und nach Frankreich geschleppt worden. Nur ein Fürst, nur ein Reich war noch in Europa, welches sich mit Napoleon messen konnte, dieß war Rußland und sein edler Kaiser **Alexander.** Wohl fühlte dieser, daß er nicht länger jenes Mannes Herrschsucht leiden dürfte, welcher immer willkürlicher mit den Völkern und Staaten verfuhr, so daß jener für sein eignes Reich fürchten mußte. Aber auch Napoleon wußte, daß er sich nicht eher also, wie er wollte, Herr von Europa nennen könne, bis jener Gebieter des ausgedehntesten Reichs auf Erden besiegt wäre. Und um ihn zu besiegen, bot er alle Kriegsgewalten auf, über welche sein mächtiges Scepter gebot. Mit einem Heere von mehr als 600,000 Mann, welches fast aus allen Völkern Europa's zusammengesetzt und vortrefflich ausgerüstet war, so daß es menschlichen Waffen fast nicht besiegbar schien, überschritt Napoleon die Grenze Rußlands (24. Juni 1812). Die Russen aber zogen sich immer weiter zurück und ließen ihm ein ödes, unvertheidigtes und von allen Lebensmitteln entblößtes Land zum Durchmarsch. Nur bei Smolensk, dann an der Moskwa ward fürchterlich blutig gekämpft, und Napoleon erfuhr, obgleich er sich Sieger nennen durfte, den ganzen Grimm der Russen. Aber der Weg nach Moskau, der alten Zarenstadt, stand ihm offen, und im September war er Herr derselben. Und zu rechter Zeit; denn schon ward die Jahreszeit rauher, und rasch rückte in dem nördlichen Lande der Winter heran, wodurch der Mangel an Lebensmitteln (denn die Russen hatten alles vor sich her zerstört) um so empfindlicher wurde. Auch mit dem Besitze Moskau's war nicht viel gewonnen; es war eine ungeheure Stadt ohne Menschen, und bald sollten er und all die Seinigen auf die furchtbarste Weise aus ihren schönen Hoffnungen gestürzt werden. Denn die ganze große, herrliche Stadt, mit allen ihren Reichthümern und Kostbarkeiten, ging — der flammende Beweis der aufopferndsten Vaterlandsliebe des Befehlshabers der Stadt, Rostopschin, — in Feuer auf. Nur mit Mühe entging Napoleon aus dem Kaiserpalast, Kreml, dem Feuertod; unter unsäglichen Schwierigkeiten suchten die Soldaten den Rückweg, welchen einige, denen die geraubten Schätze nichts halfen, fanden. In diesen Flammen Moskaus, welches in 6 Tagen in Asche zusammengesunken war,

*) Vergl. vaterl. Gesch. Nr. 36.

wurden zugleich die hochfliegenden Pläne Napoleon's vernichtet. Alle seine Friedensanträge wurden verworfen; Kaiser Alexander wollte nicht mit einem Feinde unterhandeln im eigenen Reiche. An Winterquartier für das zahlreiche Heer war in dem entblößten Lande nicht zu denken. Von Tag zu Tag aber wuchsen der Russen Schlachtreihen, während die des französischen Heeres sich immer mehr lichteten. Und Napoleon mußte sich zum Rückzug entschließen. Ende Oktober 1812 trat er ihn an; Anfangs November begann der Winter, ein russischer Winter. Was da das französische Heer erduldet hat, — leidend unter der fürchterlichen Kälte, welche um so grimmiger war, je mehr der Hunger an jedem nagte, umdrängt und umschwärmt von dem auf allen Seiten verfolgenden Feinde — das läßt sich kaum beschreiben. In eiligster Flucht rettete sich Napoleon nach Paris, ein neues Heer zu rüsten. Von der eben noch so glänzenden Armee langten nur wenige Trümmer, noch dazu fast ohne Waffen, in Deutschland wieder an. Hier aber begann in den Herzen aller edlen Männer die Flamme herrlichster Begeisterung, die so lange unterdrückt worden war, hoch aufzuschlagen. Vor allen Preußens König, **Friedrich Wilhelm III.** und all sein Volk, die in schwerer Zeit so viel Schmähliches von Napoleon erduldet hatten, standen auf wie ein Mann gegen den nicht zu sättigenden Eroberer. Bald traten auch **Österreich** und **Schweden** in die Reihen der Verbündeten, und Feldherrn wie York, Scharnhorst, Blücher, Schwarzenberg und so viele andere edle, tüchtige Männer ließen Deutschland Heil und Rettung hoffen. Die Hoffnung ward erfüllt in der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig am 16.—19. Okt. 1813*). Napoleon ward gänzlich besiegt und floh über den Rhein. Aber immer allgemeiner, immer freudiger ward die Begeisterung. Auch die **Engländer** unter ihrem Wellington, der in Spanien den blutigen Kampf gekämpft hatte, rückten heran. Rasch zogen die Verbündeten über den Rhein gegen Frankreich, kamen Paris immer näher. Noch einmal ward Napoleon besiegt, und am 31. März 1814 zogen die Verbündeten als Sieger in Paris ein. Friede war der Ruf aller Völker, auch der Franzosen, welche den vor 20 Jahren verjagten Ludwig XVIII. und seine Familie, die Bourbonen, auf den Thron zurückriefen. Und Napoleon, der über keine Heere mehr zu gebieten hatte, mußte einwilligen in seine Thronentsetzung und ging nach der Insel **Elba**, ohnweit Italiens Küste.

Aber die Bourbonen waren durch so vieles Ungemach nicht klüger geworden und regierten mit so wenig Weisheit, daß bald der größte Theil der französischen Nation, so begierig nach Neuerungen, Napoleon wieder herbeisehnte. Nur zu gern kam er wieder, landete am 1. März 1815 mit wenig Mannschaft unvermuthet in Frankreich und kam im Triumphzug nach Paris, von wo die Bourbonen eiligst geflohen waren. Aber auch die Verbündeten waren rasch gerüstet. Bei Ligny

*) Vergleiche vaterländische Geschichte Nr. 37, 38, 39, 40 und 41!

wurden sie besiegt; aber bei Waterloo kam es am 18. Juni 1815 zur entscheidenden Schlacht. Wellington und Blücher erfochten den glänzendsten Sieg; die französische Armee ward vernichtet. Napoleon begab sich nach Paris, wohin ihm die Verbündeten zum zweiten Male nachrückten, und dankte zu Gunsten seines Sohnes ab. Er selbst wollte sich auf einem englischen Kriegsschiffe nach Amerika begeben. Aber nicht sein Sohn, sondern die Bourbonen kehrten wieder auf den Thron, und Napoleon ward weit hinweg in den südatlantischen Ocean auf die Felseninsel **St. Helena** verbannt. Da lebte er getrennt von seiner Familie, umgeben von wenigen Getreuen. Dort hat er die letzten 6 Jahre seines Lebens sich bemüht, die Größe und Reinheit seiner Gesinnungen und Thaten durch Worte zu beweisen. Ein Magenkrebs machte seinem Leben am 5. Mai 1821 ein Ende. Aber im Jahr 1840 hat man seine Asche von der fernen Insel im Triumphzuge nach Frankreich gebracht, in dessen Boden er nun ruht.

28. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil und Zapfenstreich!

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die im Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die, die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand!

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter'm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten.
Umgeben von seinem Stab,

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit!

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan.
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren,
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer;

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis;

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" heißt die Parole,
Die Loosung: „St. Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

(v. Zedlitz.)

Lieder.

1. Wanderlied.

1. Wohlauf noch gesungen im trauten Verein! Ade nun, ihr Lieben, geschieden muss sein! :,: Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus! Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus, :,: hinaus! Juvallera, juvallera, juvalleralleralleral Juvallera, juvallera, juvalleralleralleral!

2. Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehn; es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehn. :,: Die Woge nicht haftet am einsamen Strand; die Stürme sie brausen mit Macht durch das Land, :,: durchs Land. Juvallera, etc.

3. Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht und singt in der Ferne ein heimathlich Lied: :,: so treibt es den Burschen durch Wälder und Feld, zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt, :,: der Welt. Juvallera, etc.

4. Da grüssen ihn Vögel bekannt über'm Meer; sie flogen von Fluren der Heimath hierher. :,: Da duften die Blumen vertraulich um ihn, als käme der Duft aus der Heimath dahin, :,: dahin. Juvallera, etc.

5. Die Vögel, die kennen sein väterlich Haus, wo Blumen einst pflanzt' er der Freundschaft zum Strauss. :,: Und Freundschaft, die folgt ihm, sie geht ihm zur Hand; so wird ihm zur Heimath das fernestе Land, :,: das Land. Juvallera, etc. (Justinus Kerner.)

2. Urians Reise um die Welt.

1. Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen; drum nahm ich meinen Stock und Hut und thät das Reisen wählen. Da hat er gar nicht übel, gar nicht übel, gar nicht übel dran gethan; erzähl' er nur weiter, Herr Urian!

2. Zuerst ging's nach dem Nordpol hin, da war es kalt, bei Ehre! Da dacht' ich denn in meinem Sinn, dass hier es wärmer wäre. Da hat er etc.

3. In Grönland freuten sie sich sehr, mich ihres Orts zu sehen, und setzten mir den Thrankrug her; ich aber liess ihn stehen. Da hat er etc.

4. Von hier ging's hin nach Mexiko, ist weiter als nach Bremen; da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh, willst dir 'nen Sack voll nehmen. Da hat er etc.

5. Allein, allein, allein, allein, wie kann der Mensch sich trügen; ich fand hier nichts als Sand und Stein und liess den Sack da liegen. Da hat er etc.

6. Drauf kauft' ich etwas kalte Kost, dazu ein wenig Kuchen, und setzte mich auf Extrapost, Land Asia zu b'suchen. Da hat er etc.

7. Der Mogul ist ein grosser Mann und gnädig sonder Massen und klug; er war jetzt eben dran, 'nen Zahn ausziehn zu lassen. Da hat er etc.

8. Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein bei so viel Gröss' und Gaben: was hilft's denn da noch Mogul sein? Die kann man so wohl haben. Da hat er etc.

9. Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort, ihm nächstens zu bezahlen; und damit reis't ich wieder fort nach China und Bengalen. Da hat er etc.

10. Nach Japan und nach Otaheit', nach Afrika nicht minder und sah bei der Gelegenheit viel Städt' und Menschenkinder. Da hat er etc.

11. Und fand es überall, wie hier, fand überall 'nen Sparren, die Menschen g'rade so wie wir, ganz eben solche Narren. Da hat er gar sehr übel, gar sehr übel, gar sehr übel dran gethan; erzähl' er nicht weiter, Herr Urian! (M. Claudius.)

3. Matrosenlied.

1. Auf, Matrosen, die Anker gelichtet, Segel gespannt, den Kompass gerichtet! Freunde, Ade! Scheiden thut weh! :,: Morgen, dann geht's in die wogende See. :,:

2. Oft da draussen auf tobenden Wellen schwankende Schiff' an Klippen zerschellen; in Sturm und Schnee wird mir so weh', :,: dass ich auf immer dann von euch wohl geh'! :,:

3. Einen Gruss noch von liebenden Lippen, fürchte mich nicht vor Sturm dann und Klippen, Brause, du See! Sturmwind nur weh', :,: wenn ich die Freunde nur wiederum seh'! :,:

4. Doch erblick' ich die Heimath nicht wieder, reissen mich, ach! die Fluthen auch nieder tief in die See: Freunde, Ade! :,: wenn ich euch droben dann wieder nur seh'! :,: (W. Gerhard.)

4. Alplied.

1. Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott; er färbt den Morgen roth, die Blümlein weiss und blau und labet sie mit Thau. Auf hoher Alp ein lieber, lieber Vater wohnt.

2. Auf hoher Alp von kräuterreichen Höh'n die Lüftlein lieblich weh'n, gewürzig, frei und rein. Mag's auch sein Odem sein? Auf hoher Alp etc.

3. Auf hoher Alp erquickt sein milder Strahl das stille Weidethal; des hohen Gletschers Eis erglänzt, wie Blüthenreis. Auf hoher Alp etc.

4. Auf hoher Alp des Giessbachs Silber blinkt; die kühne Gemse trinkt an jäher Felsen Rand aus seiner hohlen Hand. Auf hoher Alp etc.

5. Auf hoher Alp in Schaaren weiss und schön die Schaf und Zieglein gehn und findens Mahl bereit, dass sich ihr Herze freut. Auf hoher etc.

6. Auf hoher Alp der Hirt sein Heerdlein schaut; sein Herze Gott vertraut: der Geiss' und Lamm ernährt, ihm auch wohl gern beschert. Auf hoher Alp etc. (Fr. A. Krummacher.)

5. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg' der Hirtenknab', seh' auf die Schlösser all' herab. Die Sonne strahlt am ersten hier, am längsten weilet sie bei mir. Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus, ich trink' ihn frisch vom Stein heraus: er braus't vom Fels in wildem Lauf, ich fang' ihn mit den Armen auf. Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigenthum, da ziehn die Stürme rings herum, und heulen sie von Nord und Süd, so überschallt sie doch mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir, so steh' ich hoch im Blauen hier, ich kenne sie und rufe zu: Lasst meines Vaters Haus in Ruh! Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wann die Sturmglock' einst erschallt, manch Feuer auf den Bergen wallt, dann steig' ich nieder, tret' ins Glied, und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge!

(Uhland.)

6. Reiters Morgengesang.

1. Morgenroth! Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod? Bald wird die Trompete blasen, dann muss ich mein Leben lassen, ich und mancher Camerad!

2. :,: Kaum gedacht, :,: wird der Lust ein End' gemacht! :,: Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab! :,:

3. :,: Ach, wie bald :,: schwindet Schönheit und Gestalt! :,: Prahlst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen. Ach die Rosen welken all'! :,:

4. :,: Darum still :,: füg ich mich wie Gott es will. :,: Nun, so will ich wacker streiten, und soll ich den Tod erleiden, stirbt ein braver Reitersmann! :,:

(Wilhelm Hauff.)

7. Der gute Camerad.

1. Ich hatt' einen Cameraden, einen bessern find'st du nit. Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt, in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen: Gilt's mir oder gilt es dir? Ihn hat sie weggerissen, er liegt mir vor den Füssen, als wär's ein Stück von mir, als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad'. Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad, mein guter Camerad!

(Joh. Ludw. Uhland.)

8. Siegeslied.

1. Schön ist's, unter freiem Himmel stürzen in das Schlachtgetümmel, wo die Kriegstrompete schallt, wo die Kriegstrompete schallt, wo die Rosse wiehernd jagen, wo die Trommeln wirbelnd schlagen, wo das Blut der Helden wallt, wo das Blut der Helden wallt.

2. Schön ist's, wenn der alte Streiter, festen Fusses, hell und heiter, uns're Brust mit Muth erfüllt, :,: wenn aus donnerdem Geschütze, furchtbar wie des Himmels Blitze, :,: Tod dem Feind entgegen brüllt. :,:

3. Schön, wenn, wie bei Ungewittern, vielfach Berg und Thal erzittern :,: von dem grausen Wiederhall. :,: Fällt dann einer uns'rer Brüder, stürzen tausend Feinde nieder, :,: tausend stürzt des einen Fall. :,:

4. Aber nichts gleicht dem Entzücken, wenn der Feind mit scheuen Blicken :,: weicht und flieht, bald hie, bald da, :,: Ha, willkommen sel'ge Stunde! Dann erschallt aus jedem Munde: :,: Gott mit uns, Victoria! :,:

(F. C. Hiemer.)

9. Heimweh.

1. Zu dem Orte zieht's mich wieder, wo ich froh als Kind gelebt, wo ich spielend froh gesprungen, fröhlich manches Lied gesungen, dass noch jetzt im Herzen lebt.

2. Möchte gern dort wieder spielen, singen wie in alter Zeit, beten auch am Grab' der Lieben und mit denen, die geblieben, leben noch in Freudigkeit.

3. Sonne, lass mit dir mich eilends über Berg' und Thale ziehn! Nehmt mich mit, ihr Abendwinde, führt zur Heimath mich geschwinde, helft mir aus der Fremde fliehn!

4. Ach, vergeblich ist mein Sehnen, heisser Wunsch bleibt ungestillt; doch zum Trost so lind und milde hast mit deinem süssen Bilde, Heimath, du mein Herz erfüllt.

5. O, so traget meine Grüsse, Vöglein, hin zum Rheinesstrand! Kommt ihr dann zur Fremde wieder, setzt in meine Näh' euch nieder, singt von meinem Heimathland!

(J. Arnold.)

Dritter Abschnitt.

Die Welt.

I. Die Weltkörper.

1. Die Sonne.

Die **Sonne**, ob sie uns gleich nur als eine mäßig große Scheibe erscheint, ist doch ein gewaltig großer Körper. Daß sie aber, trotz ihrer ungeheuren Größe, uns so klein vorkommt, hat seinen Grund darin, weil sie so erstaunlich weit von unserer Erde entfernt ist. — Was nun zuerst die **Größe** der Sonne anlangt, so merke, daß ihr Durchmesser 188,000 deutsche Meilen, ihre Oberfläche 111,000 Millionen Quadratmeilen, und ihr körperlicher Inhalt endlich 3500 Billionen Kubikmeilen beträgt. Jedoch diese Zahlen sind zu furchtbar, als daß wir dadurch einen wahren Begriff von dem überriesenmäßigen Umfange der Sonne erhalten könnten. Suchen wir also durch Vergleichungen mit anderen bekannten Körpern uns die Sache gleichsam zu versinnlichen. Wir wollen dazu unsern Erdkörper wählen. Wie wir oben auf S. 353 in Nr. 1 ersehen haben, so beträgt der Umfang unserer Erde 5400 und der Durchmesser 1720 deutsche Meilen. Die Erde ist mithin schon eine gewaltig große Kugel; allein, sollte ein Körper, gerade so groß wie die Sonne, aus lauter Kugeln von der Größe unserer Erde zusammengesetzt werden, so wären dazu tausend mal tausend und noch vier mal hunderttausend, oder kurz gesagt: eine Million und viermal hunderttausend solcher Erdkugeln erforderlich! Oder umgekehrt: Wenn es dem allmächtigen Schöpfer einmal gefallen sollte, unsere Erde zu vernichten, so könnte er aus jener einzigen Sonne, die wir täglich in der ungeheuren Ferne so blendend strahlen und glänzen sehen, eine Million und vier bis fünfmalhunderttausend eben so große und geräumige Weltkörper machen, wie unsere Erde ist. Eine andere Vergleichung: Wenn unsere Erde ganz aus festem Lande bestände, so daß man im Stande wäre, sie zu Fuße zu umreisen, so würde ein Wandrer, der täglich zehn deutsche Meilen zurücklegt, in 540 Tagen oder in 1 Jahre 5 Monaten und 25 Tagen die Reise um die Erde vollendet haben. Wollte aber einer eine Reise um die Sonne machen, so würde er, wenn er ebenfalls Tag für Tag zehn Meilen weit ginge, diese Reise erst in 59,160 Tagen oder in 162 Jahren und 1 Monat vollenden können! Oder endlich: Wenn die Sonne inwendig hohl wäre, und unsere Erde stände im Mittelpunkte dieser Höhlung, so könnte nicht nur der Mond, der 50,000 Meilen von der Erde entfernt ist, ohne Anstoß auf- und untergehen, sondern es würde an der Sonne auch noch ein nicht ausgehöhlter Rand, eine Kugelschale übrig bleiben, deren Dicke beinahe

eben so groß wäre, als der Halbmesser dieser Höhle selbst. Welch' ein gewaltig großer Körper ist also unsere Sonne! Unser Geist staunt diese Größe wohl an, jedoch fassen, begreifen kann er sie nicht, denn sie ist zu ungeheuer! Und dieser unbegreiflich große Sonnenkörper schwebt frei, ohne allen und jeden Stützpunkt, im großen Weltenraume, gehalten, getragen von der gewaltigen Hand des Allmächtigen, vor dem die riesige Sonne ein Staubkörnlein ist, und der die Himmel rollt wie ein Gewand!

So ungeheuer aber die Größe der Sonne ist, eben so erstaunlich ist auch ihre **Entfernung** von der Erde, denn wisse, mein Leser, der Abstand der Sonne von unserer Erde beträgt 21 Millionen Meilen. Abermals eine Zahl, die wohl mit Staunen ausgesprochen, höchst selten aber, vielleicht auch gar nie in ihrer ganzen Größe aufgefaßt und begriffen wird. Wir müssen uns deshalb, um unserer Vorstellungskraft nur einigermaßen zu Hülfe zu kommen, abermals durch Vergleichungen zu helfen suchen. Also Achtung! Gesetzt, es führte ein gut gebahnter und ebener Weg von unserer Erde zur Sonne, und es wollte ein Erdenbewohner einen Besuch auf der Sonne abstatten, so würde er, wenn er heute von der Erde abreisete und Tag für Tag zwanzig Stunden oder zehn Meilen Weges zurücklegte, doch erst in — — 6200 Jahren auf der Sonne ankommen! Kannst du, lieber Leser, diese furchtbare Entfernung fassen? — Fassen nicht; aber der innerste Nerv deines Wesens wird vor Staunen beben! — Das Licht aber, oder die Strahlen dieser Sonne durchfliegen diese ungeheure Strecke von 21 Millionen Meilen in — — acht Minuten und dreizehn Sekunden, so daß sie also in einer Sekunde gegen 42,000 Meilen durchfliegen! Und was soll nun unser erstaunter Geist mehr bewundern, den furchtbaren Raum, der zwischen der Erde und der Sonne ist, oder die rein unbegreifliche Schnelligkeit des Lichtes? —

Über den **Stoff**, das Wesen der Sonne selbst sind aber die gelehrtesten Astronomen, die scharfsinnigsten Geister bis heute noch nicht einig und werden's wohl auch niemals werden. Ehemals hielt man den ganzen unermeßlichen Sonnenkörper für eine glühende, hellbrennende Masse. Von dieser Ansicht ist man aber in der neuern Zeit zurückgekommen, indem man gefragt hat: Woher sollte, wenn die Sonne ein wirkliches Feuermeer wäre, dieses Feuer seine ewige Nahrung nehmen, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie eine ausgebrannte Kohle verglimmt und erstirbt? Ferner hat man geltend gemacht: Wenn die Sonnenstrahlen feurige Ausflüsse aus der Sonne wären, so müßte es doch, je näher der Sonne, desto heißer sein. Wir finden aber gerade das Gegentheil. Denn je höher die Luftschiffer sich in die Luft erheben (folglich sich der Sonne nähern), desto kälter wird es; und je höher die Gebirge der Erde sind, desto mehr Eis und Schnee treffen wir auf ihnen, selbst in den heißesten Sommertagen. Man nimmt deshalb heut zu Tage ziemlich allgemein an, die Sonne selbst könne wohl ein kühler, ja selbst ein dunkler Kör-

per sein, aber so wie unsere Erde von einer hohen Luftschicht, so sei die Sonne von einer ungeheuren, vielleicht elektrischen Lichtmaterie umflossen. Dieses Licht werde dann, durch den schnellen Umschwung des Sonnenkörpers (denn die Sonne dreht sich alle 25 Tage und ziemlich 12 Stunden einmal um sich selbst) in steter Bewegung gehalten, und pflanze sich durch den leichten Äther (Luft) schnell bis auf die Oberfläche dunkler Körper (der Planeten und Monde) fort, wo die hingefallenen Lichtstrahlen die kleinsten Theile dieser Oberfläche erschüttern und ihre innere Kraft rege machen. Es kommen daher eben so wenig wirkliche Lichttheile aus der Sonne zu uns, als die Theile einer Glocke, deren Schall wir hören. Auf diese Weise ließe sich nun erklären, wie die Sonne, ohne von ihrer Masse und Größe auch nur das Geringste zu verlieren, alles um sich her erleuchten und erwärmen könne.

2. Die Sonne und die Erde.

Da die unermeßlich große **Sonne** in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in vier und zwanzig Stunden um die kleine **Erde** herumspringen soll, in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraume einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundigen haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Kopernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat eher daran gedacht, als die menschliche.

Die Sonne, sagt Kopernikus, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiter keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still. Die Erde dreht sich in vier und zwanzig Stunden um sich selber um. Nämlich man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihren Kern bis zum entgegengesetzten Punkte eine Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und der Morgen und Mittag und Abend, der **Tag** und die **Nacht**, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien z. B. 24 Minuten früher als in Paris. Während die Erde den Morgen und den Abend und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herumspinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Orte im unermeßlichen Weltraume stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreiswindung zwischen der Sonne und den Sternen fort und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum

und wieder auf den alten Ort. Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird, und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden hat: so rechnet man 365 Tage zu einem **Jahre** und spart die sechs Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen; denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren gehen lassen. Deswegen rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Während dieses Kreislaufes kann die Erde aber nicht immer in derselben Richtung gegen die Sonne bleiben, und dadurch entstehen die vier verschiedenen **Jahreszeiten.**

Der **Frühling** beginnt um den 21. März; die Sonne steht gleich weit von den beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen und immer höher am Himmel hinaufzusteigen; der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der **Sommer** beginnt am 21. Juni. Alsdann steht die Sonne am höchsten über unserm Haupte, und dieser Tag ist der längste. Von da an kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der **Herbst** beginnt am 23. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der **Winter** beginnt am 21. Dezember. Der Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie zwischen 8 und 9 Uhr erst den Morgengruß bringt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserem Scheitelpunkte entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche gegen den andern Pol hinaus wohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und man kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

Die Erde, welche wir bewohnen, ist also ein frei im Himmelsraum schwebender Weltkörper, der sich um sich selbst und um die Sonne bewegt und kein eigenes Licht hat, sondern von der Sonne beleuchtet wird. Durch die Bewegung der Erde um sich selbst entstehen die Tages- und durch die um die Sonne die Jahreszeiten. Die Erde ist ein **Planet.** Alle Weltkörper, welche die angeführten Eigenschaften besitzen, heißen Planeten.

3. Der Mond.

Der **Mond**, das liebliche Hauptgestirn der Nacht, ist, wie unsere Erde, ein dunkler Weltkörper, der für sich kein Licht hat, sondern solches erst von unserer Sonne bekommt. Er hat zu gleicher Zeit eine dreifache Bewegung: erstlich bewegt er sich um die Erde, und zwar in $29\frac{1}{2}$ Tag; zweitens dreht er sich in derselben Zeit um sich selbst herum, oder um seine Axe, mithin ist ein Tag auf ihm so lang, als ein Mondjahr, nämlich $29\frac{1}{2}$ Tag; drittens endlich bewegt er sich mit der Erde des Jahres einmal um die Sonne. Die verschiedenen Lichterscheinungen, welche der Mond uns zeigt, rühren von der verschiedenen Stellung her, die der Mond während seines Laufes gegen die Erde und die Sonne einnimmt. Die der Sonne zugewendete Halbkugel ist stets erhellt, die ihr abgewendete dagegen finster. Steht nun der Mond zwischen der Sonne und der Erde (doch nicht in gerader Linie, sondern etwas höher oder tiefer), so wendet er uns die dunkle Seite zu und wir sehen ihn nicht. Es ist alsdann, wie man sagt, **Neumond** (●). Nach wenig Tagen vom Neumond an zeigt er uns einen kleinen Theil seiner beleuchteten Seite in Form einer Sichel. Täglich erscheint nun die beleuchtete Seite etwas größer. Nach etwa acht Tagen vom Neumond an steht er gegen die Erde so, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel oder der vierte Theil von seiner ganzen Oberfläche gegen uns im Lichte ist, und die Hälfte von der verfinsterten Seite im Schatten. Es ist das **erste Viertel** (☽). Immer weiter rückt der Mond auf seiner Bahn nach Osten hin um die Erde und immer größer erscheint uns seine Lichtseite, bis er nach abermal etwas mehr als sieben Tagen der Sonne gegenübersteht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, und aus unserer Nacht hinaufschauen in den Tag. Bald nach dem **Vollmond** (○), wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite um die Erde herumbiegt, bemerkt man, daß die beleuchtete Seite links (von der Erde aus gesehen) abnimmt oder kleiner wird. Immer mehr nähert sich der Mond wieder der Sonne. Nach etwa sieben Tagen steht derselbe zur Erde so, daß er uns die Hälfte seiner beleuchteten Seite oder $\frac{1}{4}$ der ganzen Oberfläche zeigt: **Letztes Viertel** (☾). Der Mond hat bis jetzt $\frac{3}{4}$ seiner Bahn um die Erde durchlaufen. Noch hat er daher $\frac{1}{4}$ derselben zurückzulegen. Während dies geschieht, wird nun der Theil der Mondoberfläche, der bisher im Schatten stand, vom Sonnenlichte erleuchtet. Je mehr sich der Mond der Sonne nähert, desto kleiner wird der uns sichtbare oder beleuchtete Theil des Mondes, bis dieser abermals zwischen der Erde und der Sonne steht und uns ganz unsichtbar wird. Wir haben wieder Neumond. Der Mond hat seinen Lauf um die Erde vollendet und beginnt denselben von Neuem. Der zunehmende Mond steht, von der Erde aus betrachtet, links von der Sonne; daher erscheint der zur rechten Hand des Beobachters befindliche Theil des Mondes beleuchtet; beim abnehmenden Mond findet der entgegengesetzte Fall statt.

Mond- und Sonnenfinsternisse ereignen sich, wenn der Mond und die Erde einmal in gerader Linie zur Sonne zu stehen kommen. Geschieht dies zur Zeit des Neumondes, so können wir einen Theil der Sonne, da der Mond vor dieser steht, nicht sehen, ein Theil der Erdoberfläche wird vom Schatten des Mondes getroffen oder verdunkelt, und so entsteht eine **Sonnenfinsterniß** oder richtiger Erdfinsterniß. Eine solche kann nur im Neumond sich ereignen. Kommt aber der Vollmond in gerader Richtung hinter die Erde zu stehen (nicht höher und nicht tiefer), so kann die Sonne den Mond nicht bescheinen oder doch nicht ganz, weil die Erde im Wege steht. Diese wirft alsdann von der Nachtseite ihren Schatten auf den Mond, und es entsteht eine **Mondfinsterniß**. Die Verdunkelung, die wir an dem Vollmonde erblicken, ist also nichts anderes als der Schatten von unserer Erde. Eine Mondfinsterniß kann immer nur zur Zeit des Vollmondes stattfinden. Man unterscheidet ganze oder totale und theilweise oder partiale Sonnen- und Mondfinsternisse. Der Schatten, den die Erde auf den Mond bisweilen wirft, ist gewöhnlich größer, als derjenige, der vom Mond auf die Erde fällt. Daher sind totale Sonnenfinsternisse für irgend eine einzelne Gegend der Erde viel seltener, als totale Mondfinsternisse.

Der Mond ist 50 mal kleiner, als unsere Erde. Sein Durchmesser beträgt in runden Zahlen 468 und sein Umfang 1470 Meilen. Weil er in seiner größten Entfernung nur 55,000, in seiner mittlern ungefähr 51,000 und in seiner kleinsten 48,000 deutsche Meilen von uns entfernt ist, so kommt er uns so groß vor. Eine Kanonenkugel, von ihm aus abgeschossen, würde unsere Erde schon in 23 Tagen erreichen. Das Licht aber braucht nicht ganz $1^1/_8$ Sekunden, bis es von dort zu uns gelangt.

Unsere Erde vergilt aber dem Monde die Dienste, die er ihren Bewohnern durch sein freundliches Licht leistet, denn sie leuchtet ihm mit dem von der Sonne erborgten Lichte wieder. Aber wie prächtig und majestätisch muß sich diese Beleuchtung auf dem Monde ausnehmen, da dort unsere Erde als eine hellglänzende Scheibe erscheint, sechszehn mal größer, als wie wir den Vollmond erblicken.

Das Mondenlicht hat übrigens, nach der Erfahrung und den Versuchen der geschicktesten Naturforscher, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen und das Wachsthum aller Blumen und Gewächse: denn die Mondstrahlen haben einen sehr merkwürdigen Einfluß auf die Ausdünstungen flüssiger Körper, und selbst der Gewächse, die des Nachts und im Mondenscheine am besten gedeihen, welches aus folgender Beobachtung erhellet: Wenn man in einer mondhellen Nacht zwei offene Gefäße mit Wasser ins Freie, und vor das eine einen Schirm setzt, daß die Mondstrahlen nicht hineinfallen können, so verliert das offene Gefäß durch die Ausdünstung über 2 Linien Wasser mehr, als das andere.

Die uns zugekehrte Seite des Mondes hat äußerlich helle und dunkle Stellen. Jene scheinen dem festen Lande auf unserer Erde, und diese unsern Abgründen, Thälern und Waldungen ähnlich zu sein. In diesen Theilen wird man einige Stellen gewahr, die zur Seite einen Schatten werfen, den man mißt und abzeichnet. Diese Stellen sind Berge, die nach der Größe des Mondes zu rechnen, viel höher als die unsrigen sind, und deren Spitzen man von der Sonne wie Pünktchen erleuchtet sieht, wenn der Mond in den Vierteln ist. Steigt nun das Licht allmählich nach dem Fuße dieser Berge herab, so erscheinen sie ganz erleuchtet, und in dessen Vollichte verschwinden sie endlich ganz. Ja man kann sogar ihre dunkeln Schatten wahrnehmen, welche sie von sich werfen, weil sie sehr steil sind und weit ausgebreitet. Einige liegen einzeln, andere machen sehr lange Bergketten aus. Herschel hat gegen 100 Berge im Monde gemessen und gefunden, daß die höchsten über 25,000 Fuß hoch sind. Äußerst merkwürdig ist es noch, daß der Mond unserer Erde immer eine und dieselbe Seite zukehrt. Seine hintere, von uns abwärts gekehrte Seite kommt uns nie vor die Augen: daher kann alles bisher Gesagte auch nur von dieser Seite gelten, denn von jener wissen wir gar nichts.

Der Mond ist also, wie unsere Erde, ein dunkler, frei im Weltraum schwebender Körper, welcher sein Licht von der Sonne erhält. Er bewegt sich um sich selbst, um die Erde, also um einen Planeten, und mit diesem um die Sonne. Er ist ein **Nebenplanet** oder **Mond**. Alle Weltkörper mit diesen Merkmalen werden Nebenplaneten oder Monde genannt. Außer der Erde mit ihrem Monde bewegen sich noch mehrere andere Weltkörper: Planeten mit ihren Nebenplaneten und Kometen um die Sonne.

4. Die Planeten.

Zuerst müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne giebt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus, Jahr ein scheinbar ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus, Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gestirn kennt, den großen Bären, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um acht Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort

findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen, ihrer scheinbar unveränderlichen Stellung wegen, Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern Sternen hat es eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn ein solcher Stern heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er nach einigen Monaten schon nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Orte. Man nennt sie daher Irrsterne (Wandelsterne) oder **Planeten.** Wer hätte nicht schon den Planeten Venus gesehen, der uns mit seinem hellstrahlenden Lichte als Morgen- und Abendstern erscheint. Aber nicht alle Planeten — deren man bis jetzt im Ganzen 61 kennt — können mit bloßem Auge am Himmel gesehen werden. Alle haben aber folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1. Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher, als irgend ein Fixstern. 2. Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die anderen nicht thun. Und aus diesen Gründen verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel. 3. Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht, wie unsre Erde, von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der, wie aus einem Spiegel, zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheuer große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen die Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht. 4. Die Planeten stehen nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten in ihrer Art, Sommer und Winter.

Daß unter den unzähligen Weltkörpern auch unsere Erde diese Eigenschaften hat und daher ein Planet ist, haben wir schon gehört; und wer auf einem andern Planeten stände und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

5. Die Kometen.

Ein **Komet** ist allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal am Himmel sichtbar wird, zumal ein solcher, wie im Jahre 1680, der viermal so groß schien, als der Abendstern, oder der 146 Jahre v. Chr. Geb., der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder der im Jahre 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte.

Die Kometen haben viel Ähnliches mit den Planeten und deren Monden; aber sie sind auch wieder wesentlich von diesen verschieden. Die Planeten bewegen sich um die Sonne in länglichrunden (elliptischen) Bahnen, welche vom Kreise wenig abweichen. Die Kometen bewegen sich zwar auch um die Sonne, aber in so lang ausgestreckten Bahnen, daß ihr Lauf fast geradlinig wird. Darum sind sie einmal der Sonne näher, ein andermal viel weiter von ihr entfernt. Wenn so ein Komet einmal um die Sonne herum ist, so zieht er in einer langen Richtung hinweg, und wenn er alsdann dreißig, oder hundert, oder viele hundert Jahre lang weiter und weiter hinweggezogen ist, so kehrt er um und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise; und selten Einer, der ihn zum ersten Male gesehen hat, wartet's ab, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen und bekümmert sich nachher nicht mehr darum. Aber es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahre 1456, einer 1531, einer 1607, und einer 1683 am Himmel gestanden hat. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ungefähr ein Zeitraum von 75—76 Jahren verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es sei allemal der nämliche gewesen, und er

müßte 1759 wiederkommen, was auch richtig geschehen ist; und so ist er 1835 ebenfalls wieder erschienen. Man nennt ihn den Halley'schen Kometen. —

Die Kometen haben gewöhnlich einen mehr oder weniger glänzenden und zuweilen ungemein großen Schweif. Dieser ist selten auf der Seite des Kometen, die gegen die Sonne steht, sondern meist auf der entgegengesetzten. Man weiß noch nicht gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Vielleicht ist es nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen Kometen hindurchfallen; denn ein Komet hat keine so feste Masse, wie unsere Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus, wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie hindurch Sterne will gesehen haben, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch, durch gute Fernröhre beobachtet, das Ansehen, als wenn nicht alles recht daran an einander hinge. Einige Gelehrten wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise immer dichter werden und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaften eines Planeten annehmen könne.

Unsere Geschichtsbücher erwähnen nahe fünfhundert Kometen, die sich den Erdbewohnern gezeigt haben sollen. Allein wie viele mögen in früheren Zeiten unbeachtet vorbeigegangen sein, weil man noch keine Fernröhre hatte, und wie viele mögen noch unbemerkt geblieben sein, weil trübe Witterung herrschte. Ohne Zweifel ist ihre Anzahl sehr groß. Die Umlaufszeiten derselben um die Sonne sind höchst verschieden; einige rollen schon in wenigen Jahren, andere in Jahrtausenden um die Sonne. Der Aberglaube sieht in dem Erscheinen der Kometen oft allerlei Zeichen für Unglück, z. B. Krieg u. s. w., während verständige Leute in ihnen — wie in den andern Himmelskörpern — die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen, der allen ihre Bahnen vorgezeichnet hat.

6. Die Sternschnuppen und Feuerkugeln.

Es war an einem sternhellen Abende, als ich neulich von einem Freunde heimkehrte, und ernste Gedanken bewegten meine Seele. Da schoß eine Sternschnuppe vor mir nieder und gab meinem Sinn eine andere Richtung. Dort zieht ein Weltkörper auf seiner Bahn, eine fremde Welt taucht in unsere dunstige Atmosphäre hernieder, dachte ich. Der Leser staunt vielleicht, daß ich von Sternschnuppen als Weltkörpern spreche, und meint, das müßten doch recht winzige Welten sein. Freilich scheinen die lichtschimmernden Linien, in denen sich die Sternschnuppen wie fortgleitende Punkte zeigen, kaum an eine Körperlichkeit denken zu lassen. Aber siehe da, mit alles überstrahlendem Glanze schwebt eine **Feuer-Kugel** von der Größe des Vollmondes dahin, und der Leser hat vielleicht schon gehört, wie sie, mit furchtbarem Krachen zerplatzend, einen Steinregen über die Erde ergoß und Meteorsteine mehrere Fuß tief in die Erde schleuderte. Mögen wir auch nicht geneigt sein, allem, was die Sage von ihnen erzählt, Glauben zu schenken, so beschreibt uns doch der Reisende Rubi de Celis 2 Steine von mehr als 7 Fuß Länge, die in Brasilien niederfielen, und noch am 14. Juli 1847 des Morgens gegen 4 Uhr schickte uns eine Feuerkugel bei Braunau in Böhmen unter kanonenschußähnlichem Krachen ihre Bruchstücke von fast einem Centner Gewicht zu. Diese anfangs glühende Masse war um 10 Uhr Vormittags noch brennend heiß. Sie bestand aus einer Zusammensetzung von Eisen, Kobalt, Schwefel und anderen metallischen und brennbaren Stoffen. — Es fragt sich nun, woher kommen diese Meteormassen, woher die Sternschnuppen und Feuerkugeln? — In frühern Zeiten hat man sich allerlei Vorstellungen über dieselben gemacht. Einige meinten, die Sterne putzten oder schnuppten sich, wie eine Lichtkerze; andere hielten die Sternschnuppen für herabfallende Sterne, noch andere für Erzeugnisse unserer Erdatmosphäre, für ölige oder schwefelige Dünste, die sich auf irgend eine Weise entzündeten und dann zur Erde fielen. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist es den Astronomen gelungen, über diesen Punkt der Wissenschaft mehr Licht zu verbreiten. Sie sind der Meinung, die Sternschnuppen und Feuerkugeln seien einerlei Ursprungs;

sie seien weder herabfallende Sterne, noch Erzeugnisse unserer Atmosphäre — vielmehr kleine Weltkörper, welche, gleich den Planeten und Kometen, die Sonne umkreisen, und — wenn sie in ihrem Laufe der Erde begegnen — von dieser angezogen, an den Grenzen der Erd-Atmosphäre leuchtend werden, sich entzünden und öfters Meteorsteinmassen herabfallen lassen.

Sternschnuppen sehen wir zu allen Jahreszeiten und in allen Himmelsrichtungen. Wir sehen sie nicht immer vereinzelt, sondern bisweilen in ganzen Schwärmen zu vielen Tausenden erscheinen. Und was noch auffallender ist, diese Schwärme scheinen an gewisse Nächte des Jahres gebunden zu sein und periodisch wiederzukehren. Der ungeheure Sternschnuppenregen, der sich in der Nacht vom 12.—13. November 1833 ereignete, in welchem innerhalb 9 Stunden wenigstens 240,000 Sternschnuppen herniederfielen, brachte zuerst zwei Nordamerikaner, Olmstedt und Palmer, auf den kühnen Gedanken, daß solche Sternschnuppenschwärme an bestimmte Tage geknüpft seien. Die folgenden Beobachtungen bestätigten ihn; denn schon im nächsten Jahre wiederholte sich jenes wunderbare Schauspiel in der Nacht vom 13.—14. November. Eine gewisse Regelmäßigkeit der Sternschnuppenfälle in den Tagen vom 10.—14. August zeigte sich, und auf andere periodische Schwärme wurde man aufmerksam. In der Regel gehen den Sternschnuppenfällen mächtige Feuerkugeln voran, und wir sehen darin einen Beweis, daß Leuchtkugeln und Sternschnuppen, trotz ihrer verschiedenen Größe, zu einander gehören.

Diese Gesetzlichkeit in der Wiederkehr der Sternschnuppenfälle deutet darauf hin — so schließen die Astronomen — daß gewisse Ströme von Millionen kleiner Weltkörper existiren, deren Bahnen mit der Bahn unserer Erde zu gewissen Zeiten des Jahres zusammentreffen. Sind aber die Sternschnuppen in der That Weltenschwärme, die in gesetzmäßigen Bahnen die Sonne umkreisen, so müssen sie auch in entsprechenden Perioden vor der Sonne vorüberziehen. Berechnungen haben nun ergeben, daß die Augustschwärme um die Zeit des 7. Februar, die Novemberschwärme am 12. Mai in ihrer Bahn an der Sonne vorübergehen müßten. Die letzte Periode steht in einem bedeutsamen Zusammenhange mit den allgemein verrufenen kalten Tagen des Mai: Pankratius und Servatius. Gewiß hat die Annahme manches für sich, daß die Temperaturerniedrigung jener Tage durch das Vorüberziehen kleiner Welten verursacht werde, welche den Sonneneinfluß auf unsere Erde schwächen.

So möge also der Leser, wenn ihn das Schauspiel der Sternschnuppen ergötzt, sich des Gedankens erinnern: Dort ziehen Weltkörper auf ihren Bahnen dahin, welche, gleich den Planeten und Kometen, die Sonne umkreisen und feurig erglühen, wenn der mächtige Zug der Schwere sie in die Nähe unserer Erde führt. Welche neue Fülle der Schöpfung ist uns aufgegangen in jenen mikroskopischen Welten des Himmelsraumes! —

7. Die Fixsterne.

(Die sternenhelle Nacht.)

In mattem Dämmerlicht liegt die Erde da, oben aber erglänzen des Himmels Sterne und leuchten aus unermeßlichen Fernen herüber in die Erdennacht. Still ziehen sie dahin, jene ewigen Zeugen der Allmacht, hoch erhaben und nie erreicht vom Gewirre der Erde, daher auch ungestört von aller irdischen Macht, von allem, was hienieden vorgehen mag. Wie klein, bis zum verschwindenden Nichts erscheint da der Mensch vor der Unendlichkeit, aber dennoch freut er sich und fühlt sich innerlich gehoben und groß, weil sein Auge die Wunder der Schöpfung schauen, und sein Geist darin die Herrlichkeit und Weisheit Gottes erkennen kann.

Alle Sterne, mit Ausnahme der Planeten und deren Nebenplaneten, sind Fixsterne. Die Fixsterne werden nicht, wie die Planeten und Monde, von der Sonne beleuchtet, sondern haben, gleich der Sonne, eigenes Licht. Nach ihrer scheinbaren Größe theilt man die Fixsterne, die mit unbewaff-

netem Auge wahrgenommen werden können, in Sterne erster, zweiter, dritter bis sechster und siebenter Größe. Unendlich groß ist die Zahl der Fixsterne, denn schon mit bloßem Auge kann man an 6000 zählen. Damit nun aber die Astronomen unter der Masse von Sternen sich besser zurechtfinden können, so haben sie gewissen merkwürdigen Sternen einen Namen gegeben, oder sie haben denen, welche zusammen ein Bild vorstellen, den Namen eines Bildes gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder sie haben um eine Anzahl vor Sternen herum in Gedanken einen Strich gezogen, der bald aussieht wie ein Bär oder Krebs, und nennen das Sternbilder, z. B. die 12 Zeichen des Thierkreises: die Jungfrau, die Zwillinge, der Scorpion 2c., und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbilde stehen, gehören zu diesem Sternbilde.

Aber das ist alles noch nichts; sondern es giebt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Man rechnet die Zahl der Sterne, die man mit den besten Fernröhren wahrnehmen kann, über 534,000 Millionen. Aber wer kennt und zählt die Millionen Sterne, die selbst mit Fernröhren von uns nicht wahrgenommen werden können!

Kennen wir nicht alle die **Milchstraße**, die wie ein breiter Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Hülle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganze Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, und am Himmel hinaufschaut: nicht gar weit vom **großen Bären** steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt und der **Polarstern** heißt. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreise oder den 12 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann, oder ihren Mittelpunkt, und drehen sich um ihn herum also, daß sie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den großen Bären im Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über, bald unter dem Polarsterne. Aber die entfernten in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen und auf der andern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das **Siebengestirn** nicht immer sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, dem Polarstern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, da steht wieder so ein Polarstern, der sich nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinen Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Lande.

Allein das alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selber aber ist es, wie hier folgt: Die Erde schwebt ringsum zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und Ende. Der eine Pol der Erde, unserer, dem wir am nächsten sind, der Nordpol, schaut gegen den obersten Polarstern am Himmel, nicht ganz, aber ungefähr; der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir hier zu Lande und auf unseren Bergen nicht sehen, gegen den untern, und die Axe, welche gleichsam durch die Erde hindurchgeht, wenn sie unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen; — und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, und auch alle Sterne gehen um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst und führt so alle Punkte ihrer Oberfläche an den Sternen vorbei.

Was bisher über die Fixsterne gesagt ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr, als das Auge des Leibes.

Erstens: Die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß man früher meinte, es sei gar kein Mittel möglich, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen; in neuester Zeit aber hat man die Entfernungen von wenigstens 30 Fixsternen

gemessen und gefunden, daß der uns zunächst stehende circa 9 Billionen Meiler von uns entfernt ist. Zu den uns zunächst stehenden Fixsternen gehört der **Sirius**; man schloß das früher schon aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanze. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt sein, als die Sonne, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte.

Zweitens: Der Sirius, der aus einer so unermeßlichen Weite doch noch so groß aussieht und ein so strahlendes Licht hat, muß in seiner Heimath noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche, strahlende Sonne sein. Haben wir aber Ursache zu glauben, der Sirius sei eine Sonne, so haben wir auch Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sei auch eine Sonne. Denn wenn sie auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen himmlischen Lichte; oder wo hätten sie's sonst her.

Drittens: Die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßstabe, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Fixstern von dem andern entfernt sei. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Sirius-Sonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könnte (das Licht gelangt von dort erst in 6 Jahren zu uns), so kann man wohl glauben, daß die anderen Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sei bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein und so nahe bei einander zu stehen scheinen, daß uns einige hundert von ihnen zusammen kaum aussehen, wie ein Nebelfleck, den man mit einem Groschenstücke bedecken könnte. — Wenn man nun

Viertens das alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur unsertwegen erschaffen worden wären. Und da wollen denn verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von der Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichts erfreuen und ihren Schöpfer anbeten. Und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel hinausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein; aber unsere Erde sehen sie nicht. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächelnd auf der Mutter Schooß und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmen.

8. Die Sterne.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie geh'n da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht seh'n.

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Bess'res in der Welt,
Als all' ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich danach.

(Claudius.)

II. Unser Sonnen-System.

Die alten Völker stellten sich unsere Erde als eine flache Scheibe vor und wähnten, die große, feurige Sonne, der freundliche Mond und das zahllose Heer der so lieblich funkelnden Sterne sei bloß der Erdbewohner wegen und zur Zierde des Himmels da. Nach und nach aber brachte das Nachdenken, die Einsicht und der Fleiß der Menschen mehr Übereinstimmendes zu Tage; allein von der Vorstellung, daß unsere Erde gleichsam der Hauptkörper in der großen Weltschöpfung sei, daß sie fest und unbeweglich stehe, daß sich Sonne, Mond und Sterne um die Erde drehen, von dieser Vorstellung wollte man in circa 1400 Jahren nicht abgehen, wenn auch einige hervorragende Geister, namentlich unter den alten Griechen und Römern, die Meinung aufgestellt hatten, daß sich die Erde in einem (schiefen) Kreise um die Sonne und dabei täglich um ihre Achse drehe. Da endlich war es einem Manne, begabt mit ungewöhnlichem Scharfsinne und tiefdenkendem Geiste, vorbehalten, Licht und Aufklärung zu verbreiten über einen Punkt der Wissenschaft, in welchem so lange Dunkel und Verworrenheit geherrscht hatte. Und dieser gewaltige Geist war **Nikolaus Kopernikus**, geboren zu Thorn an der Weichsel, am 19. Februar 1473. Er bewies mit schlagenden und unabweislichen Gründen: Die **Sonne**, der Licht und Wärme spendende Körper, steht in der Mitte und dreht sich bloß um sich selbst; die Planeten aber — wie unsere Erde — an sich dunkele Körper, laufen in festbestimmten Bahnen um die Sonne, drehen sich bei diesem ewigen Kreislaufe in gewissen kürzeren Zeitabschnitten zugleich höchst regelmäßig um sich selbst, und empfangen ihr Licht von der Sonne. So fand Kopernikus, dieser gewaltige Forscher, unser wahres **Sonnensystem**; denn unter Sonnensystem versteht man die Sonne mit den sie umkreisenden Planeten, Monden, Kometen und Sternschnuppen.

Von dem Zeitpunkte (1543) an, wo Kopernikus sein System, daß die Sonne in der Mitte stehe, und die Planeten in genau vorgezeichneten Bahnen um dieselbe rollen, dabei aber zugleich sich regelmäßig um ihre Achse drehen, aufgestellt hatte, kannte man bis zum Jahre 1781 nur sechs Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Da entdeckte aber der berühmte Astronom Herschel (ein Deutscher) am 13. März 1781 einen siebenten Planeten, den Uranus; 1801, 1802, 1804 und 1807 wurden von einem Italiener, Piazzi, und den Deutschen Olbers und Harding noch vier Planeten: die Ceres, Pallas, Juno und Vesta gefunden. So nahm man bis zum 7. Dezember 1845 an, daß unser Sonnensystem aus der **Sonne** und den elf Planeten: **Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturn** und **Uranus** bestehe. Allein am 8. Dezember 1845 wurde von Hencke in Drießen ein zwölfter Planet entdeckt. Man nannte ihn **Asträa**.

Bald darauf fand ein höchst scharfsinniger Franzose, Le Verrier in Paris, durch Berechnungen und Schlüsse, daß weit hinter dem Uranus noch ein Planet stehen müsse, und in der That, wenige Wochen später, am 23. September 1846, entdeckte ein Deutscher, Dr. Galle in Berlin, den ihm durch eine kühne Vorherverkündigung von Le Verrier angedeuteten, dreizehnten Planeten in der Wirklichkeit. Er wurde **Neptun** genannt. Von 1847 bis jetzt sind von verschiedenen Astronomen noch 50 Planeten entdeckt worden.

Es wandeln demnach um unsere Sonne — so viel wir bis jetzt wissen — 63 Planeten. Aber so wie unsere Erde von einem freundlichen Gestirne, das die Nächte so prächtig erleuchtet, dem Monde, begleitet wird, so haben auch andere Planeten dergleichen stete Begleiter, und zwar der Jupiter vier, der Saturn acht, der Uranus sechs, Neptun zwei. Man hat diesen steten Begleitern der Planeten den Namen **Trabanten** oder **Nebenplaneten,** wohl auch **Monde** überhaupt beigelegt. So wie jeder Planet eine zweifache Bewegung hat, einmal um die Sonne, das andere Mal um sich selbst, so hat jeder Mond eine dreifache: er dreht sich in einer gewissen Zeit regelmäßig um sich selbst; er rollt in bestimmten Zeiträumen fortwährend um seinen Planeten, und endlich fliegt er mit seinem Planeten durch den großen Weltenraum ohne Ruh und Rast um die Sonne. — Unser Sonnensystem besteht also (so weit wir es bis jetzt kennen) aus einer in der Mitte stehenden **Sonne, 63 Planeten** und **21 Monden.**

Die Sonne strömt Licht, Wärme und Leben auf die sie umrollenden Planeten und Monde aus, und dreht sich dabei regelmäßig alle 25 Tage und 12 Stunden von Abend nach Morgen um sich selbst. Die Planeten mit ihren Monden bewegen sich nun in verschiedenen Entfernungen um die Sonne. Zwei Kräfte wirken bei dieser Bewegung; die eine Kraft, die der Sonne, zieht die Körper stets gegen sich hin, dem Mittelpunkte oder Centrum zu, und deßhalb nennt man diese wirkende Ursache **Mittelpunkts-** oder **Centripetalkraft** — und die andere treibt die Körper beständig in grader Richtung von dem Kreis der Bahn hinweg und heißt daher **Centrifugal-** oder **Schwungkraft.** Beide wirken also unter einem rechten Winkel auf einander. Die Körper können nun nicht einer Kraft allein folgen, sondern gehen nach der mittlern Richtung dieser beiden auf sie wirkenden Kräfte und bewegen sich daher in einer krummen Bahn um den anziehenden Mittelpunkt oder Centralkörper. — Da sich aber jeder Planet und jeder Mond bei seinem Laufe um die Sonne, wie schon erwähnt, auch fort und fort in festbestimmter Zeit um sich selbst dreht, so entsteht dadurch auf jedem Planeten und jedem Monde, je nachdem er bald die eine, bald die andere Seite der Sonne zukehrt, **Tag** und **Nacht;** und durch den Zeitraum, den jeder Planet und jeder Mond zum Umlaufe um die Sonne nöthig hat, wird auf jedem dieser Weltkörper ein gewisser Zeitabschnitt bedingt, den wir auf der Erde **Jahr** nennen. — Die Bahnen, welche jedoch die Planeten mit ihren Monden beim Umlaufe um die Sonne beschreiben, sind nicht

zirkelrund, wie **Kopernikus** annahm, sondern sie sind **elliptisch**, d. h. ei= oder **länglichrund**. **Johann Keppler**, ein Deutscher, geb. 27. Dezember 1571, war es, dessen großem, gewaltig forschendem Geiste es gelang, nach den sorgfältigsten Beobachtungen und scharfsinnigsten Berechnungen, die **elliptischen** Bahnen der Planeten unzweifelhaft darzustellen. Erst dadurch wurde es nunmehr den **Astronomen** möglich, die Umlaufszeit der Planeten um die Sonne genau bis auf die Sekunde zu bestimmen; und erst dadurch war man in den Stand gesetzt, deutlich und klar zu zeigen, wie die vier **Jahreszeiten** auf unserer Erde entstehen.

Die **Planeten** kann man mit bloßen Augen nicht alle sehen. Sie leuchten mit einem sanften, mondartigen Lichte, wodurch sie sich von den **Fixsternen** unterscheiden, die ein mehr funkelndes, sonnenartiges, blitzendes Licht uns zusenden. Die Fixsterne erscheinen uns immer in derselben Stellung zu einander; die Planeten dagegen bewegen sich auf eine nach wenigen Tagen oder Wochen am Himmel merkliche Weise. Wir sehen sie nie tief im Norden oder Süden, sondern immer im **Thierkreis**, unter jenem **Sternengürtel also, den Sonne und Mond, von der Erde aus gesehen, durchlaufen.**

Nach der Reihenfolge ihrer **Entfernung von der Sonne** theilt man die Planeten gewöhnlich in drei **Hauptklassen** oder **Gruppen** ein. Sie folgen von der Sonne aus so aufeinander:

I. Erste (untere) Gruppe: Die vier mittelgroßen Planeten.

Merkur, Venus, Erde, Mars.

1. Der **Merkur** ist in mittlerer Entfernung 8 **Millionen Meilen** von der Sonne entfernt. Nur zuweilen wird er von einem guten Auge in der Zeit der späten Abenddämmerung im Westen oder in den Frühstunden vor Sonnenaufgang im Osten als ein zwar kleiner, aber sehr hellweißer Stern gesehen. Zu seiner Bewegung um sich selbst braucht er, wie die Erde, etwa 24 Stunden; dagegen durchläuft er seine Bahn um die Sonne in nahe an 88 Tagen. Der Durchmesser des Merkur beträgt nur 600 Meilen.

2. Die **Venus** oder der **Morgen= und Abendstern** mit seinem hellstrahlenden Lichte, ist nur in den Morgen= und Abendstunden sichtbar. Die Venus, 15 **Millionen Meilen** von der Sonne entfernt, vollendet ihren Umlauf um dieselbe in 225 Tagen und dreht sich in 23 Stunden 20 Minuten einmal um ihre Achse. Sie ist nur ein wenig kleiner als unsere Erde; denn während der Durchmesser unserer Erde 1720 Meilen hält, beträgt der der Venus 1715 Meilen.

3. Die **Erde** steht 21 **Millionen Meilen** von der Sonne ab und vollendet ihren Lauf um die Sonne in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten und 48 Sekunden. Diesen Zeitabschnitt nennen wir **ein Jahr**. Die 5 Stunden 48 Minuten und 48 Sekunden machen aber alle **vier Jahre** wieder ziemlich 24 Stunden aus; daher wird jedem vierten Jahre ein Tag eingeschoben oder eingeschaltet, und ein solches Jahr, das dann natürlich 366 Tage hat, wird **Schaltjahr** genannt. Der Schalttag wird stets am 24. des Monats **Februar** eingeschaltet, folglich zählt dann dieser Monat statt 28 Tage deren 29. Wenn man wissen will, welches Jahr ein Schaltjahr sei, so darf man nur mit 4 in die betreffende Jahreszahl dividiren; bleibt bei der Division **kein** Rest, so ist das Jahr ein Schaltjahr; bleibt aber ein Rest, so zeigt die Restzahl an, wie viele Jahre nach dem letzten Schaltjahre verflossen sind. — (Schlaget jetzt Seite 420 auf und leset noch einmal, was wir dort bereits von der „Sonne und der Erde“ kennen gelernt haben.)

4. **Der Mars.** Merkur und Venus stehen der Sonne näher als unsere Erde; dagegen ist der Mars weiter von ihr entfernt, nämlich 31 Millionen Meilen. Man kann diesen Planeten die ganze Nacht am Himmel sehen und erkennt ihn leicht an seiner trübrothen Farbe, die der des mattglühenden Eisens ähnlich ist. Sein Durchmesser beträgt 1000 Meilen. Seine Bahn um die Sonne vollendet er in 1 Jahr 321 Tagen, und seine Achsendrehung erfolgt in 24 Stunden 39 Minuten.

II. Zweite (mittlere) Gruppe: Die kleinen Planeten.

Die **kleinen Planeten** — deren man bis jetzt 55 entdeckt hat — sind nur durch Teleskope und auch dann nicht immer leicht zu sehen, weil sie sehr klein sind. Man nennt sie daher gewöhnlich auch „die kleinen Planeten, **Planetoiden** oder **Asteroiden**". Man kann sie als zu einer Planetenfamilie gehörend betrachten, da sie alle in nicht sehr verschiedenen Entfernungen von der Sonne stehen, etwa zwischen 44—58 Millionen Meilen.

Es gehören hierzu die Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Asträa und die seit 1847 entdeckten 50 Planeten.

III. Dritte (obere) Gruppe: Die vier großen Planeten.

Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun.

1. Der **Jupiter** ist unter allen Planeten der größte und nächst der Venus an unserm nächtlichen Himmel der schönste Wandelstern, der mit einem stillen gelblich weißen Lichte, gleich einem kleinen Monde, leuchtet. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 106 Millionen Meilen und sein Durchmesser 19,980 Meilen. Er dreht sich in 10 Stunden um seine Achse und in 12 Jahren um die Sonne. Jede Jahreszeit auf demselben dauert also drei unserer Jahre. Daß der Jupiter von 4 Monden begleitet wird, ist schon erwähnt worden.

2. Der **Saturn** hat ein viel matteres Licht, als der Jupiter und erscheint von bleichröthlicher Färbung. Er ist mit bloßem Auge nur schwer von den andern kleinen Sternen zu unterscheiden. Man sieht ihn alle 2½ Jahr in demselben Sternbild. So sah man ihn z. B. in den Jahren 1849 und 1850 im Sternbild der Fische. — Er ist 198 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und vollendet seinen Umlauf um dieselbe in 30 Jahren. Zu seiner Achsendrehung braucht er 10½ Stunden. Sein Durchmesser ist ungefähr 10mal so groß, als der Erddurchmesser. Der Saturn zeichnet sich vor den andern Planeten dadurch aus, daß er mit einem freischwebenden breiten Ringe umgeben ist. Ja man hat in neuerer Zeit entdeckt, daß es nicht ein Ring ist, der um den Saturn schwebt, sondern daß es zwei, wohl gar drei Ringe sind. Außerdem wird er noch von acht Monden umkreiset.

3. Der **Uranus** war bis zum Jahre 1846 der entfernteste der damals bekannten Planeten. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 387 Millionen Meilen. Der Lichtstrahl der Sonne gelangt erst nach 2 Stunden 35 Minuten auf demselben an, von der Sonne zur Erde aber schon in 8 Minuten — und doch, wie weit schon ist dieser Weg! — Den Umlauf um die Sonne vollendet der Uranus in 84 Jahren. Der Durchmesser desselben beträgt 7500 Meilen. Sechs Trabanten begleiten den Uranus.

4. Der entfernteste von allen bis jetzt bekannten Planeten ist der von 2 Monden begleitete **Neptun**. Zu seinem Umlaufe um die Sonne gebraucht er mehr als 200 Erdenjahre, und seine Entfernung von der Sonne beträgt 624 Millionen Meilen. Der Lichtstrahl der Sonne kommt erst nach 4 Stunden dort an. Um einen solchen Weg zurückzulegen, braucht der Schall 500 Jahre, und ein Dampfwagen, wenn er täglich 200 Meilen zurücklegte, über 10,000 Jahre. Welcher Sterbliche kann sich diese Entfernung deutlich vorstellen?!

Außer diesen 63 Planeten und 21 Monden gehört zu unserm Sonnensystem aber auch noch ein sehr großes, doch bis jetzt nicht ge-

zähltes Heer von **Kometen** und jenen wunderbaren Meteoren, welche bald nur einzeln als **Feuerkugeln**, bald in größerer oder geringerer Zahl, oft in ganzen Schwärmen als **Sternschnuppen** am Himmel erscheinen.

Aber dieses unser Sonnensystem ist erst eine Weltenfamilie — ein kleiner Theil von dem großen **Weltall** des Ewigen. Erhebe deinen Blick in einer freundlichen, sternenhellen Nacht zum großen Himmelsdome und zähle die tausendmaltausend funkelnden **Firsterne.** Ach du vermagst es nicht! Aber wisse — sie alle, die Fixsterne, sind Sonnen von eben so vielen Weltenfamilien, die seit Jahrtausenden im ungemessenen Himmelsraume ihre Bahnen wandeln und Zeugniß geben von der Allmacht und Weisheit Gottes! —

III. Das Weltall (Universum).

Ohne Grenzen und also unermeßlich, unendlich ist die Welt, das Weltgebäude oder **Weltall.** Unzählig viele Körper bilden dasselbe, die zum Theil als mehr oder minder helle Sterne unserm Auge erscheinen und in dem unbegrenzten Raume schweben, den wir Himmel nennen. Daher heißen sie auch **Himmels-** oder **Weltkörper.** Wie viele solcher Körper oder ungeheure Massen es aber giebt, das kann kein menschliches Auge sehen, kein Verstand ermessen, kann durch keine Zahlen ausgedrückt, durch keine, auch nicht die kühnste Einbildungskraft erfaßt werden. „Es giebt," sagt Bode, der große Kenner des gestirnten Himmels, „Legionen Welten, die der Allmächtige zahllos, wie Körner des Sandes, in dem grenzenlosen Raume ausgesäet hat." Und Klopstock, einer der größten deutschen Dichter, singt:

„Ehre dem Wunderbaren,
Der unendliche Welten in den Ocean der Unsterblichkeit aussäete!
Und sie mit Heerschaaren Unsterblicher füllte,
Daß sie ihn liebten und selig wären durch ihn."

Groß und herrlich sind viele Werke der Kunst; aber größer und mehr, als sie, ist doch der Künstler, der sie ins Daseyn rief. Majestätisch und erhaben ist das Weltall; aber größer und unendlich mehr, als dieses unermeßliche Gebäude, ist doch das Wesen, welches dasselbe schuf. Falle nieder im Staube, o Sterblicher, und bete an die Allmacht deines Gottes!

IV. Betrachtung über das Kleinste und Größte im Weltall.

Betrachten wir einen **Tropfen Wasser** durch ein Mikroskop, so ergreift uns Erstaunen ob einer neuen, nicht geahnten Thierwelt,

eben so reich an Mannigfaltigkeit, wie die des Urwaldes, den seit Jahrtausenden kein menschlicher Fuß betrat. Auch hier, im Tropfen, Leben, Beweglichkeit und Lust, aber auch ein Erhaschen, Erjagen und Rauben, eine Wiederholung des schrecklichen Kampfes um Sein und Nichtsein zwischen den Löwen, Tigern und Ungeheuern dieser kleinen Welt! Trefflich sind sie gebaut, diese winzigen Körperchen, versehen mit allen Werkzeugen der Bewegung, der Ernährung, der Erhaltung und der Sinne, wie der Erde größtes Geschöpf; aber dieses alles in so unendlich kleinem Maßstabe, daß Hunderte dieser, dem bloßen Auge unsichtbaren **Infusionsthierchen** in einem einzigen Tröpflein Wasser, das kaum den Durst einer Fliege zu stillen vermag, ein fröhliches Dasein führen. — Versuche es, sie zu zählen, die Millionen Bewohner eines **Glases Wasser**, und wenn du vor der Unmöglichkeit dieses Werkes zurückbebst und viel lieber alle Reiche der Erde in Schätzung nähmest, so versetze dich hin ans unermeßliche **Weltmeer**, theile es zuerst in ungeheure Massen, die das flüchtige Dampfboot erst in Wochen durcheilt, und so fort bis zum tausendfach belebten Tropfen an deinem Finger, und — wirst du im sinnigen Rückschluß von der Welt im Tröpflein auf die des ganzen großen Oceans nicht ergriffen werden von Bewunderung der Größe und Weisheit des Schöpfers, aber nicht auch zugleich entzückt sein über die Liebe dessen, der auch im kleinsten Tropfen Leben und Freude verbreitete! —

Wenden wir unsern Blick von dem, was wir Menschen klein und unanscheinend nennen, zu einem Bilde unermeßlicher Größe, zu jenen Welten, welche die Räume des Himmels füllen. Schon unsere **Erde** hat einen Durchmesser von 1720 und einen Umfang von 5400 Meilen. Aber sie ist gleichsam nur ein „Tropfen am Eimer“ und nebst ihren Schicksalsgenossen, den übrigen **Planeten**, gekettet an das „Gestirn des Tages“, die majestätische **Sonne**. Um diese drehen sie sich im ewigen Kreislaufe, sich an sie schmiegend, wie das Kind an die Mutter, um von ihr Licht und Wärme, als die Bedingung ihres Daseins, zu empfangen. So hält die Sonne, als der Central-Körper einer Weltenfamilie, diese liebevoll und segnend zusammen durch das Gesetz der Schwere, nach welchem das Kleine von dem Großen angezogen wird. Um wie viel größer muß aber wohl die Sonne sein, als die sie umkreisenden Planeten, da sie sogar aus weiter, weiter Ferne die Kraft der Anziehung auf sie auszuüben vermag! Eine Kugel, gebildet aus 1,400,000 so großen Körpern, wie unsere Erde, würde der Sonne an Größe noch nicht gleichkommen. — Die Erde, in der Reihe der Planeten der dritte, steht 21 Millionen Meilen von der Sonne ab. Weiter unter den Planeten fortschreitend, finden wir deren Entfernungen von der Sonne immer größer. So beträgt dieselbe für den Saturn schon 198 Millionen Meilen. In 30 Erdenjahren vollendet er seinen Kreislauf um die Sonne. Aber am Ende der Reihe, bei dem **Neptun** angelangt, hören wir, daß derselbe 168 Erdenjahre zur Vollendung seines Laufes um die Sonne gebraucht und über

600 Millionen Meilen von ihr entfernt ist. Der Schall hat 500 Jahre nöthig, um diesen Raum zurückzulegen, und ein Dampfwagen bedürfte dazu, wenn er täglich 200 Meilen durchliefe, über 10,000 Jahre.

Diese Sonne nun mit ihren sie umkreisenden Planeten bildet erst eine Weltenfamilie. Wie viele es deren aber giebt, wer könnte dies ermessen? Ist doch jedes der Lichter und Lichtlein, ja der flimmernden Pünktchen, wenn sie zu den Fixsternen zählen, auch der Central-Körper einer Weltenfamilie, eine **Sonne.** Schau an einem hellen Winterabende den Himmel an und versuch' es, sie zu zählen, die dem unbewaffneten Auge sichtbaren und die nur durch Teleskope wahrzunehmenden Sterne, und wenn du dies eben so wenig vermagst, als die Zahl der Thiere im Tröpflein zu schätzen, so wisse, daß es dem Menschenkinde hienieden nicht vergönnt ist, alle Räthsel der Schöpfung zu lösen! — Die Menge der Sterne, die man durch die besten Fernröhre am Himmel erblicken kann, rechnet man über 534,000 Millionen. Um deren Entfernungen von der Erde auch nur ahnen zu können, greifen wir, alle Maße irdischer Größe verwerfend, zu jenem feinen Stoffe, der das Weltall mit einer Eile von 40,000 Meilen in jeder Sekunde durchfliegt — zu dem Lichte. Jene ausdauernden Denkmäler menschlicher Kunst, die hohen, auf Felsen gebauten Burgen mit ihren erhabenen Zinnen und ungeheuren Mauern, sie liegen da, ein Schutthaufen theils, theils eine noch aufstrebende Ruine, in ihrer festen Verkittung noch lange trotzend dem Ungestüm des Wetters. Wie viele Jahrhunderte auch hingeschwunden sein mögen, um so Starkes der Vernichtung preiszugeben, sie würden dennoch nicht hinreichen, um des Lichtes Strahl von einem der entfernteren Gestirne zu uns zu führen, angenommen, daß derselbe seine Reise mit dem Entstehen der jetzt in Trümmern da liegenden stolzen Zinnen begonnen habe. Vierzig Tausend Meilen hat dieser Strahl das Universum durchzuckt bei jedem Pochen der Herzen, die in diesen Mauern sich freuten, vom Urahnen herab bis zum letzten, nun auch schon längst vergessenen Sprößlinge. Seitdem ist die Stille und die Öde in diesen Mauern eingekehrt, die Zeit hat ihr langes Zerstörungswerk begonnen und bereits vollendet. Abermals haben sich darob die Sekunden angehäuft zu Jahrhunderten, aber noch nicht Kunde gebracht von dem Dasein jener fernen Welt. —

Doch lassen wir ab, das Unendliche messen zu wollen vermittels ohnmächtiger Werke menschlicher Kraft; denn alle unsere Begriffe von Zeiten und Weiten verschwinden hier in nichts. Wenn nun aber des Lichtes Strahl bei der immer gleichen Schnelligkeit von 40,000 Meilen auf die Sekunde Jahrtausende gebraucht, um von den entfernteren Sternen zur Erde zu gelangen — wer sollte da nicht überwältigt werden von dem Gefühle der Unermeßlichkeit des Weltalls, besonders wenn wir hören, daß es in weiteren Entfernungen noch mehr Weltenordnungen giebt, deren Lichtschimmer das menschliche Auge nie zu erblicken vermag! —

Von Staunen tief ergriffen steht der Mensch da vor diesen Wun-

dern des Universums und fühlt sich gewaltig hingezogen zu dem „allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde", der diese Welten erhält, daß sie in unverrückter Harmonie und Ordnung friedlich ihre Bahnen wandeln — vor dessen Allgegenwart die unendliche Ferne sich berührt mit der nächsten Nähe, wie Jahrtausende vor ihr verschwinden in einem einzigen Augenblick — bei dem es also nicht giebt ein Heute, Morgen und Gestern, ein Hier, Da und Dort — und der in seiner Allmacht, Weisheit und unendlichen Vaterliebe alle seine Geschöpfe umfaßt, das Thierlein im Wassertropfen sowohl als sein Ebenbild, den hochbegabten Menschen, dem er die Einsicht verliehen, die Erhabenheit dieses Weltalls mit seinem Geiste zu erfassen und die Vollkommenheit des Schöpfers zu ahnen, durch dessen „Werde" es ins Dasein gerufen.

Lieder.

1. Die Sonne.

1. Gegrüsset seist du, edles Licht, o Sonne, die mein Angesicht aufs neue jetzt erhellet! Wie gross ist der, der dich gemacht und deine Majestät und Pracht ans Firmament gestellet.

2. Aus deinem Feuermeere fliesst die Wärm' in alles, was da ist, ihm Kraft und Glanz zu geben. Der Eichbaum und das kleinste Gras empfängt von dir in gleichem Maass Flor, Wachsthum, Reife, Leben.

3. Du bist des frommen Weisen Bild, der stets mit Menschenlieb' erfüllt, vertheilt, was er besitzet. Dem Blöden leuchtet sein Verstand, indem die immer offne Hand wohlthätig andern nützet.

2. Morgengesang.

1. Lobt den Herrn, lobt den Herrn! Die Morgensonne weckt die Flur aus ihrer Ruh, und der ganzen Schöpfung Wonne strömt verjüngt uns wieder zu.

2. Lobt den Herrn, lobt den Herrn! In frühen Düften lobet ihn der Blumen Flor; auf den Wipfeln, in den Lüften singet ihm der Vögel Chor.

3. Lobt den Herrn, lobt den Herrn! Nach seiner Weise bringt auch Dank ihm Vieh und Wild; doch am würdigsten ihn preise, Seele, du, sein Ebenbild!

(Joh. Samuel Patzke.)

3. Abendlied.

1. Kühl und labend sinkt der Thau auf die Fluren nieder; rings auf blumenreicher Au' tönen Hirtenlieder; Flötenklang ergötzt das Ohr; Abendglöckchen hallen, und im Haine schlägt ein Chor sanfter Nachtigallen.

2. Bald entzieht den letzten Strahl uns die schöne Sonne; aber noch belebt das Thal Fröhlichkeit und Wonne. Singend treibt der Hirt zur Nacht heimwärts seine Heerden, und vergessen, weggelacht sind des Tags Beschwerden.

3. Süsse Ruhe winket nun freundlich uns entgegen; nach der Arbeit ist gut ruh'n, Schlummer ist dann Segen. Unschuld in der weichen Brust, schläft man ohne Sorgen; und zu neuer Lebenslust weckt uns jeder Morgen.

(Chr. Friedr. Traugott Voigt.)

4. Gute Nacht.

1. :,: Gute Nacht! :,: Allen Müden sei's gebracht. Neigt der Tag sich still zu Ende, ruhen alle fleiss'gen Hände, bis der Morgen neu erwacht. :,: Gute Nacht! :,:

2. :,: Geht zur Ruh! :,: Schliesst die müden Augen zu. Stille wird es auf den Strassen, nur den Wächter hört man blasen, und die Nacht ruft allen zu: :,: Geht zur Ruh! :,:

3. :,: Schlummert süss! :,: Träumet euch ins Paradies. Wem die Sorge raubt den Frieden, sei als süsser Traum beschieden, dass ihn Gott als Freund begrüss'. :,: Schlummert süss! :,:

4. :,: Gute Nacht! :,: Schlummert bis der Tag erwacht, schlummert bis der neue Morgen kommt mit seinen neuen Sorgen. Ohne Furcht! Der Vater wacht! :,: Gute Nacht! :,:

(Theod. Körner.)

5. Der Mond.

1. Im stillen, heitern Glanze tritt er so sanft einher; wer ist im Sternenkranze so schön geschmückt, wie er?

2. Er wandelt still bescheiden, verhüllt sein Angesicht; und giebt doch so viel Freuden mit seinem trauten Licht.

3. Er lohnt des Tags Beschwerde, schliesst sanft die Augen zu, und winkt der müden Erde zur stillen Abendruh.

4. Schenkt mit der Abendkühle der Seele frische Lust, die seligsten Gefühle giesst er in unsre Brust.

5. Du, der ihn uns gegeben mit seinem trauten Licht, hast Freud' am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.

6. Hab' Dank für alle Freuden, hab' Dank für deinen Mond, der's Tages Last und Leiden so reich, so freundlich lohnt!

(Caroline Rudolphi.)

6. Die Sterne.

Viel tausend Sterne prangen am Himmel still und schön und wecken mein Verlangen, hinaus, hinaus zu gehn. O, ewig schöne Sterne, in ewig gleichem Lauf, :,: wie blick' ich stets so gerne zu eurem Glanz hinauf, :,: zu eurem Glanz hinauf!

7. Frühlingslied.

1. Da lächelt nun wieder der Himmel so blau, mit schimmernden Blumen prangt Hügel und Au; frisch blüht's nun um die Wipfel, die Hecken sind Duft, und fröhliche Lieder erfüllen die Luft.

2. In Thälern nun wallen, frei, sonder Verdruss, und Hügel besteigen, ist Lebensgenuss. Wer wollte noch weilen in lärmender Stadt, die nichts als Beschwerden und Schattenwerk hat?

3. Die Blumen, ach, werden verduftet bald sein! Schon Tausende schlummern im Wiesenthal ein. Vom Kirschbaume regnen schon Blüthen herab und decken der Veilchen balsamisches Grab.

4. Was rings um uns grünet und lächelt, vergeht. Wie bald, dass der Nord in das Stoppelfeld weht! Dann fallen die Blätter, der Hügel wird kahl, und Nebel umziehen das welkende Thal.

5. Vorüber flieht alles in traurige Nacht; kein Erdenglück bleibet, so lieblich es lacht. Wie Rosenpracht schwindet der Könige Zier; wie einsame Veilchen vergehen auch wir.

6. Doch weiss der Gerechte von Schrecken dann nichts; ihn holet der Tod als ein Engel des Lichts und winket ihm lächelnd, hinüber zu gehn, wo Kronen uns schmücken und Palmen uns wehn.

(Joh. Chr. Wagner.)

8. Sommer-Abendlied.

1. Willkommen, o seliger Abend, dem Herzen, das froh dich geniesst! Du bist so erquickend, so labend; drum sei uns recht herzlich gegrüsst!

2. In deiner erfreulichen Kühle vergisst man die Leiden der Zeit, vergisst man des Mittages Schwüle und ist nur zum Danken bereit.

3. Im Kreise sich liebender Freunde, gelagert im schwellenden Grün, da segnet man fluchende Feinde und lässet in Frieden sie ziehn.

4. Willkommen, o Abend voll Milde, du schenkst den Ermüdeten Ruh, versetzest in Edens Gefilde und lächelst uns Seligkeit zu!

(Fritz von Ludwig.)

9. Herbstlied.

1. Der Herbst beginnt, schon saus't der Wind und raubt die Blätter den Bäumen. Die Störche ziehn, die Schwalben fliehn, es schweigen Grillen und Heimen.

2. Der Hirt ruft schon mit Trauerton: Vorüber Sommer und Freude! Mit Klageschall die Heerden all' verlassen Fluren und Weide!

3. Des Mondes Schein durch öden Hain beleuchtet Sterbegefilde; es steigt empor des Nebels Flor zum luftigen Wolkengebilde.

4. Du, Herbstesspur! bezeichnest nur Verblühen, Welken und Scheiden; — und Wehmuth zieht wohl durch's Gemüth, mit Schmerz von Fliehen und Meiden.

5. So voll das Herz von Wehmuthsschmerz, vom Drange, ferne zu ziehen, möcht's schon sogleich ins grüne Reich des ewigen Frühlinges fliehen.

(Herm. Adam von Kamp.)

10. Der Winter.

1. Es wird wohl Winter weit und breit, die kalten Winde wehen, die Erd' im weissen Todtenkleid kann nicht vom Schlaf erstehen. Mag wehn und brausen Sturm und Wind! Der holde Lenz, des Himmels Kind, kommt ja zur Erde nieder; er kommt gewisslich wieder.

2. Es stehn wohl trauernd Au'n und Höhn; denn ihre Kindlein sterben. Sie blüheten so frisch und schön und müssen nun verderben. Mag welken auch des Waldes Grün, mag auch der Blume Glanz verblühn! Der Lenz kommt ja hernieder und weckt die Todten wieder.

3. Gefesselt ruht des Bächleins Fall, und Hain und Thal verstummen. Wo bist du, süsse Nachtigall? Wo tönt der Biene Summen? Mag ruhn des hellen Bächleins Fall, mag schweigen Lerch' und Nachtigall! Der Lenz kommt ja hernieder und weckt die Sänger wieder.

4. Die Erde ruht im Todtenkleid, vom starren Frost gebunden. Schnell fliehen zwischen Freud' und Leid des Lebens Tag' und Stunden. Mag sein! Mag schwinden Tag und Jahr! Es kommt der Frühling wunderbar nach dunk'ler Nacht hernieder; bald, bald erscheint er wieder!

11. Der Wechsel der Jahreszeiten.

1. Wie schön ist der Wechsel der Zeiten, ihr Freunde, im wandelnden Jahr! wie herrliche Freuden bereiten und bringen dem Menschen sie dar! Wie schön ist der Wechsel der Zeiten, wie schön, wie schön, im wandelnden Jahr!

2. Der Frühling schenkt Wonne und Leben der wiedererwachten Natur; es grünen die Bäume, die Reben, die Saaten, die Wiesen, die Flur. Wie schön u. s. w.

3. Der Sommer mit heisseren Tagen reift, was uns der Frühling gebar, und bringt, wenn ermattet wir klagen, sanft kühlende Früchte uns dar. Wie schön u. s. w.

4. Den letzten erfreulichen Segen gewährt uns die herbstliche Zeit; da reift uns die Traube entgegen, das Herz zu erquicken bereit. Wie schön u. s. w.

5. Und schüttelt vom kalten Gefieder der Winter uns Schnee auf die Flur, so schlägt uns sein Stürmen nicht nieder; der Eislauf ergötzet uns nur. Wie schön u. s. w. (Lieberkühn.)

12. Die Schöpfungstage.

1. (Einer.) Als todt und schweigend noch die Erde in tiefer Nacht verhüllet lag, da sprach der Ewige: Es werde! Da ward der erste Tag. (Chor.) Er schwebte hernieder im röthlichen Schein, ihn weihten die Lieder der Himmlischen ein.

2. Gott sprach: es flohen mit Getümmel die schwarzen Wasser aus den Höhn; hoch wölbte sich der blaue Himmel zur Feste rund und schön. (Chor.) Hoch strahlet des Himmels entzückendes Blau, er sendet der Erde das Licht und den Thau.

3. Gott sprach: er hiess die Fluthen rollen, die Erde hob ihr Haupt empor; es rauschten Ströme, Bächlein quollen aus Berg und Fels hervor. (Chor.) Still ruhte die Erde noch nackend und bloss, doch trug sie der Himmel im bläulichen Schooss.

4. Gott sprach: da schmückten Höhn und Felder mit Blumen sich und frischem Grün; in Gründen rauschten dunkle Wälder, der Baum begann zu blühn. (Chor.) So kleidet sein Odem die Höhn und den Wald, und schaffet dem Frühling die schöne Gestalt.

5. Gott sprach: sanft lächelte die Sonne die neugeschmückte Erde an; da schwang sie sich hinauf voll Wonne in ihre Himmelsbahn. (Chor.) Ihr jauchzte der Sterne hellfunkelnder Chor, sanft leuchtend auch wallte der Mond mit empor.

6. Gott sprach: und in dem Wasser lebte das Heer der Fische wunderbar, in Lüften und in Wäldern schwebte der Vögel bunte Schaar. (Chor.) Hoch rauschet der Adler im glühenden Strahl, die Nachtigall flötet im schattigen Thal.

7. Gott sprach: aus feuchter Scholle wühlten sich Löwen, Stier und Rosse los; die Bienen summten, Lämmer spielten um ihrer Mutter Schooss. (Chor.) Es schmückt ihr Gewimmel die Höhen und Au'n, ihr Antlitz vermag nicht gen Himmel zu schau'n.

8. Gott sprach: sein Auge sah voll Milde den Himmel und die Erde an. Er schuf den Menschen, ihm zum Bilde, mit Hoheit angethan. (Chor.) Einst blickt er vom Staube ein Herrscher empor, ihn grüsste frohlockend der Himmlischen Chor.

9. Nun war das Schöpfungswerk vollendet: Der Mensch erhob sein Haupt und sprach das Lebenswort; da kam gesendet von Gott der Ruhetag. (Chor.) Auf röthlichen Flügeln entschwebt' er den Höhn, und stand auf den Hügeln holdlächelnd und schön. (Krummacher.)

Vierter Abschnitt.

Der Mensch.

I. Der Körper (Leib) des Menschen.

1. Die Ernährung und Verdauung.

Soll unser Körper und mit ihm unser irdisches Leben fortdauern, so muß er **Nahrung** erhalten, um das durch Speise und Trank zu ersetzen, was der Leib und seine Werkzeuge an Kraft und Saft verbrauchen. Wenn der Körper mehr Theile wieder erhält, als er verloren hat, so ist die Ernährung vollkommen, und die Kräfte nehmen zu; im Gegentheil nehmen sie ab. — Die Speisen, welche der Mensch zu seiner Ernährung zu sich nimmt, werden, ehe sie in den Magen gelangen, im **Munde** vorbereitet; diese Vorbereitung geschieht durch die **Zähne** und den **Speichel**. Die Speisen werden erst von den scharfen Vorderzähnen zerschnitten und dann von den hintersten vollends zermalmt. Wollen einzelne Stücke über die kleinen Mühlsteine hinausfallen, so schieben die **Lippen** nebst der **Zunge** sie wieder auf ihre Mühle zurück. Ein dünner, durchsichtiger Saft (Speichel), der aus den umliegenden Drüsen des Mundes sich ausdrückt, feuchtet die zu verdauenden Speisen an. So vorbereitet werden sie durch die **Speiseröhre** dem **Magen** zugeführt, welcher seinen Inhalt unablässig hin und her bewegt. Die hierdurch in einen gleichartigen Brei verwandelten Speisen werden noch durch den sauren Magensaft gehörig aufgelös't und dann den mit dem Magen zusammenhängenden **Gedärmen** übergeben. In dem sogenannten Zwölffingerdarme wird die weitere Auflösung der Speisen vollendet, mit Hülfe der **Galle** und des **Bauchspeichels;** erstere wird von der rechts liegenden **Leber,** letzterer von der links liegenden **Bauchspeicheldrüse** abgesondert

Durch eine Menge **Saugäderchen,** welche die Gedärme umgeben, wird der beste und feinste Saft aus den aufgelös'ten Speisen eingesaugt und von denselben in das **Herz** und von da in die **Lungen** geführt, wo es sich in **Blut** verwandelt.

Damit die Gedärme sich nicht leicht verschlingen können, sind sie durch die **Netzhaut** und das sogenannte **Gekröse** verbunden und zusammengehalten. Die Hauptwerkstätte der Ernährung ist der Magen mit den Gedärmen.

2. Das Athmen und der Blutumlauf.

(Luftröhre, Lunge — Herz, Adern.)

Wir fühlen vorn am Halse eine knorpelige Röhre, die sich öffnet und schließt, um frische Luft einzusaugen und verdorbene auszuhauchen. Sie ist mit einem Deckel, Kehldeckel genannt, versehen, damit nichts

von den Speisen beim Hinunterschlucken hineinfalle. Diese Röhre heißt die **Luftröhre.**

Das edle Werkzeug, die **Lunge,** welche diese Luft aufnimmt, besteht aus zwei schwammigen Flügeln, die wie Blasbälge auf- und zugehen, was wir Athemholen oder das **Athmen** nennen. — Das aus dem Herzen auslaufende Blut nimmt um deswillen seinen Weg durch die Lunge, weil es hier erfrischt und gereinigt werden soll. Unter der Lunge befindet sich das **Zwerchfell,** eine Scheidewand zwischen Ober- und Unterleib, das sich heben und senken kann, um so das Athmen zu unterstützen. In der Brusthöhle befinden sich die Blutwerkzeuge, und in der Bauchhöhle die Verdauungs- und Ernährungswerkzeuge, welche man zusammen **Eingeweide** nennt.

Indem die Lunge die Luft durch die an dem obern Ende der Luftröhre befindliche **Stimmritze** zurückstößt, bildet sie die **Stimme.**

Unter einem natürlichen Panzer von Knochen, auf der linken Seite der Brusthöhle, liegt eins der edelsten Eingeweide — das **Herz,** damit es vor gefährlichen Stößen verwahrt bleibe. Es ist ein fleischiger, birnförmiger Körper, der aus zwei Hälften besteht. In jeder Hälfte liegen zwei Höhlen; die oben gelegene ist die Vorhöhle oder Vorkammer, die unten an der Spitze gelegene die Herzkammer.

Der vorhin berührte Lebenssaft wird von den **Saugadern** in die **Blutadern** geleitet, wo er sich mit dem Blute vermischt und zur rechten Herzkammer geführt wird. Von hier gelangt derselbe in die Lunge, verbindet sich mit der Luft, strömt nun zurück durch die linke Herzkammer und die **Pulsadern** an alle Enden des Leibes und verbreitet so nach allen Theilen des Körpers **Nahrung.** Wenn dieses vollbracht ist, kehrt das Blut durch die Blutadern nach der rechts liegenden Herzkammer zurück, geht dann wieder durch die Lunge, um aufs neue gesäuert zu werden, damit es durch denselben Kreislauf sein wohlthätiges Geschäft wiederholen kann. Dieser leicht bewegliche Theil, das **Blut,** welches den sechsten Theil des gesammten Gewichts eines ausgewachsenen Menschen ausmacht, wird in der mittleren Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens, Pulsschläge, und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten. Wenn auch alle anderen Glieder unseres Körpers ruhen, so ist doch das Herz vom ersten bis zum letzten Athemzuge unseres Lebens in steter Bewegung. So sind es denn viele tausend Millionen Male, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingeht!

3. Bewegung.

(Knochen und Muskeln.)

Worauf ruht dieses wunderbare Kunstwerk, das man in **Kopf, Rumpf** und **Glieder** eintheilt? Auf zwei beweglichen Säulen, **Beine** genannt. — Klein und schmal ist die Fläche, worauf unsere Körpermasse ruht, und doch hinreichend, sie in die Höhe zu halten. Das

Gehen ist eine immerwährende Neigung zum Fallen, aber der brüderliche Fuß eilt dem andern zu Hülfe, setzt sich vor und hemmt so den Sturz.

Die **Arme** sind zu beiden Seiten an die Schulter geheftet, ohne den Körper mehr auf die eine, als auf die andere Seite zu neigen. Sie sind wie eine Leibwache, sie schützen den Körper. Die **Knochen** sind vorhanden, um das Fleisch nebst allen übrigen weichen Theilen des Leibes zu stützen, zugleich aber auch edlere und zarte Theile vor Beschädigungen zu verwahren. Die längeren Röhrenknochen sind hohl, um das zarte, befeuchtende **Mark** aufzunehmen und zu bewahren. Sie selbst sind unempfindlich, aber ein Häutchen von einiger Empfindlichkeit umgiebt sie. Man zählt über 250 Knochen, welche zusammen das **Knochengerüst** (Skelet), das feste Zimmerwerk des menschlichen Gebäudes bilden. Wie zweckmäßig der ganze **Körperbau** sei, nimmt man vorzüglich an der menschlichen Hand wahr, die der Schöpfer in vielfache Beugungen theilte und die deswegen mit der Handwurzel allein aus 29 Knochen besteht, damit wir die gröbsten, wie die künstlichsten Arbeiten verrichten können. Aber auch alle Gedanken, Empfindungen, Wahrheiten und Erfindungen sind unverloren, wenn sie durch eigene oder fremde Hände aufgezeichnet werden.

II. Die Sinne des Menschen.

1. Das Gesicht.

Das **Auge** ist das Werkzeug des **Gesichts.** Das Auge hat die Form einer Kugel und gleicht in seiner Zusammensetzung einer Taschenuhr. Der **Augapfel** ist eine Ausdehnung des **Augennervs** und besteht aus drei blasenartig erweiterten Häuten und den darin eingeschlossenen Flüssigkeiten. Die das Auge umgebende äußere Haut ist hinten weiß und undurchsichtig, vorn durchsichtig. Die hintere, undurchsichtige Haut gleicht der äußern Uhrschale, die vordere oder die **Hornhaut** aber gleicht dem Uhrglase. Die zweite Haut ist die **Gefäßhaut,** die sich ebenfalls in eine vordere und eine hintere scheidet. Die vordere erscheint wie eine Scheibe und ist blau, grau oder braun gefärbt; daher wird sie **Regenbogenhaut** genannt. Sie liegt nicht unmittelbar unter der durchsichtigen Hornhaut, sondern läßt einen Raum zwischen beiden. In der Mitte hat sie eine Öffnung, die schwarz erscheint. Bei hellem Sonnenscheine dehnen sich die Fasern der Regenbogenhaut aus und dann wird das Sehloch, die **Pupille,** kleiner; im Dunkeln wird sie größer. Durch die Regenbogenhaut wird die Augenhöhle, wie durch eine Querwand, in zwei Höhlen oder **Augenkammern** getheilt. Die hintere, d. h. die unter der undurchsichtigen äußern Haut liegende, eigentliche Gefäßhaut ist an der innern Seite schwarz gefärbt. Die innerste Wölbung des Auges wird

von einer äußerst zarten und milchweißen Haut, der **Nervenhaut**, ausgekleidet. Sie läßt sich ihrer Lage nach mit der inneren, glänzenden Fläche der Uhrschale vergleichen, die Regenbogenhaut dagegen mit dem Zifferblatt. Die vordere Augenkammer (zwischen der Hornhaut und der Regenbogenhaut) ist mit einer wässerigen, durchsichtigen Flüssigkeit angefüllt. Hinter dem Sehloch liegt die **Krystalllinse**, welche länglichrund und völlig wasserhell ist. Der übrige Raum hinter der Krystalllinse ist mit einer durchsichtigen halbflüssigen Feuchtigkeit, dem **Augenglaskörper**, angefüllt.

Sobald Lichtstrahlen auf das Auge fallen, gehen sie zuerst durch die durchsichtige Hornhaut, dann durch die hellen durchsichtigen Körper hindurch; zuletzt fallen sie auf die Nervenhaut und bilden dort die verschiedenen Dinge ab, von denen die Lichtstrahlen in unser Auge gelangen. Dadurch wird der **Sehnerv** gereizt oder in seinem Zustand verändert, die Erregung bis zum **Gehirn** fortgepflanzt und von der **Seele** wahrgenommen.

Sind die Gegenstände zu nah beim Auge oder zu weit davon entfernt, so sehen wir die Dinge nicht oder nur undeutlich. Menschen, welche die Dinge sehr nahe vor die Augen halten müssen, um sie genau zu sehen, heißen **Kurzsichtige** und tragen oft Brillen. **Weitsichtige** sehen die Dinge in der Nähe nicht deutlich, dagegen die in der Ferne. Schwache Augen sehen die Dinge mit ihren Theilen undeutlich, scharfe Augen aber genau. Schon mancher Mensch, dem Gott gesunde Augen gab, verlor sein Gesicht, theils durch eigene Schuld, manchmal aber auch durch Krankheit oder Unglück. **Blinde** sind unglückliche Menschen.

O, hättest du mein Auge nicht
So künstlich zubereitet,
Was nützte mir der Sonne Licht,
Der Glanz, den sie verbreitet? —

2. Das Gehör.

Das **Ohr** ist das Werkzeug des **Gehörs**. Es liegt theils äußerlich an der Seite des Kopfes, theils erstreckt es sich in das Innere des Schädels hinein; daher unterscheidet man die Ohrtheile in **äußere** und in **innere**. Das äußere Ohr, welches auch **Ohrmuschel** genannt wird, besteht aus einem muschelförmigen Knorpel, der in einen schräg nach innen verlaufenden, gekrümmten Kanal oder den äußern **Gehörgang** übergeht. Weiter nach innen ist vor diesem Kanal eine dünne Haut gespannt, die man **Trommelfell** nennt. Innerhalb dieses Trommelfells befindet sich eine rundliche Höhle, d. i. die **Trommelhöhle**. Aus dieser führt ein Kanal oder eine trichterförmige Röhre, die man **Ohrtrompete** heißt, bis in den Rachen. Durch die Ohrtrompete kann Luft in die Trommelhöhle dringen, und daher ist diese stets mit Luft angefüllt. Noch weiter nach innen als die Trommelhöhle liegen in harter Knochenmasse die innersten Gänge und Höhlen des Ohres. In diesen ist der **Ohrnerv** ausgebreitet.

Durch das äußere Ohr wird der **Schall** aufgefangen, dann in das innere Ohr geleitet, vom Gehörnerven empfunden und alsdann vom Geiste wahrgenommen. Wenn etwas störend auf das Ohr einwirkt, so kann dieses leicht krank werden. Krankheiten des Ohres sind: die empfindliche **Feinhörigkeit**, die **Schwerhörigkeit** und **Taubheit.** Bei der Schwerhörigkeit vernimmt man starke Laute als schwache, bei der Feinhörigkeit aber schwache als starke. Bei der Taubheit hört man gar keine Laute. Bei dem Ohrtönen werden Töne wahrgenommen oder gehört, die dem Ohre von außen gar nicht zugeführt worden sind. Das Schreien in die Ohren eines andern ist unanständig, unverständig und schädlich. Höchst gefährlich ist es, mit spitzigen Dingen bis tief in den Gehörgang hineinzudringen, wie manche Leute es thun, um das Ohr zu reinigen.

Wer von seiner Geburt an nicht hören kann, lernt auch nicht sprechen und ist **taubstumm.** Es giebt besondere Anstalten, worin das Loos solcher Unglücklichen sehr erleichtert und ihre Bildung möglichst befördert wird. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts trat Peter Pontius, ein spanischer Benedictiner-Mönch, als erster Taubstummen-Lehrer auf. Samuel Heinicke, ein Deutscher, und der Abbe de l'Epee, ein Franzose, verdienen den Ruhm, den Taubstummen-Unterricht wissenschaftlicher begründet zu haben. Jetzt ist derselbe so vervollkommnet, daß diejenigen, welche gehörig unterrichtet worden sind, nicht bloß jedem sich verständlich machen, sondern selbst Lehrer von Taubstummen werden können.

3. Der Geschmack.

Das Werkzeug des **Geschmacks** ist die **Zunge**, welche auf ihrer Oberfläche ganz mit feinen Nervenwärzchen besetzt ist. Diese Wärzchen sind die Enden oder Umbiegungen der **Geschmacksnerven,** welche die Zunge aus dem Hirne erhält. Durch den Speichel, den die Speicheldrüsen im Munde absondern, wird die Oberfläche der Zunge feucht erhalten. Wir schmecken nur flüssige, oder in Flüssigkeit aufgelös'te Körper. Alle unauflöslichen Dinge schmecken wir nicht.

Außer dem Schmecken der Speisen und Getränke dient die Zunge auch zum Sprechen; daher ohne Zunge keine **Sprache.** Und so ist die Zunge das Organ, das zu zwei ganz verschiedenen Verrichtungen dient, nämlich ein Mal zum Aufnehmen und Empfinden der leiblichen Speise und das andere Mal zur Bildung des Wortes oder der Sprache, welche gleichsam eine Nahrung für die Seele ist. Gute Worte sind für die Seele eine gute Speise, böse Worte aber sind für sie ein Gift.

4. Der Geruch.

Das Organ des **Geruchs** ist die **Nase.** Die Nase hat im Innern eine Höhle, welche im vorderen Theile durch eine knöcherne Scheidewand, das Pflugscharbein, in zwei Hälften getheilt wird.

Hinten steht die Nasenhöhle durch zwei Öffnungen in Verbindung mit der Rachenhöhle. Die Nase ist inwendig überall mit der **Schleimhaut**, welche alle innern Theile überkleidet, überzogen. Diese Schleimhaut der Nase heißt **Riechhaut** und wird durch Schleimabsonderung feucht erhalten. Bei trockener Schleimhaut riechen wir die Düfte der Dinge nicht so gut oder gar nicht. Die Riechhaut ist sehr weich, in ihr breitet sich der **Geruchsnerv** aus, der von dem obern Theile des Hirnes kommt. Außer zum Riechen ist die Nase hauptsächlich zum **Athmen** bestimmt. Wohlgerüche beleben, übelriechende Stoffe wirken schädlich auf die Lunge und das Hirn.

5. Das Gefühl.

Die **Haut** am ganzen Körper ist das Organ des **Gefühls** und besteht aus einer dreifachen Hautschicht, der äußern oder **Oberhaut**, der mittlern oder **Schleimhaut**, und der innern oder **Lederhaut**. Diese hat sehr viele kleine Wärzchen, welche aus den Endigungen oder Umbiegungen der Nerven gebildet werden. Wir empfinden oder fühlen mit der Haut am ganzen Körper; aber mit diesem über den ganzen Leib verbreiteten Gefühl können wir die Dinge nicht deutlich erkennen; dagegen sind wir im Stande, mit dem Gefühlssinn in den Fingern und der innern Handfläche die Dinge nach Form, Größe, Dichtigkeit, Schwere, Wärme (oder Temperatur) und der Beschaffenheit der Oberfläche zu unterscheiden.

Die Haut dient ferner zur allgemeinen schützenden Bedeckung des Körpers und zur Ausscheidung und Aufnahme verschiedener Stoffe. Die Haut hat nämlich unzählig viele kleine Öffnungen oder **Poren**, und durch diese dünstet der Körper fortwährend aus, und nimmt verschiedene Stoffe (z. B. Luft) aus der Außenwelt in sich auf. Eine merkliche Ausdünstung heißt **Schweiß**. Die Ausdünstung eines ausgewachsenen gesunden Menschen soll alle 24 Stunden 3—4 Pfund betragen.

Das **Gesicht**, das **Gehör**, der **Geschmack**, der **Geruch** und das **Gefühl** sind die **fünf Sinne** des Menschen, und die meisten und größten Hirnnerven gehen nach den **Sinnorganen**: den **Augen**, den **Ohren**, der **Zunge**, der **Nase** und der **Haut** — und führen uns durch die unbegreifliche Empfindlichkeit der Seele alle Eindrücke der Außendinge zu. Diese Eindrücke sind entweder angenehme oder unangenehme. Die Sinnorgane sind die geschäftigen Diener unseres Geistes; sie sind die Thore, durch welche die äußern Einwirkungen zur Seele, und durch welche wir zur Erkenntniß der Außenwelt gelangen. Die Sinnorgane sind am **Körper**; aber die Sinne oder das Vermögen wahrzunehmen, sind in der **Seele**.

III. Die Seele (der Geist) des Menschen.

Ich kann die Glieder meines Körpers bewegen, mit meinen Händen und Fingern greifen, festhalten, schlagen, manche sonstige Arbeit verrichten u. s. w.; — dies alles sind Handlungen meines Körpers. Ich kann aber auch das, was ich gesehen oder gehört habe, behalten und nachher mich wieder daran erinnern; ich kann über eine Sache nachdenken; ich weiß, daß ich da bin und derselbe bin, der ich gestern und im vorigen Jahre war. Ich vermag Gutes und Böses, Wahrheit und Irrthum von einander zu unterscheiden u. s. w.; — dies alles sind nicht körperliche Verrichtungen, und es läßt sich auch gar nicht denken, daß etwas Körperliches solche Handlungen hervorbringen könne. Es ist in mir etwas Unkörperliches, welches die Kraft hat, zu denken, zu erkennen, zu wollen u. s. w. Wir nennen dieses unkörperliche Wesen in uns Geist oder **Seele**. Die Seele macht unser eigentliches **Ich** aus, denn der Körper ist nur ein Werkzeug unserer Seele. Da unsere Seele ein unkörperliches Wesen ist, so können wir derselben die Eigenschaft eines Körpers, als Räumlichkeit, Theilbarkeit, Zerstörbarkeit u. s. w. nicht beilegen. Sie ist unsichtbar, ja sie kann überhaupt mit unsern Sinnen nicht wahrgenommen werden, weil die Sinne nur das Körperliche wahrnehmen. Die Seele ist auf eine für uns unbegreifliche Weise mit unserm Körper verbunden und trennt sich erst mit dem Tode von ihm. Sie ist der wesentlichste und wichtigste Theil des Menschen. Unsere Seele kann auf verschiedene Weise thätig sein: sie hat verschiedene Kräfte, und diese heißen **Seelenkräfte**. Diese Kräfte sind allen Menschen von Gott gegeben; aber die Menschen besitzen dieselben in sehr verschiedenen Graden. Im Kinde sind sie noch schwach, gleichsam nur als Keime vorhanden.

1. Wenn ich um mich herum schaue, so gewahre ich eine zahllose Menge von Dingen. Ich sehe ihre Gestalt, Farbe, Bewegung; ich höre ihre Töne, Klänge, Stimmen; ich rieche ihre Dünste, Düfte; ich unterscheide ihren Geschmack; ich fühle ihren Widerstand im Raume, ihre Schwere, ihre Umgrenzung. Alle diese zahllosen Gegenstände mit ihren wirkenden Kräften sind außer mir; sie bilden die **Außenwelt**. — Die Dinge und Kräfte der Außenwelt wirkten von meiner Geburt an auf meine **Sinne**. Anfangs geschahen diese Einwirkungen (Eindrücke) ohne daß ich es wußte, nach und nach aber wurde meine Seele sich derselben bewußt — ich kam zum Bewußtsein. Damit die Außenwelt auf meine Seele wirken könne, sind die Sinnenwerkzeuge nach Außen gekehrt, und die fünf Sinne werden deshalb die **äußern Sinne** genannt. Die Wahrnehmungen, welche die Seele von den Gegenständen der Außenwelt erhält, nennt man auch **Anschauungen**, und die Kraft der Seele, vermöge welcher sie durch die äußern Sinne zu Anschauungen gelangt, heißt das **Anschauungsvermögen**. Die Anschauungen von den Gegenständen der Außenwelt nennt man **äußere Anschauungen**. Doch meine Seele erhält auch Anschauungen, welche nicht von der Außenwelt kommen. Ich liebe meine Eltern, empfinde Reue und Schmerz, wenn ich sie betrübt habe, bin traurig, wenn sie krank sind, ich fürchte, sie möchten mir durch den Tod entrissen werden, hoffe auf ihre Genesung, und freue mich, wenn sie sich wieder wohl befinden. Diese Liebe — Empfindung der Reue — Trauer und Furcht — Hoffnung und Freude sind Zustände meiner Seele; ich nehme diese Zustände in mir selbst wahr — sie gehören zu meiner **Innenwelt**. Die fünf Sinne können mir diese

Wahrnehmung nicht zuführen, da sie nur von dem berichten, was außer mir liegt. Die Seele muß also außer den fünf Sinnen noch einen besondern Sinn haben, welcher ihr den eigenen innern Zustand offenbaret; und dieser Sinn heißt der **innere Sinn.** Die durch den innern Sinn erhaltenen Anschauungen aber nennt man **innere Anschauungen.** Meine Seele erhält also äußere und innere Anschauungen, jene vermittels der fünf oder äußern Sinne und diese durch den innern Sinn. Ohne diesen innern Sinn würden aber auch die äußern Sinne als Mittel zur Wahrnehmung der Außenwelt nicht zu benutzen sein; denn dieser innere Sinn ist die denkende und erkennende Seele selbst.

2. Wenn ich einen Bären gesehen habe, so kann ich mir gleich nachher — ohne daß ich den wirklichen Bären sehe — wieder vorstellen, wie er aussah; ich sehe ihn im Geiste wieder so, wie ich ihn durch meinen Gesichtssinn angeschaut habe: ich habe eine **Vorstellung** von dem Bären. Diese Vorstellung hat sich in und während der sinnlichen, äußern Anschauung des Bären in mir gebildet; sie ist als ein Bild, welches mir den Bären vorstellt, in meiner Seele zurückgeblieben. Ebenso bilden sich in und während aller übrigen äußern Anschauungen Vorstellungen in meiner Seele. Je nachdem mein Bewußtsein, die Aufmerksamkeit und die Eindrücke von den Gegenständen der Außenwelt stark oder schwach waren, sind auch die Vorstellungen verschieden: dunkel, klar oder deutlich. Durch gute Beschreibungen kann ich auch Vorstellungen erhalten, aber diese sind nie so klar, als wenn ich die Gegenstände selbst angeschaut habe. — Ich kann mir aber auch jetzt vorstellen, wie traurig ich war, als meine Eltern krank, und wie sehr ich mich freute, als sie wieder genesen waren; ich kann mir überhaupt Vorstellungen von verflossenen frohen und trüben Stunden, von gehabten Sorgen und Leiden machen, und diese Vorstellungen sind Vorstellungen von gehabten innern Anschauungen. Das Vermögen meiner Seele, aus äußern und innern Anschauungen Vorstellungen zu bilden, nennt man das **Vorstellungsvermögen.**

Ich erhalte aber nicht bloß Vorstellungen durch wirklich gehabte Anschauungen oder Beschreibungen, mein Vorstellungsvermögen kann sich — auch ohne diese — Vorstellungen bilden. So kann ich mir jetzt einen Garten vorstellen, in welchem Bäume mit Blättern und Früchten von Gold stehen. Meine Seele stellt sich hier etwas vor, was ich in der Wirklichkeit nie geschaut habe; sie bringt also keine früheren Anschauungen zurück, sondern macht eine Erfindung — eine Dichtung: und dieses Vorstellungsvermögen heißt die **Einbildungskraft** oder **Phantasie.** Im Traum ist die Einbildungskraft besonders thätig. Sie bildet uns da mancherlei Vorstellungen und mengt diese oft wunderbar durcheinander. Manche Menschen werden von der Einbildungskraft auch im wachenden Zustande so beherrscht, daß sie vieles zu sehen und zu empfinden wähnen, was andere nicht wahrnehmen. Man nennt solche Leute Schwärmer oder Phantasten, und diejenigen, welche gewisse leere Einbildungen anhaltend für Wirklichkeit halten, Verrückte, Wahnsinnige oder Irre.

3. Die Vorstellungen, welche wir durch äußere und innere Anschauungen erhalten, entfliehen nicht in dem Augenblicke wieder, da sie uns zu Theil wurden; unsere Seele besitzt eine Kraft, sie fest zu halten, aufzubewahren und nach Belieben in sich zu erneuern oder ins Bewußtsein zurückzurufen. Dies ist das **Gedächtniß** oder die **Erinnerungskraft.** Das Gedächtniß bewahrt das Erlernte. Durch je mehr Sinne ich eine Kenntniß erlangt habe, und je klarer und deutlicher meine Vorstellungen geworden sind: desto leichter werde ich sie im Gedächtnisse behalten.

4. Sehe ich einen Baum und bemerke daran Rinde, Stamm, Blätter — ein Vogelnest, einen dürren Zweig und eine Höhlung im Stamme, so denke ich: die drei letzten Merkmale sind dem Baume nicht nothwendige, sondern zufällige oder außerwesentliche Merkmale; denn er würde auch ohne sie ein Baum sein. Dagegen sind die drei ersten ihm allgemein nothwendige oder wesentliche Merkmale; denn ohne sie wäre er kein Baum. Wenn nun unsere Seele diese gemeinsamen, wesentlichen Merkmale vereinigt, so erhalten

wir einen Begriff von einem Baume. Das Vermögen unserer Seele, Begriffe zu bilden, heißt **Verstand**. Wenn wir uns überzeugen wollen, was an einem Gegenstande wesentlich oder zufällig ist, so müssen wir mehre derselben Art vergleichen, das Gemeinsame, Wesentliche zusammenfassen und das Besondere, Außerwesentliche fahren lassen, mit anderen Worten: wir müssen denken. Je reicher ein Mensch an Anschauungen und Vorstellungen ist, desto mehr Stoff hat sein Verstand zu bearbeiten und zu durchdenken, und je mehr sich ein Mensch im Denken übt, desto gebildeter wird sein Verstand. Auch durch guten Unterricht, durch Umgang mit verständigen Menschen und durch aufmerksames Lesen guter Bücher wird der Verstand gebildet. Die Geschäfte des Bürgers, des Kaufmannes, des Landmannes und des Handwerkers erfordern viel Verstand, wenn sie mit Vortheil sollen betrieben werden. Durch unsern Verstand ordnen wir unsere Kenntnisse, bilden Arten, Ordnungen und Klassen, stellen Berechnungen und Messungen an, denken uns Verhältnisse, sehen wir die Ursachen und Wirkungen der Dinge ein und fällen Urtheile. — Unsere Sinne nehmen die Außenwelt wahr und liefern dem Verstande den Stoff zur Bildung der Begriffe.

Der Verstand heißt, in so fern er urtheilt, **Urtheilsvermögen** oder Urtheilskraft. Vermag er die feinen Verschiedenheiten ähnlicher Dinge leicht und schnell zu entdecken, so erhält er den Namen **Scharfsinn**; hat er eine Fertigkeit, die Begriffe zu zergliedern und bis auf ihren Ursprung zurückzuführen, so heißt er **Tiefsinn**; und wenn er die nicht leicht zu bemerkenden Ähnlichkeiten verschiedener Dinge schnell auffindet, so wird er **Witz** genannt.

5. Unsere Seele hat aber auch das Vermögen, Gedanken hervorzubringen und aufzunehmen, welche nicht zur Sinnenwelt gehören. Was recht und unrecht, würdig und unwürdig, gut und böse, heilig und unheilig ist, kurz, alle Wahrheiten der ganzen Religions- und Sittenlehre gehören nicht zur sinnlichen, sondern zur übersinnlichen Welt. Das Vermögen der Seele, das Übersinnliche wahrzunehmen, nennt man **Vernunft**. — Vermöge seiner Vernunft ist der Mensch fähig, sich über die Körperwelt zu einer höhern, unsichtbaren, geistigen Welt, zu Gott zu erheben und ihn als die erste und einzige Ursache aller erschaffenen Dinge zu erkennen. — Verstand und Vernunft nennt man auch das Denkvermögen, und zwar den Verstand das niedere, die Vernunft das höhere Denkvermögen. Das Anschauungs- und Vorstellungsvermögen, das Gedächtniß, der Verstand und die Vernunft bilden zusammen das **Erkenntnißvermögen** des Menschen.

6. Unsere Seele hat aber nicht bloß Kräfte zum Erkennen, sondern wir werden auch in uns Bestrebungen oder Antriebe zum Handeln gewahr, welche ihren Ursprung in unseren **Gefühlen** haben; die Bestrebungen der Menschen sind aber verschiedener Art. Vermöge ihrer sinnlichen Natur streben sie nach dem Angenehmen; Freude und sinnliches Wohlsein ist für den Sinnlichen das Ziel aller seiner Bestrebungen und Handlungen. Die Sinnlichkeit ist aber nicht das Höchste im Menschen; diese hat er mit den Thieren gemein. Der Mensch ist nicht bloß fähig, das sinnlich Angenehme, sondern auch das geistig Angenehme zu empfinden; er findet ein Wohlgefallen am Wahren und Schönen, an Regelmäßigkeit und Ordnung, an dem, was groß, erhaben und gut ist, dagegen ein Mißfallen an allem, was ordnungslos und unregelmäßig, unedel und geschmacklos, irrig und unwahr, niedrig, häßlich und böse ist, und auch dieses hat Einfluß auf seine Handlungen. Ruhm, Vortheil, Reichthum, Geiz, Neid, Haß, Rache, Furcht, Mitleiden, Wohlwollen, Liebe, Vaterlandsliebe, Dankbarkeit, Frömmigkeit u. s. w. sind Triebfedern, welche den Menschen zum Handeln bestimmen können.

7. Es ist aber nicht einerlei, was uns zum Handeln antreibt, und was für Handlungen wir ausüben. Gott pflanzte in unser Inneres das **Gewissen**, welches uns zuruft, unsere Handlungen nach dem zu bestimmen, was wir als gut und recht erkannt haben. Es treibt uns an, immerfort an unserer sittlichen

Vervollkommnung zu arbeiten, unsern Willen immer mehr zu heiligen und uns des Wohlgefallens Gottes stets würdiger zu machen. Die Stimme des Gewissens fordert uns auf, für das Glück unserer Nebenmenschen zu sorgen, gegen sie so zu handeln, wie wir wünschen, daß sie gegen uns handeln möchten, und ihnen das nicht zu thun, wovon wir wünschen, daß es uns nicht geschehe. Wohl uns, wenn wir immer der Stimme des Gewissens folgen; denn wir handeln alsdann stets nach dem Gebote der Gottes- und Nächstenliebe und haben ein gutes Gewissen. Das gute Gewissen erfüllt uns mit Ruhe und Zufriedenheit — das böse Gewissen aber mit Unruhe und Furcht.

8. Der Mensch hat einen freien Willen, d. h.: er kann, ohne von Neigung und Lust oder ohne von irgend einem äußern Zwange genöthigt zu werden, ja, selbst gegen Neigung und Lust und jeden Zwang, sich selbst bestimmen, eine That zu wollen und zu vollbringen oder zu unterlassen. Keine Macht kann ihn zum Bösen zwingen, wenn er nicht selbst sich dazu entschließt. Ohne diesen freien Willen wäre der Mensch keiner Zurechnung, weder einer sittlich guten, noch einer bösen That fähig. Nur der sittliche Mensch bewahrt diese Gabe Gottes unversehrt, nur er ist wahrhaft frei; der bloß sinnliche Mensch hat seine wahre Freiheit eingebüßt, er ist ein Sklave seiner Lüste. Die Religionslehre zeigt dem Menschen, wie er sein Gemüth veredeln und heiligen und seine Handlungen einrichten müsse, um seine, ihm von Gott gegebene Bestimmung zu erreichen; sie macht ihn ferner mit dem bekannt, was Gott gethan und angeordnet hat, um ihn aus der Knechtschaft der Sünde zu erlösen und ihm die Macht zu geben, ein Kind Gottes zu werden, erneut nach dem Ebenbilde seines Schöpfers in Gerechtigkeit und Heiligkeit.

IV. Der Mensch und seine Bestimmung — Gott.

(Rückblick und Aufblick.)

In der langen, unermeßlichen Kette der erschaffenen Dinge sehen wir eine große Mannigfaltigkeit und ein allmähliches Fortschreiten vom Unvollkommnen zum Vollkommnen.

Steine, Erden, die mannigfaltigen Metalle und Salze sind in unsern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne besondere Werkzeuge zu eigener Vermehrung und Vervollkommnung. Sie sind die untersten Glieder an der unendlichen Kette alles Erschaffenen. Und doch, welche Pracht schon in ihnen! Bezwingt nicht des Goldes und Silbers Gewalt selbst die Herzen der Menschen? Wie herrlich strahlt der feste Diamant, und wie lieblich leuchtet der Rubinen röthliches Licht! Schon kennen wir viele Tausende von Steinarten und noch kennen wir sie nicht alle. Sie erscheinen in allen Gestalten und spiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Krystalle entzücken das Auge; kein irdischer Künstler kann so genau und zierlich schneiden, als die Natur diese Steine formte. Manche Steine sind wie Kräuter aus zart zusammengelegten Blättern gebildet; der Asbest ist aus langen, feinen Fäden zusammengeballt, die man von einander lösen und zu Gewändern spinnen und weben kann; andere Steine wachsen als feines, glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwischen Felsenrissen gleich Bäumen mit Ästen und Laubwerk; andere erscheinen wie niedrige Moose und Flechten.

Hier bildet das **Mineralreich** den allmählichen Übergang zum **Pflanzenreich**, welches von einer endlosen Zahl der Schwämme, Moose, Gräser, Kräuter, Sträucher und Bäume bevölkert ist. Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf der Erde wachsen, und doch kennen wir schon mehr als 200,000 Arten, also 200,000 Sprossen in der irdischen Schöpfungsleiter. Welch unübersehbare Stufenfolge immer größerer Vollkommenheit steht zwischen dem Schwamm und Pilz, der in einer Nacht aufschießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächst, und mit ihren ausgebreiteten Ästen einen großen Platz beschattet! Die Pflanzen edler Art nähern sich schon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Sie dünsten aus, wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder im Übermaß der Hitze und Kälte wie die Thiere. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Manche Pflanzen verrathen sogar thierische Empfindungen. Die in Brasilien wachsende Sinnpflanze (Mimose) zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie berührt; sie läßt, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert, ihre Blätter hangen und zieht ihre Zweige ein.

Hier ist die Grenze, wo das **Pflanzen-** und **Thierreich** aneinanderhangen. Die Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nackten Wurm, der dies steinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und sich nährt. Der Polyp im Wasser gleicht einer fadenförmigen, schleimigen Pflanze; er hat Äste und Zweige. Zerschneide ich ihn, so wachsen neue Zweige und Äste hervor. Unmerklich wie der Übergang von der vollkommensten Pflanze zum unvollkommensten Thiere, welches schon Empfindung und willkürliche Bewegung hat, schreitet die steigende Vollendung durch die ganze Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muschelthieren, von den Muscheln zu den Insekten und kriechenden Thieren, von dem Geschlecht der Schlangen zu dem Aal des Wassers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fische bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fisch, der sich in die Luft erhebt. Der Vogel, den statt der Schuppen Federn, statt der Flossen Flügel zieren, durchschwebt die Luft. Aber unter diesen gefiederten Thieren nähert sich den vierfüßigen Geschöpfen die Fledermaus, oder der erhabene Strauß in den Wüsten, der mehr läuft, als fliegt, und dessen Flügel nur den Dienst der Füße erleichtern. Die vierfüßigen Thiere kommen in tausend mannigfaltigen Abstufungen bis hinauf zum Affen allmählich der menschlichen Gestalt näher.

Der **Mensch** aber, die Krone der irdischen Schöpfung, geht

mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; sein Auge sieht zum Himmel: er beherrscht die Reiche der Mineralien, Pflanzen und Thiere. Er stürzt den Adler aus der Luft; er zieht den Fisch aus dem tiefsten Meeresgrunde. Mahlen muß ihm das Wasser und die Luft, spinnen das Feuer; vor seinen Wagen hat er den Dampf gespannt, und mit Hülfe des Blitzes spricht und schreibt er in weite Fernen. Er vermag die Größe und Entfernung der Gestirne zu messen, Sonnen- und Mondfinsternisse auf die Minute zu berechnen, den Lauf und die Bahnen der Planeten und Kometen zu bestimmen. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der **Sprache.** Er allein tritt in einen großen gesetzlichen, sittlichen und heiligen Verein, in **Staat** und **Kirche,** und unterwirft sich freiwillig den Anordnungen und Regeln desselben. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Instinkt, sondern eine alles beleuchtende **Vernunft** ist sein Eigenthum. Der Mensch kann auf die Stimme seines Gewissens hören, den Vorschriften des Sittengesetzes und der **Religion** gemäß handeln und der Wahrheit und **Tugend** leben. Er kann freilich auch dem Bösen, der **Sünde** folgen und Schrecken und Unheil um sich her verbreiten; aber dem Sünder ist es möglich, den Mahnungen des Gewissens und der Religion folgend, auf die Bahn der Tugend zurückzukehren. Der Mensch allein ist fähig, das Wahre, Schöne und Gute zu erkennen und sich über dasselbe zu freuen. Mit seinem Geiste erhebt er sich weit über sein eigenes Selbst und über die ganze Sinnenwelt zu einer übersinnlichen, geistigen Welt bis hinauf zu dem Urquell alles Daseins — zu **Gott.** Aber so hoch erhaben er sich durch diese Vorzüge weiß, so tief fühlt er sich unter Gott, und erkennt in Demuth seine Abhängigkeit von ihm, dem Schöpfer und Erhalter des ganzen Weltalls.

Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde; er gab ihm eine unsterbliche Seele und setzte ihn zum Herrn über die ganze Erde. Aber auf dieser Erde ist der Mensch doch nur ein Fremdling, ein Pilger zu einem besseren, himmlischen Vaterlande. Seine Jahre sind gezählt und von kurzer Dauer; einst zerfällt sein Leib in Staub und ruht im Grabe bis zu jenem großen Auferstehungstage: denn er soll nicht immer in der Erde bleiben, sondern verklärt und verherrlicht mit der Seele wieder vereinigt in ein ewiges Leben eingehen. Und dazu setzte Gott den Menschen auf diese Erde, daß er hinieden sich für dieses ewige Leben vorbereite, daß er ihn, den einen und wahren Gott, erkenne und liebe, daß er seinem heiligen Willen gemäß lebe und ewig selig werde; denn **Gott dienen** und **selig werden:** das ist des Menschen **Bestimmung** *).

(* „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Matth. 22, 37 — 39.) „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen, und den du gesandt hast, Jesum Christum.“ (Joh. 17, 3.)

Als aber durch die Sünde der ersten Menschen das ganze Menschengeschlecht von Gott abgefallen, der ursprünglichen Gerechtigkeit und Heiligkeit verlustig gegangen und unfähig geworden war, seine Bestimmung zu erreichen: da erbarmte sich Gott desselben und sandte, als die Zeit erfüllet war, seinen eingebornen Sohn **Jesus Christus** auf die Erde, der da sprach: „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ Er lebte drei und dreißig Jahre auf Erden, lehrte, wirkte Wunder und starb endlich den blutigen Versöhnungstod am Kreuze. Dadurch hat er die tiefgefallene Menschheit von der Sünde und dem ewigen Tode erlös't und sie wieder in den Stand gesetzt, die ewige Seligkeit erlangen zu können*). Schon mehr denn achtzehn Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Christus auf Erden wandelte und sein Erlösungswerk vollbrachte; und doch sollen auch wir die Wahrheit, die er verkündete, glauben, und der Früchte der Erlösung theilhaft werden. Wo vernehmen wir nun seine beseligende Lehre — wo empfangen wir seine Gnaden — wo finden wir ihn, der da (Joh. 14, 6.) gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, als durch mich“? — In der von ihm gestifteten **Kirche**, die er auf einen Felsen, Petrus, gegründet hat, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden. In dieser seiner sichtbaren Kirche bleibt Christus unsichtbar unter uns bis an das Ende der Welt; ihr hat er den heiligen Geist verheißen, der in Ewigkeit bei ihr bleiben und sie alle Wahrheit lehren soll**). Sie, die Kirche Christi, ist daher die unfehlbare Lehrerin aller Völker der Erde; sie ist die Ausspenderin der Gnadenmittel, welche Christus uns erworben***); sie ist in allen ihren Anordnungen und Geboten die Leiterin der Gläubigen, damit diese ihre Bestimmung — die ewige Seligkeit erlangen†). Schon in den ersten Stunden unseres irdischen Daseins nimmt sie uns durch die heilige Taufe, und später durch Erneuerung des Taufbundes bei der ersten heiligen Kommunion in ihre Gemeinschaft auf. In der heiligen

*) „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ (Joh. 3, 16.) — „Denn Alle haben gesündigt, und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist.“ (Röm. 3, 23. 24.)

**) Vergl. Seite 218 Anmerk. *): Christus sprach zu Petrus: „Du bist Petrus (Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ 2c. —

***) Außer dem Lehr- und Richteramte in Glaubenswahrheiten ertheilte Christus seiner Kirche auch den Auftrag und die Vollmacht: die Früchte seiner Erlösung den Gläubigen auszuspenden und die Gnadenmittel der Versöhnung an seiner Statt zu verwalten, indem er sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes!“ (Matth. 28, 19.) „Und er nahm das Brod, dankte, brach es, gab es ihnen und sprach: Dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dieses thuet zu meinem Andenken!“ (Lukas 22, 19.) „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ (Joh. 20, 23.)

†) „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch.“ (Joh. 20, 21.) „Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und Alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset sein.“ (Matth. 18, 18.) „Habet Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde, in welcher euch der heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren.“ (Apostelgesch. 20, 28.)

Messe, dem immerwährenden Opfer des neuen Bundes, erneuert sie unblutiger Weise das blutige Opfer am Kreuze, um uns der Verdienste desselben theilhaft zu machen. An den Sonn- und Feiertagen, besonders aber während der Hauptfestkreise des Kirchenjahres: der Weihnachtszeit, Osterzeit und Pfingstzeit stellt sie uns das große Erlösungswerk in geschichtlicher Ordnung zur ernsten Betrachtung vor und ermahnet uns, durch einen tugendhaften Lebenswandel Christus und seinen Heiligen nachzufolgen. Mit ihren Gnadenmitteln, den heiligen Sakramenten und dem Gebete, geleitet sie uns durch alle Verhältnisse des ganzen Lebens, bis sie, wenn unsere irdische Auflösung herannaht, uns durch die heilige Ölung salbet, und nach dem Tode mit Gebet und Segen dem Schooße der Erde das übergiebt, was von ihr ist genommen worden. So ist denn die von Christus, dem Sohne Gottes gestiftete Kirche, als göttliche Heilsanstalt dazu bestimmt, alle Menschen der Erlösung theilhaft zu machen und zur ewigen Seligkeit zu führen.

Seien und bleiben wir darum der Kirche treu ergeben*); seien und bleiben wir würdige, lebendige Mitglieder derselben**); hören wir stets auf ihre Stimme, und folgen wir ihr durch einen festen und lebendigen **Glauben**, der da verbunden ist mit **Hoffnung** und **Liebe** und fruchtbar an guten Werken: „denn in Christo Jesu gilt nur der Glaube, der durch Liebe wirksam ist.“ (Gal. 5, 6.)***). Und wenn dann einst die sterbliche Hülle unseres Leibes bricht: so wird nicht allein unsere unsterbliche Seele eingehen in die Freude des Herrn, der ja gesagt hat: „Wo ich bin, da wird auch mein Diener sein“ (Joh. 12, 26.) — sondern es wird auch dereinst der verklärte Leib an dieser Freude Theil haben: „Denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern liegen, die Stimme des Sohnes Gottes hören, und hervorgehen werden, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, — die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes.“ (Joh. 5, 28 u. 29.)

---

*) „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ (Matth. 6, 33.) „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ (Matth. 16, 26.)

**) „Bleibet in mir, und ich (bleibe) in euch. Gleichwie die Rebe von sich selbst nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt: so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibet. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben: wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun.“ (Joh. 15, 4 u. 5.)

***) „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich: wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ (Lukas 10, 16.)

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ (Matth. 19, 17.) „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ (Joh. 14, 21.)

„Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, der ist ein Lügner.“ (1. Joh. 4, 20.) „Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander.“ (Joh. 13, 35.) „Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit.“ (1. Joh. 3, 18.) Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“ (Matth. 7, 21.)

1. Ein Räthsel.

Ich weiß ein hohes, schönes Schloß, drin wohnt ein mächtiger König,
Der hat ein schnelles Flügelroß, das kümmert die Weite wenig.
Bald braus't es hin, wie Wetterstrahl, bald geht es langsam am Zügel,
Fünf Thore führen zum Königssaal, davon hat jedes zwei Flügel:
Durchs erste Thor bringt man hinein dem König die köstlichsten Gaben,
Was schön von Formen oder Schein, das will der König haben.
Durchs zweite Thor zieh'n ein ins Schloß der Sänger und Spieler gar viele,
Wenn ab der König steigt vom Roß, so freut er sich am Spiele.
Durchs dritte Thor hinaus man sieht in einen schönen Garten,
Wo manche Blume duftend blüht, dem König aufzuwarten.
Ein zweiter Garten ist noch nah, wo süße Früchte hangen,
Das vierte Thor ist dazu da, daß sie ins Schloß gelangen.
Zehn Ritter stehn am fünften Thor, je fünf auf einer Seite,
Die schickt der König oft hervor, bald friedlich, bald zum Streite.
Die Ritter zu der rechten Hand sind tapfrer als die linken;
Sie werden meistens nur gesandt, wenn jene etwa hinken.
Geöffnet sind den ganzen Tag die Thore all' des Schlosses,
Bis Abends müd' darniederlag der Herr des Flügelrosses. (Mises.)

2. Die zwei Fensterlein.

Es sind zwei kleine Fensterlein in einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein, die ganze Welt heraus.
Ein Maler sitzet immer dort, kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort, weiß, schwarz, roth, grün und blau.
Dies malt er eckig, jenes rund, lang, kurz, wie's ihm beliebt,
Wer nennet all' die Farben und die Formen, die er giebt? —
Ein Zaub'rer ist's, ich sag' es kühn! Was faßt der Erde Schooß,
Das malt er auf ein Flecklein hin, wie eine Linse groß.
Auch was der Hausherr denkt und fleht, malt er ans Fenster an,
Daß jeder, der vorübergeht, es deutlich sehen kann.
Und freut der Herr im Hause sich und nimmt der Schmerz ihn ein,
So zeigen öfters Perlen sich in beiden Fensterlein.
Ist schönes Wetter, gute Zeit, so sind sie hell und lieb,
Doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit, so werden sie gar trüb'.
Und geht des Hauses Herr zur Ruh', nicht braucht er dann ein Licht;
Dann schlägt der Tod die Laden zu, und ach — das Fenster bricht.
(Castelli.)

3. Der wundervolle Hammerschlag.

Es hängt in festverschloßner Kammer, so finster wie die schwarze Nacht,
Ein Meisterwerk von einem Hammer, das dem Erfinder Ehre macht.
Ein wahres Kleinod ist's im Hause und edler noch als Edelstein;
Es richtet aus der engen Klause des Hauses ganze Wirthschaft ein.
Denn wenn der Hammer seine Kräfte in abgemess'ne Schläge theilt,
So gehn von selber die Geschäfte, nichts wird versäumt und übereilt.
Und schlägt er sanfter und gelinder, so geht das ganze Haus zur Ruh;
Und schlägt er rascher und geschwinder, so geht es wieder lustig zu.
Doch hämmert stärker er und schneller, so bringt er Angst und Schreck ins Haus,
Es bebt der Boden und der Keller und alle Scherze flieh'n hinaus.
Es ist wohl schwer, es zu ertragen, wenn er zu heftig sich bewegt,
Doch mehr noch ist es zu beklagen, wenn sich der Hammer gar nicht regt.
Dann gibt's im Hause keine Feste, es ist so öde drin und stumm.
In Staub zerfallen dann die Reste — und manche Thräne fließet drum.
Es gibt der Hämmer viel hienieden, und gehst du Haus bei Haus entlang,
So findest du sie gar verschieden, die meisten haben andern Klang.
(Schmidt v. Lübeck.)

4. Die Flüchtende.

In dem nächtlich stillen Hause
Sitzt die Mutter gramerfüllt,
Hört nicht auf das Sturmgebrause,
Auf die Fluth, die donnernd schwillt.

Denn ihr Kindlein ist geschieden,
Liegt vor ihr so bleich und kalt,
Ach, welch süßer, heil'ger Frieden
Sich auf seinem Antlitz malt!

Anders ist's im Mutterherzen:
Ach, da ist der Friede fern,
Und die heftigsten der Schmerzen
Wühlen an des Lebens Kern!

Nicht vernimmt sie, daß mit Brausen
Aus den Ufern trat der Fluß
Und ums Haus mit Todesgrausen
Heulet den Vernichtungsgruß.

So in stiller Kammer droben
Sitzt sie mit gebroch'nem Muth,
Und in ihrer Brust das Toben
Übertäubt den Schall der Fluth.

Schaut! wie flücht'ge Nachtgespenster
Kommt's daher vom Sturm gejagt,
Schäumt und toset, bis zum Fenster
Hoch hinan die Brandung ragt.

Doch da nah'n mit kühnem Herzen
Sich zwei Schiffer, um vereint
Sie zu retten, die in Schmerzen
Dort ihr todtes Kind beweint.

Und das Fenster fliegt in Scherben;
„Schnell in unsern Kahn herab!
Willst doch um ein Kind nicht sterben,
Das verfallen schon dem Grab?“

„Nimm das Beste, was dein eigen,
Nimm, was dir am meisten werth:
Aber eile, denn es steigen
Schon die Wellen wuthempört!“

Da empor aus ihren Träumen
Fährt das Weib in bleicher Hast;
Doch sie sieht, es gilt kein Säumen,
Wenn vor'm Hause solcher Gast.

Und sie sucht in allen Schränken,
Sucht und sucht und findet nicht;
Denn verwirrt ist all' ihr Denken,
Blind vor Weinen ihr Gesicht.

Und mit immer größ'rem Bangen
Späht sie nach Geschmeid' und Gold,
Während von den blassen Wangen
Thrän' um Thrän' auf Beides rollt.

Horch! da ruft's: „Es drängt die Stunde,
Eile, denn die Zeit ist um!“
Und noch einmal in die Runde
Schickt sie rasch den Blick herum.

Da erschaut im tiefsten Harme
Sie das Kindlein stumm und fahl,
Und sie fragt: „Wie konnt' ich Arme
Doch nur zögern in der Wahl?“

Und die Leiche faßt sie schnelle,
Schwingt mit ihr sich in den Kahn,
Und durch Sturm und Eis und Welle
Brechen sich die Schiffer Bahn.

So im Arm ihr Kind gebettet,
Schifft die Mutter durch die Fluth
Schmerzlich lächelnd; denn gerettet
Hat sie ja ihr liebstes Gut.

(Vogl.)

5. Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen, sinkenden Abend, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kinder erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thüre der Hütte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska in einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte. Befriedigt eilte sie zurück in die arme, reinliche Stube, besetzte den Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren

Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Rande nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnarchen des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das in dichter Rebenlaube an dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf. „Ich darf nicht schlafen,“ sagte sie, „Franziska braucht ein neues Kleidchen!“ und rieb sich die drückende Mattigkeit aus den Augen (Gott, wie oft und gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern) und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen sein. Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte und sah mit Beben, wie er die kleine, zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von Weitem rief: „Mutter, sieh' nur, wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebissen.“ — „Ach Franziska, meine Franziska, eine Natter! Gott, warum ließ ich sie hier spielen! Hülfe! Rettung!“ Das war alles, was sie mit gerungenen Händen ächzte, das war es, was sie einem eben vorübereilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte. „Junges Weib,“ sagte der Wanderer, „ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todtkrank; auch habe ich nur einen Rath: seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind. Sonst weiß ich nichts.“ Mit diesen Worten ging der Mann vorüber und Clementine taumelte, wie vom Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte auf ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiterer; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. „Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen?“ sagte sie; „das wird ein Hund nicht thun; aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es!“ und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde und sog, und sog so innig und lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen. Indem sah Antonio den Vater sich nähern, stürzte ihm entgegen und erzählte ihm, was geschehen war und was die Mutter jetzt thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte und hielt sich an dem nächsten Baume. „Was machst du, Vater?“ rief der Knabe und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte: „Ach, die Natter war es, ja, so eine Natter hat unsere liebe Franziska gebissen!“ — „Nun, Gottlob! Gottlob!“ jauchzte der Vater; „das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemand tödten kann.“ Mit nassen Augen erreichte er die Hütte, umfaßte die

Tochter mit der Mutter und schloß sie lange an seine Brust und rief mit trunkener Freude: „Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! Aber Gott sei Dank, die Schlange war nicht giftig; der Herr sei gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen; und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einstens gewiß dein graues Haar mit Rosen- und Myrthenkränzen zieren."

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten, von ihren Kindern begleitet, in die Stube, durch deren Fenster eben die untergehende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah mit weit offenen Augen ruhig um sich und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

6. Der Neugierige.

(III. Musterstück von Kellner.)

(Wortfamilie des Wurzelwortes: Hören.)

Das Weihnachtsfest nahte heran. „Emma," sagte daher eines Abends Heinrich zu seiner Schwester, „ich möchte nur hören, was die Eltern jetzt bisweilen mit einander reden. Wenn ich es nicht verhört habe, so sprachen sie von unseren Geschenken. Sie redeten so leise, daß ihre Worte kaum hörbar waren; allein ich habe ein feines Gehör und glaube doch, daß ich recht hörte. Vielleicht erhören sie meinen Wunsch und schenken mir ein Paar Schlittschuhe." — „Du mußt nicht horchen," antwortete Emma. „Die Eltern haben das verboten, und Kindern ziemt Gehorsam. Du sollst nicht bloß Hörer (Jakobus 1, 22), sondern auch Thäter des Wortes sein; dann nur bist du gehorsam. Unsere billigen Wünsche werden schon Erhörung finden.

Emma's Worte wurden kaum angehört.

Als es dunkler geworden war, ging Heinrich an die Thüre des Zimmers, worin der Vater arbeitete, um die Eltern zu behorchen. Wirklich sprachen beide mit einander. Der Knabe lehnte das Ohr an das Schlüsselloch und horchte aufmerksam. Aber was vernahm er? Die Mutter klagte sehr, daß Heinrich ihren Befehlen oft ungehorsam sei und lange nicht so pünktlich gehorche, wie Emma. Darauf sagte der Vater, daß der Ungehorsame nicht reichlich beschenkt werden solle. Heinrich fuhr erschrocken und beschämt zurück. Als Emma seine schamrothen Wangen sah, sprach sie: „Nun, was hast du erhorcht? — Gewiß ist das Sprichwort: Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand', an dir in Erfüllung gegangen."

7. Der Soldat.

(IV. Musterstück von Kellner.)

(Wortfamilie des Wurzelwortes: Ziehen.)

Anton stand am Fenster und sah auf die Straße. Dort ziehen Soldaten, sprach er freudig, und vielleicht ist mein Bruder darunter!

Der Zug war lang; aber unter den letzten Männern erkannte Anton die Züge des Bruders. Die Soldaten zogen auf die Wache, und Anton mußte lange verziehen, ehe der Bruder angezogen kam. Der Knabe lief ihm ohne Verzug entgegen und umarmte ihn freudig. Wie prächtig du angezogen bist, sprach er; ach, ich möchte auch wohl Soldat werden und die Wache beziehen.

Laß dich für jetzt lieber noch von unsern Eltern erziehen, sprach der ältere Bruder. Ein solcher Aufzug der Soldaten sieht zwar hübsch aus und zieht an, allein uns Kriegern ist auch vieles entzogen, und gar bald würdest du dein jetziges Leben vorziehen. Der Soldat steht unter strenger Zucht und muß sich vielen Beschwerden unterziehen. Im Kriege zieht er gegen den Feind; auf dem Schlachtfelde sieht er manchen in den letzten Zügen und muß oft den Degen ziehen, um sein Leben zu vertheidigen. Immer muß der Soldat gehorchen und darf dabei keine Miene verziehen.

Antons Gesichtszüge wurden ernster, und er sprach: Nein, Bruder, du hast Recht; ich gebe für jetzt noch unserm elterlichen Hause den Vorzug und will gern ein Zögling liebevoller Lehrer bleiben. Solch ein kleiner Soldat, wie ich sein würde, müßte überall den Kürzeren ziehen, und würde wegen seiner Schwäche von den Stärkern aufgezogen. Aber bin ich erst größer, dann zögere ich nicht länger; dann werde ich ein tapferer Soldat, und niemand soll mich im Kriege auf dem Rückzuge sehen.

8. Die Blumenlese.

(XVI. Musterstück von Kellner.)

§. 1. Die zarte, unschuldige Therese hatte, so lange der Mai währte, das Bette hüten müssen. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie im vorigen Jahre. Denn sie liebte die Blumen sehr, konnte aber nicht hinausgehen, um solche zu pflücken.

§. 2. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: „Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen!" Und so ging er zum ersten Male hinaus in das Gefilde. Denn so lange die geliebte Schwester darniederlag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däuchte es ihm, als sei der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

§. 3. Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Wohin er seine Schritte lenkte, da sangen Nachtigallen, flatterten Sommervögel, und wo ein Hügel sich emporhob, da blühten liebliche Blumen. Er aber ging und sang und hüpfte von einer Blume zur andern. Seine Seele war heiter, wie es über ihm der Himmel war, und sein Auge glänzte, wie das Börnlein glänzt, was aus Felsen quillt.

§. 4. Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen

Grashalm gereiht. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, lagerte sich da, wo weiches Moos den schattigen Hügel bedeckte, und horchte dem Wechselgesange der Nachtigallen. Aber er hatte sich müde gefreut, selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigallen schläferten ihn ein.

§. 5. Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Als jetzt plötzlich der Wind in den Ästen der Eiche braus'te, da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsum sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt; kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Dem Erwachen folgte, ehe er recht seiner selbst bewußt war, ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

§. 6. Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand; der Donner rollte schrecklicher; das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

§. 7. Da entstellte sich seine Gebärde und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern. — Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward oder ein Plan mißlang? —

§. 8. Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder und der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrschte da, wo kaum noch Stürme gebraus't hatten. Dem neu getränkten Gefilde entquollen Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneut und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, was ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

§. 9. Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth ging Erich in der Stille zurück, damit er sein weggeworfenes Körbchen wiederfinde und abermals mit Blumen fülle. Er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühlern Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien ihm jetzt doppelt schön. Das beschämende Bewußtsein seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener.

§. 10. Noch lag das Körbchen da, wo der Hügel sanft sich ab-

dachte. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an und lös'te das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er um sich her schaute. Das Feld glänzte, wie ein Sternenhimmel. Weil es geregnet hatte, waren tausend frische Blüthen hervorgesproßt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich schwärmte still entzückt umher, wie eine emsige Biene, und pflückte.

§. 11. Da neigte sich die Sonne zum Untergange, und der fröhliche Knabe eilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren. Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heim wandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

„Nicht wahr," sagte die Mutter, „die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten von allen!" —

9. Der väterliche Abschied.

Ein Vater, mit den Heilsmitteln der Kirche versehen, lag, den letzten Zügen nahe, auf seinem Sterbebette. Seine Kinder, Heinrich, Christian und Marie, standen schluchzend umher. Seine alte Gattin wischte ihm den kalten Schweiss von der Stirn, und jeder Athemzug schien sein letzter zu sein. Auf einmal kehrten seine Lebensgeister zurück. Er winkte mit der Hand, und Alle näherten sich, um die letzten Worte des Sterbenden zu hören.

„Kinder!" sprach er mit gebrochener Stimme, „die Hand, die mir den Todesschweiss von der Stirne wischt, hat mir und euch viel Gutes erwiesen. Vergesst nicht: des Vaters Segen baut den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reisst sie nieder. Verdient ihren Segen wie den meinigen.

„Kinder! ihr seid arm, wie euer Vater war; aber Gott hat mich nicht verlassen. Er wird auch euch nicht verlassen, wenn ihr ihn nicht verlasst. Weinet nicht so sehr um mich; denn ich habe die tröstende Zuversicht, dass ich hinauffahre zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Ich sterbe, und Gott wird mit euch sein. (Nach einer Pause:) Es wird mir leichter ums Herz. Gott gibt mir noch ein paar heitere Augenblicke, damit ich sie zu Ermahnungen anwende, die euch zum Heile gereichen werden.

„Heinrich! du bist ein guter Mensch, aber du bist jähzornig, und des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Denke, so oft dich der Zorn überwältigen will, an die letzten Worte deines Erlösers: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

„Christian! du bist nicht jähzornig; aber du bist leichtsinnig. Der Leichtsinn thut oft noch mehr Böses als der Jähzorn. Denk'

an die ernste Stunde, die jetzt deinem Vater schlägt und dereinst auch dir schlagen wird, so oft der Leichtsinn dich anwandelt.

„Marie! liebe Tochter! auch von dir kann ich nicht ohne Ermahnung scheiden. Du bist oft unzufrieden mit deinem Schicksale. Das macht dich neidisch gegen deine Mitmenschen, undankbar gegen Gott und unglücklich in dir selbst. Bedenke doch: Mancher ist arm bei grossem Gut, und mancher ist reich bei seiner Armuth.“

Die Kinder weinten laut auf und gelobten dem Vater, seiner letzten Ermahnung stets eingedenk zu sein. Stillschweigend reichte er jedem die Hand; er wollte noch einmal reden, — aber er schied dahin in Frieden.

Seine letzten Worte schwebten seinen Kindern bei jeder Versuchung zu ihren Lieblingsfehlern vor; sie ehrten und verpflegten ihre Mutter bis ans Ende und ehren noch heute das Grab ihrer Eltern durch ihre Tugenden.

10. Der Rittmeister Kurzhagen.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Grossen hoch geehrten Generals von Ziethen stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug und tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges (1763) in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mussten sie zu ihm ziehen und assen allzeit mit ihm an einem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte. Einst spottete ein Officier darüber, dass Bauern bei einem Rittmeister zu Tische sässen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind, und ihnen gebührt die grösste Ehrerbietung.“

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des letzteren wünschten dieses Mal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen! wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wusste nicht sogleich zu antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mussten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheit auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen der braven Eltern eines verdienst-

vollen Sohnes, der es beweist, dass ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister.“

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' er, Rittmeister!“ sagte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt er denn eigentlich? Wer sind seine Eltern?“ — „Ew. Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, das ich Ew. Majestät verdanke.“

„So ist's recht!“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht, geboren zu sein.“ — **Ehre Vater und Mutter, auf dass du lange lebest auf Erden!** —

11. Die Liebe der Natur.

Unter den Jüngern Hillel's, des weisen Lehrers der Söhne Israels, befand sich einer mit Namen Saboth; den verdross jegliche Arbeit also, dass er sich dem Müssiggange und der Trägheit hingab. Hillel aber war bekümmert um den Jüngling und beschloss ihn zu heilen.

Zu dem Ende führte er ihn hinaus in das Thal Hinnon bei Jerusalem. Daselbst war ein stehendes Gewässer, voll Gewürm und Ungeziefer und bedeckt mit schlammigem Unkraut.

Als sie das Thal erreicht hatten, legte Hillel seinen Stab nieder und sprach: „Hier wollen wir ausruhen von unserm Wege!“

Der Jüngling aber verwunderte sich und sagte: „Wie, Meister! an diesem hässlichen Sumpfe? Merkest du nicht, welch ein vergiftender Dunst daraus emporsteigt?“

„Du hast Recht, mein Sohn!“ antwortete der Lehrer: „Dieser Sumpf gleicht der Seele eines Müssiggängers. Wer möchte in seiner Nähe weilen!“

Darauf führte Hillel den Jüngling zu einem wüsten Acker, auf welchem nur Dornen und Disteln wuchsen; die erstickten das Korn und die heilsamen Kräuter. Da lehnte sich Hillel auf seinen Stab und sprach: „Siehe! dieser Acker hat einen guten Boden, allerlei Nützliches und Erfreuliches zu tragen. Aber man hat sein vergessen und ihn versäumt. So bringt er jetzt stachlichte Disteln und Dornen und giftiges Gesäme. Darunter nisten die Schlangen und Molche. Vorhin sahest du die Seele, — jetzt erkenne das Leben des Müssiggängers.“

Da wurde Saboth ergriffen von Scham und Reue und sprach: „Meister! warum führest du mich in solch' öde und traurige Gegenden? Sie sind das strafende Bild meiner Seele und meines Lebens!“ —

Hillel aber antwortete und sprach: „Da du meinen Worten nicht glauben wolltest, so habe ich versucht, ob die Stimme Gottes in der Natur zu deinem Herzen dringen möchte.“ — Saboth aber drückte seinem Lehrer die Hand und sagte: „Es ist dir nicht misslungen; ein neues Leben — du sollst es sehen! — ist mir aufgegangen!“

Also geschah es. Saboth ward ein thätiger Jüngling. Da führte ihn Hillel in ein fruchtbares Thal an den Ufern eines klaren Baches, der in lieblichen Windungen zwischen fruchtbaren Bäumen, blumigen Wiesen und dunkelm Gebüsche dahin strömte. — „Siehe hier,“ sagte darauf der Greis zu dem

erfreuten Jünglinge, „das Bild deines neuen, thätigen Lebens. Die Natur, die dich gewarnt hat, mag nun auch dich belohnen. Ihre Anmuth und Schönheit kann nur den erfreuen, der in ihrem Leben sein eigenes schaut."

12. Das Zifferblatt.

Mit Recht werden auf den Zifferblättern die Stunden oft mit goldenen Buchstaben bezeichnet, damit sich ein Jeder daran erinnern möge, dass die Zeit theuer und mit keinem Golde zu bezahlen ist. Aber ach, wie wenig wird das beachtet! Wie wird die edle Zeit oft so leichtsinnig verbracht. Die meiste Zeit verschlafen, verspielen, verschwatzen, vertrinken, veressen, verbringen wir ohne sonderlichen Nutzen, und es dünket uns wohl die Zeit am längsten, da wir mit Gott reden oder ihn reden hören, oder gottselige Betrachtungen oder Gewissenserforschung anstellen, oder sonst etwas zu unserer Seele Nutzen verrichten sollen. — Der Zeiger an dem Zifferblatte geht immer herum, und überläuft eine Stunde nach der andern, — endlich wird er meine und eure Todesstunde zeigen, und man wird von uns sagen: In dieser oder jener Stunde ist er gestorben! — Hernach wird für uns keine Zeit mehr sein, sondern nur die Ewigkeit. Darum lasset uns alle Stunden wohl anwenden, damit keine ohne Gewinn für die Ewigkeit vorübergehe! Lasset uns bei jedem Glockenschlage bedenken, dass wieder ein Theil unserer Lebenszeit verflossen ist, wovon wir unserm Gott dereinst Rechenschaft geben müssen!

13. Wahl eines Standes.

Die Wahl eines Standes ist von höchster Wichtigkeit. Unsere Väter sagten, daß, um eine gute zu treffen, man Gottes Eingebung erflehen müsse. Ich weiß nicht, was sich noch heut zu Tage Besseres darüber sagen ließe. Denke mit heiligem Ernste über deine muthmaßliche Zukunft unter den Menschen nach und bete!

Hast du im Herzen die göttliche Stimme vernommen, welche dir nicht an einem Tage, sondern ganze Wochen, ganze Monate, und mit immer größerer Überredungskraft sagen wird: „Dies ist der Stand, den du wählen mußt!" so gehorche ihr beherzt und mit festem Willen. Betritt diese Laufbahn und gehe auf ihr vorwärts; aber nimm auch die Tugenden mit, welche sie fordert. Vermittels dieser Tugenden ist jeder Stand, zu dem man Neigung hat, gut.

Alle Stände, vom höchsten bis zu dem des niedrigsten Handwerkers, haben ihre Annehmlichkeit und ihre Bürde. Man muß nur die Tugenden pflegen wollen, welche in jedem Stande nöthig sind. Bloß weil so Wenige diese pflegen, hört man so Viele die Lage beklagen, welche sie ergriffen haben.

Wenn du einst nach reiflicher Prüfung vor Gott eine Wahl getroffen haben wirst, so ahme diese Unglücklichen nicht nach! Laß dich

nicht von dem Wunsche, etwas Anderes zu ergreifen, beunruhigen! Jeder Lebensweg hat seine Dornen. Sobald du den Fuß auf einen gesetzt hast, so verfolge ihn! Umzukehren ist unrecht; beharrlich zu sein, ist immer gut, ausgenommen in der Sünde. Nur wer in seinem Unternehmen auszuharren vermag, kann hoffen, etwas Ausgezeichnetes zu werden.

14. Das Loch im Ärmel.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; aber es blieb beim Alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte General, Albrecht Bischof werden.

„Aus euch beiden wird in Ewigkeit nichts!" sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Albrecht fragte: „Warum nicht?"

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euren Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euren Ärmeln dulden?!" Dabei faßte er jeden von uns an die Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch," sagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr General und Bischof werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den guten Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus, mit einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfenningen werden Thaler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen. Dieser verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Er prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an," sagte er, „er hält das Seine zu Rath; aus dem andern giebt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen, noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Gebrechen die strafende Obrigkeit. — Es giebt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das aber glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war zänkisch,

despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben, und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte mich, Recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. Prunk damit treiben vor den Leuten? Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel haben? Hilf andern, wie Gott dir durch andere geholfen! Dabei bleibts.

15. Und dann?

Zu dem heiligen Philippus Nerius kam einst ein Jüngling und erzählte ihm mit grosser Freude, dass seine Eltern ihm auf vieles Bitten endlich erlaubt hätten, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, und dass er keine Mühe scheuen wolle, die Studien recht bald und gut zu vollenden. Der heilige Philippus machte nicht gern viele Worte und fragte nur: „Und dann?“ „Dann werde ich Advocat,“ erwiderte der fröhliche Student. „Und dann?“ fragte der Heilige weiter. „Dann,“ sagte der Jüngling, „dann werde ich viele verwickelte Rechtshändel zu Ende führen und mir durch meine Kenntnisse und meinen Eifer Ruf und Ansehen zu verschaffen wissen; die Leute werden mir stark zulaufen, um mir ihre Processe zu übertragen.“ „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. „Dann,“ fuhr der junge Mensch fort, „dann werde ich ein hübsches Geld mir verdienen, ein schönes Haus an der Hauptstrasse kaufen, Pferde und Kutsche anschaffen und ein vergnügtes, herrliches Leben führen. Frohen Muthes kann man unter solchen Umständen dem Alter entgegengehen, und ich werde meine letzten Tage in Ehren und in Ruhe geniessen, weil dann ja alle meine Wünsche erfüllt sind.“ Ganz ruhig fragte der alte Patriarch wieder: „Und dann?“ „Dann,“ sagte der Jüngling langsam, „dann — dann ja dann werde ich sterben.“ Der Heilige aber erhob die Stimme und fragte noch einmal: „Und dann?“ Der Jüngling antwortete hierauf nicht; er bedachte sich, und es stiegen ernste, dunkle Wolken auf in seiner Seele, Gedanken an Tod und Sarg und Grab und an das grosse, stille Meer hinter dem Grabe, an die Ewigkeit.

Er begriff nunmehr die Absicht des Heiligen und beschloss, vor allem für das Heil seiner unsterblichen Seele zu sorgen.

16. Dreierlei Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du nicht zuvor ihn geprüft und bewährt gefunden hast! An den Tafeln des Gastmahles giebt es ihrer mehr, als an den Thüren des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei von ihnen liebte er sehr, weil sie immer freundlich und in allem ihm gefällig waren. Der dritte war ihm gleichgültiger, und er achtete seiner nicht; denn er war bescheiden und von kurzen Worten, und schmeichelte nicht, weil er's in der That am redlichsten meinte. — Einst ward dieser Mann vor Gericht gefordert. „Wer von euch," sprach er zu seinen Freunden, „will mit mir gehen und für meine Unschuld zeugen? denn ich bin hart angeklagt worden, und der Richter zürnt!"

Da entschuldigte sich der Erste von ihnen, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte, und ging hin und suchte sich andere Freunde auf, an die er sich hing. — Der Zweite begleitete ihn zwar bis zur Thür des Richthauses in tiefer Betrübniß; dann aber wandte er sich plötzlich und ging zurück, aus Furcht vor dem Zorn des Richters. — Der Dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging mit ihm hinein und redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn frei sprach von der Schuld, derenthalben die Klage wider ihn war erhoben worden. —

Dreierlei Freunde hat der Mensch auf dieser Welt. Aber wie verhalten sie sich in der Stunde des Todes, wann ihn Gott nun vor Gericht fordert und von ihm Rechenschaft begehret?

Das Geld und die irdischen Güter, seine trautesten Freunde, verlassen ihn zuerst und gehen nicht mit ihm. — Seine Verwandten und die Genossen seines Glücks begleiten ihn bis zur Thür des Grabes, und weinen und trauern um ihn, und kehren wieder zurück in ihre Häuser. — Aber der dritte Freund, den er im Leben oft am meisten übersah, das sind seine guten Werke, ein redlicher Wille und ein reines Gewissen. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne der Gerechtigkeit; sie gehen voran und sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

17. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende meine Lust
An meinem Sterbehemde haben.

(Chamisso.)

18. Der Magen und die Glieder.

Einst beschwerte sich das römische Volk, dass es die meisten Lasten trüge und die Angesehenen dennoch alle Vortheile genössen. Es gerieth deshalb mit dem Senate in heftigen Zwiespalt, also, dass es sich von ihm trennte, aus der Stadt zog und sich auf einem Berge lagerte. Da ging der Senator Menenius Agrippa zu ihm hinaus und erzählte ihm folgende Gleichnissrede:

„Einst wurden die Glieder des Leibes verdriesslich, dass sie alle nur für den Magen arbeiten und ihm dienen und alles, wonach ihm gelüste, herbeischaffen müssten, während er selber immer müssig sei und nichts thue, als dass er sich an den guten Sachen vergnüge und sättige, welche sie ihm zuführten. Darum machten sie eine Verschwörung gegen denselben und beschlossen, dass die Hände dem Munde keine Speise mehr zuführen, der Mund keine mehr einnehmen und die Zähne keine mehr kauen sollten. Dieses geschah. Nun freuten sich die Glieder und dachten, den Magen durch Aushungerung zu unterdrücken und sich von seiner Dienstbarkeit frei zu machen. Allein, siehe! dadurch wurden die Glieder und der Körper selber in kurzer Zeit so schwach und abgezehrt, dass sie insgesammt und mit ihnen auch der ganze Mensch in die höchste Lebensgefahr kamen. Da sahen sie ein, dass der Magen auch nicht müssig sei, sondern dass er, wie er genährt werde, auch selbst die andern Glieder wieder nähre, indem er die Speisen verdaue und daraus das Blut bereite, welches sich in alle Glieder vertheile und diese am ganzen Körper durchdringe und erhalte. Darum söhnten sich die Glieder mit dem Magen aus, verrichteten wieder ihre Geschäfte und lebten zusammen wie vorher.“

Als das Volk dieses Gleichniss hörte, begriff es seinen Sinn, versöhnte sich mit dem Senate und zog wieder in die Stadt zurück. —

19. Der treue Unterthan.

Als die Franzosen im Jahre 1809 gegen Wien vordrangen, sollte ein Bauer der Führer einer Truppenabtheilung werden. Mit ihr gedachte der Feind durch einen Nachtmarsch einen wichtigen Plan auszuführen. Allein der Bauer war seinem Vaterlande und seinem Kaiser getreuer als der Feind vermuthete. „Gott bewahre mich,“ sagte er, „das thue ich nimmermehr!“ Heftig drang der französische Offizier, der den Vortrab befehligte, in ihn, aber der Bauer blieb bei seiner Weigerung. Der Offizier bestürmte ihn mit Versprechungen; er bot ihm sogar einen vollen Beutel mit Gold an, alles vergebens. Inzwischen langte der Hauptzug der Feinde an, und ihr General war sehr erzürnt, den Vortrab noch hier zu treffen. Als er erfuhr, daß der einzige des Weges kundige Mann sich durchaus nicht bewegen lasse, ihr Wegweiser zu sein, ließ er den Bauer vorführen. „Entweder,“ rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!“ — „In Gottes Namen!“ erwiederte der Bauer, so sterbe ich als treuer Unterthan meines Kaisers und brauche nicht Landesverräther zu werden.“ Da reichte ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh' heim, wackerer Mann, wir wollen uns ohne Führer behelfen!“ —

20. Wohlthätigkeit.

(XV. Musterstück von Kellner.)

§. 1. „Die armen, unglücklichen Menschen!“ sprach Alwine zur Frau Hold, ihrer Mutter. „Du solltest sie sehen! Vierzehn Meilen weit sind sie vor dem Feinde geflohen. Er soll sengen, brennen und plündern, wohin er kommt.“

§. 2. „Ach, meine Tochter!“ versetzte Frau Hold, „der Krieg ist eines der größten Übel, das die Menschheit drückt. Du hast Recht, daß du die armen Geflüchteten bedauerst; Theilnahme an dem Unglück anderer geziemt einem guten, frommen Herzen.“

§. 3. „Liebe Mutter,“ sprach Alwine, „ich habe wenig Geld; aber das wenige will ich den Unglücklichen geben; du erlaubst es doch, daß ich auch altes Linnen zusammensuche und den Armen bringe? Ihre Kleider sind ganz zerrissen.“

§. 4. „Das thue, meine Tochter!“ erwiderte die Mutter; „solchen Hülfsbedürftigen, die unsern Beistand so sehr nöthig haben, müssen wir mittheilen, was wir entbehren können. Ich will selbst alte Wäsche zusammensuchen und sie ihnen schicken.“

§. 5. Alwine hatte darüber eine große Freude. Die Mutter brachte ein ziemliches Bündel von alten Kleidern zusammen und ging nun mit der Tochter zu den Geflüchteten. Wie sehr wurden diese durch die Gaben erfreut, die man ihnen reichte! „Wir sehen Sie als unsern rettenden Engel an,“ sprachen sie zu Alwinen und ihrer Mutter. „Gott vergelte es Ihnen tausendfältig!“

§. 6. Die Armen erzählten nun, wie traurig es in der Gegend aussähe, aus der sie kämen. „Alles ist aufgezehrt,“ sprachen sie, „und ein paar Kartoffeln werden mit mehreren Kreuzern bezahlt. Das Pfund Pferdefleisch kostet dreißig Kreuzer und ist nur mit Mühe zu bekommen. Wohin der Soldat kommt, da will er zu essen haben. Kann man ihm nichts geben, so wird er wild, schlägt um sich, und viele Unschuldige sind dabei schon ums Leben gekommen. Die Offiziere sind menschlicher, aber nicht im Stande, dem Ungestüm des gemeinen Mannes zu wehren. Manche Dörfer und Flecken sind von dem Feinde angezündet und in Aschenhaufen verwandelt worden.“

§ 7. So erzählten die Geflüchteten weiter fort. Als Frau Hold mit Alwinen nach Hause zurückkehrte, sagte diese: „Es freut mich sehr, daß ich den Unglücklichen doch etwas habe mittheilen können.“

§. 8. „Diese Freude macht deinem guten Herzen Ehre,“ versetzte die Mutter; „Wohlthätigkeit ist eine schöne, liebenswürdige Tugend, besonders, wenn man sie gerne ausübt. Es giebt Menschen, die andern wohlthun; aber sie thun dies mit Unwillen und Verdruß. Dadurch verlieren die Wohlthaten viel von ihrem Werthe. Auch muß man immer darauf sehen, daß man nur solchen beisteht, die es verdienen. Es giebt schlechte Menschen, die im Müssiggange umherstreichen und die Bettelei der Arbeit vorziehen. Diese sind unserer Hülfe unwürdig, denn sie werden dadurch nur in ihrer unordentlichen Lebens-

art noch mehr bestärkt. Bei solchen thut man wohl, wenn man sie ihrem Schicksale überläßt, wodurch sie noch am ersten gebessert werden."

§. 9. Nach einigen Tagen wurde Alwine von ihrer Freundin Meta besucht und zu einem Spaziergange eingeladen. In einer Bude vor der Stadt war ein Taschenspieler zu sehen, der vielerlei artige Kunststücke machte. „Den müssen wir sehen," sagte Meta, und Alwine nahm die wenigen Groschen, die ihre ganze Baarschaft ausmachten, um mit ihrer Freundin den Taschenspieler zu besuchen.

§. 10. Gerade als sie gehen wollten, sahen sie, daß auf der Straße viel Volk zusammenlief. Sie hörten, daß man eine Menge Kriegsgefangene bringe. Alwine stellte sich mit Meta vor das elterliche Haus und wurde durch den Anblick der Gefangenen tief erschüttert. Sie baten um Almosen. Alwine sprang nach ihrem Gelde, das sie im Zimmer liegen gelassen hatte. „Du wirst doch nicht deine wenigen Groschen hergeben wollen," sprach Meta; „weißt du nicht, daß sie für den Taschenspieler bestimmt sind?"

§. 11. Aber Alwine ließ sich nicht irre machen. Sie erblickte unter den Kriegsgefangenen zwei Verwundete, die kaum mehr fortkommen konnten. Ihnen gab sie die ganze Baarschaft.

Meta tadelte sie deshalb, aber Frau Hold sagte: „Alwine hat Recht gethan; sie hat durch ihre Gabe die armen Verwundeten vielleicht sehr erquickt."

§. 12. Es dauerte nicht lange, so wurden die Einwohner der Stadt aufgefordert, gezupfte linnene Fasern (Charpie) herbeizuschaffen, die man bei Heilung der Verwundeten nöthig hatte. So wie Alwine davon hörte, regten sich in ihr mit aller Macht die Gefühle der Menschlichkeit, und sie bat die Mutter, ihr altes Linnenzeug zu geben, damit sie schnell Charpie zupfen könne.

§. 13. „Du vergißt ja ganz unsern Spaziergang," sprach Meta; jetzt ist es keine Zeit, Charpie zu zupfen. Laß das, bis wir wieder zurückkommen."

„Liebe Meta," sagte Frau Hold, „wollen wir andern wohlthun, so kommt alles darauf an, daß wir es bald thun. Wer bald giebt, giebt doppelt! heißt es im Sprichworte. Wollen wir den Verwundeten eine Wohlthat erweisen, so muß dies bald geschehen."

§. 14. Verdrießlich nahm Meta ihren Strickbeutel und ging davon; Alwine aber zupfte unermüdet und mit Emsigkeit Charpie, die an eine obrigkeitliche Person abgegeben wurde; und so trug auch sie etwas zur Linderung der Leiden jener Unglücklichen bei.

§. 15. So wie sich Alwine bei dieser Gelegenheit benahm, so benahm sie sich immer. Als ein theilnehmendes, wohlthätiges Mädchen linderte sie menschliches Elend, wo und so viel sie konnte. Als Alwine später die Frau eines reichen Mannes wurde, befand sie sich im Stande, ihre Wohlthätigkeit weiter auszudehnen und that dies mit liebevollem Eifer.

§. 16. Viele Wittwen und Waisen, Kranke und Arme nahmen

zu Alwinen ihre Zuflucht und wurden von ihr unterstützt. Doch bemerkte diese wohlthätige Frau bald, daß sie durch ihre Wohlthaten nicht so viel Gutes stiftete, als sie wünschte. Den meisten wurde nur auf kurze Zeit geholfen; manche, die von ihr Geld erhielten, gingen damit in eine Schenke, machten sich eine frohe Stunde und darbten dann wieder.

Alwine dachte nun nach, wie sie dies alles am besten verhindern und den Armen auf eine sichere Weise helfen könnte. Sie legte ein Arbeitshaus an, in welchem sich Kinder und Erwachsene durch nützliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Den Kindern ließ sie durch einen Lehrer auch Unterricht ertheilen.

§. 17. Auf diese Weise wurde Alwine die Retterin und Beglückerin gar vieler. Die ganze Gegend ehrte sie als eine edle Wohlthäterin. Alles nahm innigen Antheil, als sie starb, und bei ihrem Begräbnisse war eine Menge dankbarer Menschen zugegen, denen sie wohlgethan hatte. Viele Thränen der Wehmuth, Liebe und Dankbarkeit flossen auf ihr Grab.

21. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben doch auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustegen, von denen, Gott Lob! der arme Mann nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wovon jener steinreiche Amsterdamer ein Wort sagen kann, dem sein Vater mehr Geld als Verstand hinterlassen hatte. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhle und rauchte Taback, wenn er nicht zu träge war, oder schaute zum Fenster hinaus, aß und trank aber zu Mittag doch wie ein Drescher und aß und trank auch den ganzen Nachmittag, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, aus lauter Langweile, bis an den Abend, so, daß man bei ihm nicht recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und das Nachtessen anfing. Alsdann legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine geladen oder Holz gespalten hätte.

Davon ward er zuletzt so dick, wie ein Maltersack und eben so schwer und unbeholfen. Essen und Schlafen wollten ihm nicht mehr schmecken, und er war lange Zeit, wie es so geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; hörte man aber ihn selber, so hatte er dreihundert und fünfundsechszig Krankheiten, alle Tage nämlich eine andere. So viel Ärzte in Amsterdam sind, — alle hatten ihm rathen müssen; er hatte Tränkchen verschluckt zu ganzen Flaschen und ganze Schachteln voll Pulver und Pillen; aber das half ihm alles nichts; denn er folgte nicht dem, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Tausend! wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich leben soll, wie ein Bettler, und der Doctor mich nicht für mein Geld gesund machen will?"

Endlich hörte er von einem Arzte, der über hundert Stunden weit entfernt wohnte, der wäre so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht ansehe, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich blicken lasse. Zu diesem faßte der Mann Zutrauen und schrieb ihm seine Umstände. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, und sagte: „Wart', dich will ich bald geheilt haben!" — und schrieb ihm zur Antwort: „Guter Freund! Ihr habt eine schlimme Krankheit; doch wird Euch zu helfen sein, — wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Leibe, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selbst reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber merkt Euch! Fürs Erste dürft Ihr weder fahren, noch auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt ihr den Lindwurm, und der beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs

andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tags einen Teller voll Gemüse, Mittags etwas Gesottenes oder Gebratenes dazu und Abends ein Ei und am Morgen ein Bier-, Milch- oder Wassersüpplein; das ist genug! Denn was Ihr mehr esset, davon wird der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt und der Schneider Euch nichts mehr anzumessen hat, aber der Tischler. Das ist mein Rath! Und wenn ihr mir nicht folgt, so werdet Ihr im anderen Frühlinge den Kuckuck fürder nicht rufen hören. Thut nun, was Ihr wollt!"

Als der Kranke so mit sich reden hörte, zog er den andern Morgen in aller Frühe die Stiefel an und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel lange nicht so lieblich gesungen hätten; der Thau schien ihm so frisch, die Rose im Korne so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so fröhlich und freundlich aus, und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin. Und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und am andern Morgen aufstand, war ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll." Indessen war er einmal da, und als er zum Doctor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, was Euch fehlet." Da sagte er: „Herr Doctor, mir fehlt, Gott Lob'! nichts, und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen!"

Der Doctor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr folgsam gewesen seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden, aber ihr habt noch Eier im Leibe, deßwegen nun müßt ihr wieder zu Fuß heim gehen und zu Haus fleißig arbeiten, wo es zu thun gibt; ist's nicht für euch, so ist's doch für andere. Und Ihr dürft nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnet, damit die Eier nicht ausschlüpfen! So könnt ihr, wenn's Gott will, bei eurem Gelde ein alter Mann werden." Und er lächelte dazu. Aber der Reiche sagte: „Herr Doctor, ihr seid ein feiner Mann, und ich verstehe euch wohl!" — und hat nachher den Rath befolgt und gelebt über siebenundachtzig Jahre wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahre seine 30 Dukaten dem Arzte zum Gruß geschickt, so lange er lebte.

22. Zufriedenheit.

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher schwelgt in Ueberfluss,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruss
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heisst die Welt ein Jammerthal
Und däucht mir doch so schön,
Giebt Freuden ohne Mass und Zahl
Lässt Keinen leer ausgehn;
Das kleinste Thier soll glücklich sein
Und sich des kurzen Lebens freu'n.

Und uns zu Liebe schmücket ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Dass alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süsser Ruh'.

Und wenn die gold'ne Sonn' aufgeht
Und golden wird die Welt,
Wenn alles in der Blüthe steht
Und Ähren trägt das Feld,
Dann denk' ich: „Alle diese Pracht
Hat Gott doch auch für mich gemacht!"

Dann preis' ich freudig meinen Gott
Und habe guten Muth
Und denk: „Er ist ein lieber Gott,
Er meint es mit mir gut;
Drum will ich ewig dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freu'n!"

(J. M. Miller.)

23. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in seinem eigenen Wohnorte so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch keine gebratenen Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan"; und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des guten Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genau zu sehen und zu beobachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reiß und Pfeffer wurden ausgeladen. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel

reichen Leuten auf Erden. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könne, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Handwerksburschen ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von all' deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all' deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Brod und Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

24. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
Im schwarzen wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.
Er sah die Unschuld oft gedrückt;
Die Schuld mit Stern und Glück geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr;
Da zeigt sich moosbedeckt und alt
Ein Kirchlein einsam in dem Wald;
Er zieht den Hut und geht hinein,
Und schaurig Dunkel schloß ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün vom Schimmel war;
Des Kirchleins einzig Fensterlein
Nimmt des Altarbilds Stelle ein,
Und schwärzlich-roth und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.

Pfui, spricht der Mann, welch' garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fiebersgluth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut;
Man sieht hier nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja, dieser dunkle Wirrwarr stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht
Entzündet, wie mit einem Strahl
Des Glasgemäldes Farben all';
Ein Bild von wundersamem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düstre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt
Beleuchtet von dem Wunderlicht
Liegt Moses auf dem Angesicht.
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar
Erscheinen lieblich, hell und klar.

Ha, rief der Pilgrim, welch' ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es nun so licht und klar!
Was vorhin ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein dürfte anders sein,
Sollt ich mich dieser Schönheit freun!

Auch seine düstre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf —
Geht einst der Wahrheit Sonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an;
Was Gott thut, das ist wohlgethan!" —
(Chr. Schmid.)

25. Vom Grüßen.

Es ist eine schöne Sitte, daß Menschen, die sich begegnen, einander grüßen, auch wenn sie sich nicht kennen. Sind ja alle Kinder eines Vaters, ist ja das Leben so kurz, so reich an Kummer und Qual, daß keiner den andern, mit dem er diese kurze Spanne Zeit auf der Erde wallt, vorübergehen lassen sollte, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er ihn erfreuen möchte, und sei es auch nur durch den Ausspruch eines Wunsches.

Da giebt es aber gar viele, die sich um so größer dünken, je stolzer sie thun, sie warten immer mit ihrem Gruße, bis der andere beginnt, und nicken dann herablassend und haben verschiedene Grade und Maße des Dankes, je nach Rang und Stand des Grüßenden. Deß muß man sich aber nicht viel kümmern und solche Hochmuthsnarren laufen lassen.

Was ist ein Gruß? Ein Gruß ist ein Wunsch, mit dem man einem andern sagt: „Ich will dir wohl." Ein rechter Gruß ist wie ein Blüthengeruch von den Reben und Obstbäumen. Es giebt aber auch Zierpflanzen, deren Blüthe gut riecht, aber keine Frucht giebt, wenigstens keine genießbare. Und es giebt auch solche, die nicht riechen und keine Frucht tragen, wie die Schneeballenbäume. So ist's auch mit manchem Gruß.

Wie oft z. B. kommt es das Jahr durch vor, daß man einander die Zeit bietet; und spricht einer den andern um einen Gefallen an, dann heißt's: „Ich habe jetzt keine Zeit."

Die stillen Grüße sind in der Regel mehr werth, als die Marktschreier, denn mit einem Paar liebreichen Augen kann man oft viel mehr sagen, als mit Wortschwall, Handschlag, Hut oder

Mütze, und es geht auch viel geschwinder; gerade wie der Blitz durch die Wolken zuckt, so blitzt der Blick durch die Wimper in das Herz. Die Augensprache versteht man auch, ohne daß man sie zu lernen braucht, sie wird in der ganzen Welt gesprochen und ohne Dolmetscher verstanden.

Ja, es ist eine wunderliche Sache um das Grüßen, es giebt dabei allerlei Arten und Unarten. So kann's einem auch geschehen, daß, wenn man einen am hellen Tage laut und vernehmlich grüßt, der Gegrüßte nicht sieht und nicht hört. Spaßhaft ist aber, daß er, wenn man ihn nicht grüßt, dies merkt, wenn er auch noch so weit weg ist. Wenn es die Sonne auch so machen würde, dürfte mancher von diesen das ganze Jahr nicht hinterm Ofen hervor, und in den Hundstagen müßte er sich noch einheizen lassen. Aber die Sonne in ihrer Pracht und Majestät grüßt mit Freude Hoch und Nieder, Berg und Thal, den Thautropfen wie das Meer; sie giebt dem Armen wie dem Reichen Licht und fragt nicht lang: Wie viel tausend Thaler hat er im Vermögen? was ist er? wie betitelt man ihn? — Mach's auch so! —

26. Maley und Malone.

Auf einer Insel im Meere
Da lebten der Hirten zwei:
Der eine hieß Malone,
Der andere hieß Maley.

Sie hatten eine Heerde
Von Schafen beid' ererbt:
Die Erbschaft hat Malonen
So wie Maley'n verderbt.

Erst trieben sie zusammen;
Doch wie im Kriege ging's:
Der wollte rechts hin treiben,
Der trieb dann wieder links!

Und endlich kam's zum Theilen,
Da blieb zuletzt ein Schaf:
Der Zank um dieses brachte
Sie erst um Ruh und Schlaf!

Malone wollt' es schlachten
„Wir hau'n es dann entzwei!"
„„Erst soll es Wolle geben!""
Behauptete Maley.

Maley bedurfte Strümpfe:
„„Komm, scheeren wir es heut!""
Malone meint': es wäre
Zum Scheeren nicht die Zeit!

„„So scheer' ich meine Seite,
Scheer' du die andre dann!""
Malone wollt's nicht leiden;
Doch hat's Maley gethan! —

Nun fiel das Schaf vom Winde
In einen Felsenspalt,
Man zog es vor am Morgen,
Da war es todt und kalt.

„Maley, das Schaf erfror da,
Weil du's geschoren hast!"
„„Nein,"" sprach Maley, „„es stürzte,
Weil es der Sturm gefaßt.

Hätt's du es auch geschoren,
So faßt' der Sturm es nicht;
Und faßt er's auch, — es hielt sich
Doch mehr im Gleichgewicht!"" —

Sie gehen vor die Richter
Und klagen mit großem Schall, —
„Ei," sagten da die Herren:
„Welch interessanter Fall!"

Sie schlugen nach die Bücher,
Man zankte manch ein Jahr,
Bis Maley, wie Malone,
Ohne Schaf und Wolle war!

(Kopisch.)

27. Das Vergeben.

Als ein frommer Bischof einst vernahm, dass ein Fürst mit dem anderen in Zwietracht lebe und gegen denselben grimmigen Hass hege, warf er sich öfter zum Friedensvermittler auf und versuchte

die Feinde zu versöhnen; doch immer war seine Bemühung vergeblich geblieben, — was seinem Herzen nicht wenig wehe that. Wie aber der Wohlgesinnte nimmer vom Guten lässt, so liess auch der edle Bischof nicht ab, den Versuch der Vereinigung zweier getrennten Bruderherzen immer von Neuem zu wiederholen. Er liess daher eines Tages den erzürnten Fürsten, welcher die Hauptursache des Streites und Unfriedens war, freundlich zu sich laden, als hätte er des öffentlichen Besten wegen ihm etwas sehr Nothwendiges und Geheimes zu vertrauen.

Er erschien. Der Bischof empfing ihn mit grosser Würde, welche die Tugend ihren Getreuen giebt, und zugleich mit grosser Leutseligkeit, die Achtung gegen den fürstlichen Stand desshalb nicht vergessend. — „Alles mit Gott!“ redete er den Fürsten an, führte ihn in seine kleine Hauscapelle und las hier die heilige Messe, bei welcher ausser seinem Diener, der ministrirte, Niemand mehr zugegen war.

Der Bischof hatte die heilige Wandlung vollbracht, sprach das Pater noster, welches auch der Fürst laut mit betete. Als es zur fünften Bitte kam, — schwieg der Bischof, und der Fürst hörte sich mit einmal allein die Bitte sprechen: Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! — Plötzlich ward er tief ergriffen. Der gottbegeisterte Priester wandte sich nach ihm um und richtete hohen Ernstes, aber voll lieber herzrührender Sanftmuth an ihn die Worte: „Bedenket, dass es der Herr Himmels und der Erde ist, zu dem wir sprechen: „Gleich wie ich vergebe, *also* vergib du auch mir!“ Eine unnennbare Furcht bemächtigte *sich* da des fürstlichen Mannes, der in Demuth fühlte, dass auch er vor Gott nur ein armer Mensch sei. Er beugte sein Antlitz reuevoll zur Erde, sank zu den Füssen des apostolischen, im Namen des Herrn dastehenden Priesters und gelobte Besserung. Zur selben Stunde ging er hin und versöhnte sich mit seinem Feinde.

28. Sprichwörter.

a. Mit Erklärung.

1. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Dies ist ein sehr wichtiges Sprichwort. Es soll bedeuten, daß der, welcher sich einmal daran gewöhnt hat, nichts zu thun, sehr leicht durch die lange Weile dahin kommen kann, vielerlei Thorheiten und selbst Böses zu begehen, das oft sogar zum Laster wird. Der Trieb zur Thätigkeit liegt in unserer Natur. Gott hat einem jeden Menschen zu seinem Heile diesen Trieb gegeben, und wohl ihm, wenn er ihn zum Guten gebraucht! Hat nun aber der Mensch keine Lust, etwas Nützliches zu thun, so ist es natürlich, daß er zu unnützen oder wohl gar zu bösen Dingen greift, und das ist der Anfang zum Laster.

2. Einmal ist keinmal.

Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat,

der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeinlich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

3. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder hast du schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trocknen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren".

4. Rom ist nicht an einem Tage erbaut.

Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

5. Eile mit Weile.

Die Zeit verrinnt schnell, und du hast so vieles zu thun. Darum eile! Lege frisch Hand ans Werk und suche jedes Geschäft sobald als möglich zu vollenden. Aber eile mit Weile; das heißt: Nimm dir doch Zeit, zu überlegen, ob das, was du zu thun vorhast, auch vernünftig, ob es recht und gut sei; und sieh wohl zu, daß du das Rechte auch in der rechten Weise verrichtest. Gut Ding will Weile haben. Wenn deine Eile nicht die ruhige Besonnenheit zur Begleiterin hat, so artet sie in Hast aus; du wirst dich übereilen, und dann ist bittere Reue die unausbleibliche Folge. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchem in groß Leid gebracht. Eile also, aber mit Weile, nie blindlings, sondern immer offenen Auges und ruhigen Sinnes. Was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem rechten Wege ist?

Freilich giebt es auch Fälle, wo man nicht lange überlegen soll, weil es auf der flachen Hand liegt, was man zu thun hat. Kommt ein Hülfesuchender und spricht dich um Beistand an, da bedenke dich nicht zu lange und drehe den Groschen nicht oft in deiner Hand; — oder fällt ein Kind ins Wasser und du kannst es retten, so überlege nicht erst lange, sonst geht das Kind über deinem vielen Bedenken unter! Alles zu seiner Zeit!

b. Ohne Erklärung.

6. Drei Dutzend Sprichwörter.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Allzuviel ist ungesund.
3. Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.
4. Durch Schaden wird man klug.
5. Ein Mann — ein Wort.
6. Eine Hand wäscht die andere.
7. Erst besinn's, dann beginn's.
8. Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
9. Fleiss bringt Brod, Faulheit Noth.
10. Gelegenheit macht Diebe.

11. Hunger ist der beste Koch.
12. Junger Lügner, alter Dieb.
13. Jedem das Seine.
14. Keine Rose ohne Dornen.
15. Morgenstund' hat Gold im Mund.
16. Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.
17. Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus.
18. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
19. Pflügen und nicht sä'n, lesen und nicht versteh'n, ist halb müssig gehen.
20. Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.
21. Salz und Brod macht Wangen roth.
22. Sag' nicht alles, was du weisst; glaub' nicht alles, was du hörst; thu' nicht alles, was du kannst.
23. Thue Recht, scheue niemand.
24. Übung macht den Meister.
25. Unrecht Gut gedeihet nicht.
26. Viel Naschen macht leere Taschen.
27. Voller Bauch studirt nicht gern.
28. Versprechen macht Schulden.
29. Wer weit will gehen, muss früh aufstehen.
30. Wer Pech angreift, besudelt sich.
31. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
32. Wer nicht hören will, muss fühlen.
33. Wer den Pfenning nicht ehrt, ist des Groschens nicht werth.
34. Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
35. Wer einmal stiehlt, ist immer ein Dieb.
36. Was lange währt, wird endlich gut.

7. Ein Schock Sprichwörter.

1. An Gottes Segen ist alles gelegen. — 2. Arbeit macht uns frohe Tage; Trägheit wird uns selbst zur Plage. — 3. Armuth ist keine Schande. — 4. Alte soll man ehren, Junge soll man lehren, Weise soll man fragen, Narren vertragen. — 5. Borgen macht Sorgen. — 6. Besser arm in Ehren, als reich in Schande. — 7. Durch Fragen wird man klug. — 8. Der Apfel fällt nicht weit vom Baume. — 9. Der Hehler ist so schlecht, wie der Stehler. — 10. Der Schein trügt. — 11. Die uns lehren, müssen wir ehren. — 12. Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's. — 13. Ein räudig Schaf steckt die ganze Heerde an. — 14. Eine fette Küche macht einen leeren Beutel. — 15. Eigener Herd ist Goldes werth. — 16. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozess. — 17. Ein reines Herz und froher Muth ist besser, als viel Geld und Gut. — 18. Eignes Lob stinkt, Freundes Lob hinkt, fremdes Lob klingt. — 19. Ehre verloren, alles verloren. — 20. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — 21. Frohsinn, Mässigkeit und Ruh, schliesst dem Arzt die Thüre zu. — 22. Freude in Ehren, kann niemand wehren. — 23. Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt. — 24. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz. — 25. Gleich und Gleich gesellt sich gern. — 26. Gottes Wille wäre nicht schwer, wenn nur der Eigennutz nicht wär. — 27. Heute roth, morgen todt. — 28. Heute mir, morgen dir. — 29. Handwerk hat einen goldenen Boden. — 30. Junge Spieler, alte Bettler. — 31. Jeder kehre zuerst vor seiner Thür. — 32. Jeder strecke sich nach seiner Decke. — 33. Im Wein und Bier ertrinken mehr, als im Wasser. — 34. Keine Antwort ist auch eine Antwort. — 35. Kleine Diebe hängt man, vor grossen zieht man den Hut ab. — 36. Lieber Gut und Blut verloren, als einen falschen Eid geschworen. — 37. Mitgegangen, mit gefangen, mit gehangen. — 38. Menschen und Wind, ändern sich geschwind. — 39. Man muss so lange lernen, wie man lebt. — 40. Neue Liedlein singt man gerne. — 41. Prahler sind schlechte Bezahler. — 42. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist. — 43. Selbst ist der Mann. — 44. Trink' und iss — des Armen nie vergiss. — 45. Trau, schau, wem? — 46. Undank ist der Welt Lohn. — 47. Viele Köche versalzen die Suppe. — 48. Von Freunden in der Noth, gehen hundert auf ein Loth. — 49. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in gross Leid gebracht. — 50. Verzeihen ist die beste Rache. — 51. Wo Arbeit das Haus bewacht, kommt Armuth nicht hinein. — 52. Wie die Arbeit, so der Lohn. — 53. Wer die Augen nicht aufthut, muss den Beutel aufthun. — 54. Was du heute thun kannst, das verschiebe nicht auf morgen. — 55. Was von

Herzen kommt, das geht auch zu Herzen. — 56. Wie gewonnen, so zerronnen. — 57. Wer die Wahl hat, hat die Qual. — 58. Wie man's treibt, so geht's. — 59. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. — 60. Wenn die Noth am grössten, ist Gott am nächsten.

29. Der gebesserte Kaufmann.

Gellert, der so viel schöne Lieder und Fabeln gedichtet hat, ging eines Tages vor den Thoren Leipzigs spazieren. Er hörte eine Frau schluchzend und weinend hinter sich her kommen, blieb stehen und fragte sie, was ihr fehle. Ohne weiter auf seine Frage zu achten, sah diese ihn kaum an und eilte vorüber. Dies machte, daß der edle, menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte und mit verstärktem Tone ihr nachrief: „So höre sie doch!" Die Frau blieb stehen. „Was ist ihr?" fragte Gellert theilnehmend. — „Ach lieber Gott!" antwortete sie klagend und unter einem Strome von Thränen, „dort hinten in der Straße, in dem kleinen Häuschen mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine vier armen Kinder krank. Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können; wir sind aber dem Kaufmann X. dreißig Thaler schuldig, und der will nicht länger warten. Eben komme ich von ihm her; ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mir aber gedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen werden sollten, wenn wir ihm nicht auf der Stelle bezahlten. Ich arme Frau! was fang' ich an mit meinem kranken Manne und meinen armen kranken Kindern? Wenn wir doch alle zusammen unter der Erde lägen!" Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hülfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibpult auf, suchte und brachte glücklich dreißig Thaler zusammen, die er der armen Frau gab. „Nun," sagte er, „bezahle sie, aber nicht eher als in einer Stunde!" Die Frau versprach es und entfernte sich, ihre Thränen trocknend.

Indeß machte Gellert sich auf und ging zu dem reichen, ihm wohlbekannten Kaufmanne, den er eben mit Zählen einer großen Summe beschäftigt fand. X. strich sein Geld in den Kasten, und die gewöhnlichen Fragen: „Was steht zu Befehl? Womit kann ich dienen?" schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand; doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Professor Gellert sei, der ihn besuche. Verlegen, doch freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel, die sich auf dessen lehrreiche Schriften bezog. „Von Ihnen kann man gewiß auch noch Manches lernen," sprach Gellert; „denn so ein gesegneter Mann wie Sie, der wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichthum den schönsten Gebrauch zu machen." Herr X., der gar nicht wußte, worauf das gehen sollte, und halb noch seine Gedanken bei dem Gelde hatte, antwortete: „Ganz recht! Schon recht! Ja, ja!" Gellert aber fuhr fort, mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt im Andenken an das arme, bedrängte Weib, hätte er dem Auge des Geizigen beinahe eine Thräne entlockt, als eben die Frau hereintrat und hastig ihre dreißig Thaler auf den Tisch legte mit den Worten: „Da

haben Sie. Nun geben Sie mir auch ein Briefchen an den Gerichtsboten, damit wir nicht aus dem Hause geworfen werden." Der Kaufmann, durch das Kommen und Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: „Nun, das hätte ja noch Zeit gehabt! Wie kann sie doch nur so stürmisch sein? Sie sieht ja, daß ich Besuch habe, und weiß doch — es hätte damit noch Zeit gehabt." — In dem Augenblick aber vergaß er sich und zählte: „Zehn, zwanzig, dreißig."

„Ja, Zeit hin, Zeit her!" sagte die Frau. „Sie haben mich heute früh hart angefahren. Und einen kranken Mann und vier kranke Kinder zu haben, wenn man um dreißig Thaler willen aus dem Hause geworfen werden soll — das ist doch schrecklich. Da bin ich denn" (Gellert winkte ihr, ihn nicht zu verrathen; aber die Frau fuhr fort:) „Da bin ich denn nach Gottes Fügung dem Herrn da begegnet, und er hat mir das Geld gegeben!" Der karge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald den edlen Gellert, bald die Frau an, rang sichtbar mit sich selbst und erkämpfte einen Entschluß, den Gellert gewiß nicht erwartete. „Hier," sprach er zur Frau, „hat sie ihren Schein, und da nehme sie ihre dreißig Thaler; gehe sie nach Hause und pflege sie ihren kranken Mann und ihre kranken Kinder!" Zu Gellert aber sagte er: „Herr Professor! ich sehe, daß Sie nicht bloß schön reden und schön schreiben, nein, daß Sie auch eben so schön handeln können! Und um meinen begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit wir sehen, wie noch weiter geholfen werden muß." Sie gingen mit einander und fanden wirklich eine sehr arme, unglückliche Familie. Gellert übernahm es, den Leidenden ärztliche Hülfe zu verschaffen, und der Kaufmann versprach, die Kranken mit allen erforderlichen Nahrungsmitteln zu versehen.

Von Kummer und Sorge nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin sein, und zweckmäßige Arzeneien und entsprechende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit ganz her. Doch der gebesserte X. that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Manne gab er Arbeit, seinen ältesten Sohn nahm er in seinen Dienst, für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld und sorgte später auch noch für sie, daß sie ihr Fortkommen fanden.

30. Der arme Musikant und sein College.

Eine schlechte That wird überall erzählt; aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Drum mag ich nicht still bleiben, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht gar alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Alles strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch manche Fremde, die sich an der Volkslust betheiligten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, welcher an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgeldreher und dergleichen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalt nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der aus Böhmen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß dieser vor ihm saß und den schlechten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und geigte, und der Pudel hielt den Hut; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten diese den Musikanten nur einmal angesehen, sie würden gewiß Barmherzigkeit mit ihm gehabt haben. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte der Invalide mitgekämpft und fast jede ihm einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit riß ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte gar für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine gewöhnlichen Märsche und Tänze. Traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Rinnsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Die Hoffnung des geigenden Invaliden war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Stirn in die Hand, und die Erde trank einige heimliche Thränen, und die sagt's nicht weiter.

Ein stattlich gekleideter Herr aber, der dort in der Nähe am Stamme einer alten Linde lehnte, hatte den unglücklichen Musikanten, ohne von diesem bemerkt zu werden, schon eine Zeit lang mit tiefempfundenem Mitleid betrachtet, auch zuletzt gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Da war's diesem Herrn, als wenn die Thränen des Alten wie siedende heiße Tropfen auf sein Herz gefallen wären, und er trat rasch hinzu, reichte ihm ein Goldstück und sagte: „Leihet mir eure Violine ein Stündchen!" Der Invalide sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie mit der Geige. Was er wollte, verstand der Alte doch und reichte ihm seine Violine. Die war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Der Herr stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „College! nun nehmt ihr das Geld, und ich spiele." Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Klang ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubelirten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Kinder des Elends ihr schweres Leid aus derselben, und das Herz der Zuhörer ward so bewegt, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute in Menge stehen und sahen den stattlichen Herrn an, und horchten auf die wundervollen Töne; Jeder sah's, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jeder sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz und die Börse war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter," riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden

Augen und spielte, daß ein „Bravo!“ über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes über: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis es zu Ende war; dann legte er rasch die Violine in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war der Virtuose fort.

„Wer war das?“ rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher *), welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Er lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben, und der andere Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

31. Des Armen Leichenbegängniß.

Es schleicht ein Wagen schwarz und schwer
Zum Friedhof hin;
Doch weint kein Auge hinterher
Im großen Wien.

„Wer ist der Pilger, den zur Ruh'
Man so verbannt?“
„Ein Armer.“ — „Wem gehört er zu?“
„Ist unbekannt.“

Doch einer sieht's, es jammert ihn
Des armen Mann's,
Nur einer aus dem weiten Wien,
Der Kaiser Franz.

Er folgt der Leiche frommen Schritt's
Und betet leis':
„Herr, nimm ihn auf in deinen Sitz,
Den armen Greis.“

Und als das Volk den Kaiser sah
Im Trauerschritt,
Da strömt's herzu von fern und nah
Und betet mit.

So wuchs und wuchs der Trauerzug
Des armen Mann's.
Und jedes Herz in Ehrfurcht schlug
Für Kaiser Franz.

(Curtmann.)

32. Der brave Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Geld, dem lohnt Gesang;
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen, schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus;
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?“

*) Sprich: Buschee

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf*).
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.
„O Retter, Retter, komm geschwind!"
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! frisch auf! gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt.
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann**)
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war all zu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum waren die Letzten im sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Geld nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muth's sich rühmen kann,
Dem lohnt kein Gold, dem lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

(Bürger.)

33. Die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semnon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurück. Mühsam wankte er auf dem beschneiten Pfade vor dem Hause Ithamars, des Jägers, vorbei und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt, Alter!" rief jetzt der Jäger und sprang wild

*) Der Name des Grafen war Spolverini.
**) Der Name des Bauern ist nie bekannt geworden.

aus seiner Wohnung heraus. „Wo hast du das Holz her? Das Holz ist nicht dein! Du hast mir's entwendet!"

Semnon erschrak. „Jäger, ich habe es nicht entwendet," stammelte er.

Ith. Lüge mir nichts vor, Alter! Gestern erst fällte ich Holz; drüben im Walde liegt es, von diesem nahmst du's! Her damit!

Sem. Nein, Jäger! Ich habe es gesammelt, Reis vor Reis, redlich und recht.

Ith. Du lügst, alter Graukopf! Her damit!

Sem. Seht nur, es sind ja lauter kleine, dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.

Ith. Entwendet hast du's. Was will ich deiner Lügen?

Da riß er dem Greise ungestüm die Bürde vom Rücken und warf sie über die Brücke hinab, dem Strom zum Spiele. „Nun ist der Streit zu Ende," sagte er höhnisch und trabte wild in das Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach und wankte nassen Blickes von dannen.

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eisstoß ging. Da schwammen die Stücke mächtig heran und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten zu Schollen und Trümmer zu Trümmern. Eisstöße sammelten sich sträubend zu Haufen und stemmten sich und schwellten die Wasser des reißenden Stromes.

Da kam Chalisson, Ithamars Sohn, aus der Stadt und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schauderscenen sah. Semnon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. „Komm hurtig herüber," rief er trotzig, „die Brücke wird eben nicht brechen, weiß Gott, zu was dich der alte Haderer noch mehr verleiten würde. Komm herüber!" Chalisson lief. Stoß auf Stoß an die Brücke. Er wankte. — Noch ein Stoß: jetzt fiel er nieder. — Nun wieder einer — da sank die Brücke und stürzte in das Wasser und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Semnon, der Greis, darüber! Fürchterlich heulte im Fluß der Knabe und schrie um Hülfe. An einem Balken, eingeklemmt, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden und schrie und rang muthlos die Hände. Wie konnte der hoffen, daß der Fischer den Unglücklichen retten würde?

Aber Semnon mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke, riß den Knaben aus dem Strudel und brachte ihn glücklich ans Land. „Hier gebe ich dir deinen Sohn zurück," sagt er liebreich mit einem Tone, der Wölfe selbst bezähmt hätte; „sieh', er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken." Ithamar getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen und stand lange beschämt und stumm da. „Vergieb mir, redlicher Greis!" sprach er endlich, zu sehr gerührt und mit einem Strom von Zähren, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herabstürzten; „vergieb mir mein hartes Betragen!"

— „Was soll ich dir vergeben?" erwiederte Semnon mit freundlicher Miene: „Hab' ich mich denn nicht eben genug an dir gerächt?" — „Also war Wohlthun deine Rache, beleidigter Mann?" sagte Ithamar. „Gott! Rächet sich der Redliche so?!" —

34. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europen's
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tief versteckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd, unter kaltem Regen,
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich lege,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„Willst du, mißgestaltet's Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs der hohen schwarzen Felsenwände.
Ängstlich ging er, bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!"

„Kommt herein," versetzt' der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speis'te
Festlich, wie bei einem Hochzeitsschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,

Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildester Krieger
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“
Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“
Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

(Seume.)

35. Der Priester.

Ein spanisches Schiff segelte mit vielen Menschen nach Amerika. Unterwegs litt es Schiffbruch. Der Kapitän liess schnell das Boot nieder, und dieses war bald mit Menschen angefüllt. „Wo ist Don Alonso?“ rief er; so hiess der Geistliche des Schiffes, ihn hätte der Kapitän noch aufgenommen. Dieser rief vom Borde hinunter: „Lebet wohl, Freunde und Brüder! Meine Pflicht beginnt jetzt.“ Er tröstete die Verzweifelnden, hörte die Beichte der dem Tode Geweihten, spendete ihnen die Tröstungen der Religion und wurde mit allen in den Wellen begraben.

36. Der heilige Johannes von Nepomuk.

(† 16. Mai 1383.)

„Ha, Priester, zittre! Nicht verhöhnen
Lässt sich des Königs Machtgebot!
Sprich, willst du meinen Zorn versöhnen,
Der deinem Trotze furchtbar droht?
Dein Fürst befiehlt, du musst gehorchen,
Es ist des Unterthanen Pflicht,
Sonst schwör' ich dir, du siehst schon morgen
Des Tages goldne Jugend nicht!

Die finstren Zweifel, die mich quälen,
Ich löse sie mit mächt'ger Hand;
Umsonst versuchst du zu verhehlen,
Was beichtend dir mein Weib bekannt!
Drum nenne frei die Last der Sünden,
Die schwer Johannen's Busen drückt,
Dass mir die Höllenqualen schwinden,
Wenn ihre Schuld ich klar durchblickt!“

So sprach mit wuthentbranntem Grimme
Der Böhmenkönig zu Johann,
Dem Diener Gottes, und die Stimme,
Sie kündet donnernd Unglück an.
Doch treu der Kirche heil'gem Orden
Bleibt jener vor des Herrschers Thron
Und spricht mit männlich ernsten Worten
Zu Kaiser Karl's gewalt'gem Sohn:

„„Herr! nimmer löst der Beichte Siegel
Ein Staubgeborner frevelnd auf,
Denn ewig birgt ihr ehr'ner Riegel,
Und hemmt des freien Wortes Lauf.
Zum Dienst der Kirche auserkoren,
Wie Gott und Welt mir Zeuge war,
Hab' ich Verschwiegenheit geschworen
Am glanzerfüllten Hochaltar!

Drum wolle nicht den Diener richten,
Der solch Bekenntniss dir versagt,
Und in Erfüllung seiner Pflichten
Der Erdengüter Grösstes wagt!
Bedenke, dass der Weltgebieter
Ein Richter herrscht im Königshaus;
Er winkt, und Thronen stürzen nieder,
Und Völker tilgt sein Donner aus!

Doch hast du Aend'rung nicht beschlossen,
Wohl, so versöhne dich mein Blut!
Viel reineres ward einst vergossen
Zum Heil der Welt, für höh'res Gut!""
Hier schwieg er. — Hass und Rache kochen
In Wenzel's Brust, er brüllte laut:
„Dein Urtheil hast du selbst gesprochen,
Dem leeren Wort zu viel vertraut!"

Drauf winkt er seiner Knechte Schaaren,
Ein Kerker schliesst den Priester ein, —
Der, seinen Eid getreu zu wahren,
Trägt heldenkühn die schwere Pein;
Heiss betend, unter süssen Schauern,
Erfleht er Gnade nur von Gott,
Nicht Rettung aus den düstern Mauern,
Trotz seiner Feinde bittrem Spott.

So kommt die Nacht auf dunklen Schwingen,
Andächtig kniet der Fromme dort,
Die Angel knarrt und näher dringen
Die Henker ihm, bereit zum Mord.
Die Hände, die vor wenig Stunden
Der Messe Opfer dargebracht,
Sie werden schmachvoll ihm gebunden
Durch Wenzel's zügellose Macht.

Und zu des Moldaustromes Brücke
Schleppt ihn die Menge stürmisch hin,
Denn so befahl des Wüth'richs Tücke:
„Er finde seinen Tod darin!"
Die Sterne deckt ein Nebelschleier,
In tiefer Stille ruht die Flur,
Des Gottgeweihten Leichenfeier
Begeht die trauernde Natur.

Wild brausend wälzen sich die Fluthen,
An's Ufer spritzt der Wellen Schaum,
Die drängend nicht im Kampfe ruhten,
Als wär' zu eng des Bettes Raum.
Allein die Priester-Mörder stählen
Wie Erz die Brust. In's feuchte Grab,
Gehorchend ihres Herrn Befehlen,
Wirft ihn die Rotte kalt hinab.

Urplötzlich schweigt das grause Toben
Des Fluthenmeers, das ihn errafft.
Von Wellen sanft emporgehoben
Schwebt er dahin voll Wunderkraft;
Und aus den schwarzen Wogen steigen,
Umglänzt vom reinsten Strahlengold,
Fünf Sterne, wie im ew'gen Reigen
Jehova dort sie tönend rollt.

Es reisst die dichte Nebelhülle,
Und freundlich nah' glänzt Welt an Welt
In überreicher Flammenfülle
Am azurblauen Schöpfungszelt.
Der Himmel strahlt mit Festesprangen,
Des Priesters Geist aus düstrer Gruft
In Engelchören zu empfangen
Und: „„Heilig!"" tönt es durch die Luft.

Geöffnet sind die Demantpforten
Der Himmelsburg, und Gottessohn,
Dem solch ein Opfer lieb geworden,
Bringt seinem Diener reichen Lohn;
Wo Seraphim den Herrn umgeben,
Wo jauchzend schallt der Lobgesang,
Nimmt er ihn liebend auf zum Leben,
Zum ew'gen, das er fromm errang.

Da sinken zitternd Wenzel's Schergen,
Das Wunder schauend, niederwärts
Zur Erde, ihre Schuld zu bergen,
Gefoltert von der Reue Schmerz;
Und singend aus der Wasserhöhle
Schwingt sich der Geist des Heil'gen los,
Und Engel tragen sanft die Seele
Hinauf in Gottes Vaterschooss! —

(Ernst Anschütz.)

37. Denksprüche.

1.

Was wir haben, ist uns nur geliehen,
Plötzlich kann das Erdenglück entfliehen:
Alles Ird'sche pflückt die Zeit einst ab.
Willst du etwas Bleibendes erwerben:
Werde gut! Dann kannst du ruhig sterben,
Tugend folgt dir über Tod und Grab.

2.

Was dir das Schicksal auch gegeben,
Sei's Freude oder Sorg' und Schmerz,
Bleibt nur von Schuld dir rein das Leben
Und kindlich stets dir Sinn und Herz:
Dann kannst du immer mit Vertrau'n
Und heiter in die Zukunft schau'n.

3.

Wie mancher strebt nur zu gewinnen,
Was seinen Sinnen Lust verspricht!
Er hascht nach Gütern, die zerrinnen,
Und kennt die wahren Freuden nicht;
Er sorgt und sinnt um Erdenglück,
Und — Täuschung bleibt ihm nur zurück.

Willst du das wahre Glück erstreben,
So weiche nie von deiner Pflicht!
Die Tugend leite dich durchs Leben,
Und Gott sei deine Zuversicht.
Dann wandelst du mit Freudigkeit
Durch Freud' und Schmerz zur Seligkeit.

4.

Des reinen Herzens süßen Glauben
An Tugend, Gott, Unsterblichkeit,
Laß dir durch keinen Spötter rauben;
Er hebt dich über Welt und Zeit. (F. Meyer.)

38. Lob Gottes aus der Natur.

(Psalm 103.)

Lobe, meine Seele, den Herrn!

Ewiger, mein Gott, herrlich bist du über alles, mit Majestät und Glorie angethan, umkleidet mit Licht, wie mit einem Gewande! Den Himmel breitest du aus wie ein Zelt und fügest aus Wasser seine Wohnungen. Du machest Wolken zu deinem Wagen, wandelst auf den Flügeln des Sturmes: sendest wie Boten die Winde, wie deine Diener die Blitze aus. —

Du stelltest die Erde fest auf ihrem Grunde, daß sie nicht wanke für und für. Mit Meer bedeckest du sie wie mit einem Kleide; höher, als die Berge, standen die Wasser. Sie flohen vor deinem Winke, zitterten vor der Stimme deines Donners. Berge stiegen auf, die Thäler senkten sich dem Orte zu, den du ihnen angewiesen. Den Fluthen gabst du ihre Grenze, die sie nicht überschreiten; sie werden nicht mehr kommen, die Erde zu bedecken. —

Du lässest Quellen in den Thälern sprudeln, Bächlein zwischen Bergen rinnen. Sie tränken alle Thiere des Feldes, und das Wild verlangt in seinem Durst darnach. Des Himmels Vögel wohnen an ihnen, ihr Gesang erschallet aus dichtem Gebüsche. Von deinen Höhen herab befruchtest du die Berge und sättigest die Erde mit Früchten, die du schufst. —

Du lässest Gras für das Vieh wachsen, auch Halme für den Menschen sprossen, um Brod aus der Erde hervorzubringen. Wein soll sein Herz erfreuen und heiter machen sein Angesicht, wie das Brod seine Kraft erhält. —

Die Bäume des Feldes werden vom Regen getränkt, wie die Ceder des Libanon, die du gepflanzet. Vögel bauen auf ihnen ihr Nest, an ihrer Spitze der Reiher. Auf hohen Bergen weiden die Gemsen, und in Felsenklüften birgt sich der Igel. —

Du machtest den Mond, die Zeiten einzutheilen, und die Sonne kennt ihren Untergang. Du gebietest der Finsterniß, und Nacht wird's, — da regen sich die Thiere des Waldes: junge Löwen, die da brüllen nach Raub, von Gott verlangen ihre Speise. Die Sonne erscheint wieder, und sie kehren zurück und

lagern sich in ihren Höhlen. Der Mensch aber geht an sein Werk, an seine Arbeit bis zum Abend. —

Wie groß sind deine Werke, o Herr! Alles hast du mit Weisheit geordnet; die Erde ist voll deiner Güter! Dies weite Meer, das ausgebreitet die Arme, hier wimmelt's von Thieren ohne Zahl, von großen und kleinen; wo die Schiffe wandeln, bewegt sich das Ungeheuer, das du gebildet, mit den Fluthen zu spielen. —

Alle warten auf dich, daß du ihnen Speise reichest zur rechten Zeit. Du giebst, und sie sammeln ein; du öffnest deine Hand, und sie werden von deiner Güte gesättigt. Verbirgst du aber dein Antlitz, so werden sie erschreckt; nimmst du hinweg ihren Odem, so vergehen sie und sinken zurück in den Staub. Haucheſt du sie wieder an, so werden sie neugeschaffen, und verjüngt wird der Erde Gestalt. —

Ehre sei Gott in Ewigkeit, und der Herr erfreue sich seiner Werke! Er blicket die Erde an und sie zittert; er berühret die Berge, und — sie rauchen! Singen will ich dem Herrn mein Leben lang, lobsingen meinem Gott, so lang ich athme. Mög' ihm gefallen mein Lied; ich frohlocke im Herrn. Mögen die Sünder schwinden von der Erde, die Frevler, daß sie nicht mehr sind!

Meine Seele, lobe den Herrn!

39. Die Nacht.

Die Nacht ist Verkünderin Gottes, denn sie deutet auf ihn, den Nimmermüden. — Es ist Nacht, sagen wir, Nacht in der Schöpfung. Nun ruhen alle Wälder, es ruhen Städt' und Felder, es ruht die ganze Welt. — Aber verhält es sich so, wie es dem einfältig frommen Sinne in diesem Bilde däucht? Ist die Erde das Universum? Und schlummert auch in den Höhen das Leben ein, wenn es hier unten schlafen geht? Überdies, ruht denn die ganze Erde, wenn uns die Nacht grüßt? Wandert nicht des Tages wohlthätige Herrin, die Sonne, wenn sie uns verläßt, den Bewohnern der entgegengesetzten Erdhälfte zu? Für wen ist die Nacht, Staubgenossen? Für uns ist Nacht. Wir können einen Tag, der nimmer endet, noch nicht leben.

Für Gott ist keine Nacht. Denn auch Finsterniß ist nicht finster bei ihm. Die Nacht leuchtet, wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht. Und was ist, wenn ihr wähnet, es ruhe alles auf der nachtumschatteten Erde? Feiert nun die gesammte Thätigkeit? Werdet ihr nun keine Spur des Lebens gewahr? Hat er nun weggenommen seinen Odem und zurückgezogen seine Hand, der allwaltende Weltschöpfer.

Gehet in einer Sommernacht über Feld! Hier zirpt eine Grille. Da schlägt eine Wachtel. Dort summt ein Käfer. Da ruft es im Schilfrohr. Hier rauscht ein Wild aus dem Dickicht. Dort schallt es herüber wie Wächterhorn von den Hütten der Menschen. Über euch hin schwirrt im ungewissen Flug die Eule; und im Gebüsch flüstern auf euch hernieder die Träume der schlafenden Vöglein. — Könntet

ihr vollends sehen, was ihr nicht seht, und hören, was ihr nicht hört, wie würdet ihr das Klopfen, das Treiben, das Schaffen, das geheime Regen und Bewegen wahrnehmen in allen Theilen der Natur! Tretet hinaus in die Nachtluft. Der Wind haucht auch über schlummernde Fluren, und der Strom predigt im Mondschein, wie im Mittagsglanz.

Blicket empor in die Höhe! Die Sterne finden ihre Bahn gleich der Sonne und halten unverrückt ihre ewige Ordnung, wie die Feldblume ihre Zeit. — Lauschet hinunter in die Tiefe. Während ihre Kinder schlafen, legt die Mutter Erde sie dichter an die nährende Brust; und frischeres Gedeihen steigt in die Pflanzen, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehen und das Land voll Früchte werde, die er schafft; daß da Gras wachse für das Vieh, und Saat zu Nutze den Menschen und der Wein erfreue des Menschen Herz und das Brod des Menschen Herz stärke.“ — Oder bleibet ganz in der Nähe und weilet am Lager eines Schlummernden. Es ist alles still. — Aber die verborgene Lebenswerkstatt: o, behorchet sie. Wie die Lungen arbeiten, wie die Brust sich hebt! Wie der Odem flüstert! Wie das Herz klopfet! Wie die Pulse zittern! Wie die Wangen glühen! Wie das Blut umläuft und der Milchsaft seine Kanäle durchströmt zu des Leibes Erhaltung! Was bedarf es weiter Zeugniß? Ihr sehet: das Leben ruhet in der Nacht, aber nicht überall ruhet es. Und selbst, wo es ruhet, ist die Ruhe nur scheinbar. Mitten durch die Ruhe gleitet allenthalben Bewegung. —

Wer bewegt an seinem Herzen den Müden? Wer lebt, wo das Leben erloschen scheint? — Fallet nieder, Christen, und betet an; und empfindet, wenn ihr Sprache nicht habet: Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und sein Aufsehen bewahret unsern Odem. Es sind mancherlei Kräfte; aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem. Wie viele verschlossene Augen auch die Nacht zeige, das Vaterauge ist offen. Der Vater ist mitten unter den hunderttausend Schläfern der eine, der nie schläft, noch schlummert, der allmächtige, allwissende und allerhaltende Schöpfer Himmels und der Erde.

40. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege;
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich verehren soll,
Mein Gott und Herr, mein Vater.

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke!
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preis't dich, du Gott der Stärke.
Du hast an ihm die Sonn' erhöht,
Und kleidest sie mit Majestät,
Du rufst dem Heer der Sterne.

Wer mißt dem Winde seinen Lauf,
Wer heißt dem Himmel regnen?
Wer schließt den Schooß der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
Du Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preisen Berg' und Meere;
O Menschen, ruft der kleinste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Es ruft der Baum in seiner Pracht,
Die Saat ruft: uns hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Des Menschen Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Des Menschen Geist und sein Verstand,
Der ihn zum Guten leitet;
Der ganze Mensch, der Schöpfung Preis,
Ist selbst der herrlichste Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen.
Gott unser Vater sei gepreis't,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt ehr' Gott den Herrn,
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

(Gellert.)

41. Die Gottesmauer.

Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
Herr! in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neu'ster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein;
Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein! —
Mutter! spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.

Eine Mauer um uns baue;
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt. —
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach! nun bricht der Feind herein!

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
Mutter, uns verräth das Lied!
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord;
Schließt die Laden, liebe Kinder!
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgen wird es still: O schaue
Enkel, was der Nachbar macht!
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut!

Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

(C. Brentano.)

42. Das Tischgebet.

An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
Waren beisammen viel reiche Herrn.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
Gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süßem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Töchterlein
Und setzte sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
Klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Da tönt' auf einmal gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein,
Wie wenn von fern ein Glöcklein klingt;
Wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings und jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmählt,
Die Reisenden, die von Abenteuern
Gesprochen, und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd und Wagen,
Und Hunden und Moden so Vieles sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte:
Mit gefaltenen Händen das Mädchen steht
Und spricht sein gewohntes Tischgebet.
Und wie beseelt von höherem Geist,
Falten auch sie die Hände zumeist
Und horchen alle recht mit Fleiße
Auf des betenden Kindes Weise.
D'rauf setzt' es sich nieder mit stiller Freude
Und achtet nicht auf all' die Leute;
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Mußten sich oft noch daran erinnern,
Und mancher hat wieder gebetet fortan,
Was er schon lange nicht mehr gethan.

(Süll.)

43. Die Liebe Gottes.

Johannes, der stille, fromme Johannes, saß im Abendroth auf dem Gebirge unter dem Schatten einer hohen Palme und lehrte. Silbern flossen ihm die Locken um das ruhige Angesicht, und jugendlich leuchtete ihm das Auge im rothen Strahle des Abends. In dichter Reihe war ein Kranz blühender Jünglinge um ihn her gelagert, und alle horchten der lieblichen Weisheit, die im freundlichen Worte von seinen Lippen floß, wie aus dem Kelche der Feldlilie der himmlische Thau.

„Kindlein", hub er an, „**Gott ist die Liebe**; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm! Sehet ihr hier am Boden den leuchtenden Strahl? Wie mag der Strahl bestehen ohne die Sonne, aus der er geflossen ist? Wie mag der Mensch bestehen ohne Gott? Kindlein, wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm!" — So sprach der Greis, und ein betender Seufzer löste sich leise und zitternd von seinen Lippen.

Die Jünglinge schwiegen in Ehrfurcht. —

Siehe, da spielte vom Westen her der Abendwind in den Wipfeln der hohen Palme, und der freundliche Lehrer begann auf's Neue: „Höret ihr das Wehen Gottes in dem heiligen Gezweige? Der Geist des Herrn kommt im Säuseln auf uns hernieder, und die Palme rauscht! Wie sie so tief ihre Wurzeln geschlagen hat in den Schooß der liebenden Erde! Und aus der Tiefe schöpft sie den nährenden Saft und zieht ihn hinauf in das Gezweige und den ragenden Wipfel, daß er sich, belebend, gestalte zum wehenden Blatte und zur duftenden Blüthe. So wächst sie, liebend und strebend, und bildet sich in der

Höhe die rauschende Krone und hebt, sehnend, ihre Arme zum himmlischen Licht empor. Also ruht auch der Mensch in Gott und seiner Liebe, und schöpft aus Gott sich den Quell und die Kraft des Lebens, daß seine Tage voll Duft und Blüthe werden, und er sein Angesicht richte zu dem leuchtenden Strahle des Lebens. „Sehet, es ist die Liebe Gottes, die Duft und Blüthe treibt in das irdische Leben!“

Darauf erhob sich der freundliche Lehrer und stand auf vom Boden und wandelte mit der Zahl seiner Schüler zu seiner Wohnung hin, die unten im Thale lag.

Und als sie nun hinabgingen vom Gebirge, siehe! da fanden sie einen Palmbaum am Boden liegen, der war vertrocknet. Ein Sturm von Mitternacht her hatte die Kraft des Stammes darniedergeworfen und die Äste zerbrochen und die Wurzeln aus der Erde gerissen, also daß er verdorrt war. Da blieb der freundliche Greis stehen, und die Züge der Liebe wandelten sich in den Ernst der Wehmuth: „Sehet,“ sprach er, „das ist das Bild der Menschen, die sich losgerissen haben von der Liebe Gottes! Die Kraft und der Quell ihres Lebens versiegt, und die duftreiche Blüthe vertrocknet in welkenden Blättern!“

Da zitterte ihm eine Thräne im frommen Auge, und er sprach: **„Kindlein, Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm!“** —

44. Der Räuber und das Crucifix.

Auf dem öden Scheidewege, hinterm hohen Crucifixe,
Mit dem Säbel in dem Gurte, in der Hand die gute Büchse,
Steht der Räuber, stumm und lauernd, und des Auges dunklen Strahl
Lässt er rasch, wie einen Falken, abwärts fliegen in das Thal. —
Denn den Kaufmann will er fangen, der aus weit entlegnen Ländern
Heut zurückkehrt zu den Seinen, reich an Gold und Prachtgewändern;
Und was mühsam er erworben auf der Wand'rung nah und fern —
An dem Räuber, dem gewalt'gen, find't es plötzlich seinen Herrn. —
Abend wird's, die Sterne flimmern; mit dem Säbel und der Büchse,
Stumm und lauernd, steht der Räuber hinterm hohen Crucifixe.

Horch! da tönt's wie Engelstimmen! Leise Seufzer, laute Klagen
Kommen hell, wie Abendglocken, durch die stille Nacht getragen;
Süss, mit ungewohnten Tönen, stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht verwundert hinterm Crucifix hervor.
Alle sind's, des Kaufmanns Kinder, in der Jugend Blüthejahren,
Braunen Auges frische Knaben, Mägdelein mit blonden Haaren;
Dicht beim Räuber, vor dem Kreuze, beugen betend sie das Knie,
Für die Rückkunft des Geliebten, ihres Vaters, flehen sie:
„O, du Schirmvogt der Verlass'nen, Hort und Pfleger du der Waisen!
Lass den Vater, unsern theuern, ungefährdet heimwärts reisen;
Den du freundlich schon geführt hast durch die Wüste und das Meer,
Breit' auch nun die holden Arme wie zween Flüglein um ihn her,
Dass kein Sturm den Pfad zerwühle, dass kein Irrlicht ihn umschwirrt,
Dass sein gutes Ross nicht strauchle, nicht sein Fuss vom Wege irrt!
Dass kein Räuber, stumm und lauernd, in der Waldschlucht ihn entdeckt,
Kein Verrath den Heimgekehrten an der Schwelle niederstreckt!“ —

Also flehten sie; der Räuber hört es hinterm Crucifixe,
Schnallte fester noch den Säbel, spannte schärfer noch die Büchse.
Und der Jüngste sich bekreuzend, hub noch einmal an zu lallen:
„Lieber Herr, ich weiss, die Amme sagt' es mir, du hilfst uns allen,
Jeden Hauch vernimmst du droben! Freundlich, wie das Sonnenlicht,
Ueber alle, Gut' und Böse, neigest du dein Angesicht!
Gieb den Räubern, den gewalt'gen, die da schwärmen auf den Wegen,
Gieb ein Haus, darin zu wohnen, einen Vater, sie zu pflegen,
Warme Kleider, blanke Schuhe, Wein und Kleider mancherlei,
Dass sie nicht zu rauben brauchen — und der Vater sicher sei!
Wüsst' ich, wo ein Räuber wäre, ging ich zu ihm ohne Beben;
Dieses Kettchen hier am Halse, diesen Ring wollt' ich ihm geben,
Meinen Pelz, den scharlachrothen, dieses Mützchen auch dazu,
Nimm dir alles, lieber Räuber, nur den Vater schone du!"

Und der Räuber hört den Knaben hinterm hohen Crucifixe,
Nach dem Säbel fasst er schweigend, schweigend fasst er nach der Büchse.
Da, von ferne hört er's nahen! Rosse schnauben, Räder knarren,
Mühsam aus des Thales Grunde schwankt herauf der hohe Karren,
Und den Säbel zieht der Räuber, richtet langsam stumm die Büchse;
Und so steht er, lauscht und zielet, hinterm hohen Crucifixe.
Niederknieen noch die Kinder: „Herr, um unsers Vaters Leben
Lass, o lass die holden Arme, wie zween Flüglein ihn umschweben,
Dass sein gutes Ross nicht strauchle, nicht sein Fuss vom Wege irrt,
Dass die Kugel nicht des Räubers mörderisch sein Haupt umschwirrt!" —
Und der Vater kommt gefahren, ungefährdet, wie sie flehn,
Drückt die Kinder an den Busen — und kein Räuber ward gesehn!
Nur den blanken Säbel fand man, nur die scharf gelad'ne Büchse;
Beide waren ihm entsunken hinterm hohen Crucifixe.

(R. E. Prutz.)

45. Die Posaune des Gerichts.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte, und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der ferner rauschte, hinabtragen, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran?" Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin; alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war

ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog auf, wenn er so durchs Dickicht drang, aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. — Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüberzieht, sollte nun des andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug. Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welchem Volke du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. — Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst; das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts — —"

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran?" — Alles schwieg und hielt den Athem an. — Aus der Mitte der Versammlung stürzte

ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!" — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt; mit tief erschüttertem Herzen und heilsamer Furcht vor Gottes unerforschlichen Rathschlüssen, die auch im Verborgenen walten, kehrte man heim. Den unglücklichen Verbrecher traf bald nachher das Schwert der irdischen Gerechtigkeit — hoffentlich zur Sühne und zu seinem ewigen Heile.

46. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten sitzt bei Wies' und Quelle
Froh und hell ein Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

(Uhland.)

47. Ergebung.

Arm, bloß und schwach geboren,
Betritt der Mensch die Welt;
Zum Leiden auserkoren,
Ist ihm sein Loos gefällt.
Müht zwischen Wieg' und Bahre
Er noch so sehr sich ab,
Es tragen ihn die Jahre
Früh oder spät in's Grab.

Schmückt seine stolze Scheitel
Auch Ehre, Macht und Geld,
Ach, eitel Trug, nur eitel
Ist alles auf der Welt!
Es kann der eitle Schimmer
Auf Erden nicht bestehn;
Denn einst ja muß in Trümmer
Selbst Erd' und Himmel gehn.

Doch geht die Welt in Trümmer,
Versinkt auch Stern um Stern,
Es bleibet Eins uns immer,
Uns bleibt das Wort des Herrn;
Es führt durch Licht und Wahrheit,
Wenn Sonn' und Mond vergehn,
Zur Welt der ew'gen Klarheit,
Wo wir den Vater sehn.

Was uns sein Wort versprochen
Mit hohem Schwur, das hält,
Er treu und ungebrochen,
Wenn auch die Welt zerfällt.
Aus dunklem Erdenstaube
Durch der Verwesung Graus
Und Tod führt uns der Glaube
An ihn ins Vaterhaus.

Dort werden wir erkennen,
Wie er uns selbst erkannt;
Dort dürfen wir ihn nennen,
Wie er sich uns genannt.
Ein Vater seinem Kinde,
Nimmt er uns an sein Herz
Vergeben ist die Sünde,
Vorüber Tod und Schmerz.

Die Thränen, die auf Erden
Geprüfte Tugend weint,
Läßt er zu Perlen werden,
Von Engelshand vereint,
Zu der Vergeltungskrone,
Die dort den Sieger ehrt
Mit unverwelktem Lohne,
Der hier sich treu bewährt.

Dort wird des Dulders Klage,
Der hier sich abgemüht,
An dem Vergeltungstage
Zum frohen Siegeslied;
Dort lohnt er alle Sorgen
Und Armuth, Gram und Leid
Am Auferstehungsmorgen
Mit ew'ger Herrlichkeit.

Kein Aug' hat's je gefunden,
Kein Ohr es je gehört,
Kein Herz es je empfunden,
Wie Gott die Seinen ehrt.
Kein Mund vermag's zu sagen,
Was er uns aufbewahrt.
Wenn treu in Prüfungstagen
Zum End' wir ausgeharrt.

Er, der in unsrer Mitten,
Ein Gott im Fleische, stritt,
Und hoch am Kreuz gelitten,
Wie nie ein Mensch noch litt:
Er ging ja auch durch Leiden
Und Tod zum Licht voran
Und führt zu seinen Freuden
Durch Leiden uns hinan.

Er starb, auf daß wir leben;
Aus Grab und Todesnacht
Zu Gott uns zu erheben,
Brach er der Hölle Macht.
Daß wir den Himmel erben,
Gab er den letzten Hauch;
Drum nur, wenn wir ihm sterben,
Dann leben wir ihm auch.

Du, der gehorsam worden
Selbst bis zu Kreuz und Tod,
Der uns durch Grabespforten
Die Hand zum Leben bot:
Führ' uns die Bahn der Leiden,
Nur nimm nach müdem Lauf'
In deine Himmelsfreuden
Den matten Pilger auf!

(Cardinal Joh. v. Geissel.)

48. Die Kirche.

„Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.)

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein **Schiff** durchs wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein **Kreuz** nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer.
Er wankt und rastet nicht!
Und **Glaube** heisst der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das **Hoffnung** heisst,
Die nach dem Land gerichtet,
Wo einst es friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weis't.

Die Dritte spannt den Schleier
Hellleuchtend, wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heisset **Liebe**, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der, entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen
Und nimmer es verlässt!
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den Einen
Von Gott erkor'nen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Fluth verheerend,
All' Lebendes zerstörend,
Sich um die Erde schlug: —

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muss dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Wenn diese Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und er, der es regierte,
Nimmt alle, die es führte,
In seinen Himmel auf!

(Cardinal M. v. Diepenbrock.)

49. Der Tag des Herrn.

„Gedenke, dass du den Sabbath heiligest!“
(2. B. Mos. 20, 8.)

Willkommen Tag des Herrn,
Der du uns bist gegeben,
Dass von der Arbeit fern
Nur seinem Dienst wir leben!

Ich eil' zum Haus des Herrn,
Sobald die Glocken rufen,
Und kniee betend gern
An des Altares Stufen.

Erhebe still mein Herz
Zu ihm, dem Gott der Güte,
Blick hoffend himmelwärts
Mit kindlichem Gemüthe.

Sein heilig Wort erhebt
Mich aus dem Erdenstaube;
Gekräftigt und belebt
Wird heut' mein Christenglaube.

O, hehrer Tag des Herrn!
Du strahlest uns hinieden
Gleich einem goldnen Stern
Ins Herz des Himmels Frieden.

(Münster'sches Lesebuch.)

50. Die sieben heiligen Sakramente.

„Die (göttliche) Weisheit baute sich ein Haus
und hieb sieben Säulen aus.“
(Spr. Sal. 9, 1.)

Sieben Himmelspalmen pflanzte
Gott dem Menschen auf die Erde,
Daß ihm Ruh' in ihrem Schatten,
Speise von den Früchten werde.

Sieben Sonnen hieß er scheinen
In die Erdennacht, die öde,
Daß die finstere Macht der Kälte
Nicht den blinden Wand'rer tödte.

Sieben Quellen hieß er springen
In der Wüste aus dem Sande,
Daß der Wand'rer nicht verschmachte,
In des Durstes heißem Brande.

Sieben Kreuz' er aufgerichtet,
Stationen um zu rasten,
Wenn der Erde Kreuz und Leiden
Scharfen Druckes ihn belasten.

Sieben Engel hat der Milde
Als Geleiter uns gegeben,
Uns zu stärken, uns zu führen
Durch den Tod zum ew'gen Leben;

Sieben Flügel uns verliehen,
Die mit mächtig starkem Zuge
Uns zur lichten Sonne tragen,
Wenn der Staub uns hemmt im Fluge.

Siebenfach sei drum gepriesen,
Der die Gnaden uns ertheilet,
Der mit sieben Sakramenten
Heiligend die Sünder heilet.

Schon im zarten Mutterarme
Naht dem Kindlein Himmelsgnade,
Mild verzeihend, neu es weihend,
In der Taufe heil'gem Bade.

Himmelskraft zum Erdenkampfe,
Helm und Schild zu seiner Schirmung
Reicht die Fülle dann des Geistes
Dem Erstarkten in der Firmung.

Wenn er strauchelt, wenn er stürzet
Von dem Feinde überwunden,
Heilt der Heiland in der Buße
Seines Herzens tiefste Wunden.

Naht erbarmend seiner Hütte,
Wenn ihn Durst und Hunger quälen,
Um, als Speise selbst ihn speisend,
Gott und Menschheit zu vermählen.

Daß er deines Reiches walte,
Daß Verliehene verleihe,
Machst du ihn zu deinem Priester
Durch die heilige Kraft der Weihe.

Harrest seiner am Altare
Bei dem Tausch der Hochzeitringe,
Daß die Ehe gottgesegnet,
Gottgeweihte Blüthen bringe.

Wenn er endlich niedersinket
Von des Todes kaltem Hauche,
Weih'st du ihn mit heil'gem Öle,
Daß er auf zum Leben tauche,

Daß er, eine Himmelsflamme,
Sich zum Himmel auferschwinge,
In dem Chore reiner Engel
Lichtgesänge leuchtend singe.

(Münster'sches Lesebuch.)

51. Adventslied.

„Bereitet den Weg des Herrn!"
(Mark. 1,3.)

Laß erschallen die Posaune,
Sion, sing' ein neues Lied,
Daß das Volk der Heiden staune,
Wenn es deine Freuden sieht!
Denn er kommt, dich zu erlösen,
Der des Friedens Palme trägt,
Sieh, dein König, der die Bösen,
Sion, dir zu Füßen legt!

Sion, eile ihm entgegen,
Auserwählte Tochter du!
Sieh, dein König spendet Segen,
Wendet dir sein Antlitz zu;
Will in dir sein Reich begründen,
Seiner Ehre Herrlichkeit;
Sion, laß dich würdig finden,
Halt dem Herrn dein Herz bereit!

Komm, o König, Fürst des Lebens,
Kraft der Seele, süßes Licht!
Keiner seufzt nach dir vergebens;
Komm, o Herr, und säume nicht!
Gieße deinen Segen nieder,
Pflanze deinen Friedensbaum.
Sammle deine Heerde wieder,
Herrsche durch den Weltenraum!

Berg' und Hügel werden schallen
Hoch empor vom Lob des Herrn;
Aus den Wäldern wiederhallen
Wird sein Name weit und fern.
Denn es ist der Herr des Lichtes
Der Ersehnte aller Welt,
Der Vermittler des Gerichtes,
Der das Reich des Heils bestellt.

Jauchz', o Erde, jauchz', o Sonne!
Menschen, rühmet sein Gebot!
Ewig währt die neue Wonne;
Denn sie kommt vom starken Gott.
Erde, eb'ne deine Höhen,
Finsternisse, werdet Licht,
Blinde, kommt, den Herrn zu sehen,
Stumme, jauchzt und schweiget nicht!

(Bone's Cantate.)

52. Huldigung dem Jesuskinde.

„Ich verkündige euch eine große Freude; denn heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!"
(Luk. 2, 10 u. 11.)

Erde, singe,
Daß erklinge
Laut und stark dein Jubellied!
Himmel alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes freudig mit!
Singt ein Loblied eurem Meister,
Preis't auch ihr ihn, Himmelsgeister!
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!

Der das Leben
Euch gegeben
Und unsichtbar euch erhält,
Der euch führet,
Euch regieret,
Tritt heut sichtbar in die Welt;
Aber, statt auf goldnen Thronen,
Will in niedrem Stall er wohnen
Eine Krippe, arm und klein,
Schließt ihn ein!

Daß die Erde
Schöner werde,
Stieg er von dem Himmelszelt;
Uns vom Bösen
Zu erlösen,
Kam als Kind der Herr der Welt,
Daß die Schöpfung sich verkläre,
Ward er selbst uns Licht und Lehre.
Drum ihr all', die ihr ihn schaut,
Preis't ihn laut!

Weht, ihr Winde,
Weht dem Kinde
Lob und Dank und Jubel zu;
Bringt ihm, Lüfte,
Blumendüfte,
Schmückt mit Blüthen seine Ruh;
Wehet leise, säuselt linde,
Bald ja droht dem Gotteskinde
Auf der Schädelstätte Höh'n
Sturmesweh'n!

Meereswellen,
Ström' und Quellen,
Bringt ihm euern Jubel dar;
Grüne Wälder,
Au'n und Felder,
Schmückt des Neugebornen Haar;
Kränzt mit Blumen seine Wiege,
Daß er weich gebettet liege,
Bis die Dornenkron' ihn drückt,
Blutig schmückt!

Mond und Sonne,
Gießt mit Wonne
Euer Licht in diesen Stall;
Himmelssterne,
Nah und ferne,
Sendet euren schönsten Strahl;
Bald ja werdet trüb ihr trauern,
Wenn am Kreuz in Todesschauern
Seiner Augen Himmelslicht
Sterbend bricht!

Kreaturen
Auf den Fluren,
Huldigt ihm mit Jubelruf;
Ihr im Meere,
Preis't die Ehre
Dessen, der aus nichts euch schuf!
Was auf Erden ist und lebet,
Was in hohen Lüften schwebet,
Lob' ihn; er haucht ja allein
Leben ein!

Erdensöhne,
Freudentöne
Bringt dem Kinde nah und fern;
Singet Lieder,
Knieet nieder
An der Krippe eures Herrn!
Wer kann seine Lieb' ergründen?
Ach, zur Sühnung unsrer Sünden,
Trug er unsre Schmach und Noth
Bis zum Tod!

Nationen,
Die da wohnen
Auf dem weiten Erdenrund:
Lob laßt schallen,
Denn mit allen
Schloß er den Erlösungsbund;
Um uns alle zu erretten,
Trug er selber unsre Ketten,
Ging durch Tod die Himmelsbahn
Uns voran!

All' drum singet,
Daß erklinget
Laut ein allgemeines Lied;
Wesen alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes jubelnd mit;
Singt ein Danklied eurem Meister,
Preis't auch ihr ihn, Himmelsgeister,
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!

(Cardinal Joh. v. Geissel.)

53. Der Hirtenknabe von Bethlehem.

„Und du, Bethlehem im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Häuptern Judas; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren wird.“ (Matth. 2, 6.)

In jener Nacht, die den ewigen Tag
Uns gab und mit Licht die Welt erfüllt,
Wo noch in arme Windeln gehüllt,
Zu Bethlehem der Erlöser lag:
Da kamen, gerufen vom Gloria
Des Engelchores, aus Wald und Feld
Die Hirten zu seiner Wiege heran,
Und fanden sie wunderbar erhellt,
Und schauten, glaubten und beteten an.
Und als die Sonne hernieder sah,
Da brachten der Jungfrau, die ihn gebar,
Die Hirten erquickende Früchte und Trauben,
Und andere ländliche Gaben dar.

Ein Hirtenknabe war dabei,
Ein armer Waise aus Bethlehem,
Der hatte nichts von alle dem,
Als auch das Herz voll Lieb' und Glauben.
Um diese Liebe doch zu erweisen,
So blies er der Jungfrau, dem göttlichen Kind,
Dem frommen Pfleger treugesinnt,
Auf seiner Schalmei andächtige Weisen.
So kam er jeden Morgen wieder,
Und spielte in Demuth auf ländlichem Rohr
Dem Kind und den heiligen Eltern vor,

Und war durch seine kunstlosen Lieder
Und durch den Schmuck bescheidener Sitten
An jedem Tage dort wohlgelitten.

Doch als er eines Morgens kam
Und sich der Hütte nahte, vernahm
Er ein Geräusch von Knechten und Rossen,
Und fand sie geziert mit Prachtgewanden
Und reichen Stoffen aus Morgenlanden,
Und vor dem Kinde drei Männer knie'n,
Von purpurnen Königsmänteln umflossen;
Die brachten anbetend ihm Gold und Rubin
Und Weihrauch und duftende Myrrhen dar.
Kaum ward der Knabe die Pracht gewahr,
So blieb er, schüchtern, bescheidentlich,
Mit seiner Schalmei von ferne stehn,
Anstaunend die Fremden, und scheute sich,
In die glanzerfüllte Hütte zu gehn.

Allein die heilige Mutter des Herrn
Bemerkte den armen Knaben von fern,
Und rief ihn zu sich herein durch's Gedränge
Der ihr gehorsam ausweichenden Menge,
Und sprach zu ihm leutselig und hold:
Die Liebe nur giebt Werth dem Gold,
Das uns die Andacht der Könige beut,
Und diese Liebe hast auch du!
Drum spiele, wie sonst dein Lied auch heut,
Wir hören dir mit Freuden zu.

Der Knabe darauf ergriff die Schalmei,
Und blies sein Liedchen muthig und frei,
Und unter den Fremden erhob sich kein Spott,
Die fromme Weise des Knaben zu höhnen;
Es lächelte selbst der kindliche Gott
Aus seiner Wiege den freundlichen Tönen.

(Eduard v. Schenk.)

54. Zum Aschermittwoch.

„Gedenke, Mensch, dass du Staub bist und in Staub zurückkehren wirst!"
(Die Kirche am Aschermittwoch.)

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Die Augen starr, die Ohren taub,
Ohn Leben und Gebehrden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Denn Reich und Arm wird Todesraub
Nach Freuden und Beschwerden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Wie von dem Baum verdorrtes Laub,
So sinkst du hin zur Erden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Dein Leib wird der Verwesung Raub,
Und Erde kommt zu Erden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Doch wird dein Geist des Todes Raub
In Ewigkeit nicht werden.

Drum sorg', o Mensch, dass wenn der Leib
Nun wird in Staub zerfallen,
Die Seele doch gerettet bleib',
In's Paradies zu wallen.

(W. Smets.)

55. Passionslied.

„Es ist vollbracht."
(Joh. 19, 30.)

Dein Leiden, Herr, dein Sühnungstod,
Spricht aus den Wunden blutigroth,
Die du für uns empfingst,
Als in dem dunkeln Erdenthal,
In Angst und Noth, in Durst und Qual,
Am Kreuzesstamm du hingst.

Die Hände, die so mild und gut
Oft auf der Kinder Haupt geruht,
Nur segnend immerdar,
Sie wurden dir, o Gotteslamm
Geheftet an den Kreuzesstamm
Mit scharfem Nägelpaar.

Die Füße, die gewandelt nur
Des Wohlthuns und des Lichtes Spur,
Und auf empörter See,
Die hat der Frevler blut'ge Hand
Durchbohret und an's Kreuz gebannt
In unnennbarem Weh.

Die Seite, drin dein heil'ges Herz
Geschlagen für der Menschheit Schmerz
Und für ihr ew'ges Gut,
Die ward durchstoßen mit dem Speer,
Und Blut und Wasser floß daher,
Als Sühn- und Gnadenfluth.

So spricht dein Leiden und dein Tod,
Herr, aus den Wunden blutigroth,
Die du für uns empfingst.
Gib Gnad' uns, daß vergebens nicht,
Die Welt zu retten vom Gericht,
Zum Kreuzestod du gingst.

(W. Smets.)

56. Osterlied.

„Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten: er ist auferstanden und ist nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten."
(Mark. 16, 6.)

Seele, dein Heiland ist frei von den Banden
Glorreich und herrlich vom Tode erstanden;
Freue dich, Seele, die Hölle erbebt,
Jesus, dein Heiland ist Sieger und lebt!

Freue dich, Seele, die Hölle erlieget,
Sünden und Satan und Tod sind besieget;
Der im Triumphe vom Grab' sich erhebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Fasse dich, Seele, sei tapfer im Streite,
Jesus ist mit dir und kämpft dir zur Seite;
Zage nicht, wenn auch der Tod dich umschwebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Hast du denn standhaft mit Jesus gestritten,
Hast du den Tod, wie dein Jesus, gelitten:
Traue, daß Jesus vom Grabe dich hebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

(Bone's Cantate.)

57. Am Feste Christi Himmelfahrt.

„Und der Herr Jesus, nachdem er mit ihnen geredet hatte, wurde in den Himmel aufgenommen und sitzet zur Rechten Gottes."
(Mark. 16, 19.)

Ihr Christen! hoch erfreuet euch,
Auffährt der Herr zu seinem Reich;
Sein Werk auf Erden ist vollbracht,
Zerstöret nun des Todes Macht.

Er hat die Welt mit Gott versöhnt,
Und Gott hat ihn mit Preis gekrönt,
Der Vater den geliebten Sohn
Gesetzt zur Rechten auf den Thron.

Er herrscht in alle Ewigkeit
Und schützet seine Christenheit.
Ihr Haupt er ist, lobsinget ihm
Mit Cherubim und Seraphim!

O Gottessohn! nur dir allein
Soll unser Dienst gewidmet sein;
Denn du erwarbst am Kreuz uns Heil,
Gibst uns an deiner Glorie Theil.

Nach treu vollbrachtem Pilgerlauf
Nimmst du uns in den Himmel auf,
Hältst uns die Stätte schon bereit,
Wo wir dich schau'n in Ewigkeit.

Laß suchen uns, was droben ist,
Wo du, erhöhter Heiland, bist,
Und deinem Beistand stets vertrau'n,
Bis wir verklärt dein Antlitz schau'n.

All' unsre Hoffnung ruht auf dir;
Dir leben und dir sterben wir.
Laß dann uns bei dir, bei dir sein,
Um ewig dich zu benedei'n!

(Nach d. Trier. Gesangb. — Köln. Leseb.)

58. Veni Sancte Spiritus.

„Und ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er wird bei euch bleiben und in euch sein.“ (Joh. 14, 16. u. 17.)

Komm', o heil'ger Geist, und wehe,
Send' uns von der Himmelshöhe
Deines Lichtes heil'gen Strahl;
Komm', o Vater du der Armen,
Gabenspender voll Erbarmen,
Füll' die Herzen allzumal!

Du, o süsser Gast der Seele,
Salbest sie mit Himmelsöle,
Fächelst linde Ruhe ihr;
Labsal in des Lebens Mühen,
Kühlung in des Kampfes Glühen,
Trost im Weinen ist bei dir.

Zünd' in deiner Gläub'gen Herzen
Deines Glanzes helle Kerzen,
Sel'ges, wonnevolles Licht!
Nichts ist in der Menschenseele
Ohne Irrthum, ohne Fehle,
Wenn dein Anhauch ihr gebricht.

All was unrein ist, das wasche,
Feuchte an, was dürr wie Asche
All was wund ist, mache heil;
Alles Starre beug' gelinde,
Was erkaltet ist, entzünde,
Das Verirrte lenk' zum Heil.

Geuss von lichten Himmelsauen
In uns, die dir gläubig trauen,
Siebenfalt'gen Gnadenstrom;
Gib der Tugenden Vollendung,
Gib des Todes sel'ge Wendung,
Ew'ges Fest im ew'gen Dom! Amen.

(M. v. Diepenbrock.)

59. Zum Feste der allerheiligsten Dreieinigkeit.

Der heilige Augustinus.

„Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes: und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe: und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“ (Matth. 28, 19. u. 20.)

An dem Meeresufer ging
Augustinus einst lustwandeln,
Mit den höchsten Gegenständen
Sich beschäft'gend in Gedanken.
Was er sinnt, blieb unergründlich
In dem endlichen Verstande:
„Wie in Gott ein einig Wesen
Drei Personen doch umfange.“ —

Als er kühn hierüber grübelnd
Seinen Blick zur Seite wandte,
Sah er einen Knaben sitzen
Neben sich im Meeressande.
Eine Muschel in dem Händchen
Sitzt der Knabe unverwandten
Blick's und schöpfet emsig Wasser
Aus des Meeres stillem Rande.

„Kind!“ spricht Augustin, was machst du
Hier allein am öden Strande?
Ich besorge, daß zu Hause
Dich vermissen die Verwandten!
„„Nicht umsonst,““ versetzt der Kleine,
„„Bin ich hier; bin hergegangen,
Um das grenzenlose Meer
In dies Grübchen einzufangen!““ —
„Spare Kind!“ sprach Augustinus,
„Dir die Mühe; dein Verlangen
Ist unmöglich! Wenn du schöpftest
Bis Jahrtausende vergangen,
Bringst du doch, das große Meer
Auszuschöpfen, nie zu Stande!“
Drauf der Knabe: „„Ganz wie ich,
Vater! scheint ihr mir zu handeln,
Wenn ihr euch, das Wesen Gottes
Zu ergründen, unterfanget;
Denn so wenig ich das Meer
In dies Grübchen hier im Sande
Schöpfen kann mit meiner Muschel,
Schöpfte ich auch noch so lange, —
Werdet ihr das ew'ge Wesen
Gottes ohne Maß und Schranken
Je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken!““ —
Augustinus stand verwundert
Und demüthig nun erkannte,
Daß ja Gott nicht Gott sein würde,
Wär' er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
Doch er stand allein am Strande,
Seinen Blicken war's entschwunden,
Als sie höh're Wahrheit fanden.
Seit dem Tag hat Augustinus
So mit Mund als Schrift gestanden:
Sich'rer als Verstehn sei Glauben;
Gott sei nur von Gott verstanden.

(M. v. Diepenbrock.)

60. Am heiligen Frohnleichnamsfeste.

„Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“
(Joh. 6, 56. u. 57.)

Frohe Jubellieder bringen
Wir, o Herr, dir heute dar,
Groß' und Kleine, Arm' und Reiche
Drängen sich um den Altar.
Mächtig klingen Orgeltöne,
Festlich hallt der Glocken Klang,
Mächtiger und feierlicher
Töne unser Lobgesang.

Tempel und Altäre zieren
Frische Blumen, junges Laub;
Schöner, herrlicher uns schmücke,
Reiner Sinn und frommer Glaub'.
Wie des Weihrauchs Duftgewölke
Lieblich steiget himmelwärts,
So erhebe rein und freudig
Sich zum Himmel jedes Herz.

Was der Herr im Kreis der Jünger
Einst befahl in jener Nacht,
Feiert heute seine Kirche
Mit Triumph und Siegespracht.
Und es ehren ganze Völker
Jesum mit gebog'nen Knien,
An des Altars Stufen legen
Könige die Kronen hin.

Brodsgestalten ihn verbergen,
Dem die ganze Welt sich neigt,
Der als wahrer Mensch an Gottheit
Dem allmächt'gen Vater gleicht.
Um mich Armen zu beschenken,
Weilt der Allerreichste hier,
Um den Schwachen zu erquicken,
Nahet sich der Stärkste mir.

Unsrer Seele schwerste Krankheit
Heilt als Arzt er voll Geduld,
Schenkt in diesem Liebesbunde
Uns als Mittler Gottes Huld,
Scheuchet unsres Geistes Blindheit
Durch des ew'gen Wortes Strahl,
Reicht als König Feierkleider
Uns zum großen Hochzeitmahl.

Wenn beim Schluß des Pilgerlebens
Alles uns verläßt und flieht,
Dient als Wegzehr diese Speise,
Die den Geist zum Himmel zieht,
Ist, wenn mit dem bittern Tode
Unser Leben liegt im Streit,
Keim zur sichern Auferstehung
Pfand zu der Unsterblichkeit.

Darum preiset das Geheimniß, —
Dessen Stiftung kund gethan
Des Erlösers höchste Liebe:
Jubelt, jauchzet himmelan!
Angestimmt von allen Zungen,
Bringet seiner Majestät
Laut in Psalmen Huldigungen
Und des Herzens Dankgebet!

(Nach d. Trier. Gesangb. — Köln. Leseb.)

61. Petrus und Paulus*).

(29. Juni.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jung warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten, und dich führen, wohin du nicht willst."
(Joh. 21, 18.)

Wer hätte sie nicht mögen sehn
Durch Roms gedrängte Straßen gehn,
Die größten aus der heil'gen Schaar,
Gefesselt das Apostelpaar!

Gewandert durch die halbe Welt
Hat jeder seine Bahn erhellt;
Von Wundern zeuget Land und Meer,
In Wundern wächst die neue Lehr.

Vollendet ist nach Gottes Rath
Der beiden Männer Lebensthat;
Sie stehn am neuen Davidsthron,
Bald stürzt das große Babylon!

Jerusalem, du Stadt des Herrn,
Wie stießest du das Heil so fern!
Verjünge, Rom, den Herrscherglanz,
Dir blüht ein neuer Hirtenkranz!

Du träumtest längst von Ewigkeit,
Sieh deinen Sturz, sieh neue Zeit!
Du kennst nicht deinen morschen Sinn,
Nicht deiner Ehre Anbeginn.

Die beiden Christen, die du dort
Wie Frevler führst zu Blut und Mord,
Sie sind die Pfeiler deines Ruhms,
Die Leuchter deines Heiligthums.

Sie hören schweigend Hohn und Spott,
Ihr Auge spricht vom nahen Gott;
Schon steht ihr Geist am Himmelsthron,
Da preisen sie den Menschensohn.

Am Tiber trennet sich ihr Gang,
Der Abschied ist wie Grußgesang;
Der Himmel glänzt wie Morgenroth,
Zum Leben ruft's und nicht zum Tod.

Und Paulus wird vom Schergenchor
Zum Bürger-Richtplatz vor dem Thor
Hinausgeführt, nach Römerrecht,
Dort sprach er zu dem Henkersknecht:

„Mit Blindheit schlug mich einst der Herr
Mit neuem Lichte lohnte er;
Ich selbst verbinde mein Gesicht,
Mich ruft der Herr zum höchsten Licht."

Und nieder kniet' er, und verband
Sich selbst die Augen, hob die Hand,
Als wollt' er künden Gottes Wort —
So traf sein Haupt des Schwertes Mord.

Wo ist der Fels, das Säulenthor?
Der starke Hirt, den Gott erkor?
In Mitte Roms, da steht sein Thron,
Da wird ihm seine Marterkron.

Vom Hügel ragt ein Kreuzesstamm;
So starb das ew'ge Opferlamm!
Ich bin, sprach Petrus, des nicht werth,
Den Jünger kreuzigt umgekehrt!

Und zu der Erde hängt sein Haupt,
Sein Haar bluttriefend und bestaubt;
Sein Auge schaut zum Meister auf,
Dorthin ist seines Geistes Lauf.

(Bone.)

62. Mariä Himmelfahrt.

(15. August.)

„Eines nur ist nothwendig. Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden."
(Luk. 10, 42.)

Maria, sel'ge frohe,
Du mildes Mutterherz,
Sieh' auf mich her, du Hohe,
Ich sehe himmelwärts.

Du hast für mich gelitten
Bei deines Sohnes Tod:
Du wollest für mich bitten
Bei dein und meinem Gott.

Du hast ihn mir geboren,
Zur Weihnacht mir geschenkt;
Ich hab' ihn oft verloren,
Und öfter noch gekränkt.

Die Welt spricht zu den Sinnen,
Die Sinne hörens gern;
Mein Denken, mein Beginnen
Hält mich von dir so fern.

---

*) Petrus und Paulus starben an einem und demselben Tage zu Rom den Martertod, im Jahre 66 n. Chr. Petrus wurde auf einem Hügel innerhalb der Stadt Rom gekreuzigt und zwar auf sein Begehren mit dem Haupte nach unten. Paulus wurde vor der Stadt mit dem Schwerte enthauptet.

Doch ist mir etwas blieben
Im tiefsten Herzen drin,
Das will so gern dich lieben,
Das zieh' doch zu dir hin;

Maria, das vermehre,
Das läut're, stärke du,
Daß es die Welt nicht störe,
Daß es dir schwebe zu.

O, zieh' mich näher, näher,
Durch Freude und durch Harm,
Und heb' mich höher, höher
Mit treuem Mutterarm.

O, nimm mich zum Geschenke,
So unwerth ich auch bin,
Maria, und dann lenke
Dein Kind zum Vater hin!

(Luise Hensel.)

63. Ave Maria.

„Gegrüsst seist du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern!" (Luk. 1,28.)

Der uns leiden gelehrt und Feinde segnen
Und auch lächeln der Schmach im Dornenschmucke,
Hat die Seinen ermahnt zu beten: „Vater
Unser im Himmel,
Sei geheiligt dein Name, wie dort oben
Auf der Erden erfüllt dein Wille, gib uns
Unser tägliches Brod, vergib die Schuld uns,
Wie wir vergeben,
Führ uns nicht in Versuchung, doch erlös' uns
Von dem Uebel!" — so sprach der Held des Lebens;
Für die Stunde des Todes gab er keine
Bitte den Seinen. —
Als der Jünger verwaiste Schaar Marien's
Sterbelager umstand, der Gottesmutter;
Ohne Zagen und Kampf verschied die Fromme,
Seligen Lächelns:
Da den himmlischen Gruss des Engels fügten
Zum Gebete des Herrn gerührt die Jünger:
„In der Stunde des Todes bitte für uns,
Ave Maria!"

(Apollonius von Maltitz.)

64. Am Feste der heiligen Schutzengel.

„Wer eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde. — Sehet zu, daß ihr keines dieser Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." (Matth. 18, 6. u. 10.)

Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durch's Thal der Mängel;
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig sein,
Daß ich stündlich besser werde,
Nie mich darf ein Tag gereu'n!

Sei zum Kampf an meiner Seite,
Wenn mir die Versuchung winkt;
Steh mir bei im letzten Streite,
Wenn mein müdes Leben sinkt!

Sei in dieser Welt voll Mängel
Stets mein Freund, mein Führer hier;
Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!

(Lesb. v. Büscher u. Grönings.)

65. Am Feste Allerheiligen.

(1. November.)

„Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist gross im Himmel.“
(Matth. 5, 12.)

Droben in des Himmels Hallen,
In der Sel'gen Licht und Glanz,
Wo der Engel Chöre schallen
Schmücket euch der Palmenkranz.
Auserwählte, eure Leiden
Krönen jetzt des Himmels Freuden,
Und an eures Gottes Thron
Erntet ihr der Tugend Lohn!

Hier, in unsern Pilgerhütten,
Hier, im niedern Gräberthal,
Habt auch ihr gewohnt, gelitten
Bittern Kummer, manche Qual.
In des Kampfes schwülen Tagen
Habt ihr Jesu Joch getragen;
Drückend war die Bürde, doch —
Süss ist auch des Heilands Joch.

Wer für Gott und Wahrheit lebet,
O! der stirbt im Tode nicht;
Wer nach Recht und Tugend strebet,
Steigt empor von Licht zu Licht.

Was wir Gutes fühlten, dachten,
Was wir Edles hier vollbrachten,
Ist für's Ewige gesä't,
Schein und Erdentand vergeht.

Die ihr jetzt im Schmuck der Krone
Jubelnd Gottes Loblied singt,
Unsre Opfer zu dem Throne
Gott in gold'nen Schalen bringt,
Traget heute unser Sehnen,
Unsrer Liebe heisse Thränen,
Unser Opfer und Gebet
Hin vor Gottes Majestät!

Blickt auf uns von jenen Höhen,
Wo der Strom der Wahrheit quillt,
Wo der Tugend Palmen wehen,
Wo die Gottheit sich enthüllt!
Unser Herz schlägt euch entgegen;
Fleht, dass wir auf Gottes Wegen
Treu, nach eurem Beispiel, gehn,
Einst in eurer Mitte stehn!

(Trier. Gesangb.)

66. Am Allerseelentage.

(2. November.)

„Die Posaune wird erschallen, und die Todten werden unverweslich auferstehen, und wir werden verwandelt werden: denn das Verwesliche muss Unverweslichkeit anziehen, und das Sterbliche Unsterblichkeit.“
(1. Cor. 15, 52. u. 53.)

Ihr Trauernden, stillet die Thränen,
Und hemmet das Jammern und Sehnen!
Wer wollte verzagend erbeben?
Das Grab ist das Thor zu dem Leben.

Mag irdische Hülle zerfallen,
Mag irdische Freude verhallen,
Mag Staub sich gesellen zum Staube,
Hoch über ihm jauchzet der Glaube!

Hoch über dem Glauben da thronet
Das Licht und das Leben, da wohnet,
Vom Leibe des Todes geschieden,
Der Jünger des Herren im Frieden.

Da scheiden nicht bittere Schmerzen
Die heilig verbundenen Herzen;
Was hier heil'ge Liebe vereinet,
Ihr droben verkläret erscheinet.

O lasst uns die Häupter erheben,
Dem Tode entquillet das Leben;
Erst endet der Schlummer die Sorgen,
Dann folget der ewige Morgen.

(Trier. Gesangb.)

67. Der heilige Karl Borromäus.

(† 4. November 1584.)

Auf dem Schlosse Arona, vierzehn Meilen von Mailand, ward Karl von Borromäus am 2. October 1538 geboren. Seine Eltern erhöhten den Glanz der Geburt durch den Adel ihrer Herzen, durch wahre Frömmigkeit und thätige Liebe gegen die leidenden Mitbrüder, und flössten auch dem Sohne gleiche Gesinnung ein. Sie weihten ihn schon als Kind dem Dienste des Herrn, weil sie unverkennbare Spuren künftiger Heiligkeit an ihm zu bemerken glaubten. Still, ernst, bedächtig war des jungen Karl Wesen; Andacht und Wahrheitsliebe zierten ihn; den Umgang wilder Buben mied er; selbst im Scherze erlaubte er sich keine Lüge. Noch nicht Jüngling, trug er schon das einfache Priesterkleid. Die Einkünfte einer reichen Pfründe,

die ihm sein Oheim Julius Cäsar von Borromäus überlassen, vertheilte er, nach Abzug der für seine wissenschaftliche Ausbildung nöthigen Summen, gewissenhaft zu milden Zwecken.

Obschon umgeben von lockenden Versuchungen, von bösen Beispielen angereizt, bewahrte der Jüngling Tugend und Unschuld. Rauschende Gesellschaften floh er und zog den wilden Freuden die stille Zurückgezogenheit vor, worin er sich mit den Wissenschaften und seinen ewigen Angelegenheiten beschäftigte. Viele Stunden des Tages und der Nacht wusste er für Gebet und Betrachtung zu erübrigen. Dem Beispiele seiner gottesfürchtigen Eltern folgend, empfing er jede Woche die heilige Kommunion. So gewaffnet durch Wachsamkeit und Gebet, so unterstüzt durch des Höchsten Beistand, bot Karl dem Himmel und der Erde die erquickliche Erscheinung eines musterhaften Jünglings mit gesundem Körper und gesunder Seele dar. Nach Beendigung seiner Studien wurde er in Anerkennung seiner rühmlichen Fortschritte mit der Doktorwürde beehrt. Als er auf dem väterlichen Schlosse Arona weilte, um fern von dem Geräusche und den Störungen der Stadt in ländlicher Einsamkeit sich der stillen Einkehr in sein Inneres zu weihen und sich würdig zum geistlichen Stande vorzubereiten, starb im Jahre 1555 Papst Paul IV., und der Cardinal von Medicis, Karls Oheim, bestieg als Pius IV. den erledigten heiligen Stuhl. Karl aber verlor seinen Gleichmuth nicht, keine eigennützige Freude gewahrte man an ihm; er begab sich auf die Nachricht in die Kirche, um zu beten, ohne Zweifel für den hohen Verwandten, auf dessen Schultern so grosse Pflichten und Verantwortungen ruhten, und für sich, der nun wohl nicht hoffen durfte, von Würden und Bürden verschont zu bleiben.

Nach Rom berufen, ward er, obschon erst 23 Jahre alt, zum Cardinal und bald darauf zum Erzbischof von Mailand erhoben; seine Tugend und sein gereifter Charakter hatten das Alter ersetzt, welches in gewöhnlichen Fällen bei so hohen Würden mit Recht vorgeschrieben ist. Pius IV. schenkte ihm sein volles Zutrauen, übergab ihm die wichtigsten Ämter, die Borromäus mit Ruhm und Gewissenhaftigkeit verwaltete. Trotz der Gunst seines Oberhauptes, trotz des hohen Ranges, den er einnahm, blieb Karl einfach, bescheiden und demüthig, ja! seine Lebensart wurde um so strenger und mässiger, je mehr Mittel er bekam, zu glänzen und zu geniessen. Hohe Weisheit bekundete seine ganze Verwaltung, der er unermüdet seine Kräfte widmete, ohne dem Gebete und der Betrachtung die nöthige Zeit zu entziehen.

Der Aufenthalt zu Rom wollte ihm indess nicht zusagen; denn die Überladung mit Geschäften hinderte die Geistessammlung, deren tiefe Gemüther nicht wohl entbehren können. Dann erregte es ihm auch Gewissensbedenken, von der ihm anvertrauten Heerde fern zu sein und einem Andern das Hirtenamt überlassen zu müssen. Der schon im Alter vorgerückte Papst glaubte aber, Karls Beistand zum Wohle der ganzen Kirche nicht entbehren zu können, und in der That hat dieser auf die so sehr wünschenswerthe und glückliche Beendigung der oft unterbrochenen Kirchenversammlung zu Trient (1563), auf die Verbesserung der Kirchenzucht, auf die Errichtung der Priester-Seminarien und auf die Herausgabe des tridentinischen Katechismus wohlthätigen Einfluss geübt und so den wahren Glauben und die reinen Sitten auf das thätigste gefördert.

Wie freute sich der Heilige, als es ihm nach einem Aufenthalte von sechs Jahren in dem Mittelpunkte der christlichen Welt gelang, die Hindernisse zu beseitigen, die ihn von seiner Heerde fern gehalten hatten! Jubelnd empfing Mailand seinen Oberhirten, der sich bei seiner Ankunft zuerst nach der Kathedrale begab, um vor Allem seinem Wirken durch Gebet die Weihe zu ertheilen und segnend seine Hände über die ihm übergebene Gemeinde auszubreiten; dann erst trat er in seinen Palast. Sein Erzbisthum zählte 600,000 Seelen, 800 Pfarren und 150 Klöster; aber doch war in seinem ganzen Sprengel kein Ort und keine Kirche, die er nicht besuchte. Wie un-

gebahnt auch die Wege, wie empfindlich Hitze und Kälte sein mochten, er setzte seine Reise nach entfernten Orten, wozu er jährlich drei Monate bestimmte, nicht aus. Er bestieg mit seinem Stabe und einem Bündel auf dem Rücken Gebirge, auf welchem kein Lastthier sicher einherschreiten konnte, und stiess zuweilen auf Stellen, wo er kriechen oder des Steigeisens sich bedienen musste. Wohlgemuth ass er dann mit den dürftigen Bergbewohnern Kastanien und Milch und überliess bessere Speisen seinen Gefährten. An seine Schritte war der Segen des Herrn gebunden. Durch Herzlichkeit gewann er die Herzen; der Macht seiner Liebe vermochten selbst die Härtesten und Verstocktesten nicht zu widerstehen, und so hat er Unzählige in die Arme des Glaubens und der Tugend zurückgeführt.

Auch in seinem häuslichen Leben ging er Allen mit dem rühmlichsten Beispiele voran, und sein ganzes Haus musste in seine Fussstapfen treten. Nur bewährte Diener, welche Fleiss mit Frömmigkeit vereinten, nahm er in seine Wohnung. Wer sich nicht erprobte, wurde entlassen. Der Tag ward mit dem Morgengebete und Absingen von Psalmen begonnen, woran der Erzbischof sich betheiligte. Er nahm mehre Jahre lang an der Tafel seiner Hausgenossen Platz und zog sich nur zurück, um eine strengere Lebensart zu wählen. Später fastete er jeden Tag bei Wasser und Brod und machte nur an Sonn- und Festtagen eine Ausnahme, an welchen er Gemüse oder Früchte genoss. Nie fand man den Erzbischof müssig. Alle seine Zeit war ernsten Geschäften gewidmet, und sogar auf seinen Reisen betete oder studirte er. Jeden Morgen, vor Darbringung des heiligsten Opfers, beichtete er, und täglich, selbst wenn er krank war, betete er kniend und mit entblösstem Haupte seine Tageszeiten. Die Einkünfte seines Bisthums vertheilte er gewissenhaft: einen Theil an Arme, den zweiten zur Unterhaltung der Kirchen und den dritten zu eigenen nöthigen Ausgaben. Sein sonstiges Vermögen verwandte er entweder zu frommen Stiftungen, besonders zur Gründung von Seminarien, deren er fünf in seinem Erzbisthume errichtete, oder er linderte mit demselben die Noth der leidenden Menschheit. Die schönsten Triumphe feierte seine Liebe, als im Jahre 1576 eine wüthende Pest zu Mailand ausbrach. Jetzt war seinem himmlischen Sinne der schönste Wirkungskreis geöffnet; da zeigte er, was die durch Glauben entflammte christliche Liebe, und nur sie, vermag.

„Nie verlass' ich meine Heedre!
Ihr habt weiter keine Pflicht;
Eilt und rettet euer Leben:
Ich verlasse Mailand nicht!“

Muthig sprach es Borromäus,
Erzbischof und Cardinal,
Als die Pest zusammenraffte
Opfer ohne Zahl und Wahl.

Wie ein off'nes Grab voll Schrecken,
Still und leer und angstumspannt
Lag die Stadt, wer fliehen konnte,
Floh wie aus des Todes Hand.

Thüren, Fenster sind verschlossen,
Mütter grau'n vor ihrem Kind;
Rasselnd eilen Leichenwagen,
Bis sie voller Todten sind.

Dann ist wieder alles stille,
Nur durchseufzt vom Sterbeton;
Wer gesund noch war am Morgen,
Ist am Abend Leiche schon.

Aber ohne Furcht des Todes,
Unermüdlich, stets gefasst,
Eilet durch die öden Strassen
Borromäus ohne Rast.

Geht vom Morgen bis zum Abend,
Ganze Nächte wandert er,
Geht von Haus zu Haus und tröstet,
Hilft und stärkt durch That und Lehr'.

In der Armuth dumpfen Hütten,
Zwischen Sterbenden er weilt,
Denen er die Sacramente,
Auch die beste Pfleg' ertheilt.

Alles hat er hingegeben,
Zum Spitale ward sein Haus,
Froh entzieht er sich die Speisen,
Theilet sie den Armen aus.

Müde kommt an einer Hütte
Einst vorbei er, Abends spät,
Hört ein Klagen, blickt durch's Fenster,
Sieht den Kranken ohne Bett, —

Eilt nach Hause, will nicht ruhen,
Nimmt das seine, trägt es fort
Selber auf den müden Schultern
In der Armuth Jammerort, —

Legt den Kranken tröstend nieder,
Fachet seinen Glauben an,
Spendet ihm die Sacramente,
Wartet seiner liebreich dann.

Das ist eine Hirtentreue,
Die der Himmel nicht vergisst,
Die für alle auf der Erde
Ewig ein Exempel ist!

Obschon nun der Erzbischof, wie es scheinen möchte, den höchsten Grad der uns Menschen unter dem göttlichen Beistande möglichen Vollkommenheit erreicht hatte, so war er doch selbst ganz anderer Meinung, hielt sich

in seiner hohen Demuth für einen grossen Sünder, suchte immer mehr alles Irdische von sich abzulösen und die Sinnlichkeit ganz zu ertödten. Am 24. October 1584 befiel ihn ein sehr heftiges Fieber, und die Krankheit erreichte einen so bedenklichen Grad, dass die Ärzte das nahe Ende ankündigten. Mit Sehnsucht und Freude verlangte der Heilige die Sterbesacramente und schmückte sich mit seinen bischöflichen Kleidern, um seine innere Hochachtung gegen die heiligen Geheimnisse auch äusserlich an den Tag zu legen. Dann liess er sich aus der Leidensgeschichte vorlesen und hörte mit Thränen in den Augen zu, segnete die Anwesenden, heftete seine Augen auf das Crucifix, das er in den Händen hielt, lächelte und verschied in der Nacht vom 3. auf den 4. November mit den Worten: „Sieh, ich komme!"

Allgemeine Trauer herrschte in Mailand, als hätte jede Familie den Vater verloren; am lautesten äusserten ihre Theilnahme die Armen, die Wittwen und Waisen. Der Statthalter und der ganze Adel begaben sich in die erzbischöfliche Wohnung, um ehrfurchtsvoll die Leiche des Heiligen zu küssen, und die Bestattung glich einem Triumphzuge. Auf seiner Gruft in dem durch ihn verschönerten Dome zu Mailand geschahen mehrere Wunder, so dass Paul V. im Jahre 1610 den grossen Kirchenfürsten unter die Heiligen versetzte und ihn mit vollem Rechte in der Heiligsprechungs-Urkunde „einen Martyrer der Liebe, ein leuchtendes Muster für Hirt und Heerde und einen Engel in Menschengestalt" nannte.

68. Die Liebe.

„Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und alle Geheimnisse wüßte und alle Wissenschaft besäße, und wenn ich allen Glauben hätte, so daß ich könnte Berge versetzen, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Güter an die Armen vertheilte und meinen Leib hingäbe zum Verbrennen, hätte aber die Liebe nicht, so hälfe es mir nichts. Die Liebe ist geduldig, ist milde; die Liebe neidet nicht; sie thut nicht unbescheiden, blähet sich nicht auf; sie ist nicht ehrsüchtig, sie suchet nicht das Ihrige; sie läßt sich nicht erbittern; sie denkt nichts Arges; sie hat nicht Freude am Unrecht, aber sie freut sich der Wahrheit; sie erträgt alles; sie glaubt alles; sie hofft alles; sie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf, wenn auch aufhören die Weissagungen, und die Sprachen ein Ende nehmen, und die Wissenschaften verschwinden. Denn unvollkommen ist unsere Wissenschaft, und unvollkommen unsere Weissagung; wenn aber herankommt das Vollkommene, dann schwindet das Unvollkommene. Als ich Kind war, redete ich wie ein Kind und urtheilte wie ein Kind; als ich aber Mann ward, legte ich ab, was des Kindes war. Jetzt sehen wir wie durch einen Spiegel in dunkelm Bilde, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich nur stückweise, einst aber werde ich erkennen, so wie ich erkannt bin. Hienieden bleiben **Glaube, Hoffnung, Liebe,** diese drei; die größte aber unter ihnen ist die **Liebe.**" (1 Cor. 13, 1—13.)

Gebete.

1. Morgengebet.

Gelobt seist du, Gott der Macht,
Gelobt sei deine Treue,
Daß ich nach einer sanften Nacht,
Mich dieses Tages freue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr:
Auf dich hofft meine Seele;
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue;

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe;

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Müh' und Arbeit scheue,
Mich gern an And'rer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wann du befiehlst, beschließe.

(Gellert.)

2. Der Engel des Herrn.

Sobald wir nach entschwund'ner Nacht
Durch Gottes Gnade sind erwacht,
So grüßen wir — als Morgenstern
Die Mutter Christi, unsers Herrn,
Die uns der tiefsten Finsterniß
Durch ihn, das Licht der Welt, entriß.
Dann wird ums ganze Erdenrund
Die Christenheit durch Glockenmund
Zu dem Gebete eingeladen:
„Gegrüßt, Maria, voller Gnaden!"

Zu Mittag, wenn die Sonne prangt,
Den höchsten Stand und Glanz erlangt,
So grüßen wir — im Strahlenthron
Die Mutter mit dem Gottessohn,
Die jedem hülfreich sich bezeigt,
Der treu zu ihm gen Himmel steigt.
Dann wird ums ganze Erdenrund
Die Christenheit durch Glockenmund
Zu dem Gebete eingeladen:
„Gegrüßt, Maria, voller Gnaden!"

Wann endlich sich geneigt der Tag,
Auf daß die Schöpfung schlummern mag,
So bringen wir zu bestem Schluß
Der Mutter Christi unsern Gruß,
Die seinethalb auch in der Nacht
Als ihre Kindlein uns bewacht.
Dann wird ums ganze Erdenrund
Die Christenheit durch Glockenmund
Zu dem Gebete eingeladen:
„Gegrüßt, Maria, voller Gnaden!"

(A. Schievenbusch.)

3. Abendgebet.

Herr! Dein Auge geht nicht unter,
Wenn es bei uns Abend wird;
Denn du bleibest ewig munter
Und bist wie ein guter Hirt,

Der auch in der finstern Nacht
Über seine Heerde wacht.
Darum gib uns, deinen Schafen,
Daß wir alle sicher schlafen;

Laß uns dann gesund erwachen,
Wenn es rechte Zeit wird sein,
Daß wir ferner unsre Sachen
Richten dir zu Ehren ein!

Oder hast du, lieber Gott,
Heut bestimmet meinen Tod,
So befehl' ich dir am Ende
Leib und Seel' in deine Hände. Amen.

(K. Neumann.)

Lieder.

1. Der Kinder Liebe zu den Eltern.

1. Meine Eltern herzlich lieben, sollte mir nicht Freude sein? Diese Pflicht sollt' ich nicht üben? :,: Schrieb sie Gott ins Herz nicht ein? :,:

2. Meine guten Eltern sorgen täglich für mein Wohlergeh'n: froh kann ich den neuen Morgen, :,: froh den Abend wiederseh'n. :,:

3. Lernte Gott durch sie erkennen, der die guten Kinder liebt, lernt' ihn meinen Vater nennen, :,: der mir alles Gute giebt. :,:

4. Liebe soll mein ganzes Leben meinen guten Eltern weihn; ihnen Freud' und Dank zu geben, :,: soll auch meine Freude sein! :,: (J. F. Seidl.)

2. Prüfungslied.

1. Feierlich nah'n sich die Stunden der Prüfung uns wieder. Vater, dir tönen aufs neue die kindlichen Lieder! Helleres Licht, Muth zur Erfüllung der Pflicht, strömtest du liebend hernieder!

2. Vater der Liebe, ach könnten wir würdig dich loben! Was uns erfreut und beglücket, das kommt ja von oben; Wohlsein und Kraft, alles, was Segen uns schafft, hast du ins Leben gewoben.

3. Darum sei jetzt von uns allen mit fröhlichen Zungen, Vater und Herr, dir ein herzliches Danklied gesungen, lass uns auch heut' rühmen in herzlicher Freud'! Heil uns, der Fleiss ist gelungen!

3. Lied der Freude.

1. Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; pflücket die Rose, eh' sie verblüht! Man schafft so gern sich Sorg' und Müh', sucht Dornen auf und findet sie und lässt das Veilchen unbemerkt, das uns am Wege blüht. Freut etc.

2. Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt und laut der Donner ob uns brüllt, so lacht am Abend nach dem Sturm die Sonne doppelt schön! Freut etc.

3. Wer Neid und Missgunst sorgsam flieht, Genügsamkeit im Gärtchen zieht, dem schiesst sie schnell zum Bäumchen auf, das goldne Früchte trägt. Freut etc.

4. Wer Redlichkeit und Treue übt und gern dem ärmern Bruder giebt, da siedelt sich Zufriedenheit so gerne bei ihm an. Freut etc.

5. Und wenn der Pfad sich furchtbar engt und Missgeschick uns plagt und drängt, so reicht die Freundschaft schwesterlich dem Redlichen die Hand. Freut etc.

6. Sie trocknet ihm die Thränen ab und streut ihm Blumen bis ins Grab; sie wandelt Nacht in Dämmerung und Dämmerung in Licht. Freut etc.

7. Sie ist des Lebens schönstes Band: Schlagt, Brüder, treulich Hand in Hand! so wallt man froh, so wallt man leicht ins bess're Vaterland! Freut etc.

(H. M. Usteri.)

4. Gesellschaftslied.

1. Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond; es blüht eine Zeit und verwelket, :,: was mit uns die Erde bewohnt. :,:

2. Es haben viel fröhliche Menschen lang vor uns gelebt und gelacht, der Ruhenden unter dem Rasen, :,: sei freundlich und herzlich gedacht! :,:

3. Es werden viel fröhliche Menschen lang' nach uns des Lebens sich freu'n, uns Ruhenden unter dem Rasen, :,: ein bleibendes Andenken weih'n. :,:

4. Wir sitzen so traulich beisammen, wir haben uns alle so lieb, wir heitern einander das Leben: :,: Ach, wenn es doch immer so blieb'! :,:

5. Doch weil es nicht immer so bleibet, so haltet die Freundschaft recht fest; wer weiss denn, wie bald uns zerstreuet :,: das Schicksal nach Ost und nach West! :,:

6. Doch sind wir auch fern von einander, so bleiben die Herzen sich nah, und alle, ja alle wird's freuen, :,: wenn einem was Gutes geschah. :,:

7. Und kommen wir wieder zusammen nach glücklich vollendeter Bahn, so knüpfen ans fröhliche Ende :,: den fröhlichen Anfang wir an! :,: (A. Fr. von Kotzebue.)

5. Lied der Treue.

1. Ein getreues Herz zu wissen, hat des höchsten Schatzes Preis; der ist selig zu begrüssen, der ein solches Kleinod weiss. Mir ist wohl beim höchsten Schmerz, denn ich weiss ein treues Herz.

2. Läuft das Glück auch gleich zu Zeiten anders, als man will und meint; ein getreues Herz hilft streiten wider alles, was uns Feind. Mir ist wohl etc.

3. Sein Vergnügen steht alleine in des andern Redlichkeit, hält des andern Noth für seine, weicht nicht auch bei böser Zeit. Mir ist wohl etc.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke, Geld und Reichthum schnell zerstäubt; Schönheit schwindet bald zurücke; ein getreues Herz das bleibt. Mir ist wohl etc.

5. Ob beisammen, ob geschieden; ein getreues Herz das siegt, giebt sich allezeit zufrieden, stehet auf, wenn's niederliegt. Mir ist wohl etc. (Paul Flemming.)

6. Bundeslied.

1. Brüder, reicht die Hand zum Bunde, diese schöne Freundschaftsstunde führ' uns hin zu lichten Höh'n! Lasst, was irdisch ist, entfliehen; uns'rer Freundschaft Harmonien :,: bleiben ewig fest und schön. :,:

2. Preis und Dank dem Weltenmeister, der die Herzen, der die Geister für ein ew'ges Wirken schuf! Licht und Recht und Tugend schaffen durch der Wahrheit heil'ge Waffen :,: sei uns göttlicher Beruf. :,:

3. Ihr, auf diesem Stern die besten Menschen all' im Ost und Westen, wie im Süden und im Nord! Wahrheit suchen, Tugend üben, Gott und Menschen herzlich lieben, :,: das sei unser Losungswort! :,:

7. Erkenntniss Gottes.

1. Wie selig bin ich, wenn mein Geist hinauf zu Gott sich schwingt und, wenn er seinen Schöpfer preis't, der Engel Werk vollbringt!

2. Wer gleichet Gott, ist so geschmückt mit Herrlichkeit und Licht? Ihr Seraphinen! schaut entzückt sein göttlich Angesicht.

3. Er schuf die Welt, das Werk der Zeit, um nicht für sich allein in grenzenloser Ewigkeit der Selige zu sein.

4. Er spricht ein Wort und schnell umringt den Seligen ein Heer von Seligen, das Lob ihm singt, das niemand zählt, als er.

5. So will es Gott, der mich erschuf: auch ich soll selig sein. Heil, Seele! dir; denn dein Beruf ist Gottes dich zu freu'n.

6. Schon siehst du durch ein dämmernd Licht den Unaussprechlichen; dort wirst du ihn von Angesicht in gröss'rer Klarheit sehn! (J. A. Cramer.)

8. Die drei schönsten Lebensblumen.

1. Was ist das Göttlichste auf dieser Welt? Was hält uns aufrecht im Gewand von Staube? Was ist, das hier schon Engeln uns gesellt? Es ist das Geistigherrlichste, der Glaube! Es ist das Geistigherrlichste, der Glaube! der Glaube! Es ist das Geistigherrlichste, der Glaube!

2. Wodurch sind wir dem Schöpfer selbst verwandt? Wie nennen wir den süssesten der Triebe? Was ist der Zukunft Freuden schönstes Pfand? Es ist des Herzens Seligkeit, die Liebe! Es ist des Herzens Seligkeit, die Liebe! die Liebe! Es ist des Herzens Seligkeit, die Liebe!

3. Was mahnt in Leiden sanft uns zur Geduld? Wodurch sehn wir hier schon den Himmel offen? Was ist des ew'gen Vaters höchste Huld? Es ist der Seele reinste Labung: Hoffen! Es ist der Seele reinste Labung: Hoffen! das Hoffen! Es ist der Seele reinste Labung: Hoffen!

4. O möchten doch durch jeden Lebenskranz sich diese Blumen fromm und freudig winden! In ihrem milden, nie umwölkten Glanz lässt sich das Paradies leicht wieder finden, lässt sich das Paradies leicht wieder finden, leicht finden! lässt sich das Paradies leicht wieder finden!

9. Loblied.

1. Lobet den Schöpfer, dess' Güte stets währet, bringet ihm freudig Anbetung und Dank! Preis't ihn, der alles, was athmet, ernähret, singet ihm, Völker, mit Jubelgesang!

2. Jubel ertönet von lachenden Fluren, lobend ihn, steigen die Sänger empor. Folget, o Menschen, den lobenden Spuren, stimmet mit Jauchzen ins festliche Chor!

3. Ewiglich währet des Ew'gen Ehre, seine Geschöpfe verlässet er nie! Alles fühlt Wohlsein in Lüften, im Meere, täglich versorget, ernähret er sie!

4. Fallet vor ihm, dem Allmächtigen, nieder! preiset ihn, Völker! gehorchet ihm gern! weihet dem Vater Anbetung und Lieder: alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

10. Danklied.

1. Danket dem Herrn! Wir danken dem Herrn; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.

2. Lobe den Herrn! Ja, lobe den Herrn auch meine Seele; vergiss es nie, was er dir Gut's gethan.

3. Sein ist die Macht! Allmächtig ist Gott, sein Thun ist weise, und seine Huld wird jeden Morgen neu.

4. Gross ist der Herr! Ja, gross ist der Herr; sein Nam' ist heilig und alle Welt ist seiner Ehre voll.

5. Betet ihn an! Anbetung dem Herrn, mit hoher Ehrfurcht werd' auch von uns sein Name stets genannt.

6. Singet dem Herrn! Lobsinget dem Herrn in frohen Chören, denn er vernimmt auch unsern Lobgesang. (C. F. W. Herrosee.)

11. O sanctissima.

1. O sanc tis - si - ma, o pi - is - si - ma dul - cis - vir - go Ma - ri - a!
O du Hei - li - ge, du jung - fräu - li - che hol - de - Mut - ter Ma - ri - a!
Ma - ter a - ma - ta in - te - me - ra - ta, sa - lus ti - bi Ma - ri - a!
Se - lig ge - pries' - ne herr - lich - er - wies' - ne, Heil - dir hol - de Ma - ri - a!

2. Du Begnadigte! Du Gesegnete! jauchzen Engel und Hirten; himmlische Lieder tönen hernieder: Heil dir, Mutter Maria!

3. O unschuldige, o geduldige, treue Mutter Maria! Ach in dem Herzen, Leiden und Schmerzen, schwer geprüfte Maria!

4. Treubewährte, hochverklärte, heil'ge Mutter Maria! nun bei deinem Sohne schmückt dich die Krone. Preis dir, Preis dir, Maria!

12. Dem Dreieinigen.

1. Danket dem Schöpfer! gross ist seine Liebe. Väterlich sorget er für seine Kinder. Hoch sei sein Name stets von uns gepriesen! Dank dir, Jehova!

2. Danket dem Heiland! gross ist sein Erbarmen. Brüderlich sorget er für alle Menschen. Folgt seinem Beispiel, helfet auch den Armen! Ehrt den Erlöser!

3. Danket dem Geiste! Preis dem Schirm der Kirche. Gnädiglich wachet er für die Erlös'ten. Horcht seinem Rufe, sterbet ab der Sünde, lebet dem Geiste!

13. Das Kirchlein.

1. Ein Kirchlein steht im Blauen auf steiler Berges Höh', und mir wird beim Beschauen des Kirchleins wohl und weh! Verödet steht es droben, ein Denkmal früher Zeit. :,: Vom Morgenroth gewoben wird ihm sein Sonntagskleid. :,:

2. Und wenn die Glocken klingen im frischen Morgenhauch, dann regt mit zarten Schwingen sich dort ein Glöcklein auch. Es weckt sein mildes Schallen die Vorzeit wunderbar. :,: Zum Kirchlein seh ich wallen der frommen Beter Schaar. :,:

(W. Kilzer.)

14. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle sass ich in süsser Ruh', und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge, es war mir wie ein Traum, die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war, wie lebend; in Trauermelodie, durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein; du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein;

5. Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du, dies Holz im Schooss der Erden ein Schrein zur langen Ruh'."

6. Vier Bretter sah ich fallen, mir ward's ums Herze schwer, ein Wörtlein wollt ich lallen, da ging das Rad nicht mehr. (J. Kerner.)

15. Grabgesang.

1. Wie sie so sanft ruh'n alle die Seligen, zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schleicht! Wie sie so sanft ruh'n in den Gräbern, tief zur Verwesung hinabgesenket!

2. Und nicht mehr weinen hier, wo die Klage schweigt, und nicht mehr fühlen hier, wo die Freude flieht, und von Cypressen sanft umschattet, bis sie der Engel hervorruft, schlummern! (A. C. Stockmann.)

16. Die Auferstehung.

1. Auferstehn, ja, auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'! Unsterblich Leben wird, der dich schuf, dir geben. :,: Halleluja! :,:

2. Tag des Danks! der Freudenthränen Tag! Du meines Gottes Tag! Wenn ich im Grabe genug geschlummert habe, erweckst du mich! :,: Halleluja! :,:

3. Wie den Träumenden wird's dann uns sein! Mit Jesu gehn wir ein zu seinen Freuden! Der müden Pilger Leiden sind dann nicht mehr! :,: Halleluja! :,:

4. Ach, ins Allerheiligste führt mich mein Mittler dann; lebt' ich im Heiligthume zu seines Namens Ruhme! :,: Halleluja! :,: (F. G. Klopstock.)

17. Lobgesang.

1. Grosser Gott, wir loben dich! Herr, wir preisen deine Stärke! Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke. Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit.

2. Alles, was dich preisen kann, Cherubim und Seraphinen stimmen dir ein Loblied an; alle Engel, die dir dienen, rufen dir stets ohne Ruh': heilig, heilig, heilig! zu.

3. Auf dem ganzen Erdenkreis loben Grosse und auch Kleine dich, Gott Vater; dir zum Preis singt die heilige Gemeine! Sie singt Lob auf seinem Thron deinem eingebornen Sohn!

4. Sie lobsingt dem heil'gen Geist, welcher uns durch seine Lehren Gnade Trost und Heil erweis't; der, o König aller Ehren, der mit dir, Herr Jesu Christ, und dem Vater ewig ist.

5. Herr, erbarm', erbarme dich! über uns, Herr, sei dein Segen! leit und schütz uns väterlich; steh' uns bei auf allen Wegen! Auf dich hoffen wir allein: lass uns nicht verloren sein!

18. Ehre sei dem Vater etc.

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heil'gen Geiste, der da war von Anfang, der da ist und der da sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. :,: Amen. :,:

19. Der apostolische Segen.

(II. Kor. 13, 13.)

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heil'gen Geistes, sei mit euch (uns) allen, sei mit uns Allen! Amen.

20. Im Namen des Vaters etc.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen

---

Druck von G. D. Bädeker in Essen.

1886
1887
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98

05

Haesters, Albert / Haesters, Albert / Hebenstreit, Ernst Benjamin Gottlieb

Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen katholischer Volksschulen / Eigene Ausgabe für die katholischen Schulen des Königreichs Bayern

Essen 1863